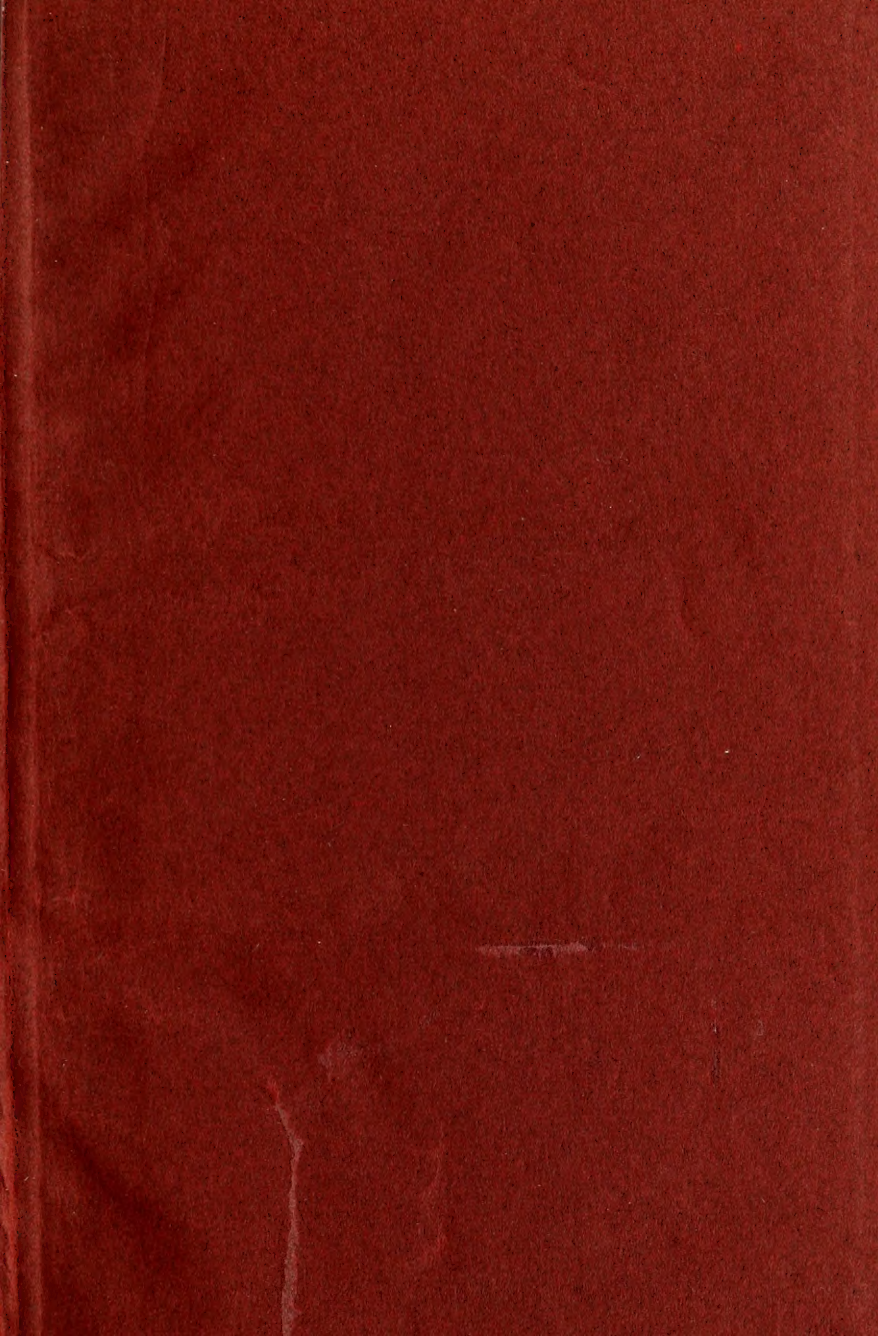
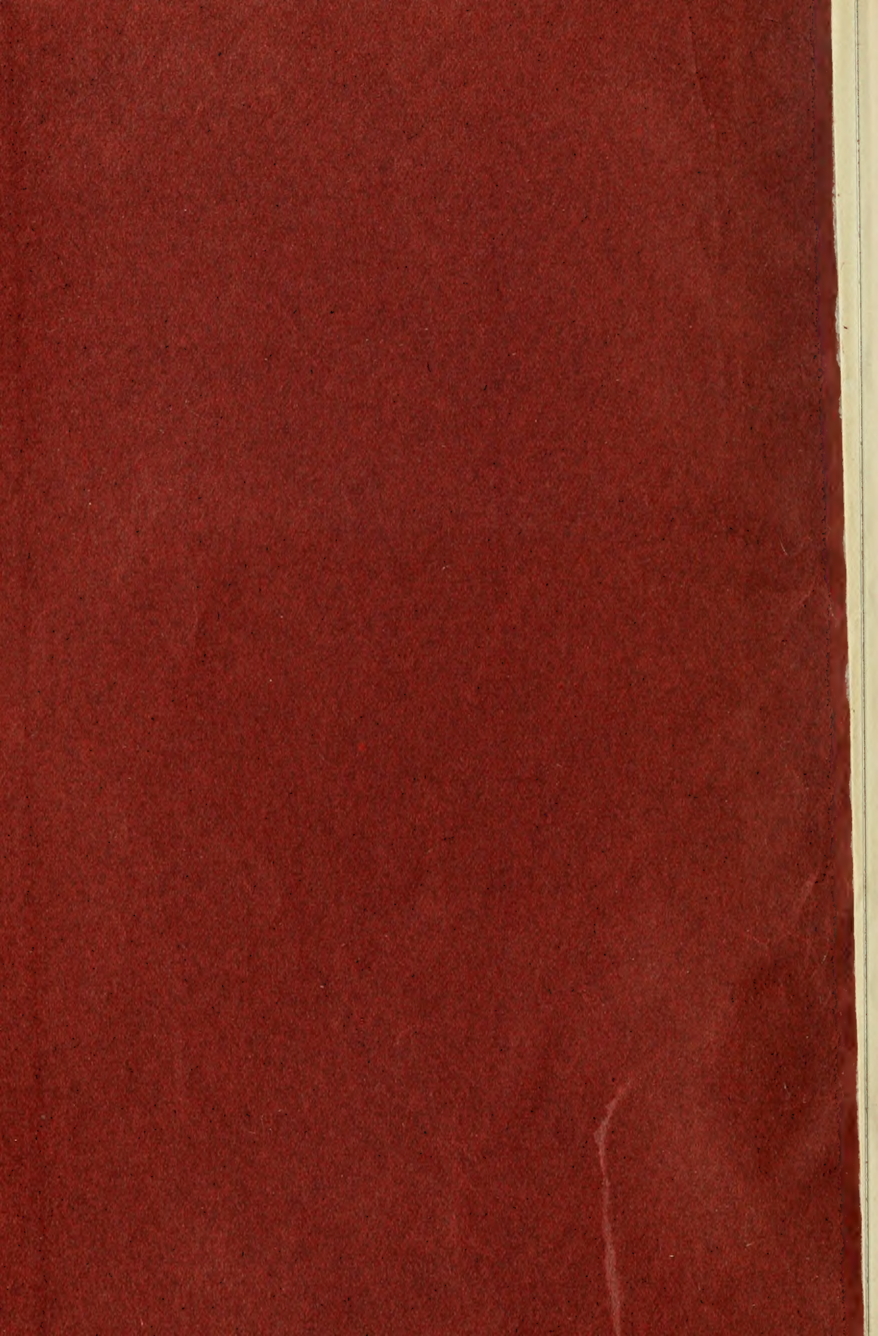
HEBBEL







Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke in zwölf Bänden

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben
und eingeleitet von
Adolf Stern

Siebenter Band

Berlin – Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.



Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Friedrich Hebbels Gedichte (Bd. VII).

Dritte Abteilung.

(Nachlese aus den beiden Sammlungen von 1842 und 1848.)

Aus der Sammlung von 1842.

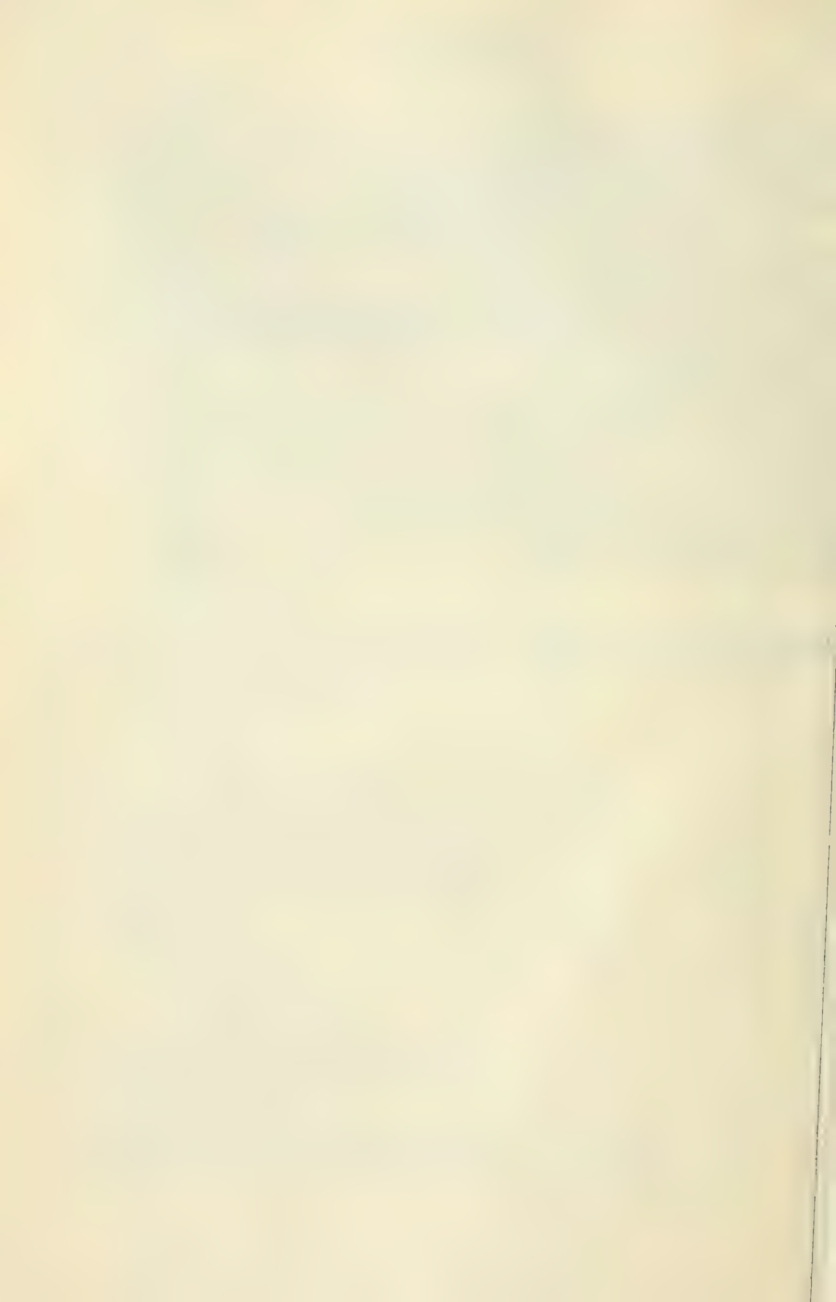
Gott. Mensch. Natur.

Sonette.

Aus der Sammlung von 1848.

Vermischte Gedichte.

Epigramme.



Dritte Abteilung.

Nachlese aus den beiden Sammlungen:

I.

Gedichte von Friedrich Hebbel.

(Hamburg, Hoffmann & Campe, 1842.)

II.

Neue Gedichte von Friedrich Hebbel.

(Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1848.)



Aus der Sammlung von 1842.

Der Schäfer.

Es zog in einer hellen Nacht
  Der junge Schäfer durch die Au;
Die Blumen dufteten so mild,
  Die Lüfte spielten lau.

Da säuselt's ihm so lind und süß
  Um das erglühte Angesicht:
So duften Blumen nimmermehr!
  So lind sind Lüfte nicht!

Ihm wird so wohl und doch so weh,
  Ach! leise Wonne hat sein Herz,
Wie eine Knospe, aufgeküßt,
  Nun haucht hinein der Schmerz.

„Euch, liebe Blumen, pflück' ich ab,
  Euch, laue Lüfte saug' ich ein
Doch kühlt ihr nicht, was brennt und glüht
  In tiefster Seele mein!

Ich höre nichts, ich sehe nichts,
  Und dennoch ist wie Gott mir nah,
Was all dies Sehnen stillen kann,
  Wohl fühl' ich's, es ist da!" —

„Und fühlst du mich, so höre mich:
Herab vom Himmel senkt' ich mich,
Ich schweb' um dich, ich web' um dich,
Ich liebe, liebe dich!

Ach Schäfer, liebster Schäfer, sprich,
Liebst du mich wieder inniglich?
Ich schweb' um dich, ich web' um dich,
Doch nimmer schaust du mich!" —

„Ich such' im Himmel alles Heil,
Wie sucht' ich dort nicht gern auch dich?
Hier unten hab' ich schon genug,
Denn o, du liebest mich!"

Der Schäfer trinkt den süßen Duft:
„Das ist ein Kuß vom Liebchen mein!"
Er wirft die Arme in die Luft:
„Mein Liebchen fang' ich ein!"

Der Frühling zog ihm, wie ein Traum,
Vorbei in wonniglichem Schmerz,
Und mit des Frühlings Blumen brach
Zugleich des Schäfers Herz.

Trennung.

Wir schreiten lange stumm und still
Zusammen durch das Leben;
Wenn auch das Herz sich öffnen will,
So schließt sich's doch mit Beben.
Wir pressen schweigend Hand in Hand,
Das Auge perlt von Tränen,
Da wird erkannt, doch nicht genannt,
Was wir mit Angst ersehnen.

Doch naht sie, ernst und finster, nun,
Die bange Trennungsstunde,
Da kann das Herz nicht länger ruhn,
Springt auf, wie eine Wunde.
Dann sind wir Armen schnell vereint
In schmerzlich süßem Triebe.
Und jeder frägt und jeder weint:
Du hattest so viel Liebe?

Tief sind wir in den süßen Tausch,
  Ach, allzutief, versunken,
Wir haben uns in wildem Rausch
  Die Seelen zugetrunken.
Man fühlt, was Mensch dem Menschen ist,
  Dann aber soll man scheiden,
Und in der Stund', wo man's ermißt,
  Muß man's auf ewig meiden.

Frage und Antwort.

„Was ist die Liebe? Sag' es mir,
  Der du so vieles weißt!
Du bist ein Dichter: frage an
  Bei deinem Dichtergeist!"

Ich weiß es wohl, doch kann ich's nicht
  In Worten dir vertraun.
Ein Mittel gibt es: Liebe mich,
  Da wirst du's deutlich schaun!

Der Knabe.

1.

Es spielten auf der Blumenau
  Die Kinder allzumal,
Die Sonne sank, der Mond sah hell
  Herab ins stille Tal.

Da nahte eine Mutter sich
  Und winkte ihrem Sohn.
Der Knabe sah sie bittend an:
  „Ach, liebste Mutter, schon?"

Die Mutter ging mit ihm nach Haus
  Und zog ihm aus das Kleid,
Der Knabe trotzte: fern von mir
  Sind Schlaf und Müdigkeit!

Die Mutter brachte ihn zu Bett,
  Das kränkte ihn gar tief;
Sein Auge war noch tränenfeucht,
  Als er schon ruhig schlief.

Ich frug: warum muß Euer Kind
So früh zu Bette gehn?
Die Mutter lächelte mich an:
„Um fröhlich aufzustehn!“

2.

Ich ging nach einer kurzen Frist
Dem kleinen Haus vorbei;
Ich sah die Fenster dicht verhüllt,
Und hörte Wehgeschrei.

Ich ging hinein, da sah ich bald,
Was hier geschehen war,
Der muntre Knabe, still und bleich,
Lag auf der Totenbahr.

Die Mutter schaute auf zu mir,
Sie sah mich flehend an,
Ich wurde erst so still, wie sie,
Doch tröstend sprach ich dann:

Der liebe Gott, er denkt, wie du,
Läßt früh ihn schlafen gehn,
Damit er einst am jüngsten Tag
Kann fröhlich auferstehn!

Auf ein neues Trinkglas.

Du funkelst rein und spiegelblank
Im Morgenstrahl der roten Sonne,
Dich füllt zum erstenmal der Trank,
Der Heiterkeit erschafft und Wonne,
Ich führe dich an meinen Mund,
Ich soll zum erstenmal dich leeren,
Doch frag' ich mich zu dieser Stund:
Wem tönt der erste Spruch zu Ehren?

Gern trink' ich auf dein eigen Glück,
Und wahrlich wird es dir nicht schaden,
Dir droht viel arges Mißgeschick,
Behütet dich nicht Gott in Gnaden.
Ich trete immer dreist heran,
Wo sich die Menschen tapfer freuen,
Doch, armes Gläslein, eben dann
Hast du sie allermeist zu scheuen.

Schon seh' ich sie, die muntre Schar,
Das ganze fröhliche Gewimmel,
Das du an manchem Tag im Jahr
Hinüber flügeln wirst zum Himmel.
Ich seh's, wie dich der Jüngling hebt
Und mutig stürzt mit kecker Lippe,
Und wie das scheue Mägdlein bebt,
Noch zweifelnd, ob sie sparsam nippe.

Ich bin im tiefsten aufgeregt
Bei diesem innigen Gedenken,
O, könnt' ich, was mich jetzt bewegt,
In deinen stillen Kelch versenken!
Da schlüg's in jedes Herz hinein,
Sobald der Mund aus dir getrunken,
Ein zweiter, schön'rer Feuerwein,
Und weckte drinnen heil'ge Funken.

Und früge sich wohl einer gar,
Woher sie komme, jene Flamme,
Da würde ihm auf einmal klar,
Daß sie von einem Bruder stamme,
Der, weil er ihm die treue Hand
Nicht reichen konnte und nicht sagen,
Was er so warm für ihn empfand,
Dem Glas dies heimlich aufgetragen.

Für wen?

Die Blume wird gepflückt
In ihrem höchsten Glanz;
Sie welkt, allein sie schmückt
Der Jungfrau Hochzeitskranz.

Beladen wird das Roß
Mit mancher schweren Last:
Der Wüste edler Sproß,
Er sinkt zusammen fast.

Doch geht der Kärrner frei
An seiner Seite her,
Daß dieser ledig sei,
Ward dem die Last so schwer.

Gewicht legt nach Gewicht
  Sich auf das Menschenherz,
Bis es zusammenbricht
  In seinem letzten Schmerz.

O Tränenperlenschnur,
  Dich weint' ich gerne voll,
Säh' ich die eine nur,
  Die einst dich tragen soll.

O Druck, dich trüge ich,
  In treuem Ernst bestrebt,
Säh' ich nur den, der sich,
  Wenn du mich beugst, erhebt.

Bei einem Gewitter.

Erst trübe Stille, ein Bedenken
  Der überflutenden Natur:
Soll ich zurück ins Bett mich senken?
  Enteil' ich kühn der alten Spur?

Doch dann des ersten Donners Grollen,
  Ein Riesenruf der Leidenschaft,
Und nun ergießt sie sich im vollen
  Empörten Strom, die wilde Kraft.

Toddürstig flammt der Blitz hernieder
  Der trunkne Donner jauchzt: Triumph!
Von Berg und Felsen hallt es wieder,
  Der Mensch verkriecht sich stumpf und dumpf.

Ha, taube Motten, die nur leben,
  Wenn alles Große untergeht,
Und die erbleichen und erbeben,
  Sobald das Tote aufersteht.

Auch mir erblaßt die heiße Wange,
  Auch mir durchschauert's Mark und Bein,
Doch nur, weil ich umsonst verlange,
  Den Elementen gleich zu sein.

Ach! dürft' auch ich in einem Blitze
  Verspritzen, wie's die Wolken tun,
Was ich an Kraft und Mut besitze,
  Müßt' ich auf ewig dann auch ruh'n!

Rosenleben.

Sonett.

Ach Rose, die du, märchenhaft gestaltet,
Wenn kaum der holde Lenz dahin gegangen,
Gleichwie ein Brief, den wir von ihm empfangen,
In stillem Zauber lieblich dich entfaltet!

Ich ahne, was als Leben in dir waltet,
Wenn deine Blätter, wie in Wollust prangen,
Und wenn dein Duft in sehnendem Verlangen
Den Kelch entschwebt, den seine Glut gespaltet.

Es ist dasselbe ungestüme Ringen,
Das auch in mir lebt, glühend und gewaltsam,
Zum Hohen und zum Höchsten vorzudringen.

Ich aber muß erst welken und vergehen,
Wenn du im Werden selbst schon unaufhaltsam
Beginnen darfst ein endlos Auferstehen.

Mutterschmerz.

Noch steht die kleine Wiege dort,
Jetzt darf sie stille stehen,
Den kleinen Schläfer trug man fort,
Ich werd' ihn nie mehr sehen.
Sonst weckt' er mich in jeder Nacht,
Dann tränkte ich ihn herzlich;
Von selber bin ich heut erwacht,
Da lächelte ich schmerzlich.

Wenn sonst der helle Morgen kam
Und ich ihn an mich drückte,
Wie ward's mir da so wundersam,
Wenn ich ins Aug' ihm blickte!
Ich glaubte dann in seine Brust
Recht tief hinab zu sehen
Und all sein Leid und seine Lust
Voraus schon zu verstehen.

Dann war es mir, als säh' ich viel
Von seinem ganzen Leben,
Ich sah des Knaben heitres Spiel,
Des Jünglings ernstes Streben.

Ich sah in seiner Kraft den Mann
In würd'gem Kreis beglücken,
Dann zog ich schnell mein Kind heran
Und küßt es mit Entzücken.

Er starb, und ach so schwer, so bang!
Mir sagte keine Stunde,
Wie süß der Muttername klang
Von seinem holden Munde.
Bloß Todesseufzer durft' ich hier
Von seinen Lippen hören,
Und bange Ahnung sagte mir,
Daß wir uns ganz verlören.

Sein Auge konnte, als es brach,
Kein Lebewohl mir sagen,
Er schien bloß, als er sterbend lag:
Du hilfst mir nicht? zu fragen.
Er hat die Mutter nicht erkannt
In all den andern Stunden,
Er hat erst, als ich hilflos stand,
Was ich ihm sei, empfunden.

Hochzeit.

Die Nacht ist stumm, die Nacht ist still,
Wie wenn sie Tote wecken will,
Auf steht die Jungfrau, bleich und krank,
Und tritt zu ihrem Kleiderschrank.

Und was sie aus dem Schranke nimmt,
Das glüht und leuchtet, glänzt und flimmt,
Es ist der Schmuck für eine Braut,
Kostbar, wie man ihn je geschaut.

Der Bräut'gam hat ihn ihr geschenkt,
Kurz, eh man ihn ins Grab gesenkt.
Wie war die Hochzeit schon so nah!
Doch war der Tod noch schneller da.

Die bleiche Jungfrau hängt sich stumm
Das funkelnde Geschmeide um,
Ein weißes Kleid, fast schauerlich,
Schlingt um die edlen Glieder sich.

Und auf dem Tische, klar und rein,
Blinkt in Krystall ein dunkler Wein,
Ein Silber- und ein Goldpokal
Dabei, wie für ein festlich Mahl.

Sie tritt zum Spiegel, fest und schnell,
Ihr Bild strahlt ihr entgegen hell,
Unheimlich lächelt sie sich an,
Zum blanken Tische tritt sie dann.

Hier schenkt sie die Pokale voll,
Daß schäumend jeder überquoll.
„Der goldene, der ist für dich!
Der silberne, der ist für mich!"

An stößt sie auf des Toten Wohl,
Wie klingt das dumpf, wie klingt das hohl!
Nun gießt sie einen an den Grund,
Den andern setzt sie an den Mund.

Die Mutter tritt am nächsten Tag
Beim Morgenstrahl in ihr Gemach;
Mit Grauen hat sie da erblickt
Die Tote, die sich selbst geschmückt.

Hexen-Ritt.

Es haben drei Hexen bei Nebel und Nacht
Zum fernen Blocksberg sich aufgemacht.

Begegnet ihnen ein feiner Mann,
Da halten die drei den Besenstiel an.

Spricht drauf die erste: „Ich tu' Euch kund,
Den da verwandl' ich in einen Hund!"

Spricht drauf die zweite: „Das ist nicht recht,
Zum Affen aber taugt er nicht schlecht!"

Spricht drauf die dritte: „Du bist ein Stock,
Er wird der trefflichste Ziegenbock!"

Und murmeln alle zugleich den Fluch,
Und jede entkräftet der Schwestern Spruch.

Und sind schon lange beim tollen Schmaus,
Da steht noch der Zarte in Schreck und Graus.

Und kommt zum Liebchen mit blassem Gesicht
Und klopft ans Fenster, doch ruft er ihr nicht.

Und redet sie leise, leise an
Und freut sich, daß er nicht bellen kann.

Und spricht vom Himmel auf Erden nun
Und denkt: das kann doch kein Affe tun.

Und als sie ihm hold in die Arme sinkt,
Da weiß er's gewiß, daß er auch nicht —.

Gruß der Zukunft.

Wenn dir vor Weh und Sehnen
Die ganze Seele schwillt
Und von verhaltnen Tränen
Das Auge überquillt:

Da grüßt dich, vorempfunden,
Das Leben, reich und voll,
Das einst in schönern Stunden
Dich göttlich tränken soll.

Die Wolke, segenschwanger,
Die über ihm nicht bricht,
Verhüllt dem durst'gen Anger
Der Sonne heitres Licht.

Wiedersehen.

Das war ein wunderliches Fest,
Woran ich teilgenommen;
Die Gäste sind, zu allerbest
Geputzt, in Zahl gekommen,
Mann, Weib und Kind, und Paar auf Paar
Viel blasse schöne Jungfrau'n gar,
Und doch ward mir beklommen.

Ich sah von langer Tische Reih'n
Kostbare Früchte winken
Und manchen edlen Feuerwein
In goldnen Bechern blinken.
Man schenkte ein, man legte vor,
Und doch war nichts, was ich erkor,
Und doch mocht' ich nicht trinken.

Es prangte stolz ein großer Saal,
Voll reichen Lichts und Glanzes,
Da drängten rasch sich durchs Portal
Die Damen, reichen Kranzes.

Die lustigste Musik begann,
Ich aber sah mit Grausen an
Den wilden Knäul des Tanzes.

Mein Liebchen trat heran zu mir,
Ich sah sie nicht, seit lange,
Ich schaute ängstlich auf zu ihr,
Es war mir seltsam bange,
Ernst, steinern-ernst, wie ich sie nie
Gesehen hatte, blickte sie,
Entfärbt war Lipp' und Wange.

Sie sprach zu mir kein einzig Wort,
Sie riß mich stumm und schweigend
In das Gewühl des Tanzes fort,
Unheimlich-dreist sich zeigend;
Doch schwand, wie sie mich wirbelnd schwang,
Mein Grau'n, und wilde Lust durchdrang
Mich steigend, immer steigend.

Mein Auge, keck und lüstern, hing
An ihrem blassen Munde,
Und, drängender, mein Arm umfing
Den schlanken Leib zur Stunde,
Da rief sie aus: „Hier ist es schwül,
Ich glühe, doch ist's wunderkühl
Im tiefen Erdengrunde."

Sie schritt hinaus, ich schlich ihr nach,
Ich suchte süße Labe,
Das Licht der Sterne blinkte schwach,
Fern krächzte heisch ein Rabe;
Da fiel mir etwas schwer aufs Herz,
Und ich rief aus mit Grau'n und Schmerz:
Sie liegt ja längst im Grabe!

Schlachtlied.

Fragt nicht, wohin? Fragt nicht, warum?
Nur immer drauf und dran!
Die Büchsen her, und Knall auf Knall,
Und jeder Knall ein Mann!
Und streckst du manchen in den Grund —
Du hältst ja wieder still;
Sei's Freund, sei's Bruder oder Sohn,
Mach' sich bezahlt, wer will.

Und ist die Heldenarbeit gleich,
So ist auch gleich der Lohn!
Mit Cäsar gilt's die Brüderschaft
Und mit Napoleon!
Ist solch ein Gut für etwas Blut
Denn nicht ein würd'ger Kauf?
Und können Tote auferstehn,
So steh'n sie heute auf!

Hurra, das pufft, das knallt und pfeift,
Daß schier die Erde bebt!
Die Trommeln wirbeln lustig d'rein,
Und alles ist belebt!
Am Morgen war's hier still und tot,
Kaum, daß die Wachtel schlug,
Und wenn wir erst erschlagen sind,
Wird's wieder still genug!

Mystisch.

Geh' du zur Kirche, fromm Gemüt,
Und sei kein Kind der Finsternis,
Und wenn dich Gott, der Herr, nicht sieht,
So sieht der Pfarr dich ganz gewiß.

Das griechische Mädchen.

Wenn, heiß vom Ringen und vom Kämpfen,
Ein Jüngling dir vorüberging,
Und, um die inn're Glut zu dämpfen,
An deinem Angesichte hing;
Wenn dann jungfräuliche Verschämtheit
Allmächtig dich von dannen zog,
Und dennoch innerste Gelähmtheit
Zu scheuem Zögern dich bewog:

Da mochtest du dich schüchtern fragen,
Ob einen Gott dein Auge sah,
Wie es nach alten heil'gen Sagen
Zu Lust und Leid schon oft geschah,
Und Semele und Daphne glitten
Im Traum an deiner Seele hin,
Und wie sie liebten oder litten,
Verwirrte gänzlich dir den Sinn.

Wenn nun in einer Dämmerstunde,
Der kühne Jüngling vor dich trat,
Und drängend, mit beredtem Munde,
Von Liebe sprach, um Liebe bat,
Da konntest du ihm nichts verweigern
Und brachtest stumm dein Selbst ihm dar,
Es ins Unendliche zu steigern,
Wie sonst ein Opfer am Altar.

Und nun, umfangen und umfangend,
Umbraust von einer neuen Welt,
Gedenkst, erbangend und verlangend,
Du sein, des Arm die Donner hält;
Wie wilde Blitze glüh'n die Küsse,
Du wogst und wallst, als wärst du Schaum,
Und dann besiegeln die Genüsse
Der Brautnacht göttlich deinen Traum.

Stillstes Leben.

Ich fuhr einst über Wasser,
Das hat gar wild geschäumt,
Die Stürme brausten wütend,
Die Nacht lag dumpf und brütend,
Ich aber hab' geträumt.

Ich ritt durch Waldesdunkel,
Mein Roß hat sich gebäumt,
Glutrote Wolken rollten,
Und ferne Donner grollten,
Ich aber hab' geträumt.

Ich bin zu Berg gefahren,
Da wurde nicht gesäumt,
An schwankem Seile baumelnd,
Erbangend, vorwärts taumelnd,
Ich aber hab' geträumt.

Zu ruhn in stiller Wiege,
Die Welt hinweg geräumt,
Und ungeseh'n und schweigend
Die Mutter drüber neigend:
Das habe ich geträumt.

Der Becher.

(Auf dem Straßburger Münster gedichtet.)

Von einem Wunderbecher
 Hab' ich mit Angst geträumt,
Woraus dem durst'gen Zecher
 Die höchste Fülle schäumt.
Draus sollt' ich alles trinken,
 Was Erd' und Himmel bot,
Doch mußt' ich dann versinken
 In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grausen
 Hielt ich ihn in der Hand,
Ein wundersames Brausen
 In seinem Kelch entstand;
Es flog an mir vorüber
 Die Welt in Nacht und Glanz,
Wie regellos im Fieber
 Verworr'ner Bilder Tanz.

Und als ich länger blickte,
 Bis auf den Grund hinein,
Wie Blitzesflamme zückte
 Mir's da durch Mark und Bein,
Und, gänzlich drin versunken,
 Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich schon getrunken
 Und schwände nun dahin.

Auf dem Kirchhof.

Wie scheint die Sonne lind und hell
 Und gießt die Fülle Lebens aus!
Wie tönt das Totenglöcklein schnell,
 Unheimlich schnell, im Leichenhaus!

Dem Spielkind, das die Glocke hört,
 Ist's Klang, Musik, wie andre auch:
Mich, den der heis're Grabruf stört,
 Beschwichtigt gleich ein Frühlingshauch.

Liebesgeheimnis.

Du nennst die Liebe ein entzückend Träumen,
 Ich nenne sie ein schmerzliches Erwachen;
Wir fühlen uns in öden Schlummers Räumen
 Gekettet an unwürdig-nicht'ge Sachen,

Wir schauern, es ergreift uns, ohne Säumen
Frei für das hohe Leben uns zu machen,
Allein wir Armen sind gar fest gebunden,
Bald ist der Mut, das Sehnen auch, entschwunden.

Ein müder Pilger kommt aus weiter Ferne,
Er streckt sich hin, zu dumpfem Schlaf ermattet.
Durch milden Blütenregen weckt' ihn gerne
Der Baum, der still und freundlich ihn beschattet.
Halb wacht er schon. Da leuchten alle Sterne,
Ihn kühlt ein Hauch, mit dem ein Duft sich gattet,
Der ganze Himmel neigt sich auf ihn nieder,
Er seufzt: ein Traum! und schließt die Augen wieder.

Licht in der Nacht.

Ich bin in der Nacht gegangen:
Wie dunkel und wie still!
Kein Hauch in den schweren Lüften,
Kein Stern, der leuchten will.

Vom Felsenhang herunter
Neigt sich ein einsam Haus,
Es fiel aus dem schmalen Fenster
Ein zitternd Licht heraus.

Der Pfad führt hart vorüber,
Da lauscht' ich denn hinein:
Ich sah einen Toten liegen,
Vom Leichlicht kam der Schein.

Zum letztenmal.

Zum letzenmal die Hand zu drücken,
Die warm die meine wieder drückt;
Zum letztenmal ins Auge blicken,
Das gern in meines wieder blickt;
Zum letztenmal die Stimme hören,
Die mir im Tiefsten widerhallt,
Dann ewiglich umsonst beschwören
Den süßen Ton, die Huldgestalt:
O grauenhaftes Vorempfinden
Des Todes, voll geheimster Qual,

Ich weiß dich nicht zu überwinden,
  Hab' ich dich denn zum erstenmal?
Und sagt mir durch dies inn're Bangen
  Wohl gar ein Tiefgeliebtes an,
Daß es im Stillen heimgegangen,
  Und daß es noch nicht folgen kann?

Vor dem Wein.

Dunkler, heiliger Wein!
  Sieh, ich dürfte dich trinken,
  Doch in dein mystisches Blinken
Schau' ich mit Andacht hinein.

O, wie schauert's mich an,
  All dies Quellen und Weben,
  Das zum glühendsten Leben
Wecken und steigern mich kann!

Das bist du, o Natur,
  Deiner gewaltigsten Kräfte,
  Deiner verborgensten Säfte
Überfließende Spur.

Wein, ich trinke dich! Bald
  Wirbeln nun Stürme und Fluten,
  Blitze und mildere Gluten
Mir durch die Brust mit Gewalt.

Vinum Sacrum.

Es schlichen zwei schlimme Gesellen
  Sich in die Kapelle hinein;
In Kannen, in goldnen, geweihten,
  Stand dort der heilige Wein.

Da spricht der eine mit Lachen
  Zum andern in sündigem Mut:
„Komm, willst du dich mit mir berauschen
  In Christi eigenem Blut?"

Der andere greift nach der Kanne
  Und setzt sie flugs an den Mund;
Sie trinken, und trinken, und trinken,
  Doch kommen sie nicht auf den Grund.

Sie trinken, und trinken, und trinken
Und treiben viel frostigen Scherz,
Doch steigt keine Glut auf die Wangen,
Doch flammt keine Lust durch das Herz

Sie trinken, und trinken, und trinken,
Die Kanne bleibt voll, wie sie war,
Da packt sie ein innerstes Grausen,
Sie stürzen hin am Altar.

Sie rufen: „Er blutet aufs neue,
Wer stillt des Blutes Lauf!
Er zeigt uns die offenen Wunden,
O weh uns, wir rissen sie auf!"

Nun schau'n sie ewig den Heiland,
Ein blasses, blutendes Bild;
Er blickt sie an, nicht finster,
Ach, so unendlich mild!

Der Priester.

In ernsten Tempels Düster,
Am Altar, mit dem Wein,
Da steht der bleiche Priester
Und tut ein Gift hinein.
„Die Zweifel und die Kämpfe,
Den innern Hohn und Spott,
Daß ich ihn endlich dämpfe,
Versuch' ich dich, o Gott!

Ist's Blut von deinem Blute?
Ist's Fleisch von deinem Leib?
Ich teil' in hohem Mute
Es aus an Mann und Weib.
Mich kann dein Blitz zerschmettern
Weil ich's mich unterwand;
Ich kann dich nicht entgöttern
Mit frevelhafter Hand!"

Der Morgen ist gekommen,
Das heil'ge Amt beginnt,
Still nahen sich die Frommen,
Zuerst sein eigen Kind.

Er reicht ihr ohne Beben,
  Fest blickend Wein und Brot,
Und ach: ihr junges Leben
  Erstarrt im schnellsten Tod.

Kalt schaut er auf die Tote,
  Zornig gen Himmel dann;
„Wohl bin ich noch ein Bote,
  Doch ohne Herrn fortan!
Den Himmel und die Erde,
  Ich find' sie schön genug
Für eines Gottes Werde,
  Und doch ist's Lug und Trug!

Ihr Männer und ihr Frauen,
  Die ich hier um mich seh',
Euch muß ich eins vertrauen,
  Das letzte, eh' ich geh'.
Mit Lust und Reiz und Schimmer
  Lockt euch ringsum die Welt;
Tut was ihr wollt, nur nimmer,
  Was eurem Gott gefällt!"

An des Erlösers Bilde
  Haftet sein Auge nun:
„Du Mann der ew'gen Milde,
  Schön war dein Traum, dein Tun!
Daß uns dein Wort nicht trüge,
  Tod littst du ohne Wank:
Ich zeihe dich der Lüge.
  Sieh!" Sprach's und trank und sank.

Vater und Sohn.

Der König wandelt vorüber
  An seiner Väter Gruft,
Die alte stumme Kapelle
  Verschwimmt in des Abends Duft.

Er winkt dem greisen Pförtner:
  „Schleuß auf das eherne Tor!"
Er steigt hinab ins Gewölbe,
  Der Pförtner weilt davor.

Er will dort unten beten
  Und knieet hin am Sarg,
Der des entthronten Vaters
  Bleiche Gebeine barg.

„Was bist du so früh gekommen?
  Du hast ja bis morgen Zeit!“
Die Kniee wollten ihm brechen,
  Er ist noch nicht bereit.

Er steigt hinauf, dem Pförtner
  Ruft er mit Schaudern zu:
„Du brauchst das Tor nicht zu schließen,
  Ich gehe bald zur Ruh!“

Die Nacht ist eingebrochen,
  Er kehrt ins Schloß zurück,
Da tritt der treuste der Diener
  Vor ihn mit bangem Blick.

Dein Sohn, mein Herr und König,
  Begehrt nach Zepter und Kron';
Wenn du ihn heut nicht tötest,
  So stößt er dich morgen vom Thron.“

Da leuchten ihm die Augen,
  Um seinen Geist wird's hell.
„Bringt mir die goldne Krone
  Und ruft den Sohn mir schnell!“

Der Sohn, mit glüh'nden Wangen,
  Tritt vor den Vater, stumm;
Der drückt ihm die Kron' auf die Locken
  Und hängt ihm den Purpur um.

Dann blickt er ruhig zum Himmel:
  „Jetzt darf auch ich mich nah'n!
Gott will, dies hat er verheißen,
  Mir tun, wie ich getan!“

Der blinde Orgelspieler.

In andächtiger Stille
  Stehn wir, dein frommes Spiel
Weckt in unendlicher Fülle
  Uns das tiefste Gefühl.

Meinen, hinüber zu treten
In den reinsten Kreis;
Mancher mag jetzt beten,
Welcher es selbst nicht weiß.

Ist Gott dir aufgegangen
In der ewigen Nacht?
Ward dir darum verhangen
Dunkel der Erde Pracht?

Eine der Tränen doch, eine
Lasse der Herr dich sehn,
Die in himmlischem Scheine
Jetzt im Auge uns stehn!

Heimkehr.

Laut durch die Luft, die dunkle Wüste,
Fuhr nächtlich-ungestüm der Sturm.
Die erste Stimme, die mich grüßte,
Erscholl herab vom Glockenturm.
Du Glocke, die so oft geschlagen
Zu meiner Lust, zu meiner Qual,
Was hattest du mir da zu sagen?
Das Alte alles noch einmal!

Sprüche und Gleichnisse.

Schmerz ist der Durst nach Wonnen,
Willst du den Durst verfluchen?
Er deutet auf den Bronnen,
Den Bronnen sollst du suchen.

„Sag' an, o lieber Vogel mein,
Sag' an, wohin die Reise dein?"
Weiß nicht, wohin,
Mich treibt der Sinn,
Drum muß der Pfad wohl richtig sein!

„Sag' an, o liebster Vogel mir,
Sag', was verspricht die Hoffnung dir?"
Ach linde Luft
Und süßen Duft
Und neuen Lenz verspricht sie mir!

„Du hast die schöne Ferne nie
Gesehen und du glaubst an sie?“
Du frägst mich viel,
Und das ist Spiel,
Die Antwort aber macht mir Müh'!

Nun zog in gläubig-frommem Sinn
Der Vogel übers Meer dahin,
Und linde Luft
Und süßer Duft,
Sie wurden wirklich sein Gewinn!

Leben und Traum.

Ich lag, ein kleines Kind, in meiner Mutter Schoße
Und spielte, still entzückt, mit Lilie und Rose,
Und von dem Duft berauscht, versank ich allgemach
In Schlummer lind und süß, wie jener Maientag.

Ich lag auch noch im Traum in meiner Mutter Schoße
Und spielte, wie vorher, mit Lilie und Rose,
Und sah wie Ros' auf Ros' dem Himmel sanft entquoll,
Indes die Erde leis zum Lilienbeet erschwoll.

Ach, rings nun, statt der Welt, nur Lilie und Rose,
Dazu der Mutter Blick und ihres Hauchs Gekose!
Selbst in der Seele war kein andres Bild mehr da,
Ich wußte nur von dem, was rings mein Auge sah.

Ich lag erwachend noch in meiner Mutter Schoße,
In Händen hielt ich fest die Lilie und die Rose,
Die Mutter, über mich gebeugt, sah still mich an!
O einz'ge Stund', wo Traum und Sein in eins zerrann!

Der Invalide.

Frei zieh' ich durch Dörfer und Städte,
Frei zieh' ich von Haus zu Haus,
Und um mein Amt zu vermelden:
Ich glaub', ich säe die Helden
Für künftige Schlachten aus.

Einst hatt' ich, was ich brauchte,
Jetzt brauch' ich, was ich hab',
Noch gibt man mir ganz so gerne,
Wie man mir in der Ferne
In Feindes Landen gab.

Dort schrieb das Quantum der Degen,
  Hier schreibt's der Stelzfuß vor;
Viel schmäler, meinetwegen!
Gewann ich doch an Segen,
  Was ich an Brot verlor.

Auch sind ja hier nicht die Klingen,
  Wie dort, auf mich erpicht;
Ich, dem gedroht jedwede,
Bin sicher jetzt gegen jede,
  Nur — gegen die eigne nicht.

Dort kommen Buben gesprungen,
  Ich nehme den Stein hier zum Sitz,
Am Bettelbrot mich zu stärken.
Wenn sich's die Buben merken,
  So bin ich noch zu was nütz'.

Lebensgeheimnis.

1.

Welle, du trägst mich,
  Spülst mir so lind um die Brust,
Ach, und erregst mich
  Mächtig in Schauer und Lust.
Könntest du mich nicht verschlingen:
Möcht' ich wohl ringen?

2.

Die Welle spiegelt licht und mild
  Das klare Gold der Sterne
Und jedes ahnungreiche Bild
  Der wundervollen Ferne.

Du springst hinein: da ist alsbald
  Die holde Pracht verschwunden,
Die Welle hat, so leer, als kalt,
  Nicht Stern noch Schein gebunden.

Schilt nun nur nicht in deinem Schmerz
  Die ew'gen Sterne Lügen,
Sprich nicht: die Hoffnung will mein Herz
  Mit Heuchelglanz betrügen!

Auf eine Verlassene.

Und wenn dich einer schmähen will,
  So zeig' ihm stumm dein schönes Kind,
Das macht die Seele weit und still,
  Das schmeichelt allen Sinnen lind.

Wenn er in ihrer sanften Glut
  Dies frische Paar der Wangen schaut,
So ahnt er, daß die reinste Flut
  Des holden Lebens sie betaut.

Und wenn er in dies Auge blickt,
  So neigt er sich in heil'gem Graus
Und wähnt, im Innersten durchzückt,
  Gott selber schaue stumm heraus.

Und küßt er diese Lippen dann,
  Von allem Höchsten still durchbebt,
Da frag' du leise bei ihm an,
  Ob er vergebe, daß es lebt.

Winter-Landschaft.

Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,
  Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;
Die muntern Pulse stockten längst, die Bäche,
  Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,
  Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,
  So gräbt er, glaub' ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,
  Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,
  Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.

Wiegenlied.

Schlaf, mein Knäblein, schlaf!
Wie du schläfst, so bist du brav.

Mutter will für all die Mühe,
Die du ihr, so spät als frühe,
Machst, du lachst nun oder schmollst,
Nichts, als daß du schlafen sollst.

Schlaf, mein Knäblein, schlaf,
Wie du schläfst, so bist du brav.

Draußen, rot im Mittagsscheine,
Glüht der schönsten Kirschen eine,
Wenn du aufwachst, gehen wir,
Und mein Finger pflückt sie dir.

Schlaf, mein Knäblein, schlaf,
Wie du schläfst, so bist du brav.

Immer süßer kocht die Sonne
Deine Kirsche, die zur Wonne,
Schlaf denn, Knäblein, leicht bedeckt,
Bis der Durst nach ihr dich weckt.

Schlaf, mein Knäblein, schlaf,
Wie du schläfst, so bist du brav.

Traum.

(Ein wirklicher.*)

Ich sah im Traum den alten König sterben:
Die einst so stolzen Augen sah ich brechen,
Die kühn gewölbten Lippen sich entfärben,
Und einen greisen Diener hört' ich sprechen:
„Bringt keiner denn die Botschaft seinem Erben?“
Da kam der junge König schon gegangen,
Erst griff er hastig nach der goldnen Krone,
Dann stürzten Tränen über seine Wangen,

---

*) „Über Nacht träumte mir: Ich sah den alten König Maximilian Joseph beerdigen und den König Ludwig krönen. Beides geschah im Grabgewölbe, und Leichen- und Krönungsfeierlichkeiten spielten gräßlich ineinander; die Leichenfackeln dienten zum Fackelzug bei der Krönung, und als der König Ludwig die Krone aufsetzte, nickte der König Maximilian aus seinem Sarg heraus mit dem Kopf. Ich war unter den Kronbeamten; als wir wieder heraufstiegen, verschloß der König Ludwig die Gruft und sagte zu mir, indem er mir den Schlüssel gab: laß den nicht heraus, aber mich laß auch nicht hinein!“ (Tagebücher, Bd. I. S. 68, den 6. Juli 1837).

Und, ernst sich schmückend mit dem teuren Lohne,
Dem Toten einmal noch zum Abschied nickend,
Stieg er mit festem Schritt hinauf zum Throne.
Nun flogen, immer toller sich verstrickend,
An mir vorbei die wunderlichsten Bilder;
Die Totenglocken hörte ich erschallen
Und in ihr dumpf Geläut hinein in wilder
Vermischung der Trompeten Jubelklänge
Und jauchzenden Kanonendonner hallen.
Ich sah, umstanden von der stillen Menge,
Auf dem Paradebett, geputzt, die Leiche,
Und viele, die die welke Hand ihr küßten,
Als ob sie jetzt noch Gnadenzeichen reiche.
Doch sah ich bald, es galt dem Edelsteine,
Der rot am Finger blinkte, ihr Gelüsten,
Sie nahten nur, sich ekelhaft vermummend
In Kummer und Verzweiflung, ihn zu stehlen,
Doch weil ihn alle wollten, ward der eine
Des andern Wächter, und vor Groll verstummend
Im Heucheljammer, eilten sie von hinnen.
Denn draußen — Keiner wagte dort zu fehlen —
Ward Stand nach Stand zur Huldigung berufen:
Wie stürzten sie zum Thron mit dumpfen Sinnen,
Wie stieß mich, den in ihre Sklavenmitte
Ein Zufall riß, zur Seite das Gewimmel!
Auf Knieen rutschten sie hinan die Stufen,
Als heische es die gottverdammte Sitte,
Der Menschheit letzte, halbverwaschne Spuren
Zu tilgen vor dem Angesicht des Fürsten.
Der schaute, fast im Zorn, bald auf zum Himmel,
Bald nieder auf die schnöden Wurm-Naturen,
Und unwillkürlich seinen Zepter hebend,
Mocht' er im Innersten der Seele dürsten,
Daß um zum Donnerkeil ein Gott ihn schmelze.
Ich aber rief, vor Zorn und Ingrimm bebend:
„Was an Entschlüssen jetzt dein Geist auch wälze —
Wofern du Gutes tust, ich will's dir danken,
Wofern du Böses tust, ich will's nicht schelten;
Vor diesem Anblick mag im tiefsten Grunde
Das Göttliche in deinem Busen wanken,
Er mag als Ablaß selbst für Nero gelten."
Es dunkelte, und als ich rückwärts spähte,
Da ward bei Fackeln, welche traurig brannten,
Der alte König langsam hergetragen.

Der Vivatruf gefror auf jedem Munde,
Das Grabgewölbe klaffte auf, es ächzte
Die Pforte, die sich lange nicht mehr drehte,
Die heitre Kunst beflorter Musikanten
Zersägt' indes durch ausgereckte Töne
Das Herz, das nach der ew'gen Fülle lechzte.
Der junge König folgte nun mit Zagen
Dem Zug zur Gruft hinein. „Weh! — rief er schaudernd
In der Musik gespensterhaft Gedröhne,
Indem er in die schwarze Höhle blickte —
Viel Raum! Ihn füllt der eine Tote nimmer!"
Ich, an der Schwelle mit dem Eintritt zaudernd,
War bald allein. Die Nacht war drohend düster,
Als sänne sie, wie sie die Welt ersticke.
Ich dachte: willst du's tun, so tu's auf immer!
Da kroch mir glatt ins Ohr ein frech Geflüster:
„Komm, willst du dich in Leichenwein betrinken?
Die Toten sterben, daß wir lustig leben!"
Und eh' ich den noch sah, der das gesprochen,
Da hört' ich von Posaunen, Hörnern, Zinken
Die wildeste der Melodie'n erheben.
Bacchantisch kamen alle, die den Toten
Mit Seufzern und mit Klagen kaum bestattet,
Als wären sie zum Fastnachtsspaß entboten,
Wie aus der Erde Bauch, hervorgebrochen,
Die Fackeln schwingend, noch am Arm die Flöre.
Ich lehnte ans Gemäuer mich, ermattet,
Doch einer, der mich ernst ins Auge faßte,
Zog seinen Dolch und rief: „Verstummt, ihr Chöre!
Hier ist der Feind, wenn ich den Feind hier töte,
So dürft Ihr ewig jubeln, ewig lachen,
Doch tu' ich's nicht, wird tückisch der Verhaßte
Beim ersten Dämmerschein der Morgenröte
Aus seinem Schlaf, der uns erschuf, erwachen,
Und dieses heißt, uns insgesamt ermorden!"
Rasch flogen aus der Scheide alle Schwerter,
Ich suchte mit dem Mantel mich zu decken,
Doch, eh' ich irgend noch verletzt geworden,
Befahl der König, dem ich plötzlich werter
Zu werden schien, die Waffen einzustecken.
Nun wandte er, indem er, ringsum grüßend,
Mir winkte, sich zurück zur Grabespforte,
Ich folgte still dem Ernste des Geheißes,
Und, wohlbedächtig dreifach sie verschließend,

Sprach er zu mir die grauenvollen Worte:
„Du weißt nicht, wer du bist, ich aber weiß es;
Drum geb' ich Dir, den Deine Hände fassen,
Den Schlüssel zu des Toten Schlummerhause,
Ihn sollst Du nicht heraus ins Leben lassen,
Doch — mich auch nicht hinein in seine Klause!"

Im Walde.

Wie tat mir Fuß und Rücken weh!
Wie sehnt' ich mich nach Ruh!
Doch, nun ich vor dem Wirtshaus steh',
Nun schreit' ich rüstig zu.

Der Giebel, der den Einsturz dräut,
Wird schier vom Wind bewegt,
Er hielt vielleicht sich nur bis heut,
Damit er mich erschlägt.

Am Fenster sitzt ein altes Weib,
Verfallen, wie das Haus,
Sie reißt im schlimmen Zeitvertreib
Den Spinnen Beine aus.

Langweilig sonnt ein Bursche sich
Im schwülen Mittagsschein.
Er gähnt, doch kaum erblickt er mich,
So springt er flink hinein.

Ein Spätlingsrabe, dick und schwer,
Wirft sich vom Baum herab,
Im Kreise fliegt er um mich her,
Als mäß' er mir das Grab.

Und öder finstrer Wald ringsum,
Als ob die Welt hier schließt.
Hier bleibt das Blut auf ewig stumm,
Das Mörderhand ergießt.

Ich pfeif' ein Lied, der Rabe krächzt
Und streift mir hart vorbei;
Es fällt ein Schuß, der Rabe ächzt,
Ihn traf, nicht mich, das Blei.

Genesungsgefühl.

Ich habe mit dem Tod gerungen,
Er griff nach mir mit eis'ger Hand,
Er hat mich dennoch nicht bezwungen,
Ich hielt ihm festen Mutes Stand;
Ich sprach: ich kann und will nicht glauben,
Daß Gott mein Leben fordern läßt,
Du willst mir's eigenmächtig rauben,
Und darum halt' ich's männlich fest.

Doch nun, da alle Kräfte quellen,
Nun, da in reger Werdelust
Die Lebenskeime wieder schwellen,
Als würd' es Lenz in meiner Brust,
Nun, da mir Gott vergönnt, aufs neue
Ein Kind zu sein, in mich versenkt,
Das, wie voreinst der Mutter Treue,
Jetzt Erd' und Himmel freundlich tränkt:

Nun fordert mich dies ohnegleiche,
Dies heil'ge Leben selbst heraus,
Daß ich's dem Tode überreiche,
Wie einen frischen Blütenstrauß,
Damit er ihn mit leisem Grüßen,
So duftig und so tauig blank,
Still lege zu des Ew'gen Füßen,
Als meiner Seele reinen Dank.

Die schöne Stunde.

Nicht schelt' ich dich, du schöne Stunde,
Weil du so schnell entwichen bist!
Du brachtest mir die süße Kunde,
Daß noch mein Herz kein totes ist.

Wie sollt' ich mit dem Becher hadern,
Weil er von meinem Mund sich trennt'
Er goß durch alle meine Adern
Den Wein, aus dem die Sonne brennt.

Der Blinde.

Der Blinde sitzt im stillen Tal
Und atmet Frühlingsluft,
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
Des ersten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, steht er auf,
Sucht, bis die Nacht sich naht,
Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
Sein Fuß es längst zertrat.

Das Licht will sich verstecken.

Das Licht will sich verstecken,
Ganz einsam brennt es dort;
Man soll es nicht entdecken,
Wo ist der beste Ort?
Hinab zur Höhle hüpfend
Im schwarzen Felsgestein,
Flink durch die Öffnung schlüpfend,
Wähnt es sich schon allein.

Du töricht Licht, verborgen
War diese Höhle sehr,
Doch hab' ich große Sorgen,
Sie ist es jetzt nicht mehr.
Schon tappt ein später Wandrer,
Nun tritt er ein mit Hast,
Und irrt noch wo ein andrer,
So ist's dein zweiter Gast.

Er sucht umsonst im feuchten
Gestein ein Lager, da
Sieht er ein weißes Leuchten,
Wie er's noch niemals sah.
In ahnendem Verlangen
Streckt er darnach die Hand
Und faßt mit glüh'nden Wangen
Den reinsten Diamant.

O Licht, versteck' dich nimmer!
Du siehst, wie es gelang.
O Licht, versteck' dich immer,
Wohin noch keiner drang!
Es wird in deinem Strahle
Die grauenvollste Nacht
Vielleicht mit einem Male
Ein reicher Wunderschacht.

An Elise.

Du fuhrst in deinem Traume
Auf blankem See dahin;
Sanft trugen dich die Wogen,
Zum blauen Himmelsbogen
Sahst du empor in frommem Sinn.

Da senkte aus der Höhe
Ein lichter Engel sich,
Und, die ein Westhauch schwellte,
Die goldne Harfe stellte
Er still und lächelnd hin vor dich.

Du wandest dich mit Zagen:
Die Harfe schlug ich nie!
„O, schlage sie nur immer!“
Nun tatest du's und nimmer
Entquoll ihr schön're Melodie.

Und ihre Töne lös'ten
Dein innerliches Sein:
Die Himmelstore sprangen
Schon auf, dich zu empfangen,
Da hieltest du in Demut ein.

Situation.

O könnt' ich doch wachen, mir ist so bang!
Es ist mir, wie nie noch mein Leben lang!
Die Augen, die fallen ihr zu.

Und vor ihr Bette, den Dolch in der Hand,
Tritt einer, der längst vor der Tür schon stand —
Du Düstrer, was willst denn du?

Er schaut sie an, ihr wird so heiß,
Sie trocknet im Schlaf von der Stirn den Schweiß
Dann lächelt sie wieder in Ruh.

Er hebt den Dolch, nun ist's zu End',
Sie zittert, sie betet, sie faltet die Händ',
Und schläft doch immer noch zu.

Wie's betet, das Kind, und schläft zugleich,
Das trifft ihn ins Herz, er wendet sich bleich:
„Ich komm' nicht wieder! Schlaf' zu!“

Leben.

Seele, die du, unergründlich
Tief versenkt, dich ätherwärts
Schwingen möchtest und allstündlich
Dich gehemmt wähnst durch den Schmerz —
An den Taucher, an den stillen,
Denke, der in finstrer See
Fischt nach eines Höhern Willen:
Nur vom Atmen kommt sein Weh.

Ist die Perle erst gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er schnell emporgewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft,
Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war.

Der Pokal.

Zwei Gläser wollen klingen,
Doch, eh' noch Klang und Ton
Ganz ist und voll, zerspringen
Sie von dem Stoße schon.

Die Scherben all zusammen,
Die trägt dann Stück vor Stück
Ein Sammler in die Flammen
Zum Umguß still zurück.

Dort sind mit einem Male
Die beiden nun versöhnt:
Sie werden zum Pokale,
Der aus sich selbst ertönt.

Der Bettler weint um seinen Sohn.

Der Bettler weint um seinen Sohn!
Ihr nährtet ihn, da mögt ihr meinen,
Ich habe gar kein Recht zu weinen,
Sein Tod sei euer Gotteslohn.

Ich glaube das, und weine doch!
Gott — oder wer? gab mir das Leben,
Ihr habt das übrige gegeben,
Wie? und wie gern? Ihr wißt es noch.

Ich wein' um ihn und bin nicht toll!
Ich nahm bisher, wie man auch reichte,
Denn abends gab ich selbst und zeigte,
Wie Mensch dem Menschen geben soll.

Ich wein' um ihn! Dies Geben nur
Verlieh mir Kraft zum herben Nehmen,
Ich konnte mich für ihn bequemen,
Doch jetzt empört's mir die Natur.

Ich wein' um ihn! Oft dacht' ich mir,
Wenn mir viel Bittres widerfahren:
Halt' aus! Halt aus! In wenig Jahren
Gibt er, wie du jetzt ihm, so dir.

Es heißt, man wird vom Weinen blind!
Drum wein' ich fort in meinem Wehe,
Bis ich euch Geber nicht mehr sehe,
Wie ich schon nicht mehr seh' mein Kind.

Eine Hinrichtung.

Der Räuber blickt vom hohen Schafott
Herab auf die wogende Menge;
Er spricht zum Henker in höhnendem Spott.
„Wohl dem, der nicht mit im Gedränge!
Ich steh' hier oben, wie immer, frei,
Du armer Schächer stehst blaß dabei,
Was ziehst du dein Werk in die Länge?

Von Narren und Toren der feige Chor
Umringt uns dichter und dichter,
Doch treten daraus, wie Kometen, hervor
Ein paar bekannte Gesichter.
Willkommen, Gefährten, ich seh's Euch an.
Daß ich Euch hier noch befehlen kann,
Auch Ihr sollt's sehen, Herr Richter!

So wie das Beil hier fällt, erhebt
Die Dolche, die immer bereiten,
Und jagt sie, bevor noch mein Geist entschwebt,
Den Nachbarn rings in die Seiten!

Sie töten mich, weil es Euch schrecken soll,
So zeigt denn, männlichen Mutes voll,
Was Euch Exempel bedeuten!“ —
Die Menge schaudert, der Richter schweigt,
Man will, doch man kann nicht entweichen,
Der Henker zittert, der Schrecken steigt,
Der Räuber drängt um das Zeichen.
„Ich will mein Recht jetzt, ich will den Tod!“
So ruft er vor Zorn und Verachtung rot,
Da — — — — —

Das traurige Licht.

Stürmisch ist die Nacht und dunkel;
Drüben blauen Lichts Gefunkel!
Doch ich kann dabei nichts sehn,
Als sein eigenes Vergehn.

Räuber und Henker.

In die düstre Waldnacht tretend,
Dünkt der Räuber sich ein Gott;
Gestern brach er aus dem Kerker,
Heute sollt' er aufs Schafott!

Vor ihm saß ein andrer drinnen,
Der das Gitter halb durchfeilt,
Wie er's packte, war's zerbrochen,
Er durchs Fenster unverweilt.

Von der Schildwacht, die er draußen
Mit dem eignen Bajonett
Niederstieß, nahm er den Mantel,
Das Gewehr und das Barett.

Dicht sich in den Mantel hüllend,
Schritt er keck-soldatisch vor.
„Wer da?“ — Wächter am Gefängnis! —
Pfeifend ging er aus dem Tor.

„Bist du's?“ Des Soldaten Liebchen
Rief es durch die Nacht ihm zu.
„Ich bin tot!“ versetzt' er murmelnd,
„Fürs Begräbnis sorge du!“

Mit des Morgens erstem Strahle
Ist der sichre Wald erreicht;
Freiheit! Freiheit! ruft er jubelnd,
Als die goldne Sonne steigt.

Sieh, da schreitet aus dem Nebel
Ein gespenstisch-hag'rer Mann,
Eingemummt im roten Mantel,
Unter'm Arm ein Schwert, heran.

„Guten Morgen! — spricht der Rote —
Ist's von hier zur Stadt noch weit?"
— Hast du Eile? — „Ja, den Räuber,
Den sie fingen, köpf' ich heut."

Räubern, die sich fangen lassen,
Nimmst du ihren Kopf mit Recht
Aber sprich, wie fing man diesen?
War's im offenen Gefecht?

„Einen Freund und Kameraden
Kam er, heimlich zu befrei'n,
Auch gelang's ihm, doch zur Strafe
Fingen sie ihn selber ein!"

„Tötest du ihn jetzt denn gerne,
Oder tust du's, weil du mußt?"
„Dies, wie das. Ich bin der Henker
Und mein Amt ist meine Lust!

Dann heraus mit deiner Klinge!
Wer's verdient, behält den Kopf!
Kannst nicht fechten! Kannst nur metzgern?
Fahr' zur Hölle, schlechter Tropf!

Schaust auf meinen Sklavenkittel
Mit verwirrten Blicken hin?
Sieh mir ins Gesicht, dies sagt dir,
Daß ich selbst der Räuber bin! —

Glühend setzt er ihm das Eisen
Auf die Brust, da zupft es lind
Ihn am Mantel, als er umsieht,
Ist's ein händefaltend Kind.

„Nimm dein Schwert, dort liegt's am Boden —
Spricht er jetzt zum Henker — zieh,
Köpfe mir dies Kind, das zitternd
Für dich bittet, dann entflieh!"

‚Tat das Kind — spricht jener bebend —
Dir ein Leid?" — So viel ich dir! —
„Es umklammert deine Knie!"
Rede nicht — gehorche mir!

Seufzend greift zum Schwert der Rote,
Fluchend schwingt er es zuletzt.
Das gilt mir! So denkt der Räuber.
Nein, dem Kind! Er ruft's entsetzt.

Stumm, in hohem Zorn entbrennend,
Schlägt er's Schwert ihm aus der Hand,
Und ihm ist, als ob er Ablaß
Aller seiner Sünden fand.

„Geh' jetzt — spricht er — schleif' die Klinge,
Die du führst, und wart' auf mich,
Bis ich einer Welt erliege,
Die die Tugend rächt durch dich!

Alt und jung.

Der Alte sieht die junge Maid,
Und fällt, versucht vom alten Triebe,
Mit höchster Alters-Zierlichkeit
Aufs Knie und stottert schamhaft: Liebe!

Sie lacht ihm nicht ins Angesicht,
Sie kniet nur hin, wo er gelegen,
Drückt seine Hand aufs Haupt und spricht:
Mein Vater, gebt mir Euren Segen!

Gott. Mensch. Natur.

Anschauungen, Phantasien und Ahnungen in Fragmenten.

Gott über der Welt.

Ich wandle durch den langen bunten Reigen
Von Welten, der die Schwester mir verhüllt,
Und doch zugleich in demutvollem Neigen
Von ihrer treuen Liebe überquillt.

Ich schaue gern hinein in jene Sonnen,
Sie sind mir wie ein Flammenblick von ihr,
Den einst, als wär' sie selbst darin zerronnen,
Ihr Auge kühn hinüberwarf zu mir.

Ich schaue gern hinein in diese Erden,
In ihnen sprudelt mir ihr eignes Blut,
Das, mag es auch zu Baum und Blume werden,
Doch mir nur schäumt in jugendlicher Glut.

Ich schaue gern den Wirbeltanz der Wesen,
Von dem ich längst in ihrer tiefsten Brust
Den Riß gesehen und den Plan gelesen,
Eh' sie ihn schuf in träumerischer Lust.

Was einst ihr Mund begeistert ausgesprochen
Als kreisenden Gedanken und Gefühl,
Ist voll aus ihrem Ich hervorgebrochen
In aller Formen schwindelndem Gewühl.

Und wo ein Funke glüht von ihrem Leben,
Glüht auch die Liebe, die sie zu mir trägt,
Doch fühl' ich, daß sie jetzt mir nur mit Beben,
Nicht trunken mehr, wie einst, entgegenschlägt.

Die Wesen können nur für mich entbrennen
Und ahnen bang und schauernd meine Kraft,
Die Schwester konnte jauchzend mich erkennen
Und hielt mich, wie ich sie, in süßer Haft.

Jetzt träumt sie tief und würde ewig träumen,
Doch bald vernimmt sie schlummernd meinen Ruf,
Dann wacht sie auf und zieht aus allen Räumen
Im ersten Atmen ein, was sie erschuf.

Der Mensch.

Und wär' es denn, und wär' ich nicht
Ein neues schön'res Leben,
Das schüchtern aus der Knospe bricht
Und mit geheimem Beben
Sich in die dunkle Kette schlingt,
Die, stets hinauf gewendet,
Durch Millionen Geister dringt
Und als ein Gott sich endet;

Und wäre ich der dunklen Kraft,
Die aus demselben Kerne
Die Blume und den Baum erschafft,
Den Himmel und die Sterne,

In ihrer höchsten Schöpferglut
Als Meisterstück entsprungen,
Von jedes Lebens reinster Flut
Aufs innigste durchdrungen —

Wär', was mir Lipp' und Wange malt,
Zugleich der Rosen Wonne,
Und was mir aus dem Auge strahlt,
Vom Flammenquell der Sonne,
Und triebe, was mir ab und auf
Die Brust durchhüpft als Seele,
Zugleich das Roß zum stolzen Lauf,
Zum Liede Philomele:

Das wäre schön, das wollte ich
Mit keinem Laut beklagen.
Natur, als Schwester dürft' ich dich
Alsdann im Herzen tragen;
Ich würde, Schwester, mich durch dich
Und dich durch mich verstehen,
In dir, Geliebte, würde ich
Mein stummes Abbild sehen.

Da wär' mir jeder West ein Gruß,
Womit mich du beglücktest,
Und jeder kühle Trunk ein Kuß,
Womit mich du entzücktest,
Und Luft und Duft ein süßer Hauch
Aus deinem Schwestermunde,
Und jeder blütenvolle Strauch
Von deiner Huld ein Kunde.

Da wüßte ich, warum ich bleich
Mich mit der Blume neige
Und mit dem Adler doch zugleich
Hinauf zum Himmel steige;
Ich wäre ja, als wie ihr Herz,
In die Natur verwoben,
Dies wird gebeugt von jedem Schmerz,
Von jeder Lust gehoben.

Und kehrte ich ermüdet nun
Zurück ins Grenzenlose,
Da dürft' ich sanft und selig ruhn
In meiner Schwester Schoße;

Als kühle Erde würde sie
Mich freundlich überdecken,
Und dann in zarter Sympathie
Als Sonne mich erwecken.

Das Sein.

Geheimnis, wunderbar wie keins,
Des In- und Durcheinanderseins
In dem unendlichen Gewühl,
Durch Sinn, Gedanke und Gefühl.
Der ew'ge Strom fließt ab und zu,
Wo fang ich an? Wo endest du?
Du sprichst ein volles, tiefes Wort,
Das wirkt in meiner Seele fort,
So webst du dich in mich hinein,
Denn, was es schafft, ist dein, wie mein
Und was der Mund nicht sagen kann,
Sieht eines doch dem andern an,
Alsbald erwacht Verschlingungstrieb,
Und eines hat das andre lieb.
Der fernen Sonne ew'ge Glut
Durchdringt belebend mir das Blut,
Was in dem Schoß der Erde gor,
Rankt sich als Wein zu mir empor,
Und was nicht in die Sinne fällt,
Hält ahnungsvoll das Herz geschwellt,
So daß selbst Gott mich nur erdrückt,
Damit er mich mir selbst entrückt.
So braust in wohlgemess'nem Takt
Dahin des Lebens Katarakt,
Daß jeder Tropfe, der entspringt,
Nach Maß jedwedes Sein durchdringt
Daß alle Form nur Grenzen steckt,
Damit sie Eigenstes erweckt,
Und daß das Ungeheure All
Sich umwälzt in dem kleinsten Ball.

Lebens-Momente.

Was ist die Welt? Der Schößling böser Säfte,
Die aus sich selbst die Gottheit einst ergoß,
Als sie, ausscheidend alle dunklen Kräfte,
In sich selbstsüchtig sich zusammenschloß.

Die steigen nun in grimmigem Geschäfte
Zu ihr empor und fordern ihren Schoß.
Umsonst. Sie dürfen tobend sich empören,
Doch nur, damit sie so sich selbst zerstören.

Was ist der Mensch? Er ist die morsche Brücke
Von der Natur zu Gott, die kühn und frei
Ihr Geist beschreitet, ob die innre Lücke
Denn nicht von oben her zu stopfen sei.
Vergebens! Denn im rechten Augenblicke
Bricht unter ihm sein Werkzeug stets entzwei,
Damit den Stolzen noch das Wissen quäle,
Daß ihm nichts Großes, nur das Kleinste fehle.

Was ist das Ende aller dieser Kämpfe?
Ermattung, gänzliche, im kranken Sein!
Am Abschluß der verworrnen Lebenskrämpfe
Stellt zur Verzweiflung sich die Ohnmacht ein.
Von oben dann, daß er das Grauen dämpfe,
Ein Gnadenstrahl wie Leichenkerzenschein.
Der Wesen letztes wird nicht mehr geboren,
Im Schoß der Mutter stirbt es, weltverloren!

Was willst du, Sonnenschein,
Was wollt ihr, laue Lüfte?
Ihr stellt zu spät euch ein
Und buhlt um süße Düfte.

Komm du heran, o Nord,
Willkommenster von allen;
Die Blüte ist verdorrt,
Nun will sie nichts, als fallen!

Sonette.

Goethe.

Dich heißen sie den großen Egoisten!
Auch hat die Kunst ein Recht, dich so zu nennen,
Doch nicht, die eifernd wider dich entbrennen,
Die Christen und die feigen Moralisten.

Dir gab sie für die längste aller Fristen
Die Kraft, das Weltgewebe aufzutrennen,
Und dort des Höchsten Keim noch zu erkennen,
Wo sich das Sein zerreibt in dumpfen Zwisten.

Doch, in der Gaben Überschwang vermessen,
Versuchtest du, die Weltverjüngungsquelle
In deinen eignen Adern fest zu halten,

Um aus dir selbst, von Gott nicht mehr besessen,
Und ganz allein getränkt durch jede Welle,
Ein Übermenschlich-Hohes zu entfalten.

Kleist.

Er war ein Dichter und ein Mann, wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Er stieg empor, die Welt ward klein und kleiner,
Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen,
Die wir nur fliegend oder nie erreichen,
Ward über ihm der Äther immer reiner.

Doch, als er nun die Welt nicht mehr erblickte,
Da hatte sie ihn längst nicht mehr gesehen
Und frech ihm selbst das Dasein abgesprochen!

Nun mußt' er darben, wie er einst erstickte,
Ihm blieb nichts übrig, als zurückzugehen,
Doch lieber hat er seine Form zerbrochen.

Der Mensch.

Die Wurzelkraft im Menschen treibt zum Eilen,
Sie strebt ins Weiteste aus allem Engen,
Sie will das letzte schon ins erste mengen,
Ihr bangt vor Raum und Zeit, die sie zerteilen.

Die Gegenkraft im Menschen treibt zum Weilen,
Sie will ans Nächste sich auf ewig hängen,
Sie möchte die Entfaltung rückwärts drängen
Und jede Wunde meiden, statt zu heilen.

Aus dieser beiden Kräfte Widerstreben
Entspringt in ewig wechselnder Gestaltung
Die unbegriffne Form des Seins: das Leben!

Und aus dem Seufzer, der den Tod verkündet,
Wird im Moment vernichtender Erkaltung
Ein Hauch, der neu und frisch die Flamme zündet.

Das Element des Lebens.

Du schiltst die Welt und zeigst auf deine Wunden
Und sprichst von deiner Kraft und deinem Wollen,
Und fühlst dich, weil die Menschen dir nichts zollen
Als Neid und Haß, im Innersten gebunden.

Aus meinem Mund ist in verfloss'nen Stunden,
Ich will's gestehn, das Gleiche oft erschollen,
Ich aber hörte lange auf zu grollen,
Obgleich ich Widerstand, wie du, gefunden.

In die entriegelte Pandora-Büchse
Das Widerstrebende zurück zu fluchen,
Heißt auf des Lebens Element verzichten.

Denn, wenn er gleich als Statue erwüchse,
Der Marmorblock, an dem wir uns versuchen:
Was bliebe noch dem Bildner zu verrichten?

Das höchste Gesetz.

Zwei Pole sind's, die hin und wieder stoßen,
Und gleich dem Pendel, dessen ew'ges Schweben
Nie ruht im Schwerpunkt, schwankt und schweift das Leben
Von dem zu dem im kleinen, wie im großen.

Und magst du, wenn dein Blick noch an der bloßen
Erscheinung haftet, dumpf entgegen streben,
Bald schaust du tiefer in der Kräfte Weben,
Und das Gesetz wird dich nicht mehr erboßen.

Die sanfte Linie der Unterscheidung,
Der holde Keim verborgner Möglichkeiten:
Das Dasein war nicht anders zu erkaufen.

Bewegung ist die einzige Umkleidung
Der innern Lücke; sollte es nicht schreiten,
So mußt' es stockend in sich selbst verlaufen.

Aus der Sammlung von 1848.

Vermischte Gedichte.

Der Jude an den Christen.

Ich sank zu deinen Füßen, bleich und blutend,
Ich zeigte stumm auf die Vergangenheit;
Ich rief, im Sterben selbst mich noch ermutend:
Sei du mein Heiland, jüngste, stolze Zeit!

Du standest still vor mir, mich ernst betrachtend,
Dein Blick, umwölkt zwar, schien doch mitleidvoll,
So daß mein Herz, bisher verzweifelnd schmachtend,
Zum erstenmal von sanfter Hoffnung schwoll.

Doch ach! Du zähltest schweigend nur die Wunden,
Die langsam mich, bis auf den Kern, zerstört,
Du fandest schaudernd alle unverbunden,
Und wandest dich, im Innersten empört.

Nun prägt mich, allen Zeiten zu beweisen,
Daß mich kein Mensch mehr Bruder nennen kann,
Dein Griffel, Zug um Zug, in Stein und Eisen;
Dann wiederholst du streng den alten Bann.

O, zerr' es nur aus dunklem Tabernakel
Hervor, mein Bild, zerrissen und entstellt!
O, stell' es nur mit jedem seiner Makel
Im Glanz der Sonne auf vor aller Welt!

Was war in Eurer Märt'rer Leib zu lesen,
Wenn man zerfetzt hervor sie stieß ans Licht?
Doch nur, wie hart die Folterbank gewesen —
Für Sünden hielt man ihre Wunden nicht!

An ein junges Mädchen.

Du hängst mit süßen Blicken
An meinem Angesicht;
Du möchtest mich beglücken,
Doch du vermagst es nicht.

Wie auch die Pulse klopfen,
Die Seele zagt und weint;
Ich bin ein Wassertropfen,
Durch den die Sonne scheint!

Eine moderne Ballade.

Hell und glänzend sind die Lichter,
Doch verdrossen die Gesichter;
Herrn und Damen, im Gemisch,
Kreisen um den grünen Tisch.

Und im Auf- und Niederwandern
Drängt sich einer nach dem andern
Zum Marquis, der für die Welt,
Das sind wir, die Bank hier hält.

Hier geht's wie am jüngsten Tage:
Auf geheimnisvoller Wage
Macht das Glück die Armen reich
Und die Reichen Bettlern gleich.

Dort, die schönste von den Frauen,
Sie erfüllt mich fast mit Grauen!
Wie ihr Busen sichtlich klopft!
Wie das starre Auge tropft!

Sind das Tränen, die sie weinte?
Ja, doch unterwegs versteinte!
Furchen zieh'n sie fast im Lauf,
Und der Teufel fängt sie auf!

Von der Höllenglut beschienen,
Werden's funkelnde Rubinen,
Blank, wie Dolche, rot, wie Blut,
Geben sie zum Morden Mut.

Jenes blitzende Geschmeide,
Ihre höchste Augenweide,
Weinte so beim Lampenstrahl
Eine and're einst mit Qual.

Und wie sollten sie nicht rinnen,
Ihre Tränen? Zu gewinnen
Hoffte sie so ängstlich-fest,
Und verliert den letzten Rest!

Nun, zur Leiche schier erblassend,
Steht sie auf, den Tisch verlassend,
Sieh, ein Herr tritt für sie ein,
Der schon Leiche scheint zu sein.

Lange schritt er auf und nieder,
Nahte sich, enteilte wieder,
Ging zur Türe, kehrte um,
Trat beiseite, kämpfte stumm.

An den Platz der Dame tretend,
Wirft er, fluchend oder betend,
Eh die Kugel wieder rollt,
Auf den Tisch sein letztes Gold.

Doch die rechte Hand, die rasche,
Fährt von hinten in die Tasche
Und umklammert — ahnt ihr's wohl? —
Unter'm Schnupftuch ein Pistol.

In den Diwan niedersitzend,
Auf des Tisches Rand sich stützend,
Blickt er nun in dumpfem Sinn
Starr und gläsern vor sich hin.

Gagne! Wohl! Er läßt es stehen!
Nochmals. Pah! Das kann geschehen.
Wieder! Sieh, dem lacht das Glück!
Abermals! Marquis, Geschick!

Und der Sieger? Unverändert
Sitzt er da, wie erzgerändert
Sind die Mienen des Gesichts,
Der will alles oder nichts.

Wie die Haufen Goldes schwellen!
Immer doppelt! Wie's im schnellen
Steigen zur Entscheidung drängt!
Va! — Jetzt ist die Bank gesprengt.

Nehmt! Und gebt! Das Gold ist Euer!
Nehmt's! Nun ist Euch nichts zu teuer.
Gebt's Pistol! Der blasse Mann,
Der Marquis, nimmt's sicher an.

Stolze Schlösser, edle Rappen,
Jauchzt doch: Freunde, Diener, Knappen,
Alles ist für Euch bereit. —
Fehlt nur noch Unsterblichkeit!

„Ha, der hat's im Schlaf gewonnen,
Darum heißt's: wie Traum zerronnen!
Zeugt, ihr Herrn, er schläft ja noch!
Mein blieb alles! — Weckt ihn doch!"

Der Marquis ruft's aus und schüttelt
Ihn am Arm, unaufgerüttelt
Bleibt er, wird nicht blaß, nicht rot;
Ist's ein Starrkrampf? Nein — der Tod!

Drei Schicksale.

Schon dreimal ward Amerika entdeckt,
Den ersten, den der Sturm dahin verschlug,
Hat ein Kazik als Strandgut eingesteckt,
Dem man gebraten auf den Tisch ihn trug.

Der zweite, reich mit Perlen und mit Gold
Beladen, fand die Straße zwar zurück,
Doch war die Landungsstunde ihm nicht hold,
Dem Hafen nah, versank er und sein Glück.

Dem dritten endlich hat auch die gelacht,
Er kehrte heim in seiner Heimat Schoß,
Und sie, der er den Goldtribut gebracht,
Hat ihm gedankt. Wem fiel das schwerste Los?

In öder Zeit.

Nicht fühlt die Harfe Schmerz,
Wenn sie kein Wind bewegt,
Doch wohl des Dichters Herz,
Wenn's ihm kein Gott erregt!

Ja, gäbe das, wie die,
Zerspringend einen Klang,
So kauft' es sich, wie sie,
Noch mit dem Tod Gesang!

An einen Freund.

Sonett.

Du rühmst mich oft um meine Dichtergaben
Und nennst mich reich, weil vieles, was ich dachte,
Dich mit dem selt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter dir gespendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermöcht' ich alles, was in dir erwachte,
Als sich dein Geist an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefsten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Musen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterscheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht gesellen.

Zwar, mancher trägt noch weniger im Busen,
Der glaubt, die Welt als erster Hirt zu weiden,
Und ist, o Zeit, doch Kork auf deinen Wellen!

Epigramme:

Das revolutionäre Fieber.

Freilich, ein Fieber des Volks, das revolutionäre,
Aber, wie seltsam, es stirbt immer der König daran!

Tieck.

Teuer mußt du es büßen, daß einst zum Haupt der Romantik
Dich dein kritischer Freund unvorsichtig gekrönt;
Stimmungen werden dir nun als Konfessionen gerechnet,
Träume als ein System, Launen als Dogmen der Kunst.
Freilich bist du kein Geist, aus dem die Normen der Zukunft
Sich gebären, doch auch keineswegs ein Gespenst;
Nein, es kehrt sich in dir die weiter schreitende Jetztzeit,
Wie zum letzten Ade, nach der Vergangenheit um.
Meinst du wirklich, sie müßte die Züge der sterbenden Mutter
Nicht bloß kindlich ins Herz graben, sie müßte sie auch
Kindisch in das Gesicht sich schminken, um ihr zu gleichen,
Traf dich dein Schicksal mit Recht, aber ich glaube es nicht.
Eines weiß ich, wofern du tausend und abermal tausend
Grillen hecktest, du hast längst den Freibrief bezahlt;

Märchen, wie deine, sind nie gedichtet, und fehlt dir zum Lustspiel
Auch die Gestalt, mir deucht, alles and're ist da.
In der Novelle dagegen vermag ich dich nicht zu bewundern,
Diese reizende Form hast du erweiternd zerstört.

Unterschied.

Pfaffen sah ich in Frankreich und in Italien Pfaffen,
Jene senken das Haupt, diese erheben es stolz.
Ach, dort sind sie verdammt, den Herrn zu tragen, und das ist
Schwierig, hier trägt sie der Herr, das ist denn sanft und bequem.

Notre Dame de Paris.

Mittelalterlich, ja! Wie eine verspätete Krähe
Nimmt die Kirche sich aus in dem blanken Paris.
Regen und Schnee sind verschwunden, und Frühling ist es geworden,
Blind nun stiert sie hinein in den blühenden Mai.

La Morgue.

Einen Jüngling erblickt' ich, das Schrecklichste glaubt' ich zu sehen,
In der Fülle der Kraft hatt' er dem Tod sich geweiht:
Diese Arme, sie hatten gerudert, bevor er gesunken,
Diese mächtige Brust hatte den Wellen getrotzt,
Und sie trugen ihn gern, er atmete wieder, da kehrte
Mit dem Lebensgefühl auch sein Schmerz ihm zurück,
Siehe, da hat er die Hände, doch nicht zum Gebete gefaltet,
O, wie schoß er nun schnell in die Tiefe hinab!
Jetzt erblick' ich den Greis, und schrecklicher will's mir noch dünken,
Der sich ins feuchte Grab schwer an der Krücke geschleppt:
Öfters mußte er ruhn, die zitternden Kniee versagten
Ihm den Dienst für den Weg, dennoch setzt' er ihn fort.
Ärmster, war's dir nicht möglich, die Last bis ans Ende zu tragen?
Wisse, schon legte der Tod auf die Sehne den Pfeil,
Ja, schon drückte er ab, du aber konntest nicht warten,
Bis er dich traf, und doch kamst du nur kaum ihm zuvor.

Gervinus.

Rückwärts gekehrter Prophet, Historiker, bist du es wirklich?
Scheint die Zukunft dir leer, weil die Vergangenheit voll?
Aber, stört er dich nicht, ein Doppelkopf: Goethe und Schiller?
Sind sie nicht Schultern vielleicht für ein künftiges Haupt?

Orthodoxe Protestanten.

Für die mutige Tat, dem Papst die Krone zu rauben,
Setzen sie Luthern zum Dank eine gleiche aufs Haupt.

Die Techniker in der bildenden Kunst.

Bilder ohne Ideen und Verse ohne Gedanken,
Vor der ewigen Kunst gelten beide mir gleich.

Als ich von Rom nach Neapel kam.

Endlich sehe ich Menschen und einige Pfaffen darunter,
Pfaffen sah ich bisher, sparsam mit Menschen gemischt.

Situationen-Stücke.

Situationen und keine Menschen! Die Dichter
Fordern Mitleid und Furcht für ein brennendes Haus.
Säh'n wir Lebend'ge darin, wir würden schaudern und weinen,
Puppen gehören hinein, und wir lachen sie aus.

Natur des Einfalls.

Ja, euch kommt wohl ein Einfall, doch glaubt mir, Freunde, der Einfall
Ist der Floh der Vernunft, den der Verständige knickt.

Goethe und sein Schönheits-Ideal.

Einen Garten zwar hat er in der Welt sich gegründet,
Aber wahrlich die Welt nicht zum Garten gemacht!

Die Dankbarkeit.

Wärest du wirklich die schwerste der Tugenden, wie man versichert?
Eine schwerere noch gibt es: des Danks nicht zu viel
Für die Wohltat zu fordern, die ja der eigene Dank ist,
Den man abträgt an Gott, daß er so reich uns beschenkt!

Das Genie und seine Nachahmer.

Mit dem eigenen Schatten das Bündnis würd' ich verschmähen,
Keiner wurde noch stark durch den törichten Bund.

Modernes Privilegium der Wissenschaft.

Philosophiert, nur tut's im Kreise des Staats und der Kirche!
Wirklich? Sagt doch einmal: wißt ihr, was ihr erlaubt?
Einen Beweis, daß alles in beiden vortrefflich bestellt ist;
Aber ich dächte denn doch, diesen führtet ihr selbst!

Novalis.

Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
Male nimmer, sie geht nicht hinein in ein Bild!

An das deutsche Volk.

Wackeres deutsches Volk! Du hast so noble Gelüste!
Wär' nur dein Hals nicht so steif! Könntest du diesen nur drehn!
Hinter dir würdest du dann vielleicht das meiste schon finden,
Was du noch immer erschrei'st, weil du's noch niemals bemerkt.
Kaiser-Tragödien! pochst du. Dein Uhland hat sie gedichtet!
Willst du im Bilde dich seh'n, herrlicher siehst du dich nie!
Volks-Komödien! rufst du. Da ist das Lager von Schiller,
Bunt und national, voll von komischer Kraft!
Einmal erscheinen die Götter und bringen die himmlischen Gaben,
Täglich kommt der Jongleur, der dir die Pfennige stiehlt.
Jene lerne verehren und diesen lerne verachten,
Wenn er den Pfiff auch versteht, neu in der Maske zu sein!

Der Zufall.

Was der Zufall mir scheint? Ein Rätsel, welches das Schicksal
Aufgibt: löse es, Mensch, und du bindest dein Glück!

Deutsche Nationalität im Ausland.

Bist du ein Brite, so wärst du im Ausland als Brite geachtet,
Bist du Franzose, du wirst als Franzose geschätzt,
Bist du ein Deutscher, so mußt du durchaus in Person dich hervortun,
Deine Geschichte hat nichts, gar nichts, für dich getan,

Und ich find' es doch schwierig, im bloßen Privatkrieg den Völkern
Abzujagen, was sie nicht von ihnen erzwang!

Der Allerdeutschste.

Niemals wehrt sich der Esel; als deutschestes unter den Beestern
Stört er niemands Genuß, selbst nicht des Wolfs, der ihn frißt.

Männer und Ordensbänder.

Knaben pflegen den Käfer an kurzem Bande zu halten,
Aber an kürzerem noch halten die Fürsten den Mann.

Deutsche Bühnen-Reform.

In das Bett des Prokrustes hinein sich pressen, ist wenig,
Reformator ist nur, wer's zu dehnen versteht!

Eine Anfrage.

Längst erschienen die Geister auf unserm deutschen Theater,
Wann wird endlich dem Geist zu erscheinen erlaubt?

Anhang zu den Epigrammen.
Gereimte.

Schmerzgedichte.

An mich selbst.

Wir mieden freilich das Gequiek,
Allein es gilt, noch strenger sein,
Es gibt auch nimmermehr Musik,
Wenn wir, und wär's in Rhythmen, schrein!

Ein jeder hat am eig'nen Schmerz
Genug, wie ihn das Glück auch liebt;
Es ist zu viel schon für das Herz,
Zu ahnen, daß es Leiden gibt.

Doch keinen macht die eig'ne Lust
So voll, daß ihm kein Raum mehr bleibt
Für eine fremde in der Brust,
Drum singe, wenn die Lust dich treibt!

Horaz und seine Regel.

Es sind nun fast zweitausend Jahr,
Da sprach ein römischer Magister,
Der freilich nicht Apollo war,
Doch allerdings sein bester Küster,
Es sprach Horaz: laß dein Gedicht
Im Pulte sieben Jahre liegen,
Und wenn dich dann der Kitzel sticht,
So laß es in die Weite fliegen!
Wir wissen nun zwar ganz gewiß,
Daß sich kein Geist darnach gerichtet,
Der sich mit Recht der Kunst befliß
Und für die Ewigkeit gedichtet;
Wir wissen, daß derselbe Hauch,
Der zum Gebet erweckt den Frommen,
Aus einer Dichterseele auch
Die Lieder lockt, so wie sie kommen;
Wir wissen, daß die Nachtigall
Ihr Singen nie in Krächzen wandelt,
Und daß es sich in jedem Fall
Nur um die Art des Vogels handelt;
Wir wissen, daß sie nichts erregt,
Als echten Lenzes Duft und Schimmer,
Und daß sie nicht des Winters schlägt
In einem wohl geheizten Zimmer.
Und dennoch hält der hohle Spruch
Sich dogmengleich noch immer oben,
Und platter Köpfe gibt's genug.
Die ihn als tiefe Weisheit loben.
Auch mög' er gelten fort und fort,
Es wär' verkehrt, ihn durchzustreichen,
Allein, an einem andern Ort,
Für Geister, die dem Flakkus gleichen,
Die, statt aus ihrer Brust die Welt
Zum zweitenmal hervorzuspinnen,
Sich kalt beschau'n, was sie enthält,
Und so ihr Inventar gewinnen.
Denn das ist Leben, was man frisch
Geschöpft hat aus der inner'n Quelle,
Und nur ein Narr will ein Gemisch
Der ersten und der letzten Welle;
Doch, wer es nur betrachten kann
Und dann verständig es beschwätzen,

Der gehe mit Bedacht daran
Und suche seinen Witz zu wetzen!
Sein Auge prüfe klar und scharf,
Es darf nicht vor Entzücken leuchten,
Und die Bewundrungsträne darf
Es noch viel weniger ihm feuchten,
Wer hat denn nicht davon die Spur,
Daß jeder, dem der Sieg noch lachte,
Stets der Gefühle erste nur
Und der Gedanken letzte brachte!

Noch ist Polen nicht verloren.*)

I.

Wild entbremt in Warschaus Gassen
Abermals der Freiheitskampf,
Und der ew'ge Weichselnebel
Wird verdickt vom Pulverdampf.

Noch ist Polen nicht verloren!
Schallt es laut aus jedem Mund,
Denn die Sense und der Degen
Sind zum erstenmal im Bund.

Alle Jagellonen schauen
Aus der Höhe stolz herab,
Und der große Sobieski
Steigt hervor aus seinem Grab.

Heute wird der Zar erzittern,
Wenn er auch nicht weiß, warum;
Kosciuszko selbst berührt ihn
Mit dem Totenfinger stumm.

Heute muß sein Thron hier fallen
Und ein Sprichwort obendrein,
Jenes Sprichwort, drin die Deutschen
Unsre Wirtschaft so verschrei'n.

Heute sind wir alle einig,
Heute sind wir alle gleich,
Und auf Einheit und auf Gleichheit
Gründen wir das neue Reich.

---

*) Nicht in den Sammlungen, sondern im „Deutschen Museum" von Robert Prutz. (Nr 32, 5. August 1853.)

Unsre alte Königskrone,
  Die bestäubt in Krakau liegt,
Fängt von selber an zu funkeln,
  Nun der weiße Adler fliegt.

Alle Augen, die hier brechen,
  Blitzen wieder auf in ihr
Und verleih'n den Diamanten
  Neuen Glanz und neue Zier.

Ja, indes wir tapfer kämpfen,
  Schwebt sie durch die Luft heran
Um auf den herab zu sinken,
  Der sich zeigt als bester Mann.

Und die Knechte, wie die Ritter,
  Alle haben gleichen Mut,
Auch nicht einer schont sein Leben,
  Auch nicht einer spart sein Blut.

Jede Waffentat der Väter
  Wird noch einmal heut vollbracht,
Und in ihrem tiefsten Grunde
  Wankt bereits die Russenmacht.

Noch ist Polen nicht verloren!
  Schwingt die Fahne, daß sie rauscht,
Laßt sie schmettern, die Trompeten,
  Denn Europa staunt und lauscht.

II.

Doch was ist das für ein Schwanken,
  Und was hemmt des Sieges Lauf?
Stand vielleicht das schlimme Veto
  Auch mit von den Toten auf?

Jenes Veto, das den Toren
  Zu des Weisen Herrn erhub,
Das zuerst des Reiches Freunde
  Und zuletzt das Reich begrub?

Weh, sie wispern und sie flüstern,
  Und das grauenvolle Wort:
Unsre Führer sind Verräter!
  Frißt durchs ganze Heer sich fort.

Wer zuerst es ausgesprochen,
  War vielleicht ein blöder Wicht,
War vielleicht ein fremder Späher,
  Doch in Polen forscht man nicht.

Lachen seh' ich dort und grinsen
  Einen mißgeschaffnen Zwerg,
Putzig, wie die Vogelscheuchen,
  Die man dreht aus Hanf und Werg.

Ließ der Zwerg sie los, die Schlange
  Der erlauchten Republik?
Einerlei, es ist die alte
  Und sie kriecht ihr ins Genick.

Polen, ihr seid nicht verraten!
  Doch sie glauben, daß sie's sind,
Und indes sie stehn und hadern,
  Sammelt sich der Feind geschwind.

Die Baschkiren und Mongolen
  Ballen sich zum grausen Kern
Und die Lanzen der Kosaken
  Machen ihn zum Morgenstern.

Polen, werft euch ihm entgegen,
  Drängt so fest zu einem Wall
Euch zusammen, daß der Tote
  Selber nicht mehr kommt zu Fall!

Rasch! daß eure Römertugend,
  Eines ew'gen Kranzes wert,
Euch statt dessen nicht die Kette,
  Die der Räuber trägt, beschert!

Rasch! ihr seid noch Menschen heute,
  Sorgt dafür, daß ihr es bleibt,
Daß man nicht als tote Nummern
  Euch ins öde Bergwerk treibt!

Doch sie hören nicht, sie streiten,
  Welcher Führer hängen soll —
Noch ist Rußland nicht verloren,
  Denn noch sind die Polen toll!

III.

Die Musik ist noch dieselbe,
  Die Trompeten schmettern wild,
Doch jetzt bläht sich auf der Fahne
  Eines andern Adlers Bild.

Heil'ger Iwan, sei gepriesen,
Der dem Briten auf den Kopf
Einst den Deckel festgenagelt,
Als ihn aufbehielt der Tropf!

Großer Peter, sei erhoben,
Welcher die Strelizen frisch
Köpfte mit den eignen Händen,
Wenn er lustig war bei Tisch!

Ihr seid noch mit eurem Volke!
Die Rebellen sind gesprengt,
Seht nur, wie der blut'ge Knäuel
Durch das enge Tor sich zwängt'

Ja, die eben Löwen waren,
Knirschend in ihr ehr'nes Joch,
Sind in Mäuse jetzt verwandelt,
Die nur spähn nach einem Loch.

In den Wäldern und den Schluchten,
Wie's der Zufall eben bot,
Wühlen sie sich ein und zittern,
Denn es gilt hier mehr als Tod!

Doch nicht jeder kann entkommen,
Mancher Kämpfer bleibt zurück,
Und nun ist ein finstrer Winkel
In der Sadt sein letztes Glück.

Einem Paar, das sich verspätet,
Hat ein räuch'riger Kamin,
Den sie eben offen fanden,
Kümmerlichen Schutz verlieh'n.

Kaum nur atmend, ängstlich lauschend,
Sitzen beide knieend da,
Denn des heil'gen Iwan Loblied
Hallt noch immer fern und nah.

Endlich wird es etwas stiller,
Und, vom ersten Schrecken frei,
Sucht der eine zu erforschen,
Wer denn wohl der zweite sei.

An der Art den Hals zu drehen,
Sieht man, er ist selbst Baron,
Und nur um so strenger mustert
Er den andern Erdensohn.

Zwar das Licht, das durch die Ritzen
Dämmernd fällt, ist mehr als schlecht;
Aber dennoch wird's ihm deutlich,
Daß er hockt bei einem Knecht.

Ja, das ist der haar'ge Knoten,
Der als Weichselzopf so schreckt,
Und der struppig-plumpe Schädel
Ist noch obendrein bedeckt.

„O der Frechheit: Hut herunter!"
Raunt er ganz erbost ihm zu —
Doch der scheint nicht drauf zu hören
Und verharrt in seiner Ruh'!

„Perlen kann ich statt der Erbsen
Kochen lassen, wenn ich will,
Drum noch einmal: Hut herunter!"
Doch der sitzt noch immer still!

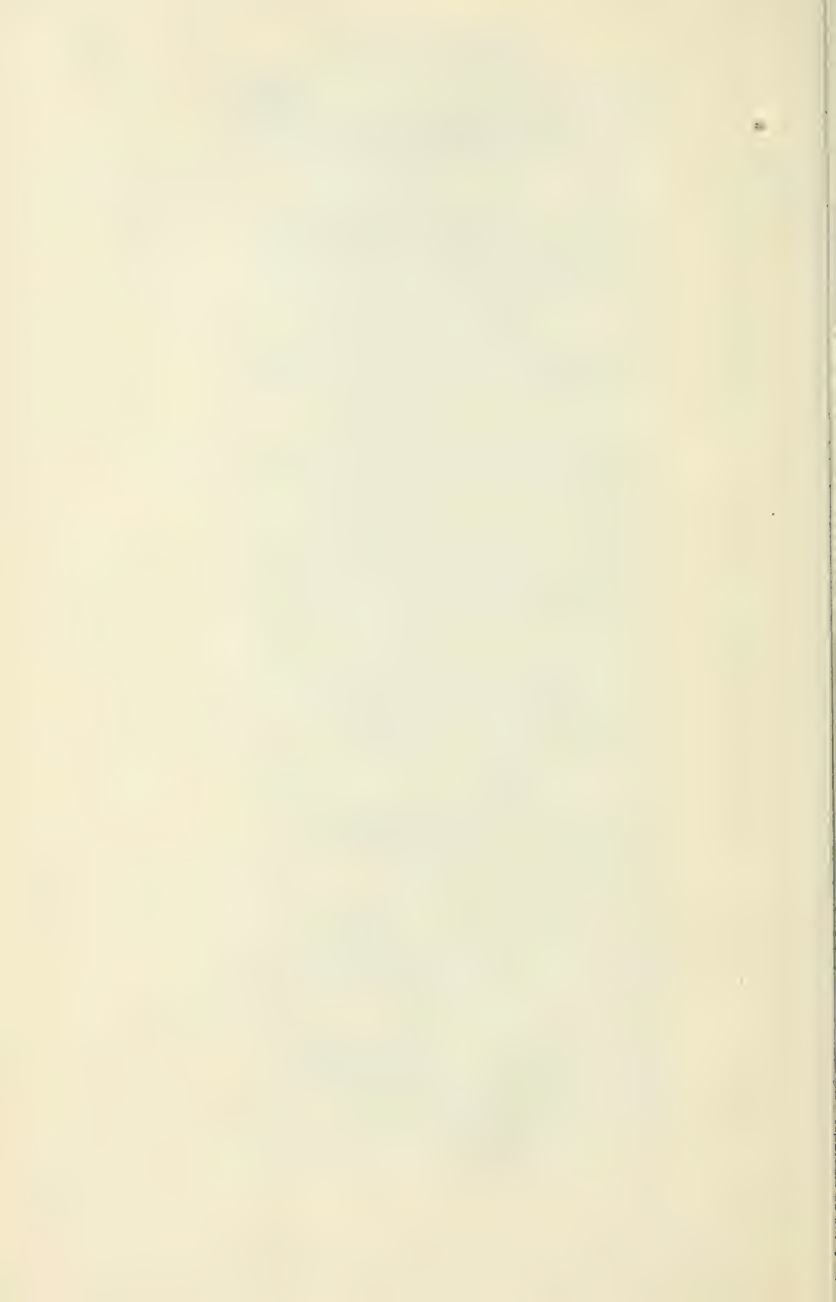
„Willst du Gleichheit dir ertrotzen,
Da mir selbst die Freiheit fehlt?
Hut herunter, Hut herunter,
Wie dich auch der Hochmut quält!"

Als der Knecht noch immer zögert,
Bricht der Freiherr grimmig los
Und versetzt ihm in die Rippen
Einen wohlgezielten Stoß.

Aber der empfindet's nimmer:
Denn dem Tode längst vertraut,
Hat er für den neuen Bruder
Sich verblutet ohne Laut.

Nur sein Leichnam wird getroffen
Und, sich überschlagend, stößt
Der die Tür auf, hier des Riegels
Wie im Paradies, entblößt.

Sieh, da naht, nach Beute spähend,
Ein Kosak — und mit der Wehr
Stellt er die gestörte Gleichheit
Zwischen beiden wieder her.



Aus den Tagebüchern.

Aus Band I.

1. Reue.

Wer klug einen Namen dafür erfand,
Der hat den Zustand gewiß nicht gekannt.

2.

Die Sucht, ein großer Mann zu werden,
Macht manchen zum kleinsten Mann auf Erden!

3.

Mir ward das Wort gegeben,
Daß ich's gebrauche frei,
Und zeige, wieviel Leben
Drin eingeschlossen sei.
Ich will ihn mutig schwingen,
Den geist'gen Donnerkeil,
Und kann er's mir nicht bringen,
So bringt er andern Heil!

4.

Mir will das zimperliche Wesen
Nun einmal nicht ins Herz hinein,
Denn, soll man durch den Schnee genesen,
So muß man erst erfroren sein.

5.

Und ist ein bloßer Durchgang denn mein Leben
Durch deinen Tempel, herrliche Natur,
So ward mir doch ein schöner Trieb gegeben.

Vom Höchsten zu erforschen jede Spur,
So tränkt mich doch, bin ich auch selbst vergänglich,
Ein Quell, der ewig ist und überschwänglich.

6.

„So viel, was einzig mich beglückt,
Warum versagt sich's mir?"
Die Rose, die du nie gepflückt,
Sie duftet ewig Dir!

7.

Gott schickt ein Unglück dir ins Haus:
Mach' du dir selbst ein Glück daraus!

8.

Homo.

Schreib' ihm die Wahrheit vor die Stirn,
Sie geht ihm doch nicht ins Gehirn;
Zwar ist der Denkspruch gut gewesen,
Allein ein and'rer mag ihn lesen!

9.

Judas.

Daß du Christus einst verraten,
Dieses achte ich geringe,
Doch mir scheint's die schlimmste deiner Taten
Daß du's tatst für dreißig Silberlinge.

10.

Ist dir der and're erst Sache, bald wirst du dir selber zur Sache,
Und um den edelsten Preis kaufst du das niedrigste Gut.

11.

Zwei wollen eines werden,
Daß keine Scheidung sei,
Und werden oft auf Erden
Erst dadurch völlig zwei.

Aus Band II.

1.

Der Bescheidene.

Ich bin nichts und will's gestehen,
Und das ist mir nur ein Spiel,
Denn ihr sollt ein Wunder sehen.
Eben dadurch werd' ich viel.

2.

Nicht darf der Staub noch klagen,
Der glühend und bewußt
Die ganze Welt getragen
In eigner enger Brust;
Worein ich mich versenke,
Das wird mit mir zu eins,
Ich bin, wenn ich ihn denke
Wie Gott, der Quell des Seins.

3.

Man pflanzt das Große nicht durch Reiser,
Und lächelnd spricht der jüngste Ruhm:
Es fehlt auch jetzt noch einem Kaiser
Auf Erden nicht sein Kaisertum!

4.

Einseitigkeit ist mir ein Dorn,
Wer wird sich drin begraben?
Man soll nicht hinten und nicht vorn,
Man soll die Nase allenthalben haben,
Und dann, damit es jeder weiß,
Da, wo sie sitzt, zugleich den Steiß!

5.

Die Distel sprach: nun will ich Rose werden!
Ich hörte es und schüttelte das Haupt.
Ihr Vetter Dornbusch sah's und sprach mit Zorngebärden:
Ein Schelm und Narr, wer ihr nicht glaubt!
Die Rosenstacheln hat sie schon,
Bald keimt die Blume selbst, dem frommen Wunsch zum Lohn!

6.

Ich bin zwar A und du bist B,
Doch stehen wir beide im Abc.

7.

Menschenbedenken.

Weil gegen uns die Erde sich nicht wehrt,
Die wir zerpflügen und zerstücken,
Darf ich den Floh, der sich auf mir ernährt,
Wie ich auf ihr, darum nicht knicken?

8.

Nemesis.

Und hab' ich gestern was gesagt,
Das irrig war und dumm und schwach,
So bin ich schon darum geplagt,
Ihr sprecht's mir heute nach.

Ja, meinen eignen Irrtum stellt
Ihr mir als Feind vors Angesicht,
Doch, wie der alte Hund auch bellt,
Er beißt die Wahrheit nicht.

9.

Der Hund hat eine feine Nase,
Er riecht im Kote noch den Speck,
Den Weihnachtsbraten noch im Aase;
Was folgt daraus? Der Hund frißt Dreck!

10.

So wird man denn nicht klug auf Erden!
Da haltet ihr die Uhren an,
Als könnt' es dann nicht Abend werden!
Nun wißt ihr bloß nicht mehr das Wann.

Warum den Schatten nur erschlagen
Mit seinem doppelten Gesicht?
Und heißt es denn den Tod verjagen,
Wenn man den Doktor niedersticht?

Hab' ich die Schwindsucht, muß ich sterben,
Heil dem, der mir die Krankheit nennt!
Denn nun versetz' ich meinem Erben
Noch eins in meinem Testament.

11.

In diesem Leben bunt und kraus,
Willst du die Regel finden?
Du könntest leichter einen Strauß
Aus Feuerwerkers Blumen winden.

12.

Dir hätte nimmer Mohammed den Wein
Verboten, könnt'st du ewig trunken sein.

13.

Bei der Abreise von der Erde.

Die Aussicht fand ich schön genug,
Die Sternschrift konnt' ich zwar nicht lesen,
Auch schrieb ich mich ins große Buch
Zum Zeichen, daß ich da gewesen.

14.

Es fällt mir doch zuweilen ein,
Wenn ich mein Bestes mache:
Wie werd' ich weit gekommen sein,
Wenn ich dich erst verlache!

15.

Seien deine Tage Chiffern!
Doch du wirst sie nicht entziffern,
Als am Ende, also fort!
Erst die letzte schließt das Wort.

16.

Wörter sind Laternen, steckt ein Licht hinein,
Und sie geben einen guten Schein.

17.

Der Tod bricht alle Blumen;
Ich kann's ihm nur verzeihn,
Wenn er sie bricht, so lange
Sie heilig sind und rein.

18.

Was zeigt dein grauser Bücherschwall?
Ein Regen ist kein Wasserfall.

19.

Ach, wie läßt ein Menschenleben
Doch so wenig Frucht zurück!
Ob die Jahre, die entschweben,
Auch zum Hundert sich verweben,
Alles, was sie dir gegeben,
Zählst du auf im Augenblick!

20.

Dichte, Dichter, nur halte dich in den Grenzen der Bühne!
Wachse, Knabe, nur nie über den Maßstab hinaus!

21.

Willst du den Frauen gefallen, so übe ein kleines Geheimnis,
Wenn du mit ihnen verkehrst; binde und löse zugleich!

22.

Motto für die erste Abteilung der Gedichte.

Hier stellt' ich auf, was innerstes Vermögen
Den Musen, die mich segnen, abgewann;
Wenn diese eure Hoffnungen betrögen,
So schaut die andern Bilder gar nicht an!

23.

Daß ihr euch selbst nicht erkennt, das scheint euch so sehr zu bekümmern;
Menschen, ihr lebt nur dadurch, daß ihr nicht wißt, was ihr seid!

24.

Warum der großen Seele selbst noch mancher Fleck geblieben?
Daß sie das Schlechte kann verzeihn und das Beschränkte lieben!

25.

Warum der große Haufe unbeständig?
Er glaubt, nur dadurch werde er lebendig!

26.

Der Goldfisch hat in einem Glase Raum,
Der Walfisch braucht den ganzen Ozean.

27.

Mach' dir das Leben ja nicht sauer
Und renne ruhig gegen die Mauer
Mit deinem Kopf! Hast du nur Glück,
So weicht die Mauer vor dir zurück.

28.

An die Deutschen.

Eins, hofft' ich, sollt' euch einig machen:
Der offen aufgesperrte Rachen
Des Ungeheuers, das euch droht,
Doch nein, ihr wollt euch erst vertragen,
Wenn ihr schon steckt in seinem Magen,
Doch seid ihr dann erquetscht und tot.

29.

Die „Karlsschüler“.

Welch ein Schauspiel für Götter! Dem unvergänglichen Schiller!
  Wird ein Vivat gebracht! Laube bedankt sich dafür!
Eben noch blies der Aufruhr zum Angriff auf dieser Trompete,
  Dennoch ist sie dem Recht nicht fürs Tedeum zu schlecht?

30.

Man sagt, die Wahrheit trage einen Schleier,
Sie ändert aber bloß das Angesicht
Und zeigt allein dem tapfersten der Freier
Das echte, jedem andern nicht.

31.

Die Kleinen könnten dich nicht quälen?
Gib acht, sie machen dir noch warm!
Man kann dir nicht die Knochen stehlen,
Allein man bindet dir den Arm.

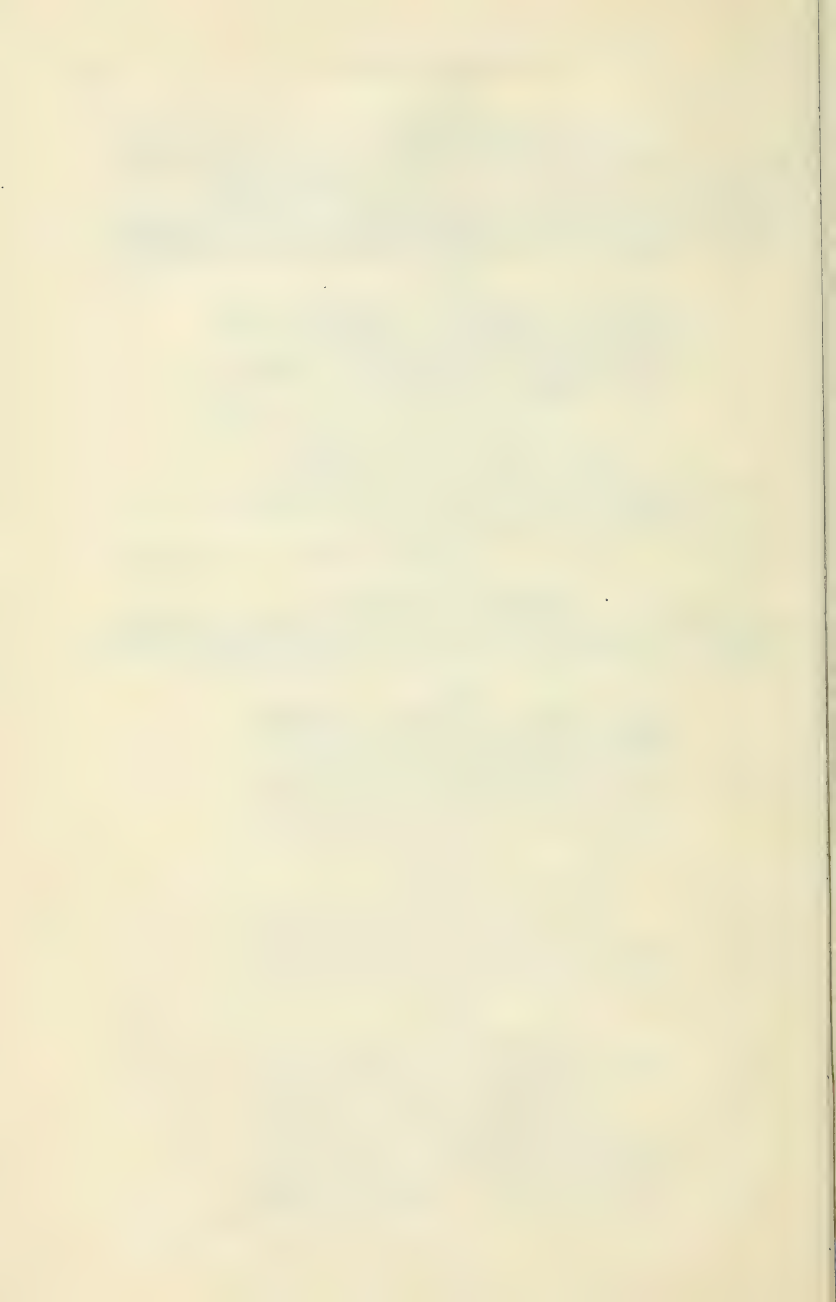
32.

Leidenschaft und Kritik.

Wohl ist die Wage gestempelt, geprüft auch sind die Gewichte,
  Aber es fiebert die Hand, aber es flimmert der Blick!

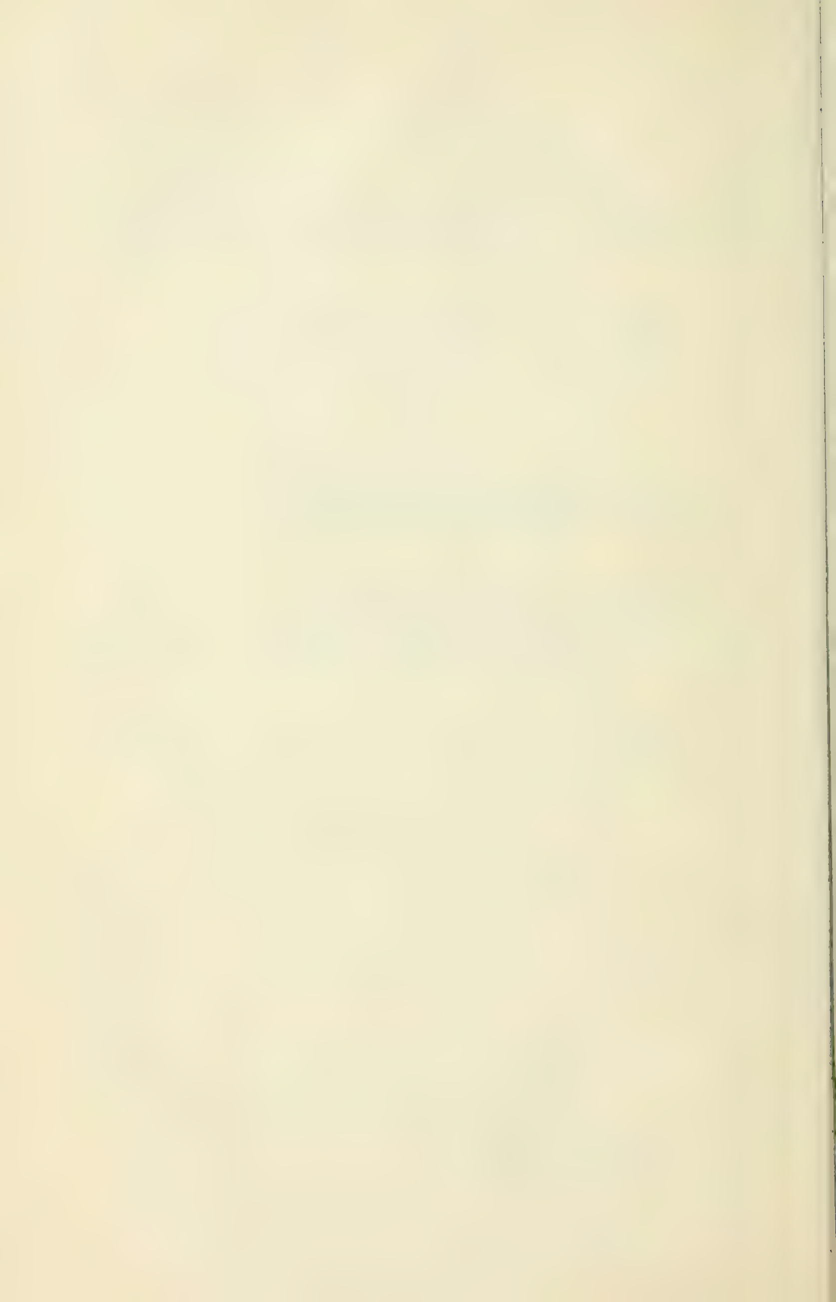
33.

Halt' nicht zu fest, was du gewannst,
Und schlag's dir aus dem Sinn,
Denn eh' du's recht beweinen kannst,
Bist du schon selbst dahin!



Vierte Abteilung.

Jugendgedichte.



Zum Neuenkircher Ringreiten.*)

Vor dem Reiten.

(Der Führer hält seinen Degen oder Säbel hoch in die Höhe, bis sich die ganze Brüderschaft in einen Kreis um ihn versammelt hat, alsdann senkt er ihn tief herab und fängt, sich gleichfalls tief verbeugend, an):

Seid mir alle bewillkommt, ihr Damen und Herrn,
Vom Osten und Westen, von nah und von fern;
Euch allen, ihr lieben Freunde, zu Ehren
Laßt uns erstlich ein Gläslein Rebensaft leeren.
Nur her, Aufwärterin, schenke mir ein:

(nachdem er das Glas empfangen)

Der geehrten Gesellschaft will ich's weihn!

(nach dem Trinken)

'S ist ein köstlich Ding um den Rebensaft;
Er belebt aufs neu' die sinkende Kraft,
Er ist's, der das Leben zum Eden schafft,
Der den Mut bewahrt, daß er nimmer erschlafft.
Noch einmal füllet mir den Pokal,
Ein Gläschen ist wirklich gar zu schal.

(als er das Glas empfängt)

Den lieblichen Jungfern sei dies geweiht,
Die da prangen in üppiger Herrlichkeit.

(nachdem er getrunken)

Doch aller guten Ding', spricht man, sind drei,
Drum füllt mir das Gläschen noch einmal aufs neu,
Damit ich heute recht fröhlich sei.

(das Glas in die Höhe schwingend)

---

*) Von Hebbel für seinen Freund Theodor Hedde verfaßt, von F. Bamberg in „Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen" (Bd. I. S. 10) zuerst veröffentlicht.

Dem, was da lebt und webt auf Erden,
Soll dieses Gläschen gewidmet werden.
(nach Abgabe des Glases)
Doch nun, liebe Kameraden der Brüderschaft,
Die ihr zu üben jetzt wünscht die brausende Kraft,
Eh' ihr erprobt die geöffnete Bahn,
Hört erst ein gemütliches Wörtlein an.
Und hat es gleich kein Weiser geschrieben,
Kann's keiner doch aus dem Herzen schieben,
Und seid ihr im Busen nur kerngesund,
Gewiß, so dringet zu euch mein Mund.
Wohl ist des Ringreitens buntes Gewühl
Ein getreues Abbild vom Lebensspiel:
Welche die Pferde gut zu reiten verstehn
Und gehörig vorwärts zum Ringe spähn,
Denen wird's beim Ringreiten gut ergehn;
Und wer auf jeglichem Pferde satteln kann
Im wirklichen Leben, so geht's wohl an:
Versteht er gut den Nacken zu biegen,
Kratzfüße machen, sich geduldig zu schmiegen,
Versteht er, am rechten Ort tüchtig zu schmeicheln,
Versteht er ferner, recht fein zu heucheln, — —
Dem kann's nicht fehlen, der wird schon siegen,
Denn jedweder Mensch hat eine gewisse Seite,
Wer ihm die kratzt, dem ist er gewogen —
Da schaut der Tor in die blaue Weite,
Und die Folge ist — — er wird listig betrogen.
Doch weil in unserm Erdenleben
Nicht jedem Menschen dies mitgegeben,
Weil nicht jeder heut kann weinen und morgen lachen,
So kann auch nicht jeder sein Glück hier machen.
Und wer's nicht kann, der heißt der Blinde,
Weil er nicht hängt den Mantel nach dem Winde —
Doch, falls er nur festen Schrittes geht,
So hat er die höchste Majestät;
Und hat er gleich nicht die irdische Lust:
Er trägt den Frieden in seiner Brust,
Und kann er nicht Ehre und Ruhm sich erjagen,
So braucht er sie nicht mit Unrecht zu tragen.
Jedoch, Kameraden, die Stunde ist da,
Die Bahn ist offen — das Ziel ist nah!

Frisch auf, ihr Lieben, hinein in die Bahn,
Geöffnet sind uns die Schranken —

Wer den Preis am Ziele will würdig empfahn,
 Der muß nicht weichen, nicht wanken:
Stets klar und spiegelhell sei ihm der Blick,
Gewiß, dann trifft ihn ein günstig Geschick.

Zwar, nicht alle empfangen den Siegerlohn —
 Nur einen wird er bekränzen:
Doch, nicht stets lebt Freud' unter goldener Kron',
 Wie sehr die Mächtigen glänzen:
Gewiß, der Höhe vermählt sich Gefahr —
Schön bleibt der Mittelweg immerdar.

Drum frisch, Kam'raden, und spornt das Roß,
 Hier gilt's, den Preis zu erringen —
Mutvoll hinein — dem feigen Troß
 Der Sklaven wird's nimmer gelingen.
Wer nicht freudig opfert den höchsten Glanz —
Nie schmückt den würdig des Glückes Kranz!

Nur mutvoll gerungen und kraftvoll gestritten,
So folgt euch der Sieg mit beflügelten Schritten:
Das Ziel ist hier, und treffen wird's leicht,
Wer mir nachfolgt und weder wankt noch weicht!
(hier reitet der Führer in die Schranken und trifft).

Nach dem Reiten.

(Feurig lebhaft vom Zugführer gesprochen; die Gebärden sind die vorigen.)

Der Kampf ist geendet, der König gekrönt,
Drum hört, wie euch allen mein Willkommengruß tönt:
Ihr alle, ihr alle sollt leben, jedoch
Empfang' unser König ein dreifaches Hoch!
Hurra, der beste der Fürsten soll leben
Und seine Auserwählte daneben!
Das schönste Glück mög ihn stets umschweben,
Ihm möge das Schicksal nur Rosen weben,
Ihm möge es jegliche Freude geben!
  Hurra! Hurra! Hurra!
  Der Sieggekrönte ist da!
  Hurra! Hurra! Hurra!
  Der Heißersehnte ist da!
  Hurra! Hurra! Hurra!
  Und Heil und Segen sind mit ihm nah!
Und nun, ihr lieben Damen und Herrn
Von Osten und Westen, von nah und von fern —

Verzeihet, daß ich euch muß verlassen —
Auf Pflicht und Beruf muß ein jeder passen.
Verzeiht auch, hab' ich's nicht gut gemacht —
Zum wenigsten hab' ich was Gutes gedacht;
Und der Wille, heißt es ja allgemein,
Will gleichwie die Tat gewogen sein.
Hurra! Lebt alle wohl!
Hurra! Lebt alle wohl! (Ab.)

Zum König.

Freiheit und Gleichheit — man hört's wohl schallen,
Doch bleibt's auch beim bloßen Namenlallen —
Die wahre Freiheit trägt in der Brust,
Wer dem Gesetze folget mit Lieb und Lust,
Wer die Fesseln der Sinnlichkeit kühn zersprengt,
Und ins Reich des Ideales hinaus sich drängt.
Eine irdische Majestät muß hier thronen,
Soll Ruh' und Fried' auf Erden wohnen —
Denn der Mensch ist zum Friedestören geneigt,
Wie's die Historie deutlich zeigt —
Unruhe machen sitzt in der Art
Der Herren mit und ohne Bart,
Unter Hundert will kaum einer das Gute,
Neunundneunzig trotzen mit frechem Mute.
Es muß die Menschheit einen Reiter haben,
Bald muß sie im Schritt gehn, bald galoppieren, bald traben!
Und wer dies noch nicht kann verstehn,
Braucht nur auf ein übermütig Roß zu sehn.
(wendet sich an den König)
Weil wir denn dies gehörig bedacht,
So haben sie Euch in Vorschlag gebracht,
Und seid Ihr denn zum König gemacht.
Wir erscheinen jetzt, Euch ans Amt zu führen,
Doch müßt Ihr versprechen, gut zu regieren.
Hurra! Der König soll leben.
Hurra! Hurra! Hurra!

Zum Führer.

Anrede.

Ordnung, spricht man, bildet die Welt,
Sie ist zum Merkstein der Schöpfung bestellt,
Ordnung zeigt ihre Segensspuren
In der rohen und in Menschen-Naturen,

Ordnung muß auch beim Vergnügen sein,
Will man auf die rechte Art sich erfreun.
Auch, spricht man, findet ein gutes Wort
Gemeiniglich auch einen guten Ort.
Darum erscheinen wir jetzt vor Dir,
Daß du glänzest, unserm Zug zur Zier;
Daß du mögest mit uns schalten und walten,
Auch mögest ein gemütlich Wörtlein halten —
Wohlan denn, verlasse das träge Haus
Und komm in die kreisende Welt hinaus!

Gegenrede.

Es sei denn, ob ihr gleich darin gefehlt,
Daß ihr gerade mich zum Redner erwählt —
Ich weiß nichts Angenehmes zu sagen —
Mein Wort fordert einen gesunden Magen.
Auch versteh' ich weder Griechisch noch Latein;
Doch mög's drum sein.
Bin ich denn nicht zierlich,
Bin ich nicht manierlich —
Einen Vorzug hab' ich — ich bin natürlich.

Kains Klage.

Wo verberg' ich mich und meine Sünde,
  Meine gräßlich-große Schuld?
Inn'res Auge, o erblinde,
Decke es mit dunkler Binde,
  Gottes Vaterhuld!
Auf den Fluren, auf den Auen,
Ist des Bruders Bild zu schauen:
  Morgenrot und Abendrot
  Deuten seinen Unschuldstod.

  Seinen Schatten seh' ich wanken,
Schaut zum Himmel auf mein Blick;
  Seinen Schatten seh' ich schwanken,
Kehrt zur Erde er zurück;
  Bin ich an das Meer entflohen,
Seh' ich aus der dunkeln Flut,
  Sein entstelltes Antlitz drohen,
Rinnen sehe ich sein Blut.

Flieh' ich in der Mutter Hütte,
Flieh' ich an des Vaters Brust,
Reißt es mich aus ihrer Mitte,
Reißt es mich aus Lieb und Lust;
Bluten seh' ich seine Wunden,
Strömen sehe ich sein Blut —
Nimmer wird mein Herz gesunden,
Nimmer kehrt der frohe Mut.

„Brudermörder," ruft die Blume,
„Brudermörder," rauscht das Laub,
An des Altars Heiligtume
Ward er deines Hasses Raub:
Und du wagst es, noch zu leben?
Und du hoffst auf Gottes Huld?
Niemals wird er dir vergeben,
Denn zu groß ist deine Schuld.

Ich Unglücklicher! Wohin mich wenden!
Wohin meine Flehenswünsche senden!
Fern ist Gottes Huld!
Welche Qualen meine Brust erfüllen!
Ewig nimmer wird der Herr sie stillen,
Denn zu groß, zu groß ist meine Schuld!

Ewig haftet Fluch auf meinem Leben;
Nimmermehr wird mir vergeben —
Ewig brennt des Schmerzes Glut!
Blutrot, blutrot, grinset mir die Sonne!
Mir vergiftet ist des Lebens Wonne,
Und die Erde träufelt Blut.

Wo verberg' ich mich und meine Sünde,
Meine gräßlich=große Schuld?
Inn'res Auge, o erblinde!
Decke es mit dunkler Binde,
Gottes Vaterhuld!

2. Juli 1829.

An die Unterdrückten.

Erzittert nicht! Noch keinem ist's gelungen
Den eignen Weg ganz ungestört zu gehn,
Doch wißt, es wird die Hyder stets bezwungen,
Vermögt ihr mutig im Gefecht zu stehn;

Nie hat das Laster sich den Kranz errungen,
Stets siegreich werdet ihr die Unschuld sehn:
Das Laster sättigt sich im Überdrusse,
Und Gift wird sein Genuß schon im Genusse.

Gern mag die Welt den Tugendhaften kränken,
Gern übt sie Rache an dem Biedermann,
Weil sie nach ihrem Willen ihn nicht lenken,
Zu ihrem Dienst ihn nicht bewegen kann.
Des weisen Griechen dürft ihr nur gedenken,
Doch schauet seinen Heldenmut auch an —
Das Leben konnten sie dem Großen rauben,
Doch nicht den hohen, himmelvollen Glauben.

Wohl Augenblicke kann's dem Menschen scheinen,
Als ob die Unschuld ihren Wert verliert,
Als ob der Sieg dem Laster sich will einen,
Als ob die Sünde wahres Glück gebiert,
Wohl Augenblicke kann die Unschuld weinen,
Doch zur Verzweiflung wird sie nicht geführt:
Das Laster stürzt; auf neugeschaffnen Bahnen
Erhebt die Tugend siegreich ihre Fahnen.

Und dann — — das Dunkel wird zur freud'gen Helle,
Verleumdung schlägt sich selbst den Rücken ein,
Der Neid saugt Gift aus seiner eignen Quelle,
Haß muß sich selber der Vernichtung weihn,
Des Bösen Glück zerstiebt mit Sturmesschnelle,
Der finstern Tat fehlt dann der lichte Schein,
Die stolzen Träume sieht er dann versinken
Und über sich des Rächers Richtschwert blinken.

Und auf der andern Seite strahlt die Tugend
Im lichten, sternefunkelnden Gewand,
Im Unschuldskleide nie entweihter Jugend,
Und freundlich reicht der Richter ihr die Hand.
Und freundlich führt er, nimmer sie versuchend,
Bewährte Unschuld in sein Siegesland
Und windet ihr, zum wohlverdienten Lohne,
Ums Haupt der Duldung schöne Palmenkrone.

13. August 1829.

Elegie am Grabe eines Jünglings.

Die ihr weinet, trocknet eure Tränen
Und erhebt den schmerzumfangnen Blick!
Denn, es bringt kein Harm, kein banges Sehnen
Den Entschlaf'nen euch zurück.

Leidend lag er auf dem Sterbebette,
Seufzte still, doch tief: „erbarme dich,
Großer Gott, Allmächtiger! errette!“ —
Und der Herr erbarmte sich.

Sah herab mit liebeglüh'nden Blicken,
Wie er auf den Menschen niederschaut,
Dem der Tugend himmlisch'stes Entzücken
Durch die trunk'ne Seele taut.

Gab, im ungetrübten Geisterspiegel
Zu bewundern seinen hohen Plan,
Dem gedrückten Jüngling Cherubsflügel —
Und er schwebte himmelan.

Wohl ihm, wohl! — Er hat das Land gefunden,
Wo die Blumen unvergänglich blühn,
Hat mit Palmen sich das Herz umwunden,
Ewig duftend, ewig grün,

Ist ein guter, ist ein schöner Engel,
Den vorangegang'nen Frommen gleich,
Flog er aus der Trauerwelt voll Mängel,
Hin in der Vollendung Reich,

Darf den reinsten Hauch der Gottheit trinken
Und empfängt der Duldung hehren Lohn;
Sieht den liebevollen Heiland winken:
„Komm', empfahe deine Kron'!“

Und er nimmt sie. Freudig schaut er nieder
Auf der nachgeblieb'nen Lieben Chor:
„Trauert nicht! Wir sehen uns ja wieder,
Denn auch ihr schwebt einst empor.

Duldet mutig! durch ein edles Leben
Nicht durch Tränen feiert meinen Tod!
Fröhlich müßt ihr euren Blick erheben,
Bin auch ich doch froh bei Gott.

Unsers Heilands Jesu Christi Glaube
Ist erhaben über Raum und Zeit,
Gibt dem Staube süße Ruh' im Staube,
Reicht der Seele Seligkeit!“

Schlafe denn, befreit von Gram und Kummer,
O Geliebter, schlafe sanft und süß
Eines Engels heitern Morgenschlummer,
Den er schläft im Paradies.

Schweb' auch ich in jene Friedens-Zone,
Wo du selig bist, dereinst empor, —
O, dann bringe du mir meine Krone,
Führ' mich in der Engel Chor,

Daß aus Gottes Aug' zum Segenstaue
Mir die Träne der Vergebung rollt,
Daß ich, was ich hier nur glaube, schaue,
Handle, wie ich hier gewollt.

Sprich dann: „Jede göttliche Empfindung
Ist in deiner Kron' ein Edelstein;
Deines Flammentriebes Überwindung
Führt dich in der Engel Reih'n."

15. April 1830.

Herakles' Tod.

„Nimm die Pfeile," so spricht mit unbeschreiblicher Milde
Er, der die Hydra bezwang und den nemeischen Leu,
Drückt den weinenden Freund zum letztenmal an den Busen,
Dann mit männlichem Schritt geht er ins lodernde Grab.
Aber, es sagen die Götter, die treu im Leben er ehrte:
„Seine Asche soll nie wirbelnd ein Sturmwind verwehn!"
Liebend umfängt da den sterbenden Helden die duftige Wolke
Und den irdischen Mann trägt sie empor zum Olymp.
Siehe, da tritt ihm Jovis, der Donnernde, freundlich entgegen,
Auch, die ihn immer verfolgt, Here im Sternengewand.
„Sei, was ich bin," spricht Zeus, „wie Götter ja hast du gewandelt,"
Und zum Versöhnungskuß beut sie den rosigen Mund.
Da begrüßen den herrlichen Bruder die Himmlischen alle,
Sinkt ihm holdselig ans Herz Hebe, die zierliche Braut.

19. August 1830.

Liebe.

Meinem Freunde Heinr. Aug. Theod. Schacht.

Freund, dir lächelt die Welt! Nimmer mit wilder Wut
Brach der Leidenschaft Sturm noch dir die Blume ab,
Die im heiligen Busen
Sorgsam fromm sich dein Geist erzog.

Unschuld nährt sie ja sanft, träufelt auf sie herab
Tau, wie aus goldenem Horn, stärkender Kühlung voll,
Tithons hehre Geliebte
Auf ein schmachtendes Veilchen geußt.

Bist du selig, mein Freund? Schau doch die Rose an,
Halb zersprengt sie die Knosp', aber mit eherner Macht
Hüllt die göttlichste Schöne
Noch der engende Körper ein.

Das dein Leben, o Freund! Nimmer im Lichte schon,
Nur im Dämmerungsschein schauest du seinen Geist,
Siehst ihn ferne nur blinken,
Kostest noch nicht den Göttertrank.

Aber, lispelt dir einst: „Teurer, ich liebe dich!"
Mit melodischer Stimm' himmlisch dein Mädchen zu,
Beut von den Morgenrotslippen
Dir den keuschen Verlobungskuß:

Dann mit ewiger Glut flammt dir die Sonne auf,
Dann ins durstige Herz saugst du die Seligkeit,
Dann beneiden die Engel,
Die du nimmer beneidest, dich.

Wie der Lilie Duft sich in dem linden West
Mit dem Äthergedüft, welches der Ros' entströmt,
Mischt, — empor zu der Sonne
Schwebt der dankende Wohlgeruch —

So vereinet die Lieb' Seele mit Seele ganz,
Hebt den Schleier der Zeit, schwingt, wie den Duft der West,
Wonneglühende Seelen
Zu dem Throne Jehovahs auf.

4. November 1830.

Schluß eines Diebes.

Es war mein' verstorbne Mutter
Meinem Vater beständig getreu
Denn es haben seinen Charakter
Wir Brüder alle drei:
Gibt's irgendwo was zu huschen
Wir sind, wie Papa, dabei.

März 1831.

Mein Glück.

Die Mutter ist erblichen,
Arm Kindlein weint nach ihr.
„Sie ist zum Nachbar gangen
Und bringt viel Schönes dir!"

Arm Kindlein legt sich gläubig
An eine fremde Brust,
Doch nimmer kehrt die Mutter
Und nimmer kehrt die Lust. —

Aus meiner armen Seele
Schwand mir jedwedes Glück,
Doch, klag' ich, ruft die Hoffnung:
„Es kommt erhöht zurück!"

Nun wohl! Will's aus dem Grabe
Auch nimmermehr erstehn,
So will ich, wie das Kindlein,
Doch hoffend untergehn.

8. September 1831.

Selbstvertrauen.

Kannst du nicht stehn auf dich selbst und bedarfst du der Hülfe von außen,
Wahrlich, so bist du ein Mann, wie ein Arm ohne Hand.
Sieh deine Mutter, die Erde, ernährt sie sich nicht durch sich selber?
Stärkt sie ihr eigener Dunst nicht als Regen und Tau?
Auf, und keltre dir denn in den rosigen Stunden des Glückes
Mit unermüdendem Fleiß festes Vertrau'n auf dich selbst!
Wisse, das wird in den Stunden des Kummers der dorrenden Seele
Stärkender Regen des Muts, kühliger Tau der Geduld.

15. September 1831.

Der Ring.

Die Wogen dröhnen dumpf und schwer,
Ein Reiter reitet hinab ans Meer.
Der hofft bei der Wellen und Winde Wut
Zu bessern und mehren sein Hab und Gut.

Da treibt eine Leiche an den Strand,
Hat einen güldenen Ring an der Hand;
Den zieht der Reiter alsbald ihr ab
Und überläßt sie dem Wogengrab.

Nun hat er von dem Meer sein Teil,
Besteigt sein Roß in froher Eil'
Und reitet von hinnen, in seinem Sinn
Vergnügt ob solchem schönen Gewinn.

Er sieht von ungefähr sich um:
Da gewahrt er hinter sich, still und stumm
Auf seinem Rosse ein Wesen so bleich,
Als wär' es entstiegen dem Schattenreich.

Das sieht ihn mit flehenden Augen an,
Als hätt' er ihm schweres Leid getan,
Und zeigt ihm seine rechte Hand
Und deutet zurück auf den Meeresstrand.

Dem Reiter wird es seltsam zumut,
Aus seinen Wangen fließt das Blut. —
Er reitet, als hinge sein Leben daran,
Doch nicht der Gestalt er entfliehen kann.

Nun steht sein Roß im Hofe still.
Der Reiter ins Haus entfliehen will —
Umsonst, es folgt ihm mit gleicher Hast
In seine Kammer der bleiche Gast,

Sieht ihn mit flehenden Augen an,
Als hätt' er ihm schweres Leid getan,
Und hält empor die rechte Hand
Und deutet zurück auf den Meeresstrand.

Der Reiter bebt, wie im Wind ein Blatt,
Dem der Herbst den Saft entzogen hat,
Er eilt von einem zum andern Ort —
Die Schattengestalt folgt ihm fort und fort.

Da spricht der Reiter mit bleichem Mund:
„Kann ich dir dienen, so tu's mir kund —
Wo nicht, verlaß mich, denn mit Graun
Und Beben kann ich dich nur schaun."

„„Ich danke dir die Rede sehr,
Nun kann ich sagen mein Begehr.
Doch zittre nicht — ich bin ein Geist,
Der, so wie du, den Vater preist.

Ich stand in meines Lebens Mai
Und hatt' ein Mädchen, schön und treu,
Da fand ich in der Wassersnot
Den nassen, bittern, kalten Tod.

Doch schloß ich gleich mein Auge zu,
Ich finde doch mit nichten Ruh,
Wenn fern von mir der teure Ring,
Den ich von der Huldin einst empfing.

So kehre mit mir an den Meeresstrand
Und stecke den Ring mir an die Hand,
Den du mir abgezogen hast,
Dann mag ich finden Ruh und Rast."

Der Reiter kehrt an den Meeresstrand
Und steckt den Ring an die kalte Hand;
Da dankt ihm freundlich die blasse Gestalt
Und ist verschwunden alsobald.

13. November 1831.

Aus den Briefen an Hedde vom Jahre 1831.

Und kann ich nicht das Ziel erreichen,
Das ich mir kühnlich vorgesteckt,
Soll doch nicht eh' mein Mut erbleichen,
Als bis mich kalt die Erde deckt.

— — — — — — — —

Der Doge von Venedig
Trägt nie ein Trauerkleid,
Mein Busen blutet ewig,
Doch klag' ich nie mein Leid.

Man sagt von einem Tiere,
Wenn es in höchster Not
Zu schwer die Last verspüre,
Gäb' es sich stumm den Tod.

Zu rühmen und zu preisen
Ist solch erhab'ner Sinn.
Den will auch ich beweisen,
Drum, Schicksal, nimm mich hin!

— — — — — — — —

Die Schnecke muß erst eine Wunde
Empfangen, wenn aus ihrem Schoß
In ihres Lebens schönster Stunde
Sich ringen soll die Perle los.

So steigt auch aus dem Dornenschoße
Des bleichen Jammers und der Not
Hervor das Herrliche und Große,
Auf der Bedürftigkeit Gebot.

Flocken.

Rat ohne Tat.

Es gleicht, wer jedem zu raten,
Statt einem zu helfen wählt,
Einer tüchtig sausenden Mühle,
Der es an Steinen fehlt.

Als ich Wielands Abderiten gelesen hatte.

Zwar, Abderiten gibt es viel noch in der Welt,
Doch nicht zu Richtern über Esels-Fehden sind sie stets bestellt,
Oft sollen sie mit dummem Kopf und steifen Händen
Das Schicksal eines edlen Volkes wenden,
Und machen's schlimm an allen Enden.

Wie man anerkannt wird.

Man ward und wird im Dichterstand
Durchs Anerkennen anerkannt.

An den Menschen.

Willst du den Ätna ersteigen, so schaue nicht in den Abgrund,
Daß du nicht schwindelst, empor richte gen Himmel den Blick — —
Strebst du göttlich zu werden, so schaue nicht auf die Ketten,
Welche zur Erde dich ziehn, schau' auf die Krone am Ziel!

Meinem Freunde S. zum Geburtstage.

So lange lebe nur, o Freund,
Bis hier ein zweiter Geist erscheint,
Der dich bei mir vertreten kann — —
Ewig lebst du dann.

Verschiedene Bitten.

Ach Amor, laß doch Phyllis nicht so spröde,
Rief Damon aus in seinem Schmerz;
Ach Amor, laß doch Damon nicht so blöde,
Rief Phyllis aus, und gib ihm etwas Herz!

Freude.

Lästert die Freude nicht! Sie ist ein Abglanz der Gottheit,
Welcher mit himmlischem Rot irdische Wangen besäumt.
Manche Blume zwar blüht und wird vom Sturmwind entblättert,
Eh' ihr den durstigen Mund einmal die Sonne nur küßt,
Soll sie aber drum glauben, es strahlte die herrliche nimmer?
„Eine Sonne doch gibt's," lispelt sie, welkt und vergeht.

Der Kranz.

Seht den lieblichen Kranz, gewunden aus goldenen Ähren,
Blumen darunter gemischt, rötlich strahlend und blau!
Eng verbindet sich hier, was nutzbar ist, mit dem Schönen —
Beides blühet, vom Tau süßer Vereinung gestärkt.
Männer, ihr gleicht den Ähren; so seid denn Ähren voll Körner!
Frauen, die Blumen seid ihr! Schließt den Ähren euch an!
Schirmt, ihr Männer, die Blumen im Sturmgebrause des Lebens!
Knickt die Ähren nicht, Frau'n, durch — ihr werdet verstehn!

Heinrich v. Zütphen.

Bei Betrachtung des diesem Glaubenshelden auf dem Kirchhofe in Heide errichteten Denkmals.

Dulde, göttlicher Mann! Es zeugt dein Blut ja den Lorbeer,
Welchen die Nachwelt dir einst dankbar setzt auf dein Grab.
Männer weinen dir dann! Dir weint manch zierliches Mägdlein
Und dein strahlendes Bild lächelt dem Jünglinge Mut.
Nur im Boden von Malta, dem felsigen, wachsen die schönsten
Rosen, nicht wo der Lenz ewig die Erde umarmt,
Nur auf Fluren des Leidens erblüht unendlicher Nachruhm,
Welcher nimmermehr reift auf der Aue des Glücks.

Unschuld.

Wem in heiliger Brust der Unschuld Flamme nicht glühet,
Hülle nimmer sich ein in ihr keusches Gewand!
Sieh, wohl nahet sich frech dem Tempel des hehren Hephästos,
Unter die Biedern gemischt, auch ein entadelter Mann.
Doch, ihn schauen alsbald die leicht erkennenden Wächter,
Halten grimmig ihn fern von des Heiligtums Glanz.
So der schuldige Geist. Die Rosenwolke des Scheines
Birgt vor dem Auge der Welt nicht den verstümmelten Kranz.

Edles im Staube.

Pflanzt den herrlichen Baum, der einst viel köstliche Äpfel
Reifte, in den Morast, wo ihn die Sonne nicht schaut — —
Sterben wird er vielleicht und nimmer Früchte euch bringen,
Aber Dornen gewiß zeugt der treffliche nicht.
Mag der Edle auch liegen im Staube: nie wird er Gemeines
Fördern, ob es ihn gleich allgewaltig umdrängt.

Blick auf die Welt.

Durch ein Vexierglas erscheinen verzerrt die Dinge dir alle:
Also ein düsteres Herz sieht eine düstere Welt.

Einfälle.

Als sie zu mir sagte: „Dein Himmel liegt in deiner eignen Brust!“
Ich bin mir dessen nicht bewußt,
Vielmehr in deinem Busen liegt der meine —
Läg' doch in meinem auch der deine!

Dem Sprachkenner M.

„Mächtig bin ich der Sprache!“ Sehr klüglich, daß Sie's versichern,
Allervortrefflichster, man merkte es Ihnen nicht ab.

An B.

Berühmt zu werden will ich streben!“
Wirst du berühmt, so wirst du's sehr.
„Wie so?“
Wird dich in deinem Leben
Des Ruhmes Fittich noch erheben,
So wird's so unbegreiflich sein,
Wie wenn der Sonne matter Schein
In Grönlands eisbedeckten Zonen
Einst reifte saftige Zitronen.

Einem Sudler.

„Was scheltet ihr Kritiker laut —
Ward Rom in einem Tag erbaut?"
Wir wissen, armer Sudler, wohl,
Wohin dein Gleichnis führen soll,
Doch, blöder Tor, es hilft dir nicht,
Du sprichst dir selber dein Gericht.
Ein Rom, das werden **konnte**, war
So lange der Bewund'rung bar,
Bis wirklich es ins Leben trat —
Der Ruhm ist **Schatten** nur der Tat,
Und steht kein Ding im Sonnenlicht,
Sieht man gewiß den Schatten nicht.

Wandlung.

Manche Wandlung geschieht, doch ist's nicht stets die Verwandlung
Einer häßlichen Raup', welche zum Schmetterling wird;
Oft auch wandelt sich um zur grauen, häßlichen Raupe,
Was als Schmetterling schön durch die Lüfte gestreift.

Den Glaubensstreitern.

Ich ging in einer Wüste,
Die Sonne stach mich sehr;
Ich sollte schier verschmachten,
Sah keine Rettung mehr.

Da trat mir plötzlich entgegen
Ein Mädchen, schön und fein,
Und reichte mir einen Becher
Mit klarem, süßem Wein.

Ich trank mir neues Leben
Und dankte dem Mädchen sehr,
Sie war so himmlisch milde,
Als ob sie ein Engel wär'.

Da kamen noch zwei Pilger,
Die dürstete wie mich;
Auch ihnen nahte das Mädchen,
Mit ihrem Becher sich.

Sie aber begannen zu streiten
  Mit Wort und fast mit Hand,
Was doch am besten stehe
  Dem Mädchen für ein Gewand.

Der erste wollte sie einfach
  Und schmucklos gekleidet sehn;
Der andre meinte, sie wäre
  Allein im Putze schön.

Und ehe noch geendet
  Der Streit um das Gewand,
War längst das Mädchen entflohen,
  Und der Wein verrann in den Sand.

14. März 1832.

Künstlerstreben.

„Kannst nimmermehr erfassen du,
  Was schwebt vor deinem Blick,
Und gibst dich dennoch nicht zur Ruh,
  Kehrst nicht in dich zurück?
Die Schnecke sehnt sich auch heraus
Aus ihrem kleinen dumpfen Haus,
    Doch kann sie's nicht,
    Und grämt sich nicht,
Und kehrt ins Haus zurück!"

Mir geht es, wie's dem Kinde geht,
  Das oft zur Abendzeit
Den lieben blanken Mond erspäht
  Im goldnen Ehrenkleid;
Nah an der Erde hängt er fast,
Drum läuft das Kindlein ohne Rast,
    Will bei ihm sein,
    Holt ihn nicht ein,
Hat dennoch seine Freud'.

28. Juni 1832.

Der Tanz.

Romanze nach einer Eiderstädtischen Sage.

Die Kerzen verlieren den hellen Glanz,
Ein Mägdlein schwingt sich in raschem Tanz
Sie ist nur allein noch im Freudensaal,
Die Gäste entfernten sich allzumal.

„Hör' auf, hör' auf, lieb Töchterlein!"
„Ach lasse mich, lasse mich, Mutter mein,
Und wäre der Teufel hier selbst zur Statt,
Er tanzte mich nimmermehr müde und matt."

Und als sie das Wort nur gesprochen hat,
Im schwarzen Gewande ein Jüngling sich naht:
Er sieht so kalt, so gespenstisch darein,
Gleichwie in der Nacht des Mondes Schein.

„Kannst du so tanzen, so tanze mit mir."
„Wohl, spricht die Jungfrau, ich tanze mit dir!"
Doch wird's ihr im Busen so angst und so weh,
Als ob sie am Eingang des Grabes steh!

Sie schwingen sich wild im Saale herum,
Der fremde Jüngling ist still und stumm —
Von Menschenschmerz und Menschenlust
War wohl nimmer ein Funke in seiner Brust.

Die Mutter tritt wieder zur Tür herein:
„Nun hörst du mir auf, o Tochter mein!"
„Ach Mutter, ich kann nicht, ach Mutter, leb' wohl!"
Das keucht die Jungfrau dumpf und hohl.

Da springt aus dem Mund ihr das Blut so rot,
Und sie sinkt zur Erde ist bleich und tot.
Der Jüngling verschwindet in Nebel und Nacht.
— — — — — — — — — — — —
Verhöhnet nimmer der Geister Macht!

2. August 1832.

Rosas Schönheit.

Rosas Schönheit, glaubst du, werde schwinden?
Freund, ich sage: nein,
Denn was schwinden soll, muß doch vorher wohl sein?
Und wer kann an Rosa Schönheit finden?

Sommer 1832.

An Skribax.

Wer äußerte nicht Mitgefühl
Bei deinem ernsten Trauerspiel!
Nicht Mitleid bloß, ein heißer Schmerz
Durchzuckt mir mächtiglich das Herz,

Doch, armer Skribax, über dich
Daß (ach!) dein Werk so jämmerlich!

Sommer 1832.

Das Kind.

Ein Wort der Beruhigung für stürmende Herzen in stürmischer Zeit.

Kindlein spielt in Vaters Garten,
Wo nur wenig Blumen blühn,
Und nur wenig Vögel singen,
Welche bald vorüberziehn.

Aber weiter, in der Ferne,
Ziehn, gleich Engeln, durch die Luft
Volle Klänge und Gesänge
Und der schönste Blumenduft.

Kindlein sehnt sich, aus dem engen
Garten einmal zu entfliehn,
Doch umsonst, denn ach, die Pforte
Wehret jeglichem Bemühn.

Eine Pforte, hoch und düster,
Die das Kind mit Unmut schaut,
Weil sie gar dem Auge feindlich
Fast die Aussicht selbst verbaut.

Aber endlich naht der Vater
Und eröffnet freundlich mild
Engen Gartens düstre Pforte,
Führt das Kindlein ins Gefild.

Und es darf sich fröhlich legen,
Wie es will, ins weiche Grün,
Und es darf sich alle Blumen
Pflücken, die da üppig blühn,

Und es darf sich froh berauschen
In den heitern Melodien,
Welche Vögelein entklingen,
Die nicht mehr vorüberziehn.

— — — — — — — — —

Jeder Mensch ist solch ein Kindlein,
Solch ein Garten ist die Zeit,
Und es glänzt und klingt und düftet
So von fern die Ewigkeit.

Doch getrost, du armer Pilger,
Ruhig fort den Dornenlauf,
Auch dein Vater naht und schließt dir
Einst die dunkle Pforte auf!

23. August 1832.

Neue Flocken.

Rezensenten.

Tolle Hunde nennst du Rezensenten?
Möchten sie es sein!
Denn dann würden die Gebiss'nen
Doch ja wohl das Wasser scheun!

Deutsche Literatur.

Es rauschen und brausen die Wasser einher,
Wie bei der Schöpfung, ein endlos Meer,
Und nehmen durch Deutschland ihren Lauf,
Doch schwebt nicht Gottes Geist darauf!

Einem Freunde.

Ein Epigramm hast du, verehrter Freund, gemacht,
Auf sein hochwürdig Ich?
Wie überflüssig! Spricht er nur ein Wort,
So macht er selbst das beste Epigramm auf sich!

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft und Liebe erzeugen das Glück des menschlichen Lebens,
Wie zwei Lippen den Kuß, welcher die Seelen entzückt.

Der Wahrheitsfreund.

„Du säest Zähne des Drachen,
Geharnischte Männer erstehn;
Doch, Armer, sie werden nicht für dich
Sie werden gegen dich gehn!“

Und mögen sie mich auch verwunden
Und senken ins eisige Grab —
Sie sind doch kräftige Kämpen
Der Herrin, der ich mich ergab.

Und mag ich der Herrin nur dienen.
So will ich ja gerne vergehn,
Drum säe ich Zähne des Drachen
Und freue mich, wenn sie erstehn!

Würde des Volks.

Fürst.

„Was soll ich Freiheit geben,
Wenn Freiheit nimmer nützt
Und in des Volkes Leben
Verderbend niederblitzt?

Man darf es nicht vergessen,
Der Äolsharfe sind
Die Saiten längst zerfressen —
Was frommte da der Wind?"

Antwort.

„Wohl stand auf steinerner Säule
Vordem das Memnonsbild,
Stumm, kalt, in keinem Teile
Vom süßen Leben erfüllt;

Doch kaum nur gab dem Bilde
Die Sonne einen Kuß,
Entquoll auch schön und milde
Ein Klang der stummen Brust!"

Todes-Tücke.

Romanze.

Ein Vater in der Kammer saß,
Sein Kindlein auf den Knieen —
Wie herzt' er und wie küßt' er das!
's tät auch wie Engel blühen.
Die Mutter, die's geboren hatt',
Die war hinabgegangen zur Stadt,
Tät lange dort verziehen.

Da öffnete sich sanft die Tür —
„Bist du's, lieb' Margarete?"
Doch schritt ein dunkler Geist herfür
Und sprach: „Sei still, und bete!

Kennst du mich nicht? Ich bin der Tod
Und pflücke mir ein Blümchen rot
Von deinem Blumenbeete.

Ich setze es in dein Begehr,
Soll Weib, soll Kind ich nehmen?
Wohl liebst du alle beide sehr,
Doch mußt du dich bequemen!"
Der Vater küßt sein Kindlein rot
Und weint und spricht: „Du böser Tod
Du magst mein Kindlein nehmen."

Und als der Tod das Kind mit Gier
Aus Vaters Arm genommen,
Da spricht er hämisch: „Es wird dir
Die Wahl nur wenig frommen —
Nun bei mir ist das Kindlein dein,
Wird wohl die liebende Mutter sein
Mir bald von selber kommen!"

Gott.

Wenn Stürme brausen, Blitze schmettern,
Der Donner durch die Himmel kracht,
Da les' ich in des Weltbuchs Blättern
Das dunkle Wort von Gottes Macht;
Da wird von innern Ungewittern
Das Herz auch in der Brust bewegt:
Ich kann nicht beten, kann nur zittern
Vor Ihm, der Blitz und Sturm erregt.

Doch wenn ein sanfter, stiller Abend,
Als wie ein Hauch aus Gottes Mund,
Beschwichtigend und mild erlabend,
Herniedersinkt aufs Erdenrund;
Da wird erhellt jedwedes Düster,
Das sich gedrängt ums Herz herum:
Da werde ich ein Hoherpriester,
Darf treten in das Heiligtum.

Da sehe ich der Allmacht Blüte,
Die Welten labt mit ihrem Duft:
Die ewig wandellose Güte,
Die Lampe in der Totengruft:

Da höre ich der Seraphime
  Erhabensten Gesang von fern;
Da sauge ich, wie eine Biene
  Am Blumenkelch, an Gott, dem Herrn!

Menschen-Schicksal.

Ach, wir Menschen, ach, wir Armen!
Welche Sehnsucht ohn' Erbarmen
  Rückwärts stets und vorwärts zieht!
Rückwärts zu der Kindheit Auen,
Eine Blume anzuschauen,
  Die für ewig abgeblüht!

Vorwärts — zum gehofften Himmel,
Wo der Sorgen schwarz Gewimmel
  Stirbt, die Ruhe nicht mehr flieht!
Ach, dies Nimmerstehenbleiben,
Stetes Rück- und Vorwärtstreiben,
  Schärfster Dorn und schönste Blüt',
  Der uns ritzt, die uns erglüht!

Die Weihnachtsgabe.

Romanze.

Die Weihnacht ist gekommen;
  In jedes Nachbarn Haus
Sind Kerzen hell erglommen:
  Der Knabe blickt trübe hinaus.

„Ich kann dir nichts bescheren —
  Die kranke Mutter spricht —
Ich wollte gern entbehren,
  Entbehrte mein Wilhelm nur nicht!"

Da betet laut der Knabe:
  „Gott, Urquell alles Lichts,
Gib eine Weihnachtsgabe
  Der Mutter, ich wünsche mir nichts!"

Die Mutter, voll Entzücken,
  Hört beten ihren Sohn,
Will ihm die Hand noch drücken,
  Da ist ihr Leben entflohn.

Was weinst du, armer Knabe?
  Gott hat sein Ohr geneigt;
Die beste Weihnachtsgabe,
Die hat er der Mutter gereicht.

Ein Bild vom Mittelalter.

Das Land, das war ein Kokusbaum,
  Das Volk ein dumpfer Sklave;
Der König saß im wachen Traum,
  Wenn er nicht lag im Schlafe.

Und tät' ihn Hunger oder Durst
  Empor zuweilen rütteln,
So war das Volk ein Herr Hanswurst
  Und mußte Nüsse schütteln.

Und wenn nun Nüsse weit und breit
  Herabgefallen waren,
So schoß die liebe. Geistlichkeit
  Heran, wie Krähenscharen.

Der König sog die Milch heraus
  Aus all den tausend Nüssen,
Und tät nach solchem schweren Strauß
  Aufs neu die Augen schließen.

Die liebe Geistlichkeit tät schnell
  Der Nüsse Fleisch verzehren,
Und nebenbei von Himmel und Höll'
  Ein gutes Stück erklären.

„Dein Leiden ist ein Kapital,
  Die Zinsen hebst du oben,
Je mehr hier unten Schmerz und Qual,
  Je mehr Entzücken droben!

Dasselbe Kreuz, woran dich hier
  Ein trüb Geschick geschlagen,
Wird einst im Himmelreich von dir
  Als Ordensschmuck getragen!"

Das Volk war Ohr, und ganz und gar;
  „Ging es nicht mit zum Mahle?"
Wenn just kein Hund vorhanden war,
  Erhielt's die leere Schale.

Und hatte doch gedüngt den Baum
  Mit eignem Schweiß und Blute,
Und schrie doch wie im Wahnsinns-Traum:
  Es lebe der Fürst, der gute!

Im Garten.

„Was trübte sich dein Auge,
Als du im Garten gingst
Und eine bunte Nelke
Aus meiner Hand empfingst?“

Mir ward vom Menschenleben,
Du Mädchen, sanft und mild,
Die Nelke, weiß und rötlich,
Ein Grau'n erregend Bild.

Weiß ist es wohl im Grunde,
Doch färben Angst und Not
Mit Blut aus unsern Herzen
So viele Tage rot!

Der arme Vogel.

Es sitzt im Käfig ein Vogel,
Der denkt an Licht und Luft,
An frische schattige Haine,
An Blumen, voll von Duft,
Regt ungeduldig die Flügel,
Will frei im Freien sein,
Und flattert gegen den Käfig
Und stößt das Haupt sich ein.

Da sinkt er blutig zu Boden
Und liegt in Todesgraus
Und schnappt so ängstlich nach Odem
Und haucht sein Leben aus.
Du hast den Armen gesehen,
Und Schmerz durchzuckt dich wild:
Du sahst — drum magst du wohl bluten —
O Herz, dein eigen Bild!

An einen Jüngling.

Sonett.

Du trittst so froh, so mutig in das Leben,
So unbekümmert ohne Furcht hinaus,
Als solltest du in eines Freundes Haus,
Zu einem heitern Gastmahl dich begeben;

Doch grausam wird das Schicksal sich erheben
Und deiner Hoffnung goldnen Blütenstrauß
Entblättern und die Fäden: Schmerz und Graus
In deines Busens bunten Teppich weben.

Denn ach! Das Leben gleicht der Sphinx. Wohl schön
Und lieblich in der Ferne anzusehn,
Allein sein Rätsel kannst du nicht verstehn.

Und in des Zweifels Molochsarme legt
Es dich hinein, und eine Hölle schlägt
Um dich herum, bis man ins Grab dich trägt.

Das Lied vom Schmied.

Es hatt' ein Schmied sich irgendwo
Ein Feuer angemacht;
Das brannte hell und lichterloh
Bei Tage und bei Nacht;
Das briet sein Essen, schmolz sein Erz,
Das war im Dunkeln seine Kerz',
Eia! Eia!
Das war ein köstlich Feuer!

Da trat ans Feu'r von ungefähr,
Herzu ein kluger Mann.
Der sprach: „Das flackert allzusehr,
Hätt keine Luft daran —
Wie, wenn es wild sich einst erhebt
Und in die Flammen dich begräbt?
Eia! Eia!
Dann ist es nicht geheuer!“

Der Schmied, der kratzt sich hinterm Ohr:
„Das mag wohl richtig sein:
Es wirbelt wie ein Wind empor —
Wie aber schränk' ich's ein?“ —
„Wenn du nur schnell die Luft ihm raubst,
So ist's gebändigt, eh du's glaubst;
Eia! Eia!
Der Rat ist gar nicht teuer!“

Der Schmied, der raubt dem Feu'r die Luft
Mit froh-geschäft'ger Hand:
Da sinkt es in die Aschengruft,
Es stirbt der letzte Brand:

„Herr Schmied, wo schmilzt er nun sein Erz?
„Herr Schmied, wo hat er seine Kerz'?
Eia! Eia!
Wo brät er's Essen heuer?"

— — — — — — — —

Und ist der Fürst nicht solch ein Schmied?
Das Volk ein Feuer auch,
Das leuchtend und erwärmend glüht
Bei echter Freiheit Hauch?
Und hebt auch hoch das Feuer sich —
Laß brennen, Fürst, es brennt für dich!
Eia! Eia!
Zu deinem Nutz und Feier!

Redliche Warnung eines ehr- und achtbaren Bürgersmannes an einen jungen Poeten.

„Ich weiß es wohl, wir Menschen sind
Und bleiben ewig Kinder,
Wir lieben, was uns nützt, allein
Drum Spiel und Tand nicht minder;
Wo stände wohl das Haus, worin
Kein einz'ger krummer Sparren?
Wo fände man den Weisen wohl,
Der nichts besitzt vom Narren?

Die brennen, wenn sie Karten sehn,
Die lieben hübsche Weiber,
Die füllen gern mit Bier und Wein,
Gleich Schläuchen ihre Leiber —
Sie reiten nun Ihr Steckenpferd,
Sobald Sie Verse leimen —
Recht gern! Vergäßen Sie nur nicht,
Sich auf die Welt zu reimen!

Es gab schon manchen Ehrenmann,
Der auch Gedichte machte,
Desungeachtet aber doch
Was Blankes vor sich brachte;
Sie aber gehn so oft zu Tisch
Bei allen Pieriden,
Daß Ihrer Erdentafel kaum
Zum Brot das Salz beschieden!

Sie selber mögen freilich nun
  Verhungern nach Belieben;
Doch haben Sie erst Weib und Kind, —
  Wie wird es dann getrieben?
Sie werden dann für den Erwerb,
  Wie jetzt, die Zeit verpassen,
Und, Herr, für Ihresgleichen gibt
  Es keine Armenkassen!"

Antwort auf das Vorige;

worin ein unvernünftiger junger Poet die wohlgemeinte Warnung sichtlich mit Füßen tritt.

Feuer und Wasser —
  Wer kann sie verbinden?
Eins wird das andre
  Gewiß überwinden:
Wird nicht das Wasser
  Dem Feuer verschwinden —
Dann wird das Feuer
  Dem Wasser erblinden!
Hehre Begeist'rung! Lodere! Lodere!
Dumpfiges Leben! Fodere, fodere
  Nimmer den Tribut von mir —
  Ich gehöre ihr!

Bild der Freiheit.

Siehst du den Strom, den Bergeshöh'n entquollen,
Die dunkeln Wogen majestätisch rollen?
  Es steht bei dir, ob er auf seinem Pfad
  Dir Segen bringend, ob verderbend naht.

Grab' ihm ein Bett, so wird er deine Auen
Erfrischen und zur Fruchtbarkeit betauen,
  Doch stemmst du dich entgegen seinem Lauf,
  So geht dein Acker, samt der Frucht darauf!

Ritter Fortunat.

Romanze.

Fortunatus ritt zu Berg,
Sang ein Lied voll Lust und Wonne,
Blickte nach dem Schlosse drüben,
Wie die Vögel nach der Sonne.

Dunkelrot im Morgenlicht
Glühn des Schlosses blanke Zinnen,
Wie der Edelstein im Gold,
Saß das schönste Fräulein drinnen.

Aus des Ritters Koller blickt
Eine Rose, schier erstorben,
Die er einst von einer Dame
Sich als Minnedank erworben.

Und er nimmt die Ros' hervor
Und er spricht mit Spott und Lachen:
„Was willst du, o Blume, welk
Noch an meinem Busen machen?

Eine Dame schenkte dich,
Die ich einstmals hoch verehret,
Warst ein Bild der heißen Liebe,
Die mir Leib und Seel' verzehret.

Bist noch meiner Liebe Bild,
Welche längst, wie du, vergangen
Und, wie du nicht wieder blühst,
Nimmer wird aufs neue prangen.“

Und er wirft die Rose welk
Lachend nieder auf die Erde,
Da ertönen Rosses Hufen,
Und ein Ritter naht zu Pferde.

Und der Ritter sprengt heran
Und er ruft mit heller Stimme:
„Wie man Fraun-Geschenke ehrt,
Lerne du von meinem Grimme!“

Und die Lanze wirft er schnell,
Aber nicht mit kräft'gen Händen;
Fortunatus, unverletzet,
Tut zurück die seine senden.

Und alsbald von seinem Roß
  Sinkt der Ritter, schwer getroffen;
Fortunatus steigt vom Pferd,
  Schnallt des Feindes Harnisch offen.

Nicht von Erz, von weichem Tuch
  Ist der Harnisch, tief die Wunde,
Und das Blut strömt unaufhaltsam,
  Bringt vom schnellsten Tod die Kunde.

Fortunat schiebt das Visier
  An des Ritters Helm zurücke —
Ach, kein männlich rauh Gesicht
  Zeigt sich Fortunatus Blicke:

Die die Ros' ihm einst geschenkt,
  Irmgard ist's, die er getötet —
Wie sie ihn schaut, wird ihr Antlitz
  Von der letzten Glut gerötet.

Und sie spricht in leisem Ton:
  „Du versagtest mir das Leben,
Wollte drum von dir den Tod,
  Und du hast ihn mir gegeben!"

Als sie das gesprochen hat,
  Brechen ihre Augenlider,
Die verlass'ne arme Seele
  Kehrt zu Gott im Himmel wieder.

Fortunat denkt nicht ans Schloß,
  Steigt nicht fröhlich mehr zu Pferde —
Eh' drei Tage noch entfloh'n,
  Deckt auch ihn die kühle Erde!

Stammbuchblatt für Elvers.

Was rings im ungeheuren Zauberkreise
Der schaffenden Natur als Blume blühet,
Als süßer Duft durch blaue Lüfte ziehet,
Als goldne Frucht erglänzt am grünen Reise:
Das ist zu ihrem ewiglichen Preise
In einer Sonne Tagesstrahl erglühet,
Und wenn im Winter diese eine fliehet
Steht schmucklos die Natur nach Gräber-Weise.

So gibt es auch in einer Menschenbrust
Nur eine Sonne, welcher Glück und Lust,
Als wie auf einen Zauberschlag, erblühen:
„Das Selbstgefühl!“ — Das Wort ist engbegrenzt
Und nennt doch alles, was das Leben kränzt.
Mög' dieses denn dich ewiglich durchglühen!
Ein Rosenstrauch im Sonnenscheine,
Der, wenn er auch nicht immer Rosen trägt,
Sie doch im tiefsten Busen hegt,
Dies wird dann immerdar dein Leben sein!
Dir wünsch' ich alles Glück, mir aber nur das eine:
Gedenke mein!“

Wesselburen, den 2. November 1833.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Vaterländische Romanze.

1.

„Was flackert rot die Mühle? Löscht doch den wilden Brand!“
Sie wurde angezündet von Eigentümers Hand.
„Wie rauschen wild die Wogen und stürzen jach daher!“
Sie sind uns hoch willkommen, die Mühle rief dem Meer!

„Was donnern die Kanonen, wo sonst nur Sensenklang,
Mit Sichelschall und Liedern vereint, die Luft durchdrang?
Was ist das für ein Pfeifen, was für ein Trommelschall?
Gehn wohl zur lust'gen Hochzeit die stolzen Bauern all'?“

Sie gehen nicht zur Hochzeit, die allerschönste Braut,
Die Freiheit, hat sich lange Dithmarschen angetraut;
Jetzt gilt es, sie zu schirmen; die übermüt'gen Herrn
Von Dänemark und Holstein, die raubten uns sie gern.

Sie sind ins Land gezogen, an dreißigtausend Mann,
Meldorp mit seinen Dörfern dir mehr erzählen kann:
Die Stadt, die sonst vor allen vom Strom der Menschen voll,
Daß sie von starkem Handel und Wandel überquoll —

Die ist jetzt anzuschauen, wie eine Schlachterbank,
Worauf manch blutig Opfer dem Tod darniedersank;
Doch jedem bangen Seufzer, der dort durchschnitt die Luft,
Soll heut sein Echo werden aus deiner Dänengruft!

Hörst du den Sturmwind sausen? Er ruft: was weilest du!
Ich gehe; bist du fremd hier, so wand're rüstig zu!
  Bist aber du zu Hause, wos Recht und Freiheit gilt,
  So zeuch dein Schwert und schreite mit mir ins Schlachtgefild!

2.

Zum blanken See zu werden droht schier die ganze Marsch;
Schnee fällt; es pfeift aus Norden der Wind so kalt und barsch;
  Dreihundert nur verbirget die Hemmingstedter Schanz,
  Doch ist's von karschen Männern ein heldenreicher Kranz.

Und horch! schon sind die Feinde, die mächt'gen, nicht mehr weit,
Sie ziehn heran, die Scharen, in Pracht und Herrlichkeit!
  Wie schallen die Drommeten! Hier hat man vor dem Drang
  Der Schlacht — Lohn vor der Arbeit — den holden Siegesklang.

Zuerst die große Garde, gering'res Fußvolk dann,
Und darauf zieht der Streiter gedrängter Zug heran.
  Nun folgen viele Wagen und viele Schlitten gleich,
  Die Beute drauf zu laden: Der Bauer ist ja reich!

Nimm dich in acht, o Bauer, die große Garde naht,
Die, wo sie immer kämpfte, stets überwunden hat!
  Komm nur, du große Garde, der Bauer ist bereit,
  Den Probstein sollst du finden für deine Tapferkeit!

Wer sprengt dem großen Zuge voll Übermut voran?
Das ist der Schlenz, der Jürgen, der freche Edelmann;
  Er prahlt und höhnt hinüber: „Ist wer in euren Reihn,
  Der's wagt, mit mir zu kämpfen, so stelle er sich ein!"

Da tritt hervor ein Bauer, der wirft den Schlenz gemach,
Daß er muß liegen bleiben bis an den jüngsten Tag.
  „Wer war der tapfre Bauer?" — Sein Nam' wird nicht genannt,
  Im Himmel gibt es einen, dem er gewiß bekannt.

Die Garde sieht mit Schrecken, daß Schlenz darniederliegt,
Die Bauern aber jauchzen: „Gott ist's, der mit uns kriegt:
  Ihr Dänen und ihr Holsten, ist unser Land auch klein —
  Es wird doch für euch alle ein Grab zu haben sein!"

3.

Zum blanken See geworden ist nun die ganze Marsch;
Der Sturmwind pfeift aus Norden; er treibt den Schnee so barsch
  Dem König und den Fürsten und Edeln ins Gesicht —
  Daß es erlaucht, das wußte der dumme Wind wohl nicht.

Dithmarsische Kanonen verbreiten Schreck und Graus!
Der Däne will's erwidern — Wind bläst die Lunten aus —
Wie seltsam! Dän' und Holste vor Frost erstarren mag,
Die Bauer aber meinen, es sei ein Erntetag.

Sie brechen aus der Schanze, sie fallen in die Reihn
Der übervielen Feinde, Würgengeln ähnlich, ein;
Sie schwingen Axt' und Speere, sie schrein mit lauter Stimm':
„Nimm dich in acht, o Garde, der Bauer kommt voll Grimm!" —

„Ich sehe alle Männer und Jünglinge im Streit,
Und hör' doch, daß die Schanze stets ihre Kugeln speit?"
Wer die Kanonen ladet? Das wär' dir wohl bekannt,
Wenn jemals du die Weiber gesehn in unserm Land.

Die Garde will entweichen, doch, wie sie tritt zur Seit',
Ist in den tiefen Gräben ihr schon das Grab bereit;
Der Bauer aber führet den Kluver in der Faust,
Mit dem er leicht und sicher die Gräben übersaust.

Das Fußvolk ist zerstoben, es naht die Reiterei.
„Stecht, Brüder, nur die Pferde und laßt die Reiter frei!"
So ruft mit starker Stimme der tapfre Isebrant,
Der seines Volkes Vorteil im Augenblick erkannt.

Wie prickeln sie die Tiere! Wie bäumen die sich wild
Und schleudern ihre Reiter herab auf das Gefild,
Und die sie nicht zertreten, verschlingt die kalte Flut,
Die heut als bester Streiter die größten Dienste tut.

4.

Was ist's für eine Fahne, die dort so stolz und klar
Sich durch die Lüfte breitet, als wie ein hehrer Aar?
Jungfräulich ist die Fahne, zum Danebrog benannt,
Als erstes Ehrenzeichen den Dänen wohl bekannt.

Wer ist die holde Jungfrau, die aus der Schanze steigt,
Schön wie ein Engel Gottes, der sich vom Himmel neigt,
Und, Trost und Heil zu bringen, herab aufs Schlachtfeld kam? —
Sie ist dem Preis des Sieges das erste Opferlamm!

Sie hat, als alle Herzen der Überfall erschreckt,
Zuerst in allen wieder die Hoffnung neu geweckt;
Sie hat zu ew'gen Tagen sich Gott dem Herrn geweiht
Und dann uns vorgetragen die Fahne in dem Streit.

Wie stürzt sie in die Feinde! Wie weichen deren Reihn!
Vom Danebrog die Fahne, sie muß die ihre sein!
  Sie hat sie schon errungen und schwingt sie hoch empor,
  Da sprengt mit einem Male ein Dänentrupp hervor.

Die tapfern Streiter ziehen das reine blanke Schwert;
Sie zücken's auf die Jungfrau; die ist nur leicht bewehrt;
  Da stürzt in ihre Mitte, als wie ein Wirbelwind
  In abgefallne Blätter, ein Jüngling pfeilgeschwind.

Der Jüngling hat bescheiden zur Jungfrau sich gewandt,
Er will vom Platz sie führen und beut ihr seine Hand.
  Da sinkt er plötzlich nieder — wie fließt sein Blut so rot!
  Ein Lanzenstoß von hinten bringt ihm den bittern Tod

Die Jungfrau hat sich weinend auf ihn herabgeneigt,
Er hat die Hand ergriffen, die sie ihm freundlich reicht:
  „Dich hab' ich stets geliebet und hab' es nie gesagt,
  Im Augenblick des Todes sei es zuerst gewagt!

Dich konnt' ich nicht erwerben, doch war mir das kein Fluch,
Ich durfte für dich sterben, und das ist mir genug!"
  Da schließt er seine Lippen und röchelt noch einmal —
  Und hin ist seiner Wunde und seiner Liebe Qual.

Die Jungfrau nimmt die Fahne, allein sie senkt sie tief,
Als wie zum Trauerzeichen dem Toten, der entschlief;
  Sie kehret in die Schanze und hängt die Fahne auf,
  Läßt den verhalt'nen Tränen alsdann den freien Lauf.

5.

Drei Stunden hat's gedauert, da heißt's: Gelobt sei Gott,
Der unsrer Feinde Dräuen gewandt zu ihrem Spott!"
  Da teilen sich die Wolken, die Sonne scheint herab
  Auf all der vielen Dänen und Holsten ruhmlos Grab

Der König und der Herzog, die haben aus der Schlacht
Mit wenigen Gefährten sich auf die Flucht gemacht:
  Das Schwert hätt' sie gefressen, doch das war übermatt;
  Die Flut hätt' sie verschlungen, doch die war übersatt.

Was hat am andern Tage an Silber und an Gold,
An Waffen und an Kleidern, das Schlachtgefild gezollt!
  Man fand gar viele Ketten, Dithmarschern zugedacht,
  Sie drin zur Schau zu führen nach der errungnen Schlacht!

Und wär' der Marscher eitel, und wollt' er diesem Tag
Ein prächtig Denkmal bauen, wie es sich ziemen mag,
So dürft' er um den Marmor nicht erst in fernes Land —
Im königlichen Lager ist er genug zur Hand.

Doch recht, du guter Streiter, was frommt ein schmucker Stein?
Dir selber wird der Tag ja wohl unvergeßlich sein,
Und daß den ruhmgekrönten mit dir die Fremde kennt,
Hast du auf zweien Thronen ein lebend Monument!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hat seit diesem Tage ein Sprichwort klein und schlicht;
Kein Holste hat's erfunden, der Dän' verbreitet's nicht,
Und dennoch drang es weit hin, und dennoch klang es fein:
„Die Dithmarscher wär'n Bauern? Sie mögen Herren sein!"

Gretchen.

„Was trägst du dort am Finger, Kind?"
Das ist ein goldner Ring,
Den ich von meiner Mutter einst
Zum Namenstag empfing.

„So? von der Mutter? Also nicht
Vom werten Freiersmann?"
O jemine! wie doch der Herr
So drollig spaßen kann!

Wie aber kommt der Herr darauf,
Ich hätt 'nen Freiersmann? —
„Und hast ihn nicht? der goldne Ring,
Der sagte mir es an."

Als nun die Abendglocke schlug
Und es zum Tanze ging —
Was Gretchen nicht am Finger trug,
Das war der goldne Ring!

Titel und Tittel.

Bespöttle nicht, o Freund, die Lunger
Die, wie der Rab' nach Brot, nach Titel schrein;
Jedweden Menschen plagt ein ew'ger Hunger,
Doch etwas in der Welt zu sein.

Nun aber wäre ohne Titel
Dies Hochgeborne Exzellenzenvieh
So ziemlich das, was ohne Tittel
Der Buchstab i

Der Traumgott.

Laura schließt die Augenlider,
Meine Himmeltüren tun sich zu;
Komm, o lieber Traumgott, komm hernieder,
Und versüße ihre Ruh!

Zeige ihr der Schönheit höchste Blüte,
Wie sie steht im himmlischen Gefild,
Sanft verschmolzen mit der reinsten Güte —
Zeige ihr dein schönstes Bild!

Und der Gott erhörte meine Bitte,
Und er schwebte nieder lind und mild,
Nahte ihr mit zephyrleichtem Schritte,
Und sie sah — ihr eignes Bild.

Das Leben.

Wie jede dunkle Nacht von zweien hellen Tagen
Umschlungen wird, als wie von einem Reif von Gold,
So ist das Leben auch, das dunkle, eingeschlagen
In zween Himmeln, wunderhold.

Wer kennt, in dessen Arm wir aus der Wiege gleiten,
Den ersten Himmel nicht, der Kindheit zugesellt?
Wem hat die Hoffnung nicht den heißersehnten zweiten
Am Lebensende aufgestellt?

Ein Lebewohl.

„Wie denkst du mein?"
Wie eines holden Traumes,
Der schönsten Blüt' des blütenreichen Baumes
Der Phantasie, gedenk' ich dein!

Ich bin erwacht!
Der kosend mich umwunden,
Der süße Traum ist eilig mir verschwunden,
Ließ mich allein in dunkler Nacht.

Doch, wenn ein Traum,
Ein lieblicher, sich endet,
Wer hätte Klagen wohl um ihn verschwendet'.
Man denkt an ihn Minuten kaum!

Die Nacht entflieht:
Mir winkt das rege Leben!
Mögst du dir selbst so leicht, als ich vergeben,
Ich, der in dir — sich selber sieht!

Was mich quält.

Sonett.

Nicht der Gedanke kann mein Herz verwunden,
Daß, wenn in manchem schönen Augenblick
Mir aus der Zukunft Nebeltor ein Glück
Entgegenlachte, Schatten ich gefunden: —

Wär doch für uns're karg gemess'nen Stunden
Ein stetig Glück das gräßlichste Geschick,
Das an des Lebens kurzes Erdenstück
Mit Wunsch und Hoffnung selber uns gebunden! —

Nur dieses quält zerreißend meine Seele:
Daß, was wir suchen, aber niemals finden,
Befriedigung — das Glück — uns ewig fehle!

Sind wir nicht Flammen, welche rastlos brennen,
Und alles, alles, was sie auch umwinden,
Verzehren nur und nie umarmen können?

An Ludwig Uhland.

Sonett.

Wie, wenn die Dämmerung das bunte Leben
Schon in den düstergrauen Nebel hüllt,
Ein letzter Strahl dem Abendrot entquillt,
In welchem die Gestalten sanft verschweben:

Da grünt der Hain, wie nie zuvor, da heben
Die Blumen sich, wie immer schön und mild,
Da scheint sich in ein zauberisch Gefild
Der Himmel mit der Erde zu verweben. —

So strahlt dein Geist auf eine ferne Zeit,
Die längst die nächtliche Vergessenheit
Mit ihrer stillen Lethe übergossen.

Und eines Himmelreichs bedarf sie nicht —
Sie hat in deinem ewigen Gedicht
Das zweite, schön're Leben schon genossen.

Die Liebhaber.

Das Mädchen. Erster Liebhaber. Zweiter Liebhaber.

Morgens.

Erster Liebhaber.

Was dem Menschenaug' die hehre Sonne,
Holdes Mädchen, das bist du für mich!
Als den Inbegriff jedweder Wonne,
Strahlenwerfende verehr' ich dich!
Und das Auge ist ja ganz zufrieden,
Wenn es Sonnenanblick nur genießt,
Und ein jeder weiß, daß ihm hienieden
Nicht die Seligkeit des Himmels fließt;
Darf ich drum nur anderthalb Minuten,
Süßer Engel täglich dich beschau'n —
O, dann werden mich die reinsten Fluten
Aus dem ersten Wasser schon betau'n!

Zweiter Liebhaber.

Schnödes, geistzerstörendes Empfindeln! —
Nicht zum Wunsche kann es dir gedeihn!
Nimmer, nimmer schnürst du mich in Windeln,
Gleich wie den lebend'gen Seufzer ein.
Nein! Was hilft es mir, am Bach zu stehen,
Wenn ich meinen Durst nicht löschen kann —
Tantal konnte auch ja Früchte sehen,
Dennoch Höllenqualen litt der Mann.

Schönste, die mit reizenden Gebärden
Vor mir steht, wie Engel zart und fein —
Meine Göttin kannst du freilich werden,
Aber — ich muß auch dein Himmel sein!

Das Mädchen.

Oftmals hörte ich zur Warnung sagen,
Die Bewunderung sei flaue Kost:
Jener soll als Wasser mir behagen,
Dieser dann dazu als frischer Most.

(Zu dem ersten Liebhaber.)

Bin ich gleich zur Sonne, wie ich glaube,
Zu gering — ich will es Ihnen sein!

(Zu dem zweiten Liebhaber.)

Komm heut abend in die Gartenlaube —
Dieser Schlüssel führet dich hinein!

(Zu dem ersten, der sich stumm auf die Kniee geworfen.)

Sie erkälten sich ja so, mein Bester,
Stehen Sie doch auf, ich bitte Sie!

(Zu dem zweiten Liebhaber.)

Mutter ist verreist, und meine Schwester
Fehlet in Rossinis Opern nie! (Ab.)

Erster Liebhaber.

Hörtest du das Schöpfungswort der Wonne,
Erde, und du jubilierst nicht auf?
Hast du es vernommen, träge Sonne,
Und du bleibst in dem gewohnten Lauf?
Gras und Blumen, könnt ihr ruhig stehen?
Spürst du nichts vom Orpheus-Ruf, o Hain?
Bach und Fluß, wollt ihr nicht schneller gehen,
Zeugen meiner Seligkeit zu sein?
Schläfrige Planeten, bunte Sterne.
Die noch keinen Glücklichen gesehn —
Alle Wißbegierde ist euch ferne —
Könntet sonst nicht so phlegmatisch stehn! (Ab.)

Zweiter Liebhaber.

Dieser Tag, der eben angefangen,
Trägt das allerfreundlichste Gesicht;
Nie ist mir ein schön'rer aufgegangen,
Und, fürwahr, ein gleicher auch wohl nicht!
Auf heut mittag lud zu einem Schmause
Mich ein Freund, bei dem der beste Wein

Reichlich fließt — von da zum Kaffeehause
Können es nicht fünfzig Schritte sein;
Billard soll den Nachmittag mir kürzen,
Bis die liebe Komödie beginnt,
Und des Abends Überrest zu würzen,
Schickt mir Amor dann sein liebes Kind.

Abends.

(Garten. Vor einer Laube. Die gehörige Quantität Mondschein. Erster Liebhaber, angekündigt von einem affektierten Seufzer, tritt langsam hervor.)

Diese schlichte Laube ist die Schale
Die den Kern des Weltalls, Sie, verschließt!
Waget es für heut zum letzten Male,
Augen, daß ihr Himmelsbrot genießt!

(Er blickt in die Laube und fährt zurück.)

Ha, was seh' ich? Nein — ich muß mich täuschen!

(Er blickt wieder hinein.)

Wehe, weh! sie ist es, ist es selbst!

(Er wütet auf die herkömmliche Weise gegen sich.)

Busen, Busen — lasse dich zerfleischen,
Der du übers ärmste Herz dich wölbst!
Gott im Himmel, habe doch Erbarmen,
Sende eilig doch den Tod herab —
Nun ich sie geseh'n in fremden Armen,
Hat für mich nur einen Arm das Grab!

(Mädchen und zweiter Liebhaber treten aus der Laube.)

Das Mädchen.

Ha! zu schlimmer Stunde sollt' ich meinen,
Trat Ihr Fuß in diesen Garten ein:
Abends pflegt die Sonne nicht zu scheinen,
Und ich sollte Ihre Sonne sein!

Erster Liebhaber.

Mädchen — mich mit Worten und Gebärden
Zu verhöhnen — du entsiehst dich nicht?
Wohl! noch gibt es einen Strick auf Erden,
Und im Himmel gibt's ein Weltgericht!

(Stürzt ab.)

Das Mädchen.

Ewig sollte mich es doch betrüben,
Falls er heute noch die Würmer speist!

Zweiter Liebhaber.

Ohne Furcht, die nur im Geiste lieben,
Töten auch allein sich nur im Geist!

Der Knabe.

Knabe ging hinab ins Tal,
Wo die Rosen blühten,
Grüße sie viel hundert Mal,
Die so herrlich glühten.
Knabe ging hinab ins Tal,
Wo die Rosen blühten.

Sturm erhob sich voller Wut,
Brach die Rosen alle,
Junger Knabe, fromm und gut,
Weint ob ihrem Falle.
Sturm erhob sich voller Wut,
Brach die Rosen alle.

Mägdlein wandert durchs Gefild,
Knabe tut sie schauen,
Seine Tränen, heiß und wild,
Hören auf zu tauen.
Mägdlein wandert durchs Gefild,
Knabe tut sie schauen.

Lieber Knabe, sage mir,
Wie so schnell verschwanden
Deine Tränen, welche dir
Erst so strömend rannten?
„Sind die Rosen nicht in ihr
Herrlich auferstanden?“

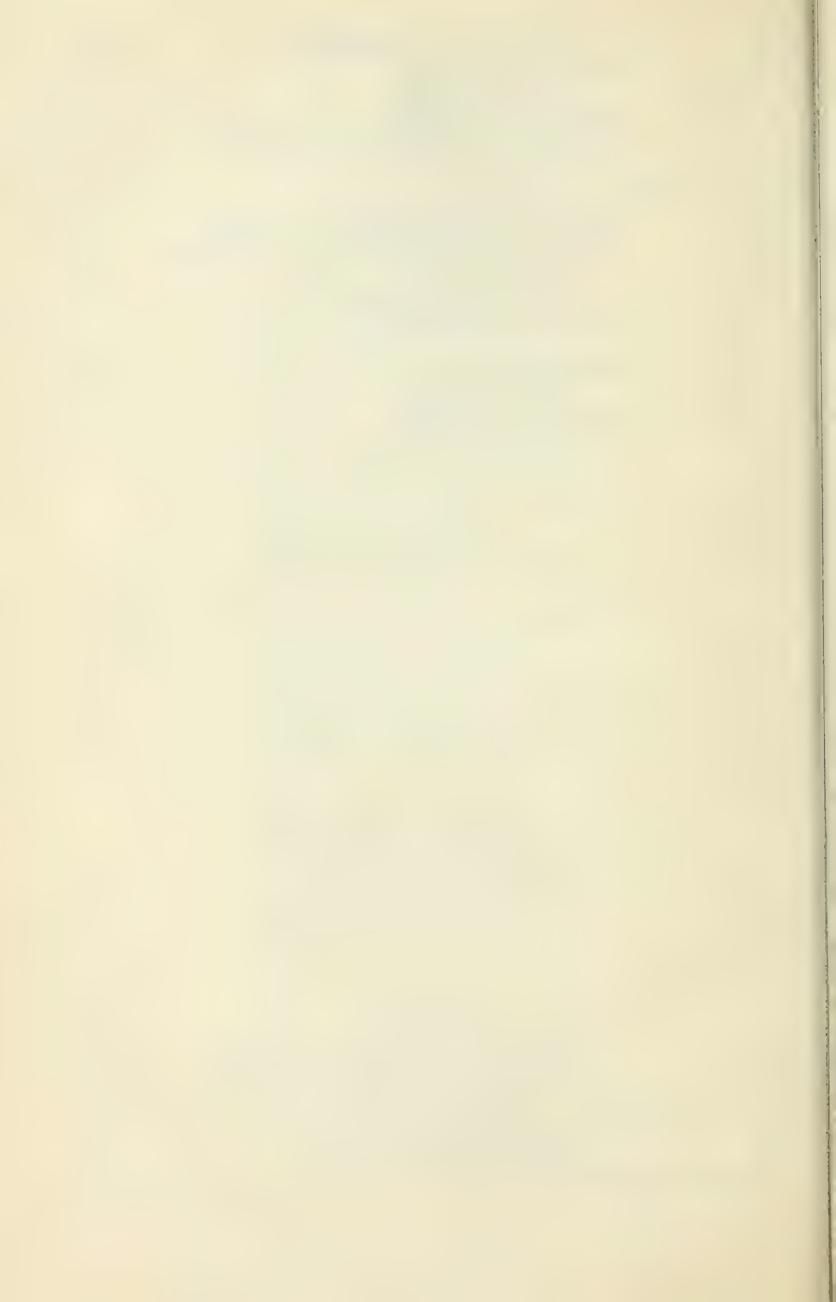
Romanze.

„Mädchen, Mädchen weine nicht! —
Viele Tränen bleichen deine Wangen —
Deine Schönheit ist dann bald vergangen:
Reizlos und entstellt,
Ein zertret'nes Blumenfeld,
Ist dein Angesicht!“

„Aus meinem Leben
Die Rose ist hin —
Was sollte der Blätter
Betrügliches Grün?“

„Mädchen, Mädchen weine nicht!
Muß doch in des Heißgeliebten Krone,
Die ihm Gott im Himmel gab zum Lohne,
Jede Träne dein
Eine scharfe Dorne sein
Die ihn gräßlich sticht!“

Da hemmte sie eilig
Der Tränen Lauf
Und blickte freundlich
Zum Himmel hinauf.



Mutter und Kind.

Ein Gedicht in sieben Gesängen.

Nicht dem Markte und nicht den Herren und Fürsten der Erde:
Einem gebildeten Geist weih' ich dies schlichte Gedicht.
Denn ein solcher erkennt, wie Recht und Pflicht sich verketten,
Und entziffert sich gern seinen bescheidenen Sinn.
Wem er sich aber verbirgt, der möge nur eins nicht vergessen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm sogar noch der Strauß zu bunt und zu künstlich geflochten,
Nun so halt' er sich doch still an die Blumen allein.

Erster Gesang.

Eben grauet der Morgen. Noch stehen die zitternden Sterne
An der Wölbung des Himmels, die kaum am Rande zu blauen
Anfängt, während die Mitte noch schwarz, wie die Erde, herab-
hängt.
Frierend kriechen die Wächter mit Spieß und Knarre nach Hause,
Doch sie erlöste die Uhr und nicht die steigende Sonne,
Denn noch ruhen die Bürger der Stadt und bedürfen des Schutzes
Gegen den schleichenden Dieb, den spähende Augen gewähren.
Wie der Hahn auch rufe, und wie vom Turme herunter
Auch der hungrige Geier mit ewig brennendem Magen
Nach dem Frühstück krächze, es kümmert nicht Menschen noch
Tiere.
Nur in den Ställen, die hinter die stattlichen Häuser versteckt
sind,
Wird's allmählich lebendig, es scharren und stampfen die Pferde
Und es brüllen die Kühe, allein die Knechte und Mägde
Schwören sich bloß, zur Nacht die Raufen noch voller zu stopfen,
Als es gestern geschah, und schlafen weiter in Frieden.
Nun, man müßte sie loben, wofern sie sich rascher erhüben,
Aber, wer könnte sie tadeln, daß sie sich noch einmal herum-
dreh'n?
Ist doch die Kälte zu groß! Der Fuß, dem die Decke entgleitet,
Schrickt zurück vor der Luft, als ob er in Wasser geriete,
Welches sich eben beeist, auch darf man den Winter nicht schelten,
Weihnachtsabend ist da, wie sollt' er nicht grimmig sich zeigen!

Dennoch lehnt schon am Pfahl der still vergluh'nden Laterne
Eine dunkle Gestalt. Im Licht des flackernden Dochtes,

Welcher sich selbst verzehrt, des Öls allmählich ermangelnd,
Kann man den Jüngling erkennen, der unbeweglich hinüber
Schaut nach dem Erdgeschoß des Hauses über der Straße.
Wahrlich, es müssen die Pulse ihm heiß und fieberisch hüpfen,
Daß er um diese Stunde, die selbst im Sommer die Zähne
Oft zum Klappern bringt und alle Glieder zum Schaudern,
Hier so ruhig steht, als wär' er in Eisen gegossen.
Schneidend und scharf, wie ein Messer, zerteilt der Hauch nun
die Lüfte,
Welcher die Sonne meldet, den sollen die Fische im Wasser
Spüren und mitempfinden, er aber regt sich auch jetzt nicht.
Doch, da schreitet er vor und naht sich dem Hause. Was gibt ihm
Denn so plötzlich Gefühl und macht ihn lebendig? Ein Schimmer
Ward da drunten sichtbar, den eine getragene Lampe
Zu verbreiten scheint. Er bückt sich nieder zu lauschen,
Spricht: sie ist's! und tickt mit leisem Finger ans Fenster.
Drinnen taucht ein Kopf empor. Die klarste der Scheiben
Suchend — er findet sie schwer, die meisten sind blind und
belaufen —
Lugt er schüchtern hindurch. Es ist ein blühendes Mädchen,
Welches sich selber beleuchtet, indem es, die Lampe erhebend,
Nach dem Klopfenden späht. Er ruft: mach' auf, Magdalena!
Und enteilt in das Gäßchen, das links am Hause sich hinzieht.
Bald auch öffnet sich seitwärts das Dienerpförtchen, doch halb
nur,
Und den Fuß in der Tür, beim Licht noch einmal ihn prüfend,
Spricht sie: Christian, du? Was kannst du so zeitig nur
wollen?
Laß uns hinein — versetzt er — du würdest draußen erfrieren,
Und wir sind ja noch sicher! Sie sperrt ihm noch immer den
Eingang,
Doch er hält ihr den Pelz entgegen, in den er gehüllt ist,
Und nun tritt sie zurück und geht voran in die Küche,
Während er auf den Zehen ihr folgt. Schon brennt auf dem
Herde
Hell und lustig ein Feuer. Sie stellt den Kessel mit Wasser
Jetzt darüber und sich an einer Seite daneben,
An der anderen er. Die rötliche Flamme vergoldet
Spielend beider Gesicht, und gegen sein dunkel gebräuntes
Sticht ihr lilienweißes, mit blonden Locken bekränztes,
Fein und angenehm ab. So mußt du — beginnt sie — schon
wieder
Auf die Straße hinaus, und das am heiligen Abend?
Wer dem Fuhrmann dient, — entgegnet er — feiert die Feste

Selten gemächlich zu Hause, denn immer mangelt dem Kaufmann
Dies und das im Gewölb, und da die Kunden nicht warten,
Wartet er selbst auch nicht! — Doch du — erwidert sie leise,
Fast in Vorwurfs Ton — Du könntest es lange schon besser
Haben, wenn du nur wolltest! — Du meinst, ich könnte beim Kaufmann
Selber, könnte bei euch sein — versetzte er mit Lächeln — und freilich
Hätt' ich's bequemer und dürfte, man sieht's ja, zu Tode mich schlafen.
Aber das täte nicht gut! — Er springt empor und die Küche
Stumm und sinnend durchschreitend und dann in plötzlicher Wendung
Vor das Mädchen tretend und ihre Schönheit betrachtend,
Ruft er aus: Nein, nein, sie soll mir nicht hungern und frieren!
Voll Verwunderung schaut sie auf und merkt es nun endlich,
Daß er bewegt ist, wie nie. Was hast du? fragt sie ihn ängstlich,
Und er streichelt sie sanft und spricht die bedächtigen Worte:
Wem ein altes Weib für seinen Groschen das Schicksal
Aus den Karten verkündigt, der mag noch zweifeln und lachen,
Aber, wem es der Herr im liebsten Freunde und Bruder
Dicht vor die Augen stellt, dem ziemt es, sich warnen zu lassen!
Hätte der Ärmste mich in solchem Elend gesehen,
Wie ich gestern ihn, er wäre wohl ledig geblieben,
Und sein Beispiel soll — dies wird, — so meint er — ihn trösten —
Nicht verloren sein für seinen Jugendgenossen!
Geht es den beiden so schlecht — versetzt sie erschreckend — ich habe
Anna nicht wieder erblickt, sie ist nicht weiter gekommen,
Und ich kann das Haus nur selten auf Stunden verlassen,
Und da hab' ich zu tun und rechne mit Schuster und Schneider.
Ging's mir anders mit Wilhelm — erwidert er traurig — ich hatte
Ihn so gut wie verloren, denn ängstlich wie Sünde und Schande
Pflegen sich Armut und Not in Ecken und Winkeln zu bergen.
Seinen eigenen Vetter vermocht' ich nicht zu ihm zu führen,
Als er nach Hamburg kam, um Anna endlich zu sehen,
Und erst gestern zur Nacht bin ich ihm wieder begegnet,
Aber in welcher Gestalt! Wie gänzlich verändert! Du kannst es
Dir nicht denken! Ich glaubte zuerst, es wäre sein Vater,
Der noch lebt auf dem Dorf, um seinen Jammer zu mehren,
Weil er den Greis nicht fürder ernähren kann, wie so lange!

Als ich ihn dann erkannte in seinem gebrochenen Wesen,
Wollte er mir nicht steh'n, wie einer, der giftige Blattern
Zu verbreiten fürchtet, ich aber blieb ihm zur Seite
Und so nahm er mich mit zum kranken Weib und den Kindern.
Nun, die dienten zusammen! — Das Mädchen erhebt sich und schließt ihn
Innig und fest an die Brust. — Sie wohnen im feuchtesten Keller,
Welchen ich jemals sah. Dem Totengräber gehörig,
Hat er die nassen Wände mit Brettern von Särgen beschlagen,
Wie sie der Kirchhof ihm aus wieder eröffneten Gräbern
Fett und modrig liefert. Die dunsten, daß, wer hereintritt,
Fast erstickt, doch die Miete ist billig, auch jagt sie der Hausherr
Nicht so leicht heraus, es fehlt am zweiten Bewerber,
Darum bleiben sie sitzen. Sie sollen vom Fieber genesen,
Wo's ein Gesunder bekommt. Da macht's natürlich die Runde,
Springt von ihm zu ihr, von einem Kinde zum andern
Und verläßt sie nicht mehr! Du weinst schon bittere Tränen,
Nun, ich rede nicht weiter! — Sie trocknet sich plötzlich die Augen,
Welche ihr längst schon strömten, und spricht mit krampfigtem Lachen,
Ihn bei der Hand ergreifend und über und über erglühend:
Christian, weißt du was? Es ist der heilige Abend
Und es wird uns beschert: da wollen wir wieder bescheren!
Meinen ganzen Weihnacht, und reichlich gibt ihn die Herrschaft,
Kleider und Tücher und Geld und was noch etwa hinzu kommt,
Alles trag' ich zu Anna, du machst es auch so mit Wilhelm,
Und sie können den Keller verlassen und wieder gesunden!
Kind — versetzt er darauf — ich tat zwar gleich, was ich konnte,
Und der Weihnacht ist die Hälfte des Lohnes in Hamburg,
Aber es sei darum! Denn, wie kein Engel im Himmel,
Hat mich Wilhelm gestern für ewige Zeiten gesegnet,
Und ich dank' es ihm gern! Zwar war sie bitter, die Lehre,
Die ich empfing, als ich sah, daß trockenes Brot ihm wie Kuchen
Schmeckte, Käse, wie Fleisch, doch werd' ich sie nimmer vergessen.
Ja, ich hab' es erkannt, und werd' es im Herzen bewahren:
Wenn der Arme es wagt, nur Gatte und Vater zu werden,
Ist es so sündlich, als dächte der Reiche auf Kaiser und König,
Und es straft sich noch härter. So bin ich denn fest auch entschlossen,
Endlich den Schritt zu tun, auf den ich schon lange gesonnen,
Denn das Leben ist kurz und einmal will ich doch würfeln! —
Sie erschrickt, doch bald zerschmilzt in freudigem Lächeln
Ihre Angst, denn er zieht zu ihrem höchsten Erstaunen

Einen goldenen Ring hervor — er ist in den Handschuh
Eingewickelt, den sie vermißt und den er entwandte,
Um ihr Maß zu haben — und reicht ihr das funkelnde Kleinod.
Nimm ihn an von mir — so spricht er — und trag ihn zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, sowie des heiligen Geistes
In Geduld drei Jahre, du wirst nicht darüber ergrauen,
Und das Glück hat Zeit, mir einen Finger zu reichen!
In Geduld drei Jahre! — versetzt sie — und das noch zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, sowie des heiligen Geistes?
Nein, in Liebe und Treue das ganze Leben und keinem
Mehr zu Ehren, als dir, du Bravster unter den Braven!
Kind, ich nehm' es nicht an — entgegnet er ernst — denn es würde
Mir das Gewissen belasten, du bist nicht länger gebunden,
Wenn die Frist verlief, auch ist sie völlig genügend,
Und wenn ich dich nicht löse, so magst du selber dich lösen! —
Aber — ruft sie — was können so wenige Jahre dir bringen,
Wenn du das Heil nicht von Alt'na erwartest oder von Wandsbeck,
Und du bist wohl der letzte, dein Haus aufs Lotto zu bauen!
Darauf schwöre nur nicht — versetzt er — du würdest dich täuschen,
Denn ich rechne aufs Lotto, doch setz' ich nicht Heller und Groschen,
Nein, ich setze mich selbst. Ich geh' im Frühling zu Schiffe.
Schlage nicht gleich die Hände zusammen und halte die Schürze
Vor die Augen! Ich hab' es lange bedacht und erwogen,
Gestern kam's zum Entschluß! Die Welt ist anders geworden,
Als mein Vater sie kannte, und seine goldenen Regeln
Passen nicht mehr hinein! Wer bliebe nicht gerne im Lande
Und ernährte sich redlich! Ich sehne mich nicht nach dem Weltteil,
Wo man Löwen und Affen und Papageien umsonst sieht,
Nein, ich will das Pläsier, mit Freuden noch länger bezahlen,
Wenn wir über den Berg nach Altona geh'n zur Erholung!
Aber, wer kann, was er möchte! Wofür mein Vater das Häuschen
Kaufte, miet' ich mir kaum die Stube, und was für den Ochsen
Einst der Schlachter gab, das gibt für die Haut jetzt der Gerber!
Sprich, wo wäre da Hoffnung! Es sind der Menschen zu viele
Über die Erde versä't, und statt, wie einst sich zu helfen,
Drängen sie sich und stoßen und suchen sich neidisch die Bissen
Aus den Händen zu reißen. D'rum sind auch die schrecklichen Tiere
Losgelassen, von denen die Offenbarung Johannis
Prophezei'te, sie sollen den Haufen lichten und sichten.
Bonaparte voran als Tod mit der blinkenden Sense,
Jetzt die neue Pest, die Cholera, wie sie sie heißen,

Und die Hungersnot wird folgen, sie guckt um die Ecke.
Fault nicht schon die Kartoffel? So sagte der Alte aus Bremen,
Den sie den Mystikus nennen, und der uns Knechten und Mägden
Seine Gesichte verkündigt, und wahrlich: er hat nicht gefaselt!
Höre den Orgeldreher, wer will! Doch sieh, wie dein Kessel
Siedet! Auch haben die Pferde in meinem Stall wohl gefressen,
Und je eher daran, je eher davon. Bis zum Abend
Bin ich morgen zurück und bringe Wilhelm das Seine,
Denn du würdest den Gang, geschweige den Keller nicht finden,
Dürftest dich auch nicht hinein begeben, er wimmelt von Schiffern
Und von allerlei Volk, und was sie da suchen, das weißt du.
Heute ist er verseh'n! — Er reicht ihr die Hand hin zum Abschied,
Aber sie hält ihn fest, sie schaut ihm ins Auge und schüttelt
Kindlich den lockigen Kopf, im Anfang leise und schüchtern,
Dann geschwind und geschwinder, und da er noch immer nicht redet,
Zieht sie den Hochgewachsenen zu sich hernieder und bietet
Ihm, wie zum Danke, den Mund. Er aber weigert sich lächelnd,
Diesen Kuß zu nehmen und spricht: Das wär' ein Gelöbnis,
Hier zu bleiben, und dies vermag ich dir nicht mehr zu geben,
Denn ich habe den Dienst schon aufgesagt und ich gehe
Mit den Gefährten, dem Schmied und dem Tischler, die lange schon drängten,
Wenn die Störche kommen, damit wir endlich erfahren,
Welche Reise sie machen. Das Wenige, was ich ersparte,
Reicht schon aus für das Schiff, und warum gingen nur wir nicht,
Unser Glück zu versuchen! Zu Tausenden zieh'n sie hinüber,
Um nach Gold zu graben im kalifornischen Boden!
Wäre der Himmel geöffnet und würde am Tore geläutet,
Wie des Abends bei uns zur Zeit der Sperre, es gäbe
Schier kein größ'res Getümmel, kein ärgeres Rennen und Laufen:
Musikanten verkaufen die Fiedel, Gelehrte die Bibel,
Schuster und Schneider den Pfriem und die Nadel und eilen nach Bremen.
Von dem Bette des Kranken entweicht der gierige Doktor
Und sein Koch ist voraus, es stoße im Mörser wer Lust hat,
Advokaten und Schreiber verachten auf einmal die Zunge,
Die sie so lange ernährte, und rechnen auf Arme und Beine,
Der Senator bedenkt sich's, ob er denn wirklich zu dick ist,
Und der Prediger kaum hält's aus bei seiner Gemeinde.
Sollte der Ärmste da fehlen? Ich dächte doch, diesem vor allen
Wäre der Segen beschert, nur muß er sich freilich auch rühren,
Denn Sankt Nikolaus schenkt zwar die Kuh, doch nicht auch den Halfter.

Darum weine mir nicht! Ich bin ja nicht, wie die andern,
Unersättlich, und werfe das Brot, das ich habe, zu Boden,
Um nach dem Kuchen zu schnappen, ich will ja nicht mehr, als
ich brauche,
Um dich mit gutem Gewissen zur Kirche führen zu können,
Und du bist es wohl wert, daß mir dies wenige werde.
Hätt' ich den Dampfer auch schon bestiegen, ich würde ihn willig
Wieder verlassen, wenn hier noch ein mäßiges Glück sich mir zeigte,
Aber eben so sicher vollbring' ich auch, was ich beschlossen,
Wenn kein Wunder geschieht und an die Heimat mich fesselt.
Knarrt nicht die Treppe? Ja wohl! Man kommt! So trockne
die Augen,
Daß sie nicht glauben, wir zankten! Da rollt schon der Wagen
des Nachbars!
Nun, ich hol' ihn noch ein, denn meine Pferde sind besser.
Lebe denn wohl! Sie bringen in Holstein den Pudding nicht fertig,
Wenn ich nicht mache, es fehlt an frischen Rosinen und Mandeln,
Und hier brauchen wir Schinken und wohl geräucherte Zungen.
Heller Tag! Wie die Zeit verstrichen ist! Glücklicherweise
Hat mein Alter die Gicht! Da schläft er hinein in den Morgen,
Weil sie ihn zwickt bei der Nacht fürs fleißige Schnapsen von früher,
Sonst erging' es mir übel! Es hat ihn nicht wenig verdrossen,
Daß ich nicht bleiben will und, selbst nicht offen und ehrlich,
Glaubt er, ich will den Dienst nur wechseln und nicht mit dem
Spaten
Wirklich die Zügel vertauschen! Ei nun, er wird es erfahren!
Keinen Kuß? Doch die Hand! Auch die nicht? Du sollst mich
noch loben! —
Damit eilt er hinweg. Sie setzt sich, um Kaffee zu mahlen,
Doch ihr rinnen die Tränen von neuem, es kann sie nicht trösten,
Daß die Raben noch krächzen und nicht die Störche schon klappern:
Denn sie weiß, was er sagt, das tut er! Sie kennt ihn zu lange.

Zweiter Gesang.

Während dies in der Küche geschah, ist alles im Hause
Nach einander lebendig geworden, das fleißige Mädchen
Hatte zuerst sich erhoben, in ihrer ländlichen Weise
Nach der Kälte nicht fragend, nur nach der Stunde; verdrießlich
Ist ihr nach langer Pause, mit offenen Ohren verdämmert,
Dann die zweite gefolgt und hat Kamine und Öfen

Bis zum Zerspringen geheizt, vom Schlaf erst völlig ermuntert,
Als ihr auf einmal die Haube zu glimmen begann und ein Löckchen
Sich entzündete, rasch, wie Hanf, am Feuer verflackernd
Und die Augenbrauen, ja selbst die Wimpern ihr sengend.
Noch viel später schlüpft der Kutscher in seine Pantoffeln:
Diesen weckt zwar gewöhnlich die Kaffeemühle, doch hütet
Er sich, aufzusteh'n, bevor sie wieder verstummt ist,
Denn er käme zu früh, noch wäre das Brot nicht geröstet
Oder die Sahne gesotten, das hat er längst schon berechnet,
Und ein verständiger Mann verachtet nie die Erfahrung.
Jetzt sogar bleibt ihm noch Zeit, den Thermometer am Fenster
Um den Grad zu befragen, doch ist's ihm freilich nicht möglich,
Auch nach der Uhr zu seh'n, die ihm zu Häupten am Bett hängt,
Denn es wird ihm da unten zu still, sie sind schon beim Trinken.
Endlich huscht auch die Zofe hinab, das Prasseln im Ofen
Hat sie herausgetrieben, doch sind ihr die Augen noch immer
Matt und gleichen den Lichtern, die, nachts in der Kälte beschlagen,
Oder mit Wasser bespritzt, nicht brennen wollen am Morgen.
Darum bemerkt sie's auch nicht, daß Magdalena schon weinte,
Sondern erkundigt sich bloß, ob keiner ihr Traumbuch geseh'n hat.
Nur der Bediente fehlt, der muß die Klingel erst hören,
Aber er rühmt sich der Kunst, so flink in die Kleider zu kommen,
Daß er, wie schwach sie der Herr auch zieh'n mag, immer schon fertig
In das Zimmer tritt, bevor noch die Glocke verhallte,
Und da darf er's schon wagen, die „Nachricht" im Bette zu lesen.

Dennoch irrt er gewaltig, indem er das Knattern des Bodens,
Welches er über sich hört, allein dem Springen der Bretter
Zuschreibt, wenn sie auch mächtig im klingenden Winter sich krümmen;
Denn schon lange wandelt der Kaufherr sinnend und schweigend
In den Gemächern herum, die königlich weit und geschmückt sind,
Aber nicht mit Stolz, man sieht es ihm an, und Behagen.
Vor dem Spiegel flammen in schweren silbernen Leuchtern
Noch die Kerzen, sie sind zwar nicht mehr nötig, doch mag er,
Wie er sie angezündet, sie nicht auch selber noch löschen,
Und noch weniger scheint er den Diener schon rufen zu wollen.
Jetzt beschaut er die Blumen und fremden Gewächse, sie füllen
Fast ein ganzes Gemach, und alle Teile der Erde
Haben ihr Schönstes geliefert, doch fesseln die schwellenden Knospen,
Die er sonst wohl mustert, als wär' er in Holland geboren
Und ein Bürger der Zeit, wo Zwiebeln die Wechsel vertraten,
Diesmal ihn nur wenig, ja selbst die geöffneten Kelche

Hauchen ihm heute vergebens die heißen Düfte entgegen,
Welche den Papagei — er schließt vor Behagen die Augen
Und ist betäubt und berauscht — zurück in die Heimat versetzen.
Jetzt betrachtet er sich die neue chinesische Vase:
Altoum selbst, der Drachen und Schlangen erlauchter Gebieter,
Hat sie in Peking nicht reicher, mit Gold gefüllt bis zum Rande
Wäre sie kaum bezahlt, so selten und rein ist die Mischung
Und so brennend die Farbe! Man stellte in jedem Museum
Einen Wächter daneben, doch er, in plötzlicher Wendung
Gegen ein Bild an der Wand, — der Morgen beleuchtet's gerade —
Stößt sie vom Tisch herunter, und wenn er erschrickt, so geschieht es
Bloß des Geprassels wegen, das dennoch der türkische Teppich
Mächtig dämpft, denn er horcht, anstatt die Scherben zu sammeln
Oder auch nur zu beachten, mit angehaltenem Odem
Nach der linken Seite hinüber, wo ihm die Gattin
Schlummert im Bett von Damast, und da's dort still, wie zuvor, bleibt,
Spricht er lächelnd: So war denn doch noch ein Glück bei dem Unglück!
Und als hätte er nur die Kaffeetasse zerbrochen,
Tritt er gelassen und ruhig, nicht einmal den segenden Schlafrock
Erst um den Leib sich gürtend und weiteren Schaden verhütend,
Vor das Gemälde hin. Es ist von Rahl und es zeigt uns
Marius unter den Zimbern im grimmigen Würgen. Kein König
Hat es beim Meister bestellt, nicht einmal der König der Juden,
Auch kein reicher Prälat, kein Julius oder ein Bembo,
Noch viel minder ein Junker, was kümmern sie Künstler und Dichter,
Aber der Handelsherr, obgleich zum Patron nicht geboren,
Und von manchen bespöttelt, die mit ihm rechnen und tauschen,
Rief's ins Leben, sobald er in Wien die Skizze erblickte,
Denn er sucht in Venedig und nicht in Karthago sein Vorbild.
Freilich hält ihn auch dies, so sehr er es schätzt und bewundert,
Heute nicht lange fest. Er nickt zwar, erstaunend, wie immer,
Dem gewaltigen Stier, der eben den Römer gespießt hat,
Und der entsetzlichen Mutter, die ihren eigenen Säugling
Unter die Feinde schleudert, doch greift er nicht nach der Kerze,
Um es heller zu seh'n, obgleich das goldene Tagslicht
Wieder verdüstert ward durch jenes graue Geriesel,
Welches nicht Nebel bleibt und auch nicht zu Schnee sich verdichtet
Und die Finsternis mehrt, die Kälte aber nicht mindert.
Nein, er schreitet aufs neue von Zimmer zu Zimmer und heftet
Bald auf die Nipse den Blick, die Tische und Schränke ihm zieren,
Bald auf Figuren und Büsten und bald auf Stiche und Bücher.

Alles besieht er und prüft's, er späht begierig nach Lücken,
Aber er findet sie nicht, und wenn sich die Lust des Besitzes
Auch in seinem Gesicht nicht eben spiegelt, so zeigt es
Doch auch keinen Verdruß. Da fällt sein schweifendes Auge
Auf die Dresd'ner Madonna, mit ihrem lieblichsten Knaben,
Und den reizenden Engeln, die Raphael malte, und eilig
Wendet er's wieder ab, als sähe er, was ihn nicht freute,
Und sein ruhiger Ernst verwandelt in Schmerz sich und Trauer.
Wär' nur das Stück kein Geschenk, ich würd' es noch heute entfernen,
Spricht er, aber ich darf's nicht wagen, und dennoch vergoß sie
Oft schon Tränen davor, sie kann in der Fürstin des Himmels
Nur noch die glückliche Mutter erblicken und ließe ihr willig
Für den flüchtigsten Kuß des Kindes die ewige Krone.
Wär' doch der Tag erst vorüber, besonders der Abend! Die Domzeit
Macht sie fast immer krank. Was schelt' ich den göttlichen Künstler
Und sein köstliches Blatt! Die quiekendste Weihnachtstrompete,
In der schmutzigsten Twiete vom garstigsten Rangen geblasen,
Tut ihr ja eben so weh! Die bunten beleuchteten Buden,
Welche den Gänsemarkt den ganzen Advent so beleben,
Schneiden ihr tief in das Herz. Sogar die Juden am Steinweg
Mit den Karren voll Tand entlocken ihr seltner das Lächeln
Halber Ergötzung, nach dem ich oft Wochen vergebens mich sehne,
Als den Seufzer des Grams. Denn neben den scharfen Gesichtern,
Die das häßliche Schreien verzerrt, bemerkt sie noch immer
Auch die Öchslein und Esel von Zinn, mit denen sie trödeln,
Und um die sich begierig die Knaben und Mädchen versammeln,
Und da kehren sogleich die bitt'ren Gefühle ihr wieder.
Nun, es geht ja zu Ende! Wenn nur nicht heute gerade
Alles so übel sich träfe! Der Affe ist nicht gekommen,
Weil das Schiff, das ihn trug, verschlagen wurde, die Vögel
Freilich sind eingetroffen, doch scheinen sie krank, und ich werde
Schon zufrieden sein, wenn sie nur leben bis Neujahr.
Wäre die Blumenuhr nicht da, ich müßte verzweifeln,
Denn hier fehlt es an nichts und alles ist dreifach vorhanden,
Aber es wird sie zerstreu'n, es wird sie vielleicht gar erfreuen,
Wenn ihr die persische Rose, bis auf die letzte Minute
Fest geschlossen, den Mittag, die türkische Tulpe den Abend,
Und der Jasmin vom Athos die Mitternachtsstunde verkündigt,
Ja, es wird sie erfreu'n, die Schritte des Tages an Düften
Abzuzählen und Farben, die alle Wunder der Ferne
Vor die Seele ihr rücken! Er wiederholt es und klingelt
Endlich dem Diener: ihm folgt sogleich auf dem Fuße der Doktor,
Welcher, des Hauses Freund und alter Vertrauter, sein Vorrecht
Braucht, und das um so eher, als er schon lange gewartet.

Ei, da sind Sie ja — ruft ihm der Kaufherr freundlich entgegen —
Ich bin auch schon bereit, hier liegen in Gold und in Silber
Ihre Summen, und wollen Sie mehr, so kommen Sie wieder!
Nur verschonen Sie mich mit Ihren Berichten, ich mag nicht
Wissen, wo Sie es lassen, ich mag die Perlen nicht sammeln,
Welche aus Freudentränen entstehen sollen, ich müßte
Sonst auch den Ärger verwinden, wenn unser Pfennig nicht
wuchert,
Wie er wohl könnte! Sie lächeln? Sie glauben, daß ich nur scherze
Oder mich selbst verleumde, weil jede Erfahrung mir mangelt?
Freund, ich habe sie nicht aus Grille gemieden! Sie zweifeln?
Kennen Sie wirklich das Herz des Menschen so wenig? Die Bäume,
Welche er pflanzt und begießt und säubert von Raupen und
Würmern,
Werden ihm nimmer zu grün, doch leicht die Armen zu fröhlich,
Und ein Heiliger wird nicht jeder durch Essen und Trinken,
Welcher ein Märtyrer ist durch Hungern und Dursten und Frieren;
Wen man aber beschämt, den wird man zugleich auch erbittern.
Darum soll man die Kluft, die zwischen dem Geber und Nehmer
Einmal besteht, durch Milde nicht füllen wollen, man kann's nicht,
Nein, man soll sie mit Nacht, mit heiligem Dunkel bedecken,
Und wie der Ewige selbst, ins tiefste Geheimnis sich hüllen.
Denn es ist nicht genug, daß bloß die Rechte nicht wisse,
Was die Linke tut, sie soll es auch selber vergessen;
Reiche den Becher und wende dich ab, so wirst du erquicken! —
Sie verhalten's darnach — entgegnet der Doktor mit Rührung —
Sie entkleiden die Pflicht des einzigen Reizes und üben
Jede um Gottes willen, nur nicht die Stirne gerunzelt,
Heute müssen Sie's hören, ich heiße seit Jahren das letzte
Unglück aller Heroen, und meine verrufene Zunge
Schont auch so wenig den Cäsar, als Bonaparte und Friedrich,
Oder die hohen Poeten, die immer mit Worten bezahlen.
Aber wenn ich das Große in Völkerwürgern und Künstlern,
Wie sie auf Ihren Gesimsen zu Hunderten prunken im Lorbeer,
Auch nur selten entdecke, das Edle vermag ich zu schätzen,
Und, wer nie noch geschmeichelt, der scheint mir berufen, zu loben.
Wären Sie nur auch so glücklich, als gut! Wie ging es denn
gestern? —
Aber der Kaufherr seufzt und spricht mit stockender Stimme:
Nun, Sie wissen's am besten, wie sehr die Woche der Kinder
Ihr die Hölle im Busen entzündet, das Schlimmste ist aber,
Daß mit jeglichem Jahre die Qualen sich steigern und mehren.
Eh'mals lenkte sie selbst vom Weihnachtszimmer das Auge
Auf die Krankenstube, vom Tannenbaum mit den Kerzen

Auf die Trauerweide hinüber und fand sich getröstet:
Jetzt erblickt sie nur noch die festlichen Räume des Jubels,
Aber der Kirchhof rückt in immer weitere Ferne,
Und doch stehen die Särge so nah an den Wiegen und werden,
Wie wir es selbst schon erlebten, an teuren Verwandten und Freunden,
Oft aus dem nämlichen Baum vom nämlichen Meister gehobelt.
Ja, ich fürchte für sie, ich will es nicht länger verhehlen,
Und Sie fürchten sich auch, obgleich Sie's mir nicht bekennen,
Und so mag es wohl kommen, daß sich der letzte der Bettler,
Welchen ich heute beschenke, noch glücklicher fühlt, wie ich selber,
Denn sie ist mir der Mund, mit dem ich esse und trinke,
Ihrethalben könnte ich wünschen, wir wären katholisch,
Wenn ich sie hoch auch ehre, die protestantische Freiheit,
Und ihr göttliches Recht auf jeglichen wahren Gedanken,
Wie es der zwölfte Apostel, denn Judas hat sich gestrichen,
Wie es der eiserne Luther mit feuriger Zunge erkämpfte.
Denn da dürft' ich mit ihr von einem Orte der Gnade
Zu dem anderen pilgern, und erst am heiligen Grabe
In Jerusalem würde die Hoffnung völlig erlöschen,
Aber da wäre zugleich doch auch das Leben zu Ende.
Was mich selber betrifft, so fand ich mich längst in mein Schicksal,
Denn ich hab's nicht verschuldet, es ward mir von oben gesendet,
Und ich glaube den Finger des Ewigen deutlich zu sehen.
Sie verwundern sich, Doktor? Vernehmen Sie, wie ich es meine!
Wissen Sie, was mich zumeist am großen Brande entsetzte,
Welcher ein Fünftel der Stadt in Asche legte vor Jahren?
Nicht die flammenden Straßen mit ihren donnernden Häusern,
Welche vor dem Minirer gen Himmel flogen und barsten;
Nicht der tückische Wind, der, wie ein dämonisches Wesen,
Immer sich drehte, sobald die Spritzen Meister geworden;
Nicht die lodernde Börse mit all den Kaisergestalten,
Die das römische Reich, doch auch uns Bürger bevogtet;
Nicht die grünlichen Flammen der Türme, welche von Kupfer
Sich ernährten und Blei und gräßlichen Regen verspritzten;
Nicht der endliche Sturz von Nikolai und Petri,
Fast so entsetzlich für uns, als bräche die Erde zusammen;
Nicht einmal das Geheul der Feuerglocken, die alles
Überwimmerten, selbst die Stundenuhren, so daß man
Keine einzige hörte, als wären die Zeiten vollendet,
Und als müßte der Richter nun gleich in den Wolken erscheinen:
Alles dieses verschwand mir gegen die Hungergesichter,
Welche mit Ratten und Mäusen verschüchtert zu Tage sich drängten,
Ja, sie kamen mir vor, als sollten sie klagen und zeugen
Und erwarteten nur noch den Engel mit seiner Posaune.

Welch ein Elend erblickt' ich! Und tief, wie unter der Erde,
War es verborgen gewesen, und stahl sich, als wäre es Sünde
Gegen die glücklichen Brüder, auch jetzt noch zögernd und ängstlich,
Und vom dräuenden Tode gejagt, hervor aus den Löchern!
Männer, Weiber und Kinder! Und das im christlichen Hamburg,
Welches der Armen und Kranken doch wahrlich nie noch vergessen.
Fast mit Grausen gedacht' ich der eigenen Güter und schämte
Mich des eigenen Kummers! Allein nicht lange verharrt' ich
In dem stumpfen Entsetzen: mir schien auf einmal das Rätsel
Meines Lebens gelös't. Für diese strömen die Schätze
So zusammen bei dir, und wenn es am Erben dir mangelt,
Ist's der Verzweifelten wegen! So rief's in mir und so ruft es
Bis zur Stunde noch fort! Ich möchte, wie Fugger in Augsburg,
Ein Asyl begründen, in welchem es nimmer an Mitteln,
Eher an Dürftigen fehlte. Man spricht von roten Gespenstern,
Die man mit Pulver und Blei verscheuchen müsse. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und, anstatt die Erde in unersättlicher Goldgier
Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild tut, bestelle man Wüsten und weise
Ihnen die Äcker an! Das heißt, sich selber beschützen,
Denn wir besitzen die Habe doch nicht, wie Arme und Beine,
Die wir freilich mit keinem zu teilen vermögen und sollen
Nicht vergessen, was Moses gebot und Christus voraussetzt,
Fürchterlich könnt' es sich rächen! Ich würde mit Freuden beginnen,
Und mir wär' es genug fürs Leben und sicher fürs Sterben,
Wenn ich mir sagen dürfte: Du wirst bis ans Ende der Zeiten
Hier die Hungrigen speisen und so den heiligen Frieden,
Denn ihn bricht nur die Not, auf ewig im Innern besiegeln!
Ja, mir wär' es genug! Doch sie ist anders geschaffen,
Sie entbehrt die Tochter, wenn ich auch den Sohn nicht vermisse,
Und der heimliche Gram verzehrt ihr leise die Kräfte.
Anfangs freute ich mich, daß sie am heutigen Morgen
Nicht so früh, wie gewöhnlich erwachte, aber es währt mir
Jetzt schon wieder zu lange: sie hat die Nacht nicht geschlafen
Und ein trauriger Tag wird folgen! Sie kommen doch abends? —
Sicher! — versetzte der Doktor — und einen eignen Gedanken
Bringe ich mit: Sie mögen ihn nun als töricht verwerfen
Oder, wie ich, als tröstlich mit einiger Freude begrüßen,
Immer verdient er die Prüfung. Ich war vorhin in der Küche
Und da fand ich das Mädchen vom Lande in bitteren Tränen,
Das gesunde und frische, das ich dem Hause empfohlen.

Sie eröffnete mir ihr Herz, denn seit ich vom Fieber
Sie befreite, vertraut sie mir, als wär' ich ihr Vater.
Ei, wie bunt ist die Welt! Hier oben fehlt es an einem
Und dort unten am andern! Es wäre vielleicht noch zu helfen,
Wenn man die Hände sich böte. Denn: alles beruht ja auf Mischung!
Sagt Apotheker Franz, der Helgoländer, und kämen
Mit den Kräutern des Berges die Kräuter des Tals nicht zusammen,
Würde kein Übel geheilt! Ei nun, wir wollen's versuchen.
Nur nicht zu früh erwarten Sie mich. Ein glücklicher Schneider,
Dem Sie unter die Arme gegriffen haben, erlaubt sich
Mit den Seinigen heute den ersten Pudding. Er lud mich
Und ich möchte wirklich das kleine Fest nicht versäumen,
Denn nicht lieber seh' ich den Regenbogen am Himmel
Als im Menschengesicht die wieder erwachende Freude.

Dritter Gesang.

Rasch entfernt sich der Doktor, denn viel noch hat er zu schaffen,
Auch den Kaufherrn ruft gar manches ab, doch verwundert
Schaut er dem Alten nach und denkt: was mag er nur meinen?
Plötzlich fühlt er von hinten sich innig umschlungen, die Gattin
Hat sich ihm leise genähert, und wie er sich wendet, erstaunt er
Über den klaren Blick des reinen Auges und freut sich,
Sie so ruhig zu finden. Sie küßt ihn herzlich und drückt ihn
Mehrmals gegen die Brust, als wäre der Morgen der Hochzeit
Wiedergekehrt, an dem sie, dem Kreise der Schwestern entschlüpfend,
Die noch an ihr schmückten, und über die trennende Schwelle
Ihm entgegen hüpfend, an welcher er schüchtern und lauschend
Stehen geblieben war, dem fast Erschreckten bewiesen,
Daß sie nur darum so lange das kargste der Mädchen gewesen,
Um als reichste der Bräute noch in der letzten der Stunden
Für die erduldete Strenge ihm überschwenglich zu lohnen.
Denn, wie mancher Baum, zu dessen Füßen die Veilchen
Schon ihr Leben verhauchen und den die mildesten Lüfte
Unermüdlich umschmeicheln, nicht eine einzige Knospe
Öffnet, bevor der Mai den Frühling göttlich besiegelt:
Also hatte auch sie sogar dem Verlobten noch vieles
Abgeschlagen, was selbst die sprödeste Sitte gestattet

Und die sorglichste Mutter nicht rügt, und still sich bescheidend
Hatt' er's ertragen, obgleich nicht ohne quälende Zweifel.
Aber wie solch ein Baum zuletzt die innere Fülle
Auch in heißeren Düften und volleren Blüten entbindet,
Als die übrigen alle, die nichts zusammengehalten:
Also hatte auch sie auf diese einzige Stunde,
Die mit Geben beginnt, um nicht mit Fordern zu enden,
Alle Wonnen gehäuft und ihn im Tiefsten beschwichtigt.
Unvergeßlich war ihm der Morgen, doch ward er nur selten
Wieder an ihn erinnert, und heute am wenigsten hätt' er
Dieses Zeichen der Liebe von ihrer Seite erwartet.
Feurig erwidert er's ihr, und als sie sich endlich ihm weigert,
Spricht er: wir stritten uns oft, ob fallende Früchte am besten
Schmeckten, oder gepflückte, ich hatte soeben von beiden
Und ich finde sie gleich. Du aber sag' mir zuletzt noch,
Was mir den innigen Gruß verschafft hat, den ich so zärtlich
Nicht erhielt, seitdem ich von Philadelphia kehrte,
Und auch da wohl nur, weil eine verlogene Zeitung,
Sei sie noch jetzt mir gepriesen, mich scheitern ließ und versinken,
Als ich die Elbe bereits mit günstigem Winde hinauf trieb.
Sanft errötend versetzt sie: Du warst mir wieder gestorben,
Und so sehr ich den Traum auch hasse, weil er ein Nichts ist
Und mich dennoch beängstigt, für diesen könnte ich danken!
Laß mich schweigen, ich habe gelobt, nicht wieder zu weinen,
Und ich müßte vielleicht, wenn ich noch weiter erzählte,
Aber du sollst schon seh'n. Jetzt kenn' ich die Öde, jetzt weiß ich,
Was es bedeutet, allein in weiten Gemächern zu sitzen,
Alle Stunden des Tages zu zählen und doch sich bei keiner
Sagen zu dürfen: nun tritt er herein, nun prüft er die Mienen
Deines Gesichtes und beut, sobald sie ihm traurig erscheinen,
Dir die Rechte als Freund, sobald sie ermunternd ihm lächeln,
Dir die Lippe als Gatte! Jetzt hab' ich's in Wahrheit empfunden,
Nicht aus Grille bloß mir eingebildet! D'rum will ich
Dir in allem auch folgen! Es gibt der Waisen so viele
In dem großen Hause, das jeglicher segnet, der Reigen
Welcher zu Pfingsten die Straßen durchzieht, daß der Bürger erfahre,
Wie man sie kleidet und nährt, ist jährlich noch immer gewachsen.
Nehmen wir eine heraus! Wir könnten heute noch wählen,
Wenn du denkst, wie bisher! Ein Knabe oder ein Mädchen,
Was dir gefällt, ist mir recht! Wir machen einen auf Erden,
Zweie im Himmel glücklich! Ich werde dich selber begleiten.

Wiederhol' es mir morgen — versetzt er mit Lächeln — so wollen
Wir es weiter bereden. Ich denke es anders zu machen.
Wenn es dein Wille bleibt. Warum der sterbenden Mutter
Nicht sogleich aus den Armen den Säugling nehmen und, gänzlich
Über sein Schicksal beruhigt, ins Grab sie senden, warum ihn
Erst von Fremden empfangen? Doch alles dieses auf morgen!
Denn wie sehr ich mich auch der schönen Wallung erfreue,
Welche dich heute bewegt, ich werde sie nimmer mißbrauchen,
Und sie kommt mir zu rasch, als daß ich ihr völlig vertraute!

Damit geht er von hinnen, denn lange schon warteten seiner
Ungeduldig die Schreiber. Doch kann er's nicht lassen, noch einmal
An der Tür sich zu wenden. Mir lobe noch einer die Mädchen!
Ruft er dann und enteilt. Und wahrlich, er durfte es wagen,
Denn die hohe Gestalt im weißen Morgengewande
Mit den glühenden Augen und reichlich wallenden Locken
Ist vollendet zu nennen in stolzer Erscheinung, es deutet
Nichts zurück auf die Jugend, das unentwickelt und unreif
Noch zu zeitigen wäre, und nichts hinein in das Alter,
Das sich zu voll schon zeigte, es ist die reizende Mitte
Zwischen Blüte und Frucht, der köstliche Gipfel des Lebens,
Wo in holdester Pause die endlich gesättigten Kräfte
Ihren Sabbat feiern und nur mit sich selber noch spielen.
Tief, wie noch nie, ergriffen von ihrer Macht, zu beglücken,
Sieht sie dem Eilenden nach. Ein eigener Schauder erfaßt sie,
Als sein treues Gesicht, das freilich derb wie ein Holzschnitt
Aus den ältesten Zeiten, nur krampfhaft lachen und weinen,
Aber nicht lächeln kann, mit fröhlichem Nicken verschwindet
Und die Türe sich schließt. Denn diese hat sie im Traume
Immer vor sich gehabt und alle Schrammen und Ritzen,
Welche sogar Magdalenen beim emsigsten Bohnen entgingen,
Deutlich sich eingeprägt. Er sollte kommen und kam nicht,
Aber statt seiner erschien nach langem ängstlichen Harren,
Während des die Minuten vorüberkrochen, wie Stunden,
Schwarz gekleidet der Schneider und fragte mit ernsten Gebärden,
Ob es ihr jetzt gefalle, die Trauer zu wählen, es warte
Draußen auch schon der Zeichner mit einem Modell zu dem Denkmal,
Den sie bestellt, wie ihn selbst, das Werk sei herrlich geraten,
Ganz besonders die Büste des Abgeschied'nen, nicht treuer
Hänge sein Bild an der Wand vor ihren eigenen Augen,

Als es sich über dem Grabe zur größten Zierde des Kirchhofs
Bald, in Eisen gegossen, erheben werde! — Da war sie
Vor Entsetzen erwacht und mit unendlicher Rührung
Hatte sie durch das Spiel der Glocken hindurch, wie es stündlich
Von den Türmen erschallt in frommen Choral-Melodien,
Seine Stimme vernommen und rasch und still sich erhoben.
Tief war das Herz ihr beklemmt. Der Fluch des ganzen Geschlechtes,
Daß es nicht schätzt, was es hat, und überschätzt, was es nicht hat,
Drückte sie so darnieder, als wäre nur sie ihm erlegen,
Während doch alle zusammen den Duft der lockenden Früchte
Gleich beim Pflücken verwischen, und weil sich zwischen den Fingern
Freilich das Gold nicht findet, das auf den Zweigen so reizte,
Neu verlangend den Baum erklettern, um aber und aber
Ihn zu plündern und sich zu täuschen! Der bitt're Gedanke,
Ihrem Gatten wohl oft durch ihr verdüstertes Wesen
Stille Freude getrübt und edel verheimlichten Kummer,
Statt ihn zu lindern, erhöht zu haben, verließ sie nicht wieder.
All' die kleinen Momente, an denen das Leben so reich ist,
Wo ein freundlicher Blick mit einem finstern erwidert
Wurde, ein herzliches Wort mit einem kalten und leeren,
Traten in greller Beleuchtung vor ihre geängstigte Seele,
Und sie fand nicht den Mut, ihm guten Morgen zu sagen,
Eh' sie ein stilles Gelübde im tiefsten Gemüte beschworen.
Fest auch steht ihr Entschluß, es unverbrüchlich zu halten,
Ja, sie wiederholt's, indem sie der Türe den Rücken
Wendet, die ihr den Traum so klar ins Gedächtnis gerufen,
Daß sie ihr Auge bisher, wie magisch, an sich gefesselt.
Als sie ins eig'ne Gemach zurückkehrt, trifft sie die Zofe
Eben vor'm Spiegel: sie möchte von Magdalenen berichten,
Die sich bei ihr erkundigte, ob Kalifornien weit ist
Und ob wirklich die Straße mit Totengerippen gepflastert,
Wie sie auf ängstliches Fragen bei Hoffmann und Campe erfahren.
Aber die Törin errötet und schleicht sich davon, als sie plötzlich
Ihre Herrin, anstatt auf sie zu hören, zur Nadel
Greifen sieht, um vor Nacht noch die längst begonnene Arbeit,
Welche schon aufgegeben erschien, für den Herrn zu vollenden.
Denn die Reuige will's durch tätige Buße beweisen,
Daß sie verwandelt ist, und wirklich wird sie noch fertig,
Wenn auch im Laufe der Stunden gar manche ihrer Bekannten
Prunkend und prahlend erscheinen, gehüllt in die neuesten Roben,
Welche Paris geliefert, und brennend, Neid zu erregen,
Oder zum wenigsten doch in stiller Bewund'rung zu schwelgen.

Ja sie werden sogar, obgleich sie nur stören und hindern,
Besser empfangen, wie sonst, und finden off'nere Ohren
Für ihr erstaunliches Glück, das Mode-Journal zu beschämen.
Denn es will ihr dünken, als hätten sie tändelnd und gaukelnd
Und die schillernden Flitter aus kindischer Freude am Wechsel,
Wie die Vögel sich mausern, vertauschend und wieder vertauschend,
Sich vor Schlimm'rem bewahrt, sie schaut nicht mehr mit Verachtung
Auf die Schwestern herunter, es scheint ihr doch besser, zu spielen,
Als beständig zu brüten, den Liebsten aber zu quälen.
So vergeht ihr der Tag in fruchtbar-ernster Betrachtung,
Welche sie über sich selbst im Geist erhebt und sie kräftigt,
Während im zierlichen Fleiß der Finger das Herz sich erleichtert.
Und es naht sich der Abend. Nun gilt's noch, die Gaben zu ordnen,
Die sie bestimmte fürs Haus — seit Jahren tat es die Zofe —
Dann, sich festlich zu schmücken, und beides dauert so lange,
Daß der Doktor erscheint, bevor sie noch selber gekommen.

Überglücklich begrüßt der Kaufherr ihn und erzählt ihm,
Was am Morgen gescheh'n und wie es weiter gegangen.
Doch der Alte erwidert als Prüfer der Herzen und Nieren:
Einer Genesenden gleicht sie, und alle Genesenden fühlen,
Wenn sie das Übel verließ, sich frei von Wunsch und Verlangen,
Denn sie haben das Maß des Menschlichen wieder gewonnen,
Das die Begierde zerbrach, und wollen nur leben und atmen.
Aber das ändert sich wieder. Drum muß man die Pause benutzen,
Und so fatal mir der Pastor mit Sakrament und Ermahnung
Auch in der Krisis ist, so gern doch seh' ich ihn nahen,
Wenn ich selbst mich entferne, denn rein ist der Boden von Unkraut,
Und der göttliche Same mag Wurzel fassen und treiben.
Also wollen wir's auch mit ihr verhalten, und hat sie
Selbst den Entschluß gefaßt, der einzig hilft auf die Länge,
Denn was Juden als Fluch, gilt Christen noch immer als Unglück,
Und die bitt're Empfindung wird wieder und wieder sich regen,
Nun, so müssen wir sorgen, ihn rasch in die Tat zu verwandeln,
Und es trifft sich besonders. — Da öffnet sich plötzlich die Türe,
Und im seltensten Putz, sie weiß, wie sehr es ihm schmeichelt,
Wenn sie die eigenen Reize erhöht durch seine Geschenke,
Tritt die Gattin herein. Er eilt ihr entgegen, der Alte
Folgt ihm aber sogleich, und zwischen sie tretend und beide

An den Händen fassend, beginnt er eifrig von neuem:
Unten verbringt das Mädchen, das ich dem Hause empfohlen,
Weinend den ganzen Tag, weil ihr Verlobter im Frühling
Nach Amerika will, um dort entweder zu sterben,
Oder so viel zu erwerben, als nötig ist für die Heirat;
Hier vermißt ihr das Kind, das jetzt mit leuchtenden Augen
Und mit glühenden Wangen von einem Tische zum andern
Hüpfen sollte und euch durch Händeklatschen und Jubeln
In die Jugend zurück versetzen! Da möcht' ich doch raten:
Gebt das Paar zusammen und macht den Erstling zum Erben!
Edel sind sie und brav, ihr werdet es nimmer bereuen,
Wenn das Wort sich bewährt, das alte, vom Stamm und vom Apfel,
Und so sicher ihr selbst das Kind ins Leben gerufen,
Eben so sicher auch werdet ihr's inniger lieben, wie eines,
Denn ihr wählt's euch nicht aus, ihr fragt nicht nach Augen und Haaren,
Wie es doch sonst wohl geschähe, es wird euch von oben gesendet,
Wie den Eltern, auch seid ihr so heilig, wie diese, gebunden
Und ihr heißt es vielleicht, als wär' es ein eig'nes willkommen.
Ja, es könnte sogar für euer eigenes gelten,
Wenn ihr wolltet, ihr nähmet die Mutter mit auf die Reise,
Welche ihr jährlich macht, und kämet ohne sie wieder,
Sie vergäß' es über das zweite und fände sich glücklich
An der Seite des Gatten in Hülle und Fülle des Wohlstands,
Aber es würde bei euch auf einmal lebendig und fröhlich,
Denn was die Pendel den Uhren, das sind die Kinder den Häusern!
Sie erwidert dem Alten mit Hast und fiebrisch errötend:
Dieses wäre das Beste und also muß es auch werden!
Was sie auch immer verlangen, so werden sie alles erhalten,
Aber bevor noch der Säugling den Mutter-Namen gestammelt,
Muß sie sich trennen von ihm, denn mich nur darf er so nennen!
Da entgegnet der Doktor: So sprech' ich denn gleich mit dem Mädchen!
Und er verläßt das Gemach. Sie eilt ihm nach bis zur Türe,
Unwillkürlich gedrängt, ihn umzurufen, doch hält sie
Auf der Schwelle noch ein und sagt, zum Gatten gewendet,
Der sie verfolgt mit dem Blick: Nicht wahr, wir dürfen es nehmen,
Wenn sie selber es geben? Er holt sie zurück und erwidert:
Dieses gelt' uns als Zeichen! Doch wie sie auch immer sich fassen:
Wir vereinigen sie! Das hab' ich schon still mir geschworen.

Was auch siege im Kampf: der Wunsch, ihr Kind zu behalten,
Oder es glücklich zu wissen, und glücklich können wir's machen,
Ruhig warten wir's ab, denn wahrlich, ich will sie belohnen.
Abraham wurde geprüft, er sollte den Isaak schlachten,
Und er fand sich bereit. Doch nicht, als er trauernden Herzens,
Aber mit lächelnden Mienen, der Sarah den Liebling entführte,
Auch nicht, als er den Berg mit zitternden Knieen hinanstieg,
Oder den Opferaltar mit bebenden Händen erbaute,
Nicht einmal, als er schaudernd dem Knaben das Hälschen entblößte,
Erst als das Messer schon blinkte, erschien ihm der rettende Engel!
Diese brauchen nur Nein zu sagen, so ist es bestanden,
Darum fürchte dich nicht der Sünde in deinem Gewissen:
Denn sie gewinnen das Leben und setzen sich selbst die Bedingung.
Aber nun sieh dich doch um, betrachte die Vögel und Blumen,
Die dich so freundlich begrüßen und sage mir, ob ich's getroffen?
Sie entgegnet: ich habe da drüben für dich auch ein Tischchen.
Wenig zwar liegt nur darauf, allein du bist ja genügsam,
Und ich kam, dich zu rufen! — Doch viel zu bewegt sind sie beide,
Um hinüber zu geh'n, sie scheinen's nicht einmal zu merken,
Daß die türkische Tulpe vor ihren Augen sich öffnet,
Ja, sie würden nicht horchen, wenn plötzlich die Sterne erklängen.
Bald auch kehrt der Doktor zurück mit vergnügtem Gesichte,
Ihn begleitet das Mädchen. Sie ist, wie zum Tode, erblichen,
Aber sie lächelt dabei. Sie möchte reden und danken,
Doch sie versucht es umsonst; so sinkt sie der Herrin zu Füßen.
Diese erhebt sie und küßt sie. Da schallen Hörner und Zinken
Fromm von der Straße herauf. Nun wirft sie sich abermals nieder,
Aber sie faltet die Hände und blickt gen Himmel. Die Gatten
Knien neben ihr hin, und also schließt sich die Weihnacht.

Vierter Gesang.

Abend ward es und Nacht, eh' Christian kehrte aus Holstein,
Denn die grimmige Kälte war umgeschlagen, es hatte
Tüchtig geschneit und die Wege verschüttet, da galt es, zu schaufeln,
Aber das tut der Bauer allein für die Posten des Königs.
Endlich rollt ein Wagen, er ist gar leicht zu erkennen
An dem muntern Geklingel der schellenbehangenen Pferde,

Vor dem Hause vorbei, und Magdalena, die längst schon
Ungeduldig geharrt und gespäht durch das niedrige Fenster,
Ruft ihm, mit hastigen Händen das eingefrorene öffnend,
Über die Straße entgegen: Ich muß dich heute noch sprechen.
Mit der Peitsche knallt er ihr lustig die Antwort herunter,
Und durch diese Bewegung die Kruste vom Leibe sich schüttelnd,
Wird er wieder zum Menschen; bis dahin war er ein Schnee-
mann,
Jetzt auch währt es noch lange, bevor er kommt, denn die Tiere
Wollen das ihrige haben, und nicht dem eig'nen Besitzer
Würd' er sie anvertrauen, er muß sie selber besorgen:
Aber, nachdem er sie alle mit wärmenden Decken behangen
Und in die reinlichen Tröge den goldenen Hafer geschüttet,
Auch den Wallach, er ist es gewohnt, mit Kümmel erquickt hat,
Wechselt er rasch die Kleider und eilt, bevor er die Kammer
Mit dem Weihnachtsgeschenk auch nur betreten, hinüber,
Denn es ist ihm zu neu, sein Mädchen rufen zu hören,
Um nicht zu brennen, sogleich den Grund zu erfahren. Er trifft sie
Ganz allein in der Küche bei ihrer Lampe, die andern
Sind zum Tanz und die Zofe ist gar, wie sie's nennt, in Visite,
Und er verwundert sich sehr, sie unbeschäftigt zu finden,
Denn er sieht nicht die Schere und auch nicht die Nadel und
dennoch
Kann sie, das weiß er, nicht atmen, so lange die Finger ihr
ruhen,
Und sie beklagt es noch immer, im Hause nicht spinnen zu dürfen,
Aber wie wächst sein Erstaunen, als sie, die Schämige, Scheue,
Gleich an den Hals ihm fliegt und wieder und wieder ihn drückend
Spricht: Du darfst mir nicht fort, dich sollen die Bären nicht
fressen!
O, ich weiß es gar wohl, was über dem Meer dich erwartet,
Wenn du auch Wellen und Winden entgehst, die manchen ver-
schlingen,
Und den Menschen-Verkäufern, die schlauer, wie eh'mals die
Werber,
Ihre Netze zu stellen versteh'n, ich hab' es erkundet,
Denn noch nie ist das Herze bedrängt mir gewesen, wie gestern,
Und so nahm ich mir Zeit. Zu Tausenden liegen die Toten
An der Straße und weisen dich stumm zurück in die Heimat,
Wenn du sie aber verachtest, die schweigenden Warner, wie viele,
Und nur Zeichen des Weges in ihnen erblickst, die man ruhig
Hinter sich läßt, wie bei uns die Meilensteine, so wirst du
Endlich selber zu einem. Und kämst du auch wirklich ins
Goldland,

Ohne vorher zu verhungern, und wärst so glücklich, die Ader
In der Erde zu treffen und auszubeuten, so wirst du
Eh' du dein Schiff noch erreichst, von Dieben und Räubern erschlagen,
Denn der Teufel regiert und einer tötet den andern,
Um nicht graben zu müssen und dennoch Schätze zu häufen!
Lache, so lange du willst, du machst mich wahrhaftig nicht irre:
Kalifornien ist der offene Rachen der Hölle,
Welcher sich plötzlich geöffnet, um Seele und Leib zu verderben.
Doch, was red' ich, du bleibst und so ist alles vorüber!
Christian aber erwidert, sich ihren Armen entwindend:
Immer hab' ich dich sonst gefaßt und besonnen gefunden,
Hat denn deine Natur auf einmal sich völlig verändert?
Gehen werd' ich gewiß, doch hätt' ich dir's gern noch verborgen,
Um dir das Fest nicht zu trüben, allein der Schmied und der Tischler
Haben geplaudert, da wär' es dir dennoch zu Ohren gekommen
Und du hättest am Ende geglaubt, ich wollte dich täuschen,
Darum mußte ich's sagen. Nun aber rede nicht weiter,
Monde noch nennen wir unser, warum sie sündlich verjammern?
Nein, wir wollen sie ruhig in Frieden und Freude verbringen
Und in der Stunde der Trennung dem Vater im Himmel vertrauen,
Deinetwegen allein wird dieser mich segnen und schirmen!
Aber sie lächelt und spricht: Du brauchst nicht die Reise zu machen,
Um es bestätigt zu finden, es hat sich schon jetzt so erwiesen!
Siehe, ich flehte ihn an, die Prüfung, wenn auch nicht gänzlich
Mir vom Haupte zu nehmen, so doch in Gnaden zu wenden,
Und er hat mich erhört. Was sollte ich nun nicht ertragen,
Da du mir bleibst und mir hilfst! Es komme, was wolle, ich werde
Sicher nicht murren und klagen! Doch diesem wär' ich erlegen.
Aber du weißt ja noch nicht! Vernimm's und erstaune! Die Herrschaft
Steuert mich aus und sie gibt auch dir ein reichliches Erbe.
Schüttle nur nicht mit dem Kopf, es ist so, wie ich dir sage,
Haus und Hof sind unser, sobald wir wollen, man wartet
Oben schon lange auf dich, so geh' und höre das weit're!

Aber der Jüngling versetzt, am Tische sich lehnend, wie schwindelnd:
Sind denn wirklich die Engel noch nicht von der Erde verschwunden,
Und was hab' ich getan, daß sie um mich sich bekümmern?
Doch, was frage ich noch! Nur deinethalben geschah es!
Soll ich denn alles in allem dir schuldig werden? Wie vieles

Hab' ich dir längst zu verdanken! Ich fühl' mich nicht besser, wie andre,
Und ich würde vielleicht, wie sie, im Taumel mich drehen,
Bis ich mich selber verlöre, wenn du nicht wärest. Für alle
Kommt der Tag der Versuchung. Das tägliche Leben und Treiben
Widert jeden, sobald ihn die Hoffnung verläßt, und sie wechselt
Gern, wie der hüpfende Vogel, den Baum. Da greift er zum Glase,
Um sich selbst zu betäuben, und hatten die Karten so lange
Feurige Ränder für ihn, die an den Teufel ihn mahnten,
Der sie zuerst gemalt und herumgegeben, so scheinen
Sie ihm plötzlich vergoldet und locken durch alle Figuren.
Siehe, da ist er geliefert, wenn nur noch Gottes Gebote
Ihm die Straße zur Hölle versperren, wenn Vater und Mutter
Ruhig im Grabe ihm schlummern und noch kein sorgliches Mädchen
An die Stelle der beiden ihm trat. Die Sterne des Himmels
Zittert er nicht, zu verfinstern, und wenn sie zu schrecklich ihm funkeln,
Schaut er nimmer hinauf, allein das Auge der Liebe
Ist gar leicht zu trüben und seinen ängstlichen Blicken
Kann sich keiner entziehn, da fühlt sich der Mensch denn gehalten!
So erging's mir mit dir. Ich hatte die Eltern verloren
Und nun war ich gezwungen, an mich zu denken. Das hatte
Ich bisher nicht getan, es war mir genug, mir den Segen
Zu verdienen, mit dem ich als Knabe ihr Hüttchen verlassen,
Um dem Bauer das Vieh zu hüten, zuerst nur die Gänse,
Dann die Schweine und Schafe, und endlich die Ochsen und Kühe,
Und ich fühlte mich glücklich, für sie zu sorgen, auch hielt ich
Ihnen die Not von der Tür. Da raffte die tückische Seuche
Sie hinweg, und auf einmal war alles anders. Die Groschen
Blieben mir zwar und ich konnte allmählich manches mir schaffen,
Was ich lange entbehrt, doch boten die Uhr und die Pfeife
Keinen Ersatz für das Lächeln der Mutter, womit sie mir's lohnte,
Wenn ich ihr gegen den Winter mit Bohnen und Erbsen die Truhe
Füllte, oder im Frühling zur Mastung ein Ferkelchen brachte.
Dann begann ich zu rechnen und leider mußt' ich's bejahen,
Wenn die Genossen mir sagten, mein Sparen bringe mich einzig
Um die Freuden der Jugend und sich're mir doch nicht das Alter,
Höchstens könnt' ich den Doktor aus eigenem Säckel bezahlen,
Wenn ich einmal erkrankte, allein das danke mir keiner,
Den besolde die Stadt. So warf ich denn wirklich mein Flickzeug
Eines Sonntags beiseite, denn Sonntags flickte ich wieder,
Was ich zerriß in der Woche, und mischte mich unter die andern,
Um, wie diese es nannten, doch auch mal den Herrn zu probieren.
Wohl gekämmt und gebürstet, und blank in der Tasche den Taler

Prunkt' ich daher, auch gefiel's mir, zuerst den Hafen zu sehen,
Wo die Masten so eng und so dicht zusammen sich drängen,
Wie die Spitzen des Schilfs bei uns in Gräben und Sümpfen,
Dann an dem Ufer der Elbe hinab zu spazieren nach Flottbeck
Und die Schiffe zu zählen, die eben kommen und gehen,
Oder die Gärten, die bunt sich am breiten Flusse dahin zieh'n
Gern bezahlt' ich auch mittags mein Essen, obgleich ich's zu Hause
Besser und billiger hatte, ich ließ mir's sogar noch gefallen,
Daß wir auch Kaffee tranken, ich wollte den Mäkler nicht machen.
Aber, als sie nun riefen: jetzt müssen wir karten und kegeln
Und den guten Likör daneben versuchen, da sprach ich:
Weiter halt' ich nicht mit! und ging, wie sehr sie auch höhnten.
Denn oft sagte mein Vater, es würde keiner die erste
Schenke betreten, der ahnte, in welcher Gestalt er die letzte
Einst nach Jahren und Monden verlassen würde, auch schlüpfte
Selbst der Gesunkenste schwerlich des Morgens hinein, wenn er wüßte,
Wie er sich abends entfernte, und dieses klang mir im Ohre.
Nicke mir nicht so freundlich, es wär' wohl noch anders gekommen,
Denn der Grund, der mich trug, ich fühl' es noch heute mit Schaudern,
Wankte mir unter den Füßen, und Taumelnde können auch fallen,
Doch ich erblickte dich! — Und wurdest — versetzt sie — mein Retter,
Als ich mich vor dem Verfolger nicht länger zu schützen vermochte.
Mich auch hatte der Spott, wie dich, vom Hause getrieben,
Denn ich fühlte mich glücklich, daheim zu sitzen, ich hatte
Angst vor der großen Stadt und wünschte mich eben so wenig
In den Strudel der Menschen, wie in den Strudel der Elbe,
Wenn sie flutet, hinein. Da aber hieß es beständig:
Diese ist wohl in Sachsen vom Baum heruntergefallen,
Daß sie keiner besucht, es kommt nicht Bruder noch Schwester,
Oder Onkel und Tante, auch hat sie ja keinen Geburtstag,
Denn ihr wird nicht geschrieben! Da ging ich denn endlich, als wär' es
Zu Verwandten und Freunden, allein ich kannte nicht einen
Von den Tausenden, welche hier wohnen, und all' mein Vergnügen
War, die Stunden zu zählen, mein Kleid im Gedränge zu schützen
Und mir die Straßen zu merken, um abends den Rückweg zu finden.
So gelangt' ich vors Tor. Da aber gesellte sich plötzlich
Ein Begleiter zu mir. Ich hatte ihn niemals gesehen,
Lang und schmal, wie er war, und prangend mit Ketten und Ringen,

Aber er wollte mich kennen und grüßte von Vater und Mutter.
Als ich ihm sagte, er irre, die lägen schon lange im Grabe,
Sprach er, er meine die seinen, und blieb mir ruhig zur Seite,
So gewiß ich auch wußte, daß keiner mich kannte, so wollt' ich
Dennoch ersticken vor Scham, als wenn es mir mitten im Dorfe
Unter den Meinen geschehe, und suchte ihm rasch zu entkommen.
Aber, wie ich auch lief, und wie ich mich drehte und wandte,
Nichts gewann ihm ich ab und spöttisch rief er am Ende:
Dirne, ich bin ja der Wind, du willst doch dem Wind nicht entlaufen?
Nun begann er sogar, von häßlichen Dingen zu reden,
Und je stiller es wurde, je mehr die Menschen verschwanden,
Um so kecker erging sich seine verworfene Zunge.
Rennen konnt' ich nicht mehr, und mag man die Augen verschließen,
Offen bleiben die Ohren, und herzlich begann ich zu weinen.
Aber er hörte nicht auf, es wurde je länger je ärger
Und zugleich auch die Gegend verlass'ner und wilder und wilder.
Da vernahm ich von ferne ein Pfeifen, das fröhlich und mutig
Klang und mir Hilfe verhieß, ich schrie, so laut ich's vermochte
Und es währte nicht lange, so wurdest du sichtbar, dich hatte
Nur ein Knick noch verborgen, du eiltest herbei, doch der and're
Lief nicht davon, er besah dich mit seinem vergoldeten Glase,
Welches an schwarzem Bande ihm baumelte über die Weste,
Sprach, er sei kein Räuber, doch ich das albernste Gänschen,
Und erkundigte sich nach Bauers Garten. — Du aber,
Mit den Augen mich prüfend und über und über erglühend,
Tratest ihm ernst in den Weg und riefst mit donnernder Stimme:
Herr, das Kind hat geweint und ich, ich bin aus dem Lande,
Wo man die zinnernen Krüge vor Zeiten, wie lederne Schläuche,
So mit den grimmigen Fäusten zusammendrückte und quetschte,
Daß das verschüchterte Bier die Decke bespritzte und Löcher
Machte, als käm's aus der Büchse! Er lachte höhnisch und sagte,
Leicht in die Tasche greifend und klingelnd mit Gold und mit Silber:
Hier ist ein Taler, mein Freund, nun führ Er die Liebste zu Ahrens.
Dort wird abends getanzt! Doch du — Ich mag es nicht denken —
Aber der Jüngling erwiedert, die hangenden Locken ihr scheitelnd:
Kind, ich hätte mich selbst des Zorns nicht fähig gehalten,
Der mich so plötzlich ergriff, und keiner meiner Genossen,
Denn ich galt für ein Lamm. Auch wär' ihm gewiß nichts geschehen,
Hätt' er nur mich beschimpft, die seidenen Kleider allein schon
Hätten ihn sicher gestellt, ich hätt' mich im stillen geärgert,
Auch vor dir mich geschämt, und doch wohl albern gelächelt,
Denn noch erblickt' ich den Herrn in jedem, welcher den feinern

Rock auf dem Leibe trug, und ließ mich drillen und hänseln.
Aber, wie ich dich sah und alles, was er geredet,
Von der brennenden Wange dir ablas, ward ich ein and'rer,
Als ich mich je noch gefühlt im ganzen Leben, und eher
Hätt' ich dich selber verletzt, — du wich'st zwar bald auf die Seite,
Aber du faltetest doch die Hände und schien'st mich zu bitten,
Ihn zu verschonen, — als ihm die bündige Probe erlassen,
Daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeihen.
Nun, es sei ihm verzieh'n! Er wird es nicht wieder versuchen,
Und ich hab' es am Ende doch ihm allein zu verdanken,
Daß ich dich kennen gelernt, wie hätt' ich dich sonst wohl getroffen?
Und du wär'st auch vor mir vielleicht so ängstlich gelaufen,
Wie nur immer vor ihm, d'rum wünsch' ich ihm nicht einmal Narben.
Aber, nun sprich, was es gibt! Mir dreht sich der Kopf noch im Wirbel!
Muß ich gewiß nicht zu Schiff? Ich geh' ja nicht gerne, obgleich ich
Hart am Meere erwuchs! Ich lieb' es den Wagen zu lenken
Oder die Pferde zu tummeln, auch mag ich pflügen und dreschen,
Aber das Wasser war mir stets zuwider, und nie noch
Hab' ich den Fischer begleitet, so gern ich dem streifenden Jäger
Mich gesellte, wenn's ging! Wie ist nicht das eine schon gräßlich,
Daß man darin nicht bloß ertrinken, sondern darauf auch
Schmählich verdursten kann! Mir ward es hinter den Deichen
Immer schon eigen zumut, die gegen Stürme und Fluten
Uns das Ländchen beschirmen. Das Schrillen und Kreischen der Vögel
Mit den langen Hälsen und oft noch längeren Schnäbeln,
Welche im warmen Sande die bunt gesprenkelten Eier
Hinterlassen, die Muscheln und selbst die fettigen Kräuter
Mit den wolligen Blumen erfüllten mich immer mit Grausen,
Und ich brauchte nicht erst auf Totengebeine zu stoßen,
Wie sie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorscht wohl hervorschau'n,
Um das Knabengelüst nach Bernstein nieder zu kämpfen
Und von dannen zu flieh'n. Da magst du dir denken, wie leicht mir's
Ward, den Entschluß zu fassen, mich dennoch der See zu vertrauen!
Aber ich war es dir schuldig, und wär' es mir übel ergangen —
Und ich erwartete nicht, ich darf es dir jetzt ja bekennen,
Was der Schmied und der Tischler erwarten — so wäre ich drüben

Bis an mein Ende geblieben, und wär's auch als Sklave gewesen,
Um dein Glück nicht zu hindern und andern den Weg zu vertreten.
Du verfärbst dich? Was hast du? O, hätte ich Narr doch geschwiegen,
Diese erzählte mir Träume, und ich, ich nahm sie für Wahrheit!
Aber das Mädchen erwidert: Man schaudert wohl auch bei Gefahren,
Die man erst völlig erkennt, nachdem sie vorübergegangen!
Also hatt' ich doch recht, sogleich das Ärgste zu fürchten
Und mich nicht zu besinnen! Nun mache nur du es nicht schlimmer,
Frage nicht, eile hinauf, und wenn ich selbst nur nicht nein sprach,
Weil es zu plötzlich kam und mich verwirrte, so zeige
Du dich dafür als Mann und gib dein entschlossenes Jawort!
Haus und Hof sind unser, sobald wir es selber nur wünschen,
Und wir sollen dafür — — ich weiß nicht, ob ich's verstanden,
Aber dort kommt er selbst, er wird dir's deutlicher sagen!
Und dem Kaufherrn, welcher die Tür soeben geöffnet,
Tritt der Jüngling entgegen und spricht: ich habe das Mädchen
Nie als töricht gekannt, und dennoch kann ich's nicht glauben,
Daß ich mir wirklich ihr Stottern und Stammeln richtig gedeutet.
Wenn es aber so wäre, wie sie verkündet, so könnt' ich
Nur das einzige sagen: ich kenn' und ich liebe die Wirtschaft,
Und der jüng're Verwalter hat das voraus vor dem älter'n,
Daß er sich selber nicht schont und nicht mit der Zunge bloß ackert.
Wenn Sie mir also vertraun, obgleich die Erfahrung mir mangelt,
Werden Sie, was ich versehe, an Knechten und Pferden ersparen,
Wahrlich, ich werd' es am Fleiße nicht fehlen lassen, ich stehe
Jetzt schon der erste auf und bin der letzte zu Bette,
Und was einer dem Boden nur abzwingt, sei's an Getreide,
Sei's an Obst und an Vieh, das werden auch wir schon gewinnen!
Aber der Kaufherr spricht: Ihr säet und erntet euch selber,
Ich bin höchstens noch da, wenn Überschwemmung und Mißwachs,
Brand, Viehsterben und Krieg euch wider Verhoffen betreffen,
Um euch helfen zu können, im übrigen seid ihr die Eigner,
Und verpflichtet euch bloß, nicht wiederzukehren nach Hamburg,
Denn das Gut, das ich meine, liegt fern am Fuße des Brockens,
Und uns das Kind zu lassen, damit wir es christlich erziehen
Und es zum Träger des Namens, sowie zum Erben ernennen.
Christian, erst so erstaunt, als würd' er belehnt mit der Erde,

Denn er hatte nicht einmal an Pacht, geschweige an Herrschaft
Sich zu denken getraut bei ihren verworrenen Worten,
Fährt zusammen und schaut auf Magdalena, doch diese
Ruft: So ist's! Wir geloben's! und hängt mit ängstlichen Blicken
An dem Munde des Jünglings. Er schweigt noch lange, doch endlich
Sagt er: Was du versprichst das kann ich halten! und bietet
Nun dem Kaufherrn fest zum Pfand und zum Siegel die Rechte.

Fünfter Gesang.

O, wie schön ist die Zeit, wenn schalkhaft hinter dem Winter
Schon der Lenz sich versteckt, wenn früh am Morgen die Lerche
Wirbelt, als hätte sie längst das Veilchen gesehen, und dennoch
Abends gern mit dem Spatz sich unter dem Balken verkröche,
Wo er im Neste kauert, und wenn die erste der Primeln
Durch den nämlichen Tropfen, an dem sie sich mittags erquickte,
Während die Sonne so brannte, vor Nacht ihr Ende noch findet,
Weil er gefriert und sie knickt! Wie ist sie in Ahnung und Hoffnung
Jener spät'ren voraus, wo schleichend hinter dem Sommer
So der Herbst sich verbirgt! Die Schauer von Hitze und Kälte
Wechseln zwar ganz, wie jetzt, allein es ziehen die Schwalben
Und es kommen die Raben, die einen nicht länger gefesselt
Von der Wärme, die andern nicht länger geschreckt, auch erblickt man
Schon die Erstlingsglieder der traurigen Kette von Blumen,
Welche, den Duft und die Farbe zugleich allmählich verlierend,
Schließt in der strohigen Aster, die selbst der Sturm nicht entblättert,
Sondern der Schnee begräbt! — Die schöne Zeit ist gekommen,
Und ein glückliches Paar, vom kurzen Tage ermüdet,
Weil es die spärliche Frist, die zwischen den Nebeln der Frühe
Liegt und den Nebeln des Abends, durch Fleiß zu verdoppeln gewohnt ist,
Setzt sich beim Scheine der Lampe behaglich zur dampfenden Suppe
Und verzehrt sie mit Lust, doch still und ohne zu reden,
Wie es der Landmann macht, um sich den Genuß nicht zu schmälern.

Dann hebt Christian an: Ich habe die Äcker und Wiesen
Heute wieder gemustert und kann es noch immer nicht fassen,

Daß ich auf eigenem Boden mich müde gelaufen. Er ist zwar
Nicht so fett wie bei uns, auch hat man in müßigen Stunden
Steine genug zu sammeln und wird sie sobald nicht vertilgen,
Weil, wie die Bauern hier sagen, der Teufel sie immer von neuem
Fallen läßt, wenn er nachts mit vollen Säcken vom Blocksberg
Abfährt, um sich dafür in Holstein Seelen zu kaufen,
Aber wie dehnt sich das aus! Sogar das Eckchen am Berge
Ist noch unser, ich fragte! Und Magdalena erwiedert,
Während sie einige Äpfel als unerwarteten Nachtisch
Bringt und lächelnd verteilt: Ich habe dagegen den Garten
Näher besehen und kann dir von jeglichem Baume vermelden,
Welche Früchte er trägt, wie viele, und wann er gesetzt ist.
Spare die Frage, du Schalk, ich hab's den Rinden der Stämme
Nicht entnommen, mir hat's der alte Pfarrer verkündet,
Welcher vorüber kam. Er kann sich der Zeit noch erinnern,
Wo das Haus nicht stand und hat den hintersten Birnbaum,
Den uns der Mond jetzt zeigt, am Tage, wo man's gerichtet,
Eigenhändig gepflanzt. Den wollte er eben besuchen,
Weil er ihn liebt, und ich denke, wir schicken ihm jährlich ein Körbchen,
Ganz bis oben gefüllt mit allen Sorten zur Labung,
Wie es die andern getan, obgleich er uns schwerlich die Rede
Halten wird, wenn wir sterben! Du glaubst nicht, die edelsten Arten,
Wie sie der Gärtner nur hat, dabei dem Wind wie entzogen,
Weil die Hügel uns decken, die lang geschweift sich dahin ziehn,
Und gesucht auf dem Markt, wie keine! Es wäre Verschwendung
Selbst davon zu kosten, als Weihnachtsabend. Was horchst du?
Christian tritt zum Fenster und spricht, indem er es öffnet:
Regte die Kuh sich nicht? Ich lege mich heute nicht nieder,
Denn ich traue nicht recht. Es ist zwar nach dem Kalender
Auf der Türe im Stall noch eine Woche, doch weiß ich
Daß sich die Knechte verrechnen, indem sie der Striche zu viele
Oder zu wenige machen, und habe ich, ohne zu murren
Oder auch nur aufs Geheiß zu warten und Kaffee zu fordern,
Fremdes Vieh bewacht, wie sollt' ich das eig'ne vergessen!
Lachst du nicht mit? Das eig'ne! Ich glaube noch immer zu träumen.
Magdalena versetzt: ich höre nicht auf, mich zu wundern,
Wenn ich so alles bedenke, am meisten aber erstaun' ich
Über die Trauung selbst. In stattlicher Kutsche zu fahren,
Während Vater und Mutter zu Fuße gingen und triefend
Vor dem Pastor erschienen, die angesehene Herrschaft

Und den Doktor als Zeugen zu haben, während den Eltern
Hirt und Wächter dienten und mürrisch das Wetter verfluchten,
Und am Abend der Schmaus: es war, um den Kopf zu verlieren!
Wäre dir nicht der Hut herunter gefallen, indem du
Gar zu eilig den Wagen besteigen wolltest, und hätte
Ich nicht die Locken zerdrückt und Kranz und Bänder verschoben,
Als ich zur Seite rückte — es wäre zu prächtig gegangen
Und man hätt' uns zu stark beneidet, vielleicht gar beredet.
Aber nun gab's für die andern in Hülle und Fülle zu lachen
Und wir beide kamen nicht eher aus dem Erröten
Wieder heraus, als im Dom, wo neue Sorgen begannen,
Oder erging es dir besser? Ich zitterte kindisch, zu zeitig
Oder zu spät mit dem Ja zu kommen, obgleich ich als Kind schon,
Hinter den Stühlen der Kirche mich mit den Gespielen versteckend,
Um vom brummenden Küster nicht fortgetrieben zu werden,
Manche Trauung geseh'n und alles gehörig beachtet,
Was den Bräuten geziemt! — Da ist es mir anders gegangen! —
Sagte Christian jetzt — Sobald ich die Orgel vernehme
Und den gekreuzigten Heiland mit seinen Wunden erblicke,
Hab' ich die Welt im Rücken und könnte Königen selber
Fest in die Augen schau'n! — So recht, noch einige Klötze
In den Ofen geschoben, damit ich nicht friere. Wie emsig
Bist du aber gewesen! Wie blinken Tiegel und Pfannen,
Nun sie die Flamme beleuchtet! So ist der Kessel von Kupfer,
Statt von Messing? Wie glänzt er! Den Spiegel wirst du nicht brauchen,
Jedes Geschirr ersetzt ihn, wir könnten ihn wieder verkaufen,
Wenn mein Bart nicht wäre, und diesen lasse ich wachsen,
Wie sie's hier alle tun, die Hirten sogar und die Fischer.
Was wir aber behalten, das sind die heiligen Bilder
Von dem verlorenen Sohn. Mit diesem hab' ich als Knabe
Oft zu Mittag gegessen. Mein Vater pflegte zu sagen,
Wenn es an allem gebrach, sogar an Salz und Kartoffeln,
Wie sich's im Winter zuweilen begab, wenn Fastnacht vorbei war:
Heute sind wir bei dem zu Gast gebeten! und zeigte
Auf die lustige Tafel, sie hing vergilbt und verräuchert
Über dem Ofen und hatte gewiß schon den zehnten Besitzer,
War auch nicht zu verkaufen und galt nicht einmal als Pfandstück,
Wo der Wüstling schwelgt und wo ihn die Dirnen bestehlen.
Trunken hebt er das Glas, den Wein verschüttend, zu Füßen
Liegt ihm ein leckeres Brot, vom Arm herunter gestoßen,
Welches ein Hund beschnüffelt, indes er, wenn er sich wendet
In dem geschaukelten Stuhl, es augenblicklich zertreten

Oder beschmutzen muß, und dies muß eilig geschehen,
Wenn er nicht stürzen will. Der Tisch ist reichlich beladen
Mit den erlesensten Speisen und ausgewählten Getränken,
Aber ich wünschte mir nichts von dem ganzen glänzenden Gastmahl
Für den brennenden Hunger, als dieses Brot, und ich hab' es
Tausendmal in Gedanken verzehrt und werde auf Erden
Niemand wieder beneiden, wie diesen Hund, der so satt ist,
Daß er es kaum beriecht. Nun geh' mir aber zu Bette!
Wenn sich der Wind noch mehr erhebt, so will ich mich freuen,
Daß ich mein Feuer schüre und nicht mit dem Schmied und dem Tischler
Auf dem Ozean schiffe, du aber träume geschickter,
Wie in der letzten Nacht von Wilhelm und Anna, sie haben's
Jetzt so gut wie die meisten, der Weihnacht hat sie gekräftigt! —

So verstreichen dem Paar die Stunden, die Tage und Wochen,
Eine der anderen gleich und keine besser und schlechter,
Wie im himmlischen Reich; sie sprechen zu keiner: verweile!
Oder: entferne dich rascher! Denn alle bringen dasselbe,
Nur die Arbeit wechselt. Der Pflug geht heute zu Felde,
Morgen wackelt die Egge ihm nach und ebnet die Furchen,
Welche er zog in der Erde, und wenn die beiden im Schuppen
Wieder ruhen, versucht sich die längst gedengelte Sense
Schon am ersten Grase. Indessen folgte der Primel
Mit dem fröhlichen Spatz, der selbst dem Winter noch Trotz beut,
Still das liebliche Veilchen, von Fink und Lerche begleitet,
Und der heiße Holunder, dem Maienglöckchen verschwistert,
Welcher die Nachtigall durch seine betäubenden Düfte
Aus dem Schlummer erweckt. Wer schwitzt, der sieht in der Sonne
Nur noch die Uhr, nicht den Stern, und alle Blumen und Vögel
Sind für den Ack'rer nicht da. Doch Samstags bückt er sich gerne,
Wenn er am Abend die Ochsen zu Hause treibt, um ein Sträußchen
Mitzubringen, so gut er's eben findet, das Sonntags,
Vor den Busen gesteckt, die Liebste ziere zum Kirchgang.
Dies tat Christian auch und Magdalena bedankte
Sich am folgenden Tage durch irgend ein neues Gemüse,
Welches der Garten gebracht, sei's nun das zarte Radieschen
Oder der frische Spinat und was die gütige Erde
Weiter bietet. So sind die fröhlichen Pfingsten gekommen
Und mit dunkelnder Nacht, es war noch so vieles zu ordnen,
Um die festliche Rast mit Ruhe genießen zu können,
Tritt er singend ins Haus und bringt ihr den ersten Holunder.

Stumm am Herde beschäftigt und gegen die Türe den Rücken
Kehrend, scheint sie ihn nicht zu hören, da tickt er ihr leise
Mit den tauigen Blumen auf ihren glühenden Nacken,
Dessen Tuch sich verschob. Sie fährt ein wenig zusammen
Vor der plötzlichen Kälte, wie wird ihm aber zumute,
Als sie, statt sich zu freuen und ihm nach ihrer Gewohnheit
Aus der dampfenden Pfanne den ersten Bissen zu reichen,
Daß er koste und lobe, den Strauß in wilder Bewegung
Aus den Händen ihm reißt und in die Flammen ihn schleudert.
Ängstlich sieht er sie an, doch eh' er die Lippen noch öffnet,
Stürzt sie ihm an die Brust und weint, als hätte sie eben
Himmel und Erde gekränkt und könne sich nimmer verzeihen.
Sie zu beschwichtigen, will ihm lange durchaus nicht gelingen,
Denn sie bebt vor sich selbst und fragt umsonst nach dem Grunde
Dieser heftigen Wallung. Sie hatte ihn freilich ein Stündchen
Früher erwartet zum Essen, und alles war ihr verbraten,
Doch erklärte das nichts. Da tritt, um Feuer zu zünden,
Eine Alte herein, die sie verwundert betrachtet,
Als sie die Tränen erblickt, die immer noch rollen, und der sie
Hastig erzählt, was gescheh'n, damit sie zu Christians Nachteil
Nicht das Verkehrte glaube. Die führt sie schmunzelnd beiseite,
Fragt sie manches und lacht. Dann spricht sie, indem sie sich
wendet:
Ruft mich herüber, sobald sich die ersten Halme vergolden,
Länger wird's wohl nicht währen, und sorgt indes für die Hemden.
Was den Sünder betrifft, so muß er geduldig sich fassen,
Wenn's auch noch ärger kommt, und denken, es zanke sein Kindlein,
Du gebrauche dein Recht, du darfst jetzt kratzen und beißen.
Als sie sich humpelnd entfernt, will Christian tanzen und jubeln,
Magdalena jedoch bedeckt ihr Gesicht mit den Händen,
Wie am Hochzeitsabend, als alle neckend den Erstling,
Leben ließen, und nicht aus Scham allein und Verwirrung.
Da besinnt er sich schnell und sagt, um ihre Gedanken
Abzuleiten: Mich hungert! und als sie essen und trinken,
Fügt er hinzu: Nun mußt du mir morgen gewiß auf den
Brocken,
Wie du mir's Ostern versprochen, denn wenn wir's wieder ver-
passen,
Wird dir das Steigen zu schwer, und immer wär' es doch schade,
Wenn der Sommer verginge, bevor wir mit eigenen Augen
Urians Sitz uns beseh'n, um nicht zu sehr zu erschrecken,
Wenn es im kommenden Herbst rumort zu unseren Häupten!

So beschwichtigt er sie und heiter verstreichen die Pfingsten,

Denn, vom herrlichsten Wetter begünstigt, erklimmen sie wirklich
Den verrufenen Berg, vor dem sie als Kinder schon bebten,
Wenn die Mutter, im Winter, beim Schein der erlöschenden
Lampe
Sie entkleidend, die Taten des Besenstieles erzählte,
Und der Vater zum Schluß des feurigen Drachen noch dachte,
Während sie, schaudernd vor Angst wie vor Frost, in die Kissen
sich wühlten.
Seltsam starrt er sie an mit seinen Stollen und Schachten,
Die zur Hölle hinunter zu führen scheinen und hätten
Sie's auch nie gehört, daß alle Dämonen hier hausen,
Würden sie dennoch zittern, dem Teufel hier zu begegnen,
Wenn die dunkelnde Nacht sie unter den Fratzengestalten
All der Felsen beschliche, die ringsum drohen und äffen
Und vielleicht um die Stunde der Geister zum Leben erwachen,
Um durch die Lüfte als Jäger auf glühenden Rossen zu stürmen,
Oder als Gnome zu spuken und waschende Mägde zu plagen.
D'rum beeilen sie sich, zurück in die Täler zu kommen,
Die er nur dann betritt, wenn ein entsetzlicher Frevel
Ihm den heiligen Kreis der schirmenden Engel geöffnet,
Und beim Sinken der Sonne ihr Dörfchen wieder erreichend,
Wo das Geläut gerade verhallt, geloben sich beide,
Halb den Schwindel vor Augen und halb die empfundenen Schauer,
Auch in den Gliedern gelähmt, wie nie, und verlacht von den
Nachbarn,
Keinen Festtag wieder auf diese Weise zu feiern.

Ihr verbietet sich's auch von selbst, denn ganz, wie's die Alte
Prophezeite, geschieht's. So wie die Rosen erglühen,
Werden die Wangen ihr bleich, und als die Levkojen sich füllen,
Kann sie sich kaum noch bücken, sie abzupflücken. Nur eines
Trifft nicht zu, sie wird nicht launisch, wie and're, die erste
Heftige Wallung ist zugleich auch die letzte gewesen,
Aber unendliche Trauer bemächtigt sich ihrer und stündlich
Gehen die Augen ihr über. Er sucht umsonst zu erfahren,
Was sie drückt, doch er kann sich genau des Tags noch erinnern,
Ja, der Stunde sogar, wo ihr in plötzlicher Zuckung
So die ersten Tränen entschossen. Sie hatte soeben
Leise gebetet, wie's schien, und hielt die flehenden Hände
Noch gefaltet, wie er, durchs Fenster lauschend, bemerkte,
Denn er kam zum Essen. Da fuhr sie auf einmal zusammen
Und begrub ihr Gesicht im Schoß. Er nahte sich hastig,
Weil er dachte, sie sei vielleicht von Schmerzen befallen,
Doch sie erhob das Haupt und suchte zu lächeln. Verwundert

Sah er sie an. Da begann sie zu schluchzen und ging in die Küche,
Um sich auszuweinen. Er folgte ihr, aber vergebens
Fragte er, was ihr sei. Indessen verdrängte den Sommer
Schon der ergiebige Herbst, und selten noch strotzte sein Füllhorn
So von allem zugleich, was für den traurigen Winter
Keller und Böden uns füllt. Denn meistens bringt er das eine
Reichlich, um mit dem andern zu kargen, da Hitze und Kälte,
Nasses und trockenes Wetter fast nie so günstig gemischt sind,
Daß auf jegliche Frucht nach Art und Maß und Bedürfnis
Immer das rechte käme und keine im Wechsel erfröre
Oder erstickte. Die Bäume im Garten drohen zu brechen,
Denn die nächtlichen Fröste des Mai vertilgten die Raupen
So erbarmungslos, daß neben Hummeln und Bienen
Fast der lustigste Schwärmer, der farbige Schmetterling, fehlte,
Als sie den Raubzug hielten im Reiche der Blumen und Blüten,
Und die Ähren sind schwer, als trügen sie goldene Körner
Und zerknicken die Halme, bevor noch die Sichel gewetzt ist.
Nun gibt's drinnen und draußen zu tun. Das Obst zu besorgen,
Fühlt sie sich noch imstande, wenn er's des Abends nur schüttelt,
Was sie selbst nicht vermag. Sie schlichtet am Tage die Haufen,
Nimmt das Erquetschte für sich, wie früher das Würmergestoch'ne,
Schickt das wenig Verletzte, das Übermürbe und Weiche
Auf den Markt zum Verkauf und legt das beste beiseite,
Um es, wenn Mangel entsteht, zu höherem Preis zu versilbern.
Er dagegen ist fleißig im Feld und macht die Erfahrung,
Daß der Tätigste selbst für sich die Kräfte noch immer
Anders braucht, als für Fremde, denn hat er früher für zweie
Schaffen können, so kann er's jetzt für dreie und fühlt sich
Doch zur Nacht nicht zu müde, um mit im Hause zu helfen.
Schon sind Roggen und Weizen in sicherer Scheuer geborgen.
Und so hat denn der Mensch sein Teil, nicht minder die Gerste,
Welche dem Mastvieh Mark und Fett und schweres Gewicht gibt,
Und es spritzte von oben nicht eine Wolke! Es fehlt jetzt
Nur noch der Hafer des Pferdes, so ist bis auf die Kartoffel,
Die dem Tier mit dem Menschen gemein ist, die Ernte vollendet.
Heut soll dieser daran, indes im Garten die Quitten,
Welche allein noch hängen, den luftigen Platz auf den Zweigen
Mit der dumpferen Kammer, wo auf der reinlichen Schütte
Schwestern und Brüder schon lagern, vertauschen müssen. Die Garben
Fliegen lustig hinauf zum Wagen, da sieht man den Nachbar
Hastig nahen und winken mit ausgezogener Weste,
Weil's ihm am Tuch gebricht. Mit halb beladener Fuhre

Jagt ihm Christian gleich entgegen. Was trifft er zu Hause?
Eine glückliche Mutter, die unter Lachen und Weinen,
Rot und weiß zugleich, wie Apfelblüte, ein Knäblein
Trinken läßt. Sie ist nur kaum ins Bette getragen,
Denn sie hat es im Grünen geboren, als sie sich bückte,
Eine vergessene Birne emporzuheben, die gelblich
Blinkte unter dem Grase. Er küßt sie leise und flüstert:
Siehst du, daß man nicht stirbt? Nun trockne denn eilig die Tränen,
Die mich so lange geängstigt. Sie aber erwidert mit Seufzen:
Ach, das habe ich nie gefürchtet! Ich hatte gebetet,
Daß es nicht kommen möchte, doch eh' ich das Amen gesprochen,
Hüpfte es mir zur Strafe im eigenen Schoße entgegen!

Sechster Gesang.

Unterdessen erwartet der Kaufherr, welcher die Gattin
Nach Italien führte, in Rom das stille Ereignis,
Denn es sollte so sein, als hätte sie selber geboren.
Endlich erhält er den Brief, von außen schon leicht zu erkennen
An den eisernen Zügen der dennoch zittrigen Handschrift,
Welcher die Meldung bringt. Er trägt ihn, ohne zu öffnen,
Gleich hinüber zu ihr und spricht: Es hat sich entschieden,
Aber nun frage dich ein's, bevor das Siegel gelöst wird:
Ist dir jegliches Kind willkommen? Die wirkliche Mutter
Unterscheidet nicht zwischen dem einen und zwischen dem andern,
Ja, es ist so bestimmt durch Gottes ewige Fügung
Und den Zug der Natur, daß ihr das gebrechliche Wesen
Über das kräftige geht, das kränkliche übers gesunde,
Aber die Fremde erschrickt vor einem verwachs'nen Gebilde
Und sie findet das Weinen und Schreien des Buckels abscheulich,
Was sie dem Engelköpfchen verzeiht und gelassen erduldet.
Sie erwidert: Das habe ich alles bedacht und erwogen
Und bin meiner gewiß. Was Gott uns sendet, das werde
Ich mit Liebe begrüßen. Und wäre das Schicksal der Sarah
Mir noch am Ende bestimmt, ich machte sie nimmer zur Hagar,
Nein, ich fühlte mich doppelt beglückt und doppelt gesegnet
Und man sollte nicht ahnen, daß ich nur eines von beiden
Unter dem Herzen getragen, so redlich würde ich teilen,
Was im Busen mir wohnt, das kann ich dir heilig beteuern.

Aber erbrich nun den Brief, damit ich vor allem erfahre,
Wie es ihr selber ergangen, ich habe schon lange gezittert.
Rasch durchfliegt er das Blatt und spricht mit Lächeln: wie Eva!
Und das Kind ist gesund und wohl gebildet. Da treten
Ihr die Tränen ins Auge, und erst zum Himmel die Hände
Hebend, dann den Gemahl umarmend, vergeht sie in Rührung.
Aber er selber sagt: Ich darf den nackenden Knaben
Ruhig zum Erben ernennen, mir lebt kein einz'ger Verwandter,
Welcher mir näher stände, und heut noch schreib' ich nach Hamburg
Und bestelle die Taufe zum Mai. Ich werd' ihn erziehen,
Daß er in jeglichem Armen den Bruder sieht und ihn tröstet
Und so sorg' ich durch ihn, den Sohn des Volkes, noch immer
Über das Grab hinaus fürs Volk und gebe ein Beispiel,
Wie man Gespenster beschwört und doch nicht die Kugeln verteuert.
Denn dies liegt mir am Herzen. Es wanken im innersten Grunde
Alle Staaten der Erde und wenig wird nur gebessert,
Ob die Rotten des Pöbels den Diener des Fürsten erschlagen
Und die blutige Tat auch blutig büßen und sühnen,
Oder noch schlechtere Junker den Mann des Gesetzes erschießen
Und, dem Richter entzogen, der Ächtung des Dichters verfallen.
Alles lebt nur von heute auf morgen, besonders Parteien,
Und so gewaltig die Kämpfe auch sind, so schrecklich die Siege,
Die sie im wechselnden Spiel des Kriegs einander entreißen:
Immer muß ich der Knaben am Flusse gedenken, die schaudern,
Wenn er, von allen Gewässern der ragenden Berge geschwollen,
Rauscht und sich schäumend ergießt und jubeln, wenn sie ihn endlich
Wieder gefrieren seh'n. Wer wird sich des Kahns noch erinnern,
Wenn er den Schlittschuh braucht, und wer des rostigen Schlittschuhs,
Wenn er im Kahne fährt? Warum den einen verzimmern
Oder den anderen putzen? Jetzt dauert's ja immer und ewig
Geht es fort, wie bisher, so werden Stände die Stände,
Völker die Völker vertilgen und in die schweigende Öde
Kehren die Tiere zurück, die einst dem Menschen gewichen.
Aber du weißt, wie ich denke, nun eil' ich und schreibe dem Doktor! —
Also geschah's. Doch nie erschien ein Winter ihr länger,
Als der jetzige, welchen sie unter den Myrten verlebte,
Denn das muntere Gewimmel der bunten römischen Feste
Oder der heitere Chor der ewig lächelnden Musen,
Welche den zweiten Olymp hier fanden, vom ersten vertrieben,
War für sie nicht vorhanden, und wenn sie die Rosen erblickte,

Die, vom gemilderten Hauch der afrikanischen Wüste
Angeblasen, noch immer die frischen Gärten verzierten,
Konnte sie's kaum begreifen, daß ihre Schwestern in Deutschland
Nur in Kübeln und Töpfen die eingeschlafene Triebkraft
Fristen sollten, indes des Nordpols wütendste Stürme
Eisig saus'ten und Schnee und Regen sich grimmig bekämpften.
Endlich wird es in Rom so heiß, daß jeder des Landes
Hinter den Alpen mit Sehnen gedenkt, denn plötzlich erscheint hier
Immer der Sommer, er wird nicht sanft vom lieblichen Frühling
Eingeführt, er ist da, und gleich verschrumpfen die Wiesen,
Deren erquickliches Grün im Norden sich ewig erneuert.
Aber der Kaufherr spricht: Jetzt hängt man die Pelze in Hamburg
An den Nagel und sucht in Harvstehude sich Primeln,
Darum mein' ich, wir lassen den Knaben allmählich entwöhnen
Und begeben uns dann, dem Veilchen folgend, verweilend,
Wo es eben erblüht und scheidend, wo es vertrocknet,
Auf den Weg nach Hause. Und also ward es geordnet.

Aber das junge Paar im Harz verbrachte den Winter
Froh wie keinen vorher. Wer zählt die Freuden der Eltern
An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn sie noch alles in allem ihm sein darf, während der Vater
Ihm noch ferne steht, wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für sie, die beide vertritt, wie ihn selber,
Seine Liebe zu ihm betätigt! Wer nennt uns die Sprossen
Dieser goldenen Leiter der reinsten Gefühle, auf welcher
Sich der Mensch und der Engel begegnen und tauschen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Wesen vereinigt!
Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert?
Wie der Kelch der Gemeinde auf gleiche Weise an alle
Kommt und alle erquickt, so kommt auch dieses an alle:
Fürsten empfinden's nicht tiefer und Bettler empfinden's nicht schwächer,
Weil die einen den Säugling in Purpur wickeln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder,
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und verteilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune!
Habt ihr euch je ein Nest mit Kinderaugen betrachtet?
So vergrößert es euch und setzt zwei glückliche Menschen
Statt der Vögel hinein und einen lieblichen Knaben

Statt des piepsenden Jungen, das Atzen und Glustern und Blustern
Bleibt dasselbe. Wie wird zuerst darüber gestritten,
Wem er gleicht! Ein jeder entdeckt die Züge des andern,
Weil er sie lieber sieht als seine eig'nen, doch täglich
Ist das kleine Gesicht verändert und völlig unmöglich
Scheint es, Frieden zu schließen. Es sind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferstehen im Enkel,
Weil sie — Christian sagt's — vergaßen, sich malen zu lassen.
Welch ein Ereignis ist das erste wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf sich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er sie nun schon kenne, und wenn sie gehe, vermisse!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umklammern,
Wenn sie sich niederbückt, so wie die beseelteren Blicke
Und der erwiderte Kuß! Zuletzt die stampfenden Beine,
Welche die Erde suchen und dennoch scheuen, das Lallen
Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen,
Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Christian kommen,
Um ihn schlummern zu seh'n! Wie gern verläßt er die Tenne,
Wo er drischt, und verdoppelt nachher die gewichtigen Schläge
Des geschwungenen Flegels, um das Versäumte bis Abend
Wieder einzubringen! Und ist nicht der Knabe in Wahrheit
Größer und klüger, als and're? Das Tannenbäumchen, zu Weihnacht
Angezündet, ist zwar noch überflüssig gewesen,
Aber erfreut er sich nicht des lustigen Hahnes zu Lichtmeß,
Welcher zuweilen die Stube besucht, des geschüttelten Kammes
Und des plötzlichen Krähens? Der Hahn macht eben Visite,
Und das Knäblein kreischt und klatscht vergnügt in die Hände,
Als der römische Brief, der seine Entwöhnung gebietet,
Eintrifft. Christian lies't und spricht: Jetzt gib ihm zu trinken,
Daß er ruhe und schlafe, wir haben zusammen zu sprechen.
Doch sie erbleicht und ruft: Die Ostern sind vor der Türe,
Und ich weiß, was es ist! Es fährt mir nur so in die Glieder,
Daß ich ihm nicht die Brust zu reichen wagte, und wenn er
Hungriger wäre, wie je. Er muß sich heute behelfen!
Christian aber versetzt: So seid ihr auf immer geschieden,
Denn die Stunde ist da. Zu morgen bring' ich dir Wermut,
Daß er von selbst verzichtet, er geht ja bald auf die Reise
Und da muß er die Kuh vorher als Amme gewohnt sein.
Magdalena schweigt, doch wohl bemerkt es der Gatte,
Daß sie weint in der Nacht und auf die leiseste Regung
In der Frühe das Kind noch einmal stillt. Es erbarmt ihn,
Daß sie es heimlich tut, als wäre es schon ein Verbrechen,

Und ihn selber mit Angst betrachtet, ob er auch schlafe,
Und er hütet sich wohl, durch irgend eine Bewegung
Sie zu stören, er läßt sogar von ihr sich erwecken,
Um die letzte Besorgnis in ihr zu ersticken, obgleich er
Zittert, wenn er sich fragt: wie wird's nur weiter ergehen?
Aber es scheint, als hätte sie ihre Muttergefühle
Jetzt für immer bezwungen, denn leichter, als er sich's dachte,
Reicht sie am folgenden Tage dem sträubenden Knaben die fremde
Nahrung, die er nur selbst beharrlich sich weigert zu nehmen,
Und ist, wenn auch nicht froh, doch still und in sich beruhigt.

So verstreicht die Woche, er will sich durchaus nicht gewöhnen,
Doch er fällt nicht vom Fleisch, zu Christians höchster Verwund'rung,
Der ihn nicht essen sieht und dennoch gedeihen und wachsen,
Und sie selber enthält sich edel jeglicher Klage.
Sonntags morgens läßt die Mutter ihn tanzen und springen,
Während der Vater pfeift, da lös't sich zu beider Entzücken
Hell das erste Mama von seinen stammelnden Lippen.
Christian will ihn küssen, doch eh' er sich seiner bemächtigt,
Reißt sie selbst ihn empor und preßt ihn gegen den Busen,
Daß er erschrickt und weint, und ruft: Ich lasse dich nimmer!
Weg mit Äckern und Wiesen! Wir haben Arme und Beine
Und wir sind nicht Güter, wir sind nur Liebe dir schuldig!
Daß du es weißt, mein Freund! Er hat noch immer getrunken,
Und es wird ihm kein Tag an seinem Jahre entzogen,
Hierin bin ich dir fest, in allem andern gefügig!
Hungern will ich und dursten, wie Vater und Mutter es taten,
Frieren und nackend geh'n und ganze Nächte nicht schlafen,
Doch ich gebe ihn nicht und müßt' ich mich selber verkaufen!
Christian aber erwidert: Du weißt doch, was wir gelobten,
Weißt doch, daß ich dir nicht geraten, noch dich getrieben,
Weißt doch, daß ich nur zögernd und nicht im Galopp dir gefolgt bin!
Nun so wisse noch ein's: ich habe, so lange ich lebe,
Nie mein Wort noch gebrochen und werde auch dieses nicht brechen,
D'rum entwöhne ihn morgen, ich bring' dir den Wermut noch einmal.
Sie verstummt, denn sie hat noch nie so ernst ihn gesehen,
Und er schreitet hinaus, er sagt, die Kräuter zu pflücken,
Aber er tut es nur, um ihr den Kampf zu verhehlen,
Welchen er selber kämpft und welcher die Seele ihm spaltet.
Sie hingegen umarmt und küßt den Knaben aufs neue,
Daß sie ihn fast erstickt und ruft, als ob er's verstände:
Nein, ich lasse dich nicht, es möge kommen, was wolle!

Und bevor noch der Abend herab auf die Erde sich senkte,
Ist ihr Entschluß gefaßt: sie will ihn stehlen und fliehen.
Still bereitet sie nun das kleine bescheidene Bündel,
Das ihr selber gehört, und wenn ihr die Tränen auch reichlich
Strömen bei dem Gedanken an die so bittere Trennung
Von dem Herzlich-Geliebten, so fühlt sie dennoch im Innern
Durch dies schmerzliche Opfer zugleich sich gestärkt und gehoben,
Und so wie das Vertrauen auf Gottes Erbarmen und Hilfe
Wächst durch dieses Gefühl, so steigt auch die lächelnde Hoffnung
Leise wieder empor vor ihren verdüsterten Blicken,
Und so sieht sie am Ende der langen Reihe von grauen
Monden und Jahren ein gold'nes und sternengekröntes sich winken.
Morgen muß es gescheh'n, denn morgen soll sie die Quelle,
Welche ihr selber entspringt, verstopfen; wie will sie ihn tränken,
Wenn sie versiegte? Ein Dach ist leichter zu finden, es wohnen
Menschen in jeglicher Hütte, und Engel bereiten die Stätte,
Wenn sich die Unschuld naht, von Reue und Buße geleitet.
Schüchtern erkundet sie nun die nächsten Wege und Stege,
Denn, vom Lokomotiv entführt in brausender Eile,
Kennt sie die Straße nicht, auf der sie gekommen und die sie
Jetzt mit Tritten des Huhns zurück zu messen beschlossen,
Weil ihr Wilhelm und Anna vor Augen stehen, wie Sterne.
Als der Tag nun erscheint, da kocht sie dem Gatten zum Ab-
schied
Noch sein liebstes Gericht, doch kann sie selber nicht essen,
Denn ihr fiebert der Kopf, sie hat die Nacht nicht geschlafen,
Und ihr hüpfen die Pulse, als wollten die Adern zerspringen.
Christian merkt es wohl, ihm sind die heimlichen Tränen
Auch nicht entgangen, doch denkt er: sie will sich endlich bezwingen,
Und es kostet sie viel! Da klopft er ihr bloß auf die Wange,
Als er sich wieder erhebt und spricht: wir machen ihn glücklich!
Um die Dämmerungszeit begibt er sich dann in die Schmiede,
Wo man die Eisen des Pflugs ihm schärft, nun richtet sie alles
Für den Abend und schleicht sich fort, in doppelte Tücher
Ihren Knaben gehüllt und unter dem Arme das Bündel,
Ängstlich späht sie umher und duckt sich hinter die Büsche,
Wenn sie Kommende hört, sie steh'n zwar noch nicht im Laube,
Aber sie decken sie schon, wenn nur der Knabe durch Schreien
Das Versteck nicht verrät. Doch geht auch mancher vorüber,
Der mit flüchtigem Auge das Reisig streift und sich wundert:
Keiner der wenigen ist darunter, welche sie kennen,
Still auch verhält sich das Kind, durch leises Schaukeln beschwichtigt,
Und es senken die Schatten des Abends sich bald so gewaltig,
Daß sie sich eilen muß, um nur die verlassene Hütte

Zu erreichen, in der sie die Nacht zu verbringen beschlossen.
Einem Jäger gehört sie und liegt im Walde. Sie kennt sie,
Weil sie mit Christian einst, den fernsten Acker besuchend,
Sich vor Regen und Schloßen in ihr verborgen. Ein Lager,
Das sie im Innern trifft, aus dürren Blättern bereitet,
Kommt ihr freilich zustatten, doch möchte sie's lieber entbehren,
Denn sie fürchtet, es könnten auch andere Gäste erscheinen.
Doch sie setzt sich und reicht dem Knaben die Brust, die er lange
Tastend und greifend gefordert, und zieht zur eig'nen Erquickung
Einen der Äpfel hervor, womit sie die Tasche gefüllt hat.
Schmecken will er ihr nicht, sie legt ihn wieder beiseite,
Als sie eben gekostet, indes der Knabe behaglich
Trinkt, als wär' er daheim, und in den Pausen des Atmens
Kichert und endlich versinkt in seinen gewöhnlichen Schlummer.
Brausend erhebt sich der Wind und wirft die trockenen Zweige
Auf das bretterne Dach und bläs't, als wollt' er's entführen.
Aber sie heißt ihn willkommen, obgleich sie bei heftigen Stößen
Immer zusammenfährt, er scheint ihr die Ruhe zu sichern,
Und mit den Kleidern des Bündels den Knaben noch sorglich bedeckend,
Wühlt sie sich ein in die Streu und fällt, erschöpft von den Qualen
Dieser Tage, in Schlaf, wie ein Tier, noch eh' sie gebetet.

Christian kommt indes mit seinen Eisen zu Hause
Und verwundert sich sehr, kein Licht zu sehen, er hat sich
Länger wie sonst verweilt, um aus dem Munde des Schmiedes
Manchen Rat zu vernehmen, denn dieser ist alt und erfahren,
Aber nicht immer freundlich und noch viel selt'ner gesprächig.
Dennoch verschließt er gelassen den Stall, vergattert den Garten,
Trägt die Eisen zu Boden, und stellt sie, alles im Finstern,
Hinter dem Schornstein auf. Dann lauscht er hinein in die Küche,
Wo, er hört's vor der Tür, die Suppe brodelt, und als er
Magdalena beim Feuer nicht findet, wie er erwartet,
Öffnet er leise die Stube und fragt im Scherz, ob sie schlafe.
Alles stumm! Was ist das? Er tastet sich durch bis zur Wiege.
Sie ist leer! Er erschrickt und zündet eilig die Kerze.
Ein Gedeck auf dem Tisch! Die Mutter entfloh mit dem Kinde!
Doch wohin? Noch nicht weit! Es sind nur wenige Stunden!
Rasch zum Jäger! Er borgt mir sicher den eifrigsten Spürer,
Und das freundliche Tier ist willig, zu folgen, es kennt mich.
Wo ist ein Tuch von ihr? Und wo ein Strumpf von dem Knaben?
Beides ist schwer zu entdecken, doch endlich ist er so glücklich,
Und nun klopft er den Alten heraus und stottert zusammen,

Was er selbst nicht versteht, von nächtlichem Geh'n und Verirren.
Dieser bewilligt den Hund, doch zweifelt er an dem Erfolge,
Weil es zu mächtig stürmt, als daß er die Spur nicht verlöre,
Wenn sie ein einziges Mal nur gegen den Wind sich gewendet.
Wirklich dreht sich das Tier auch lange vergeblich im Kreise,
Als es die Stube, wohin es geführt ward, wieder verlassen,
Ja, es heult vor Verdruß. Doch plötzlich beginnt es zu schnüffeln,
Dann zu wedeln und fröhlich zu bellen. Nun schießt es von hinnen,
Daß ihm Christian kaum mit seiner hörnernen Leuchte
Nachzukommen vermag. Es geht zuweilen im Zickzack
Um die Büsche herum, doch nie versagt ihm die Witt'rung,
Bis es die Hütte erreicht und anschlägt, um es zu melden.
Welch ein Schreck für die Arme, die drinnen kauert! Was ist das?
Ist's ein Wolf vom Gebirg'? Sie sollen bellen wie Hunde!
Oder ist es ein Hund? Dann kommt er nicht ohne Begleitung!
Hilf uns, heiliger Gott! Da wird die gebrechliche Türe
Aufgestoßen und schnoppernd, doch nicht mit glühenden Augen,
Fährt's im Sprunge herein. Sie greift voll Angst nach dem Knaben,
Welcher, geweckt aus dem Schlummer und seiner behaglichen Wärme
Ohne Schonung entrissen, mit Händen und Füßen zu stampfen
Und zu murren beginnt. „So seid ihr's gewiß und wahrhaftig? —
Ruft mit keuchender Brust, — der Hund war grimmig gelaufen,
Als er der Hütte sich nahte, die ihm bekannt und vertraut war, —
Und die Leuchte erhebend mit ihrem verlöschenden Lichte,
Aus der Ferne der Gatte, das eifrige Bellen verstehend.
Rasch nun stürzt er heran und schließt sie fest in die Arme,
Streichelt das Tier, das leckend und dieses Dankes gewärtig
Ihn umschmeichelt, und spricht: So kannst du mich wirklich verlassen?
Ich vermöchte es nimmer und nimmer, von dir mich zu trennen.
Doch sie erwidert ihm sanft: Ich kann und ich darf ja nicht bleiben,
Und du darfst mich noch minder begleiten, das fühle ich selber,
Darum wär's viel besser, du hätt'st uns nicht wieder gefunden!
Aber, erschüttert, wie nie, versetzt er mit strömenden Tränen:
Kehre nur heute zurück, so gehen wir morgen zusammen!
Sieh, es legt sich der Wind, auch blicken schon einige Sterne,
Und ich trage den Knaben und diene dir selber zur Stütze!

Siebenter Gesang.

Als sie am folgenden Morgen beisammen sitzen — die Sonne
Steht schon hoch, doch sie würden noch schlafen, hätte der Jäger
Nicht geklopft und gefragt, wie alles am Abend gegangen —
Sagt der Gatte mit Ernst: Es werde, wie du beschlossen,
Denn ich darf dich nicht halten und kann noch weniger dulden,
Daß du bettelst, so lange mir Arme und Beine geblieben,
Aber wir müssen noch warten, denn als ein treuer Verwalter
Will ich zum mindesten geh'n, und viel noch gibt es zu pflügen.
Dann auch mußt du mir folgen, wohin ich dich führe, ich möchte
Diesem gütigen Herrn nicht wieder begegnen und auch nicht
Dieser freundlichen Frau, so wie dem redlichen Alten,
Die uns gewiß nicht gezwungen und die wir dennoch so täuschen.
Über den Ozean müssen wir flüchten, der Schmied und der Tischler
Sind schon lange hinüber, und wenn wir sie finden, so werden
Sie uns die Wege bezeichnen und vor den Betrügern uns warnen.
O, ich verblende mich nicht! Du sagst mit Recht, daß das Wetter
Drüben wechselt, wie hier, und daß noch keiner das Unglück
Mit dem Staube der Straße sich von den Füßen geschüttelt,
Wenn er zu Schiffe stieg! Es wimmelt von Schelmen und Dieben,
Und wo kämen sie her und wagten das Rad und den Galgen,
Wenn es sich anders verhielte? Doch darf man immer noch hoffen,
Während der Mensch in Europa für ewige Zeiten verdammt ist,
Aus der Hand in den Mund zu leben und endlich zu darben,
Da die jünger'n Kräfte die stumpfen des Alters verdrängen,
Ehe die Grube sich öffnet, wo müde Gebeine zerfallen.
Schweres steht uns bevor, und dieses scheint mir das Schlimmste,
Daß nicht jedem die Luft bekommt, denn wenn wir erkrankten,
Wären wir auch verloren. Doch alles kann ja gelingen.
Sieh mich nicht fragend an, ich bin nicht minder entschlossen,
Weil ich weiß, was es gilt, und weil die traurigen Bilder
Meiner dürftigen Jugend sich unter die fröhlichen mischen,
Welche die neue Welt in leichten Gemütern entzündet:
Meine Träume sogar, du weißt es, sind immer beklommen,
Doch ich trug sie noch nie ins Leben hinüber und werde,
Wenn ich auch nicht erwarte, am eigenen Herde, wie heute,
Wieder zu sitzen und wieder mit eigenen Ochsen zu pflügen,
Zieh'n, als hofft' ich das Beste, und nur den Knaben bedauern.
Ja, du lächelnder Schelm — er faßt den Schläfer ins Auge,

Der sich gerade reckt — Du wirst es teuer bezahlen,
Daß du die Milch der Mutter noch trinkst. In Samt und in Seide
Könntest du gehen und früh, die Bücher im zierlichen Ränzel,
Und das Pennal in der Hand, das Johanneum besuchen,
Um Lateinisch und Griechisch und Spanisch und Englisch zu lernen,
Während du jetzt vielleicht, in Lumpen gekleidet, die Schweine
Hüten mußt, wie dein Vater, und höchstens die Stimmen der Vögel
Nachzuahmen verstehst, wenn du dem Metzger die Herde
Zutreibst gegen den Winter! Die Handelsschule beziehen
Und nach einigen Jahren, verbracht auf nützlichen Reisen,
An der Börse dich zeigen, um endlich den stolzen Gesichtern
Dich zu gesellen, auf die der Makler schaut, wie der Ack'rer
Auf die Sonne, damit er das Wetter des Tages erforsche!
Das ist alles dahin! — Doch Magdalena erwidert
Glühend: Auch die Gefahr, im Pavillon an der Alster,
Von den andern verführt, durch Trinken und Spielen und Fluchen
Sich hervorzutun, noch ehe der Bart ihm gewachsen,
Und im zwanzigsten Jahre begraben zu werden, wie mancher,
Welchem der Rücken schon bricht, bevor er sein Kreuz noch gesehen!
Denkst du des Sohn's nicht mehr, der an der Mutter Geburtstag
Und, ich schaud're noch heute, vor ihren eigenen Augen
Sich erschoß, weil ihn nichts auf Erden noch lockte und reizte?
Laß ihn schwitzen, wie wir, so wird er gewiß nicht verderben,
Und was Menschen gebrauchen, das können sie immer verdienen,
Wenn sie die Mühe nicht scheu'n. Du weißt, ich bin nicht so ängstlich,
Wie du selber, obgleich ich zweifle, ob es den Meinen
Besser erging, wie den Deinen, was du ja beständig behauptest,
Um dir den fröhlichen Mut, der mich beseelt, zu erklären.
Nein, wir haben wohl auch, das glaube, gehörig gehungert,
Und im Sommer sogar, und ganze Tage die Hoffnung
Bloß auf den Wind gesetzt, ob dieser die Bäume des Nachbars,
Welche die Zweige zu uns herüber streckten, nicht schütteln
Und uns einiges Obst bescheren werde. Wir lagen,
Ich und die Schwester, die lange dahin ist, unter dem Zaune,
Hielten Gras in die Höhe, die Luft zu prüfen, und wagten,
Wenn kein Halm sich bewegte und immer stärker der Magen
Knurrte, auch wohl den Wurf. Es mangelt mir nicht an Erfahrung,
Aber ich fürchte mich nicht, ich will dich mit Freuden begleiten
Und ertragen, was kommt, es wird mich trösten und stärken,
Daß ich mein Kind nicht verkaufte. Ich hätt's ja auch nimmer versprochen

Für die Äcker und Wiesen, ich tat's, um dich zu behalten,
Und ich dacht' es mir nicht so schwer. Doch seit ich es sehe,
Ach, was sage ich da, schon seit ich es fühle und spüre,
Ist mir zumute, als sollt' ich mich selber zerreißen und teilen
Und die Hälfte begraben! Ich habe gesündigt und will es
Büßen, wie du's verhängst, nur eines mußt du gewähren,
Ehe wir ziehen, es liegt mir schon längst auf dem Herzen: die
Taufe,
Dann hinüber mit Gott und lieber heute als morgen!
Christian lächelt und spricht: Die Taufe entscheidet auch alles,
Doch es möge gescheh'n, sowie die Felder bestellt sind
Und du selber dein Haus so blank geputzt wie ein Kästchen!
Denn wir dürfen uns nicht den Wellen und Winden vertrauen,
Eh' wir die heiligste Pflicht erfüllten gegen den Knaben,
Und ich wag' es nicht früher, als bis wir, zur Reise gerüstet,
Aus der Kirche sogleich fortschleichen können zum Schiffe.

Beide rühren sich nun, wie nie, und schaffen in Tagen,
Was die andern in Wochen, doch ist die Eile auch nötig,
Denn es nahen die Pfingsten und mit den Pfingsten der Kaufherr,
Wenn er nicht früher kommt, gelockt von dem seltenen Wetter.
Endlich ist es getan und mit den schwieligen Händen
Setzt sich Christian hin und stellt die Rechnung zusammen,
Zählt den baren Erlös von Obst und Korn bis zum Heller
Auf und nimmt für sich selbst den schmalsten Lohn, der dem letzten
Aller Knechte gebührte, für Magdalena desgleichen,
Was die niedrigste Magd im schlechtesten Dienste bekäme;
Gern erließen sie's ganz, allein sie müssen ja leben!
Nun bestellt er die Taufe, er bittet den Jäger zum Paten,
Sagt: wir müssen verreisen, ein frommes Werk zu verrichten,
Und ersucht ihn zugleich, anstatt den gehenkelten Taler
In die Wiege zu legen, indes sein Vieh zu besorgen
Und aufs Häuschen zu seh'n. Mit Schmunzeln erwidert der Alte:
Darum also so eifrig und nicht aus Geiz, wie die Knechte
Murrten, welche sich schämten, den Acker vor dir zu verlassen,
Und doch fluchten und wünschten, du möchtest die Beine dir
brechen?
Dazu helf' ich mit Freuden! Denn pfleg' ich auch selber der
Andacht
Leider nur selten, nur dann, wenn mich beim Streifen im Walde
Irgend ein Kreuz erinnert, für einen meiner Genossen,
Welchen der Wildschütz traf, mein Vaterunser zu beten:
Gern doch hab' ich's an andern, und geh' ich auch kaum noch
zu Ostern

Selbst in die Kirche, so jag' ich doch immer die Knaben von dannen,
Wenn ich vorüber komme, die während der Predigt sich balgen!
Noch viel williger ist der Pfarrer, die heilige Handlung
Vorzunehmen, er hat im Scherz schon lange getrieben
Und im Ernst sich verwundert, daß sie nicht von selber sich melden.
Nun ist alles vollbracht und gleich der folgende Morgen
Wird bestimmt für die Flucht. Doch Magdalena, die abends
Spät noch zum Krämer will, erblickt zu ihrem Entsetzen
Einen Wagen im Tor des Gasthofs, welchem die Herrschaft
Eben entsteigt und ruft, zu Hause fliegend, mit Beben:
Auf! Sie sind da! Nur hinaus, so wie wir gehen und stehen!
Christian sieht auf die Uhr und spricht: Sie werden nicht kommen,
Ehe der Morgen tagt, doch freilich müssen wir eilen,
Denn mir mangelt der Mut, den beiden ins Auge zu schauen,
Und das Kind ist getauft, denn wäre das nicht geschehen,
Weiß ich nicht, was ich noch täte, doch jetzt ist alles vorüber,
Darum fort auf der Stelle, der Jäger muß uns verstecken!
Früh erhebt sich am Morgen der Kaufherr samt der Gemahlin,
Und am würzigen Hauch der Lüfte sich innig erquickend,
Lassen sie rasch sich vom Diener des Wirts zum Häuschen geleiten.
Bald auch steh'n sie davor. Wie blank sind Fenster und Läden
Und wie sauber und rein die Beete des Gartens gehalten,
Welcher es zierlich umgibt! Die Gattin bückt sich im Gehen
Über den niedrigen Zaun und pflückt sich eine Aurikel,
Um sie als erste Gabe dem Kinde zu reichen, indessen
Er mit eiliger Hand die Pforte öffnet und lächelnd
Winkt, ihm leise zu folgen, denn durch die hintere Türe
Denkt er das Paar zu beschleichen. Sie kommen auch leicht in die Küche,
Und, ein wenig verwundert, das Feuer nicht brennen zu sehen,
Auf den Zehen ins Zimmer. Doch alles ist leer und verlassen
Und man sieht nicht die Spur des häuslichen Waltens. Der Nachbar,
Von dem Brunnen, an dem er sich wäscht, herüber gerufen,
Ist erstaunt, wie sie selbst, doch löst er ihnen das Rätsel
Durch ein einziges Wort; er spricht von der gestrigen Taufe,
Und ein Brief auf dem Tisch, die wohlgeordnete Rechnung
Und die Lade mit Geld daneben bestätigen alles,
Was sie ahnen und fürchten, sowie sie's hören. Die Gattin
Ruft, im Tiefsten bewegt: So ist es also gekommen,
Wie ich's immer besorgte, sie können's und wollen's nicht geben,
Aber ich muß sie darum nur höher achten und lieben,
Wenn ich auch jetzt erröte, indem ich der Fragen gedenke,
Die mich in Hamburg erwarten, des Zischelns und Tüschelns und Lächelns,

Und ich werde nicht ruhig, bevor wir sie wieder gefunden,
Denn sie dürfen sich nicht in Not und Kummer verzehren,
Und sie zittern vor uns und denken, wir könnten es rauben.
Beide eilen zum Pfarrer, doch dieser weist sie zum Jäger,
Und das geflüchtete Paar, versteckt auf dem Boden und spähend,
Sieht sie kommen und glaubt sich verraten. Doch leugnet der Alte
Jegliche Kunde von ihnen, und ihre klopfenden Herzen
Schlagen schon weniger rasch, da schreit, vom Dunkel geängstigt
Und vom Rauche gequält, der Knabe. Man fragt nach dem Kinde
Und man wünscht es zu seh'n. Der Alte holt es herunter,
Aber er sagt dabei, es sei sein Enkel, die Mutter
Liege im Bette krank. Sie herzen und küssen den Knaben,
Loben sein lockiges Haar und seine blitzenden Augen,
Geben ihm die Aurikel, beschenken den Alten und gehen.

Aber, freundliche Muse, die uns so treulich geleitet,
Knüpfe die Menschen doch gleich in Liebe wieder zusammen,
Welche so ängstlich sich suchen und wieder so töricht sich fliehen:
Hat sie das Kind, das sie trennt und eint, doch schon flüchtig verbunden!
Deutest du weiter? Es sei! Du führst auf längerem Wege
Sicher zum schöneren Ziel, und willig wollen wir folgen,
Denn du lächelst und neckst und legst die Hand auf den Busen!

Christian atmet wieder und Magdalena erhebt sich,
Denn sie hatte gekniet, so wie sich die beiden entfernen,
Aber der Alte spricht: Ich folge ihnen ins Städtchen,
Um zu erfahren, was ferner geschieht und werd' es euch melden.
Als er zurückkehrt, sagt er: Sie sind beim Richter gewesen,
Und, ich merkte es wohl, was dieser nur irgend an Spähern
Aufzubieten vermag, das ist auch heimlich zu Gange.
Doch ich lache darüber, es ward noch keiner ergriffen,
Welchen der Jäger beschützt, und scheint dies alles auch seltsam,
Eure Gesichter sind gut, und also helf' ich euch weiter!
Redlich hält er auch Wort und schafft sie über die Grenze.
Wo er, ohne zu fragen oder ohne auch nur zu gestatten,
Daß sich Christian ihm vertraute, wie es ihn drängte,
Sie dem Himmel empfahl und mit dem Dukaten beschenkte,
Welchen der Kaufherr ihm gegeben hatte. So sind sie
Mit sich selber allein. Die Berge treten allmählich
Mit den Wäldern zurück, und offen breitet die Straße
Durch die Eb'ne sich aus, doch Christian meidet sie ängstlich,
Weil ihn neben den Spürern und Streifern zu Fuß und zu Pferde,

Die im Dienst des Gesetzes den Frevel belauern und packen,
Auch die Zungen der Erde, die Telegraphen, erschrecken,
Welche Städte mit Städten und Länder mit Ländern verbinden
Und den Tod, wie das Leben, von einem zum andern befördern.
Selten erscheint ihm ein Weg so abgelegen und düster,
Daß er ihn nicht betritt, um diesem in Eisen gegoss'nen
Spinnennetz zu entschlüpfen, an dem die Könige weben,
Und so ziehn sie einher, als wären sie Schelme und Diebe,
Tragen unendliche Last und Mühe bei Tage und müssen
In den ödesten Schenken die traurigsten Nächte verbringen.
Welch ein verändertes Los für beide! Wie hart und wie bitter!
Doch je härter der Druck, je bitt'rer so manche Entbehrung,
Um so ruhiger wird's der flüchtigen Mutter im Busen,
Christian aber fühlt sich getröstet durch den Gedanken,
Daß er doch alles teilt und daß sie nicht ohne ihn irren.
Sie ist noch immer so reich, ihr hungriges Kind zu erquicken,
Er noch immer so stark, sein zitterndes Weib zu beschirmen,
Und so oft es auch scheint, als wäre man ihnen im Nacken,
Immer sind sie so glücklich, bei Nebel und Nacht zu entkommen.
Ein's nur peinigt sie noch — die Summe verringert sich täglich,
Die sie brauchen in Bremen, um überfahren zu können,
Und sie prüfen schon oft die überflüssigen Kleider,
Die sich verkaufen lassen, um diese Lücke zu decken.

Eines Abends geschieht es wieder, da flucht's vor der Türe,
Und mit vielem Gelärm, er konnte die Klinke nicht finden,
Tritt ein Gesell herein, in dem sie, den Augen nicht trauend,
Endlich den Tischler erkennen. So bist du im Lande geblieben?
Ruft ihm Christian zu. — Zurückgekehrt aus der Traufe
In den Regen — versetzt er — und habe das Leben gerettet,
Welches der Schmied verlor. Es ist noch ärger da drüben,
Und wir Deutsche besonders, wir müssen uns ducken und drücken,
Wie die Hunde bei uns! Denn wäre der Schmied nur ein Franzmann,
Oder ein Beefsteak-Fresser, so würden schon ganze Armeen
Über die See geschickt, doch auf der Leiche des Deutschen
Legt der Mörder sich schlafen, und keiner stört ihm die Ruhe,
Wenn er nicht selber nies't und sich weckt. — Wir wollten hinüber'
Wirft ihm Christian ein. — So laß dich warnen! erwidert
Lachend der andre und schleudert den Ranzen hinter den Ofen,
Fordert sich Wein und rückt heran. Wir haben uns drüben,
Wie in Ägypten die Juden, vermehrt und werden, wie diese,
Weil sie uns fürchten und hassen, gehetzt und vertilgt. In

Europa

Mußt du stehlen, bevor man dich hängt. Dort wirst du gehangen,
Eh' du gestohlen hast! Und was dich immer auch jage:
Bleibe daheim. Es wird bei uns auch, ehe wir's denken,
Anders werden und besser. Du blickst erstaunt und verwundert?
Bruder, das ist nicht geprahlt, ich kehre zwar nackter und ärmer,
Aber auch klüger zurück. Man hat mir vernünft'ger gepredigt,
Als in der Jugend geschah. Du weißt doch, daß man dich einmal
Schändlich bestahl? Wo hast du Güter? Wo stehen die Häuser,
Die du vermietest? Wo wiehert dein Gaul? Wo melk'st du die Kühe?
Schurken haben dir alles entrissen, noch eh' du geboren
Wurdest, und halten es fest. Das hat der klügste Franzose
Ausgespürt: wer besitzt, ist ein Dieb, und so viele Dukaten,
Eben so viele Verbrechen! Doch wird's nicht lange mehr dauern;
Denn das jüngste Gericht ist nah. Du mußt nicht erwarten,
Daß in den Wolken die Engel mit ihren Posaunen erscheinen,
Diesen hat man die Flügel gestutzt, wir blasen uns selber,
Statt des Zeichens zu harren, und schleifen inzwischen die Äxte!
Deinen Jungen beneid' ich! Er wächst ins goldene Alter,
Wie in den Frühling hinein, und wird nur im Tanze noch schwitzen.
Aber, wie kommst du mir vor? Du machst ein Gesicht wie ein Reicher?
Bist du's etwa geworden? Ich hörte so manches in Hamburg.
Hast du im Trüben gefischt und eilst, dich sicher zu stellen?
Freund, entdecke dich mir! Vor einem Jahre noch hätt' ich
Dich beim Kragen gepackt und laut nach dem Büttel geschrieen,
Heute sage ich dir: noch ehe die dummen Gesetze
Dich erreichen, wonach der Dieb den wahren Besitzer
Straft, sind alle getilgt. Das habe ich selber von Weitling,
Dem es Christus vertraute, denn der ist lange schon unten,
Und sie sehen sich oft und sind die besten Bekannten. —
Christian schlägt mit der Faust auf den Tisch, er kann sich nicht halten,
Aber der and're trinkt und spricht: Ich sollte doch meinen,
Daß ich dir Gutes verkünde, du selbst gehörtest ja früher
Zu den Schluckern, für welche die weißen Haare des Scheitels
Hunger und Kummer bedeuten, und dich am wenigsten hätt' ich
Auf der Seite der Schwelger vermutet, doch ganz nach Gefallen!
Daß sie Soldaten haben, das wissen wir alle und machen
Auf den Kampf uns gefaßt, doch daß sich ihren Soldaten
Toren mit knurrendem Magen gesellen, um die zu bestreiten,
Welche das Essen bringen, das hat wohl keiner erwartet.

Aber, du tust auch nur so, ich weiß ja von Wilhelm und Anna,
Daß man dich sucht, und man trifft die Leute mit sauber'm Gewissen
Nicht auf heimlichen Straßen, wie arme Teufel vom Handwerk,
Welche fechten und schnurren, und nicht in Schenken, wie diese.
Deine besten Bekannten in Hamburg schütteln die Köpfe,
Und die Feinde und Neider erzählen sich schlechte Geschichten,
Sag' doch nur, was es ist, man denkt sich schon lange das Ärgste!
Denn ein Millionär verschmerzt die geringen Verluste
Bis zu Hundert mit Lachen, und bis zu Tausend mit Flüchen,
Doch sie haben sich so, besonders die Frau, wie ich höre,
Euch zu erwischen, als gälte es Diamanten und Perlen!
Christian aber erhebt sich und spricht die gelassenen Worte:
Wenn es ist, wie du sagst, und wenn sie so wenig uns schonten,
Daß uns die geifernden Zungen den ehrlichen Namen belecken,
Nun, so geh' ich hinüber, und das noch morgen! Denn nimmer
Soll man die redlichsten Eltern in ihrem Sohne beschimpfen,
Oder dem ärmsten der Kinder sein einziges Erbe verkürzen,
Und es komme, wie's will, die Ehre werd' ich mir wahren!
Was dich selber betrifft und deine verworfenen Lehren,
So verlaß dich darauf, ich würde, wenn ihr euch regtet,
Selbst den Wuch'rer beschützen, und wären wenige Stunden
Früher mein Weib und mein Kind vor seiner Türe verhungert,
Und ich hätt' nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage.
Denn ihr seid ja ärger, als Feuer und Wasser und alles,
Und wer fragt, wenn es brennt, nach Freunden und Feinden beim Löschen?
Dieses wäre gesagt — und nun für immer geschieden!
Aber der Tischler versetzt: Das nenn' ich von oben gesprochen,
Doch ich glaube dir nicht, und wär' ich, wie du mich schilderst,
Würd' ich erwidern: mein Held, ich will dich nach Hamburg begleiten,
Daß du dein Ziel nicht verfehlst, ich habe die Zeit und ich werde,
Wenn ich dich bringe, vielleicht noch eine Belohnung erhalten.
Aber ich wünsche dir Glück auf allen Wegen und Stegen,
Die du auch wandeln magst, und werde dir sicher nicht nachseh'n,
Wenn du dich morgen entfernst, wir haben zusammen getrunken.
Christian schweigt, er fühlt sich von diesen Worten getroffen,
Doch Magdalena erglüht und ruft: Ich will es dir sagen,
Was uns treibt, daß du's weißt! Wir haben für Mittel zur Heirat
Ihnen den Knaben versprochen und fliehen nur darum so ängstlich,
Um ihn nicht geben zu müssen, denn dieses würde mich töten.
Aber der Tischler lacht und spricht: Da sieht man aufs neue,

Daß ihr die Welt nicht kennt! Wie könnt ihr Toren nur glauben,
Daß man euch zwingen kann? Doch nun begreife ich alles!
Hieß es ja doch, sie hätten den sehnlichst erwarteten Erben
Endlich in fremden Landen bekommen und wieder verloren,
Und sie gingen in Trauer! Mich dünkt, ich sehe den Toten! —

Rasch nun geht es nach Hamburg und schon in wenigen Tagen
Seh'n sie die Türme der Stadt. Als Magdalena erzittert
Und ihn bittet, sie selbst mit ihrem Knaben im Dorfe
Über der Grenze zu lassen, erwidert Christian ruhig:
Nein, der Tischler hat recht, uns zwingt kein Gesetz, ihn zu geben,
Wie ein verhökertes Kalb. Auch habe ich minder den Richter,
Als sie selber gefürchtet, sie schienen mir beide so edel,
Daß ich mich meiner schämte, so wie ich ihrer nur dachte;
Aber da sie uns wirklich wie grobe Verbrecher behandeln,
Hat das alles ein Ende, und ruhig werde ich fragen,
Wenn ich sie sehe, und kühn dabei die Augen erheben:
War die Rechnung nicht richtig? — Sie fühlt sich selber ermutigt
Durch das entschlossene Wesen des Gatten und ohne zu zaudern
Oder ängstlich zu tun und hin und wieder zu blicken,
Folgt sie ihm in das Tor. Wie jubeln Wilhelm und Anna,
Als die beiden auf einmal die reinliche Stube betreten,
Welche sie jetzt bewohnen. Sie rufen: Nun haben wir hundert
Taler mehr im Vermögen, denn diese sind uns versprochen,
Wenn wir verkündigen können, wo ihr euch befindet. Da seid ihr
Und nun brauchen wir bloß die Türe zu schließen, so haben
Wir euch selber gefangen! Doch seht, noch brodelt der Kessel
Und wir wollen uns erst durch einen tüchtigen Kaffee
Für die Hochzeit bedanken, denn sicher seid ihr doch durstig.
Christian grollt und spricht: So wurden auf unsere Köpfe
Auch schon Preise gesetzt? Das tut man bei Räubern und Mördern!
Wenn es euch aber gelüstet, das Geld zu verdienen, so haltet
Nicht beim Feuer euch auf und tändelt mir nicht mit dem Knaben,
Eilt, so sehr ihr nur könnt, ich kam, mich selber zu melden
Und ich hoffe sogar am Galgen vorüber zu kommen.
Manchen Späher bemerkt' ich und manche verdächtige Schenke
Hab' ich betreten und doch entging ich den Fallen und Netzen;
Wenn ihr mich heute erblickt, so kam ich aus eig'ner Bewegung,
Statt mich nach Bremen zu wenden, denn nichts verschloß mir die Straße. —
Wohl dir, daß du es nicht getan, entgegnet ihm Wilhelm,

Nur mit Mühe zum Ernst sich zwingend und feierlich blickend,
Denn man hätt' dich in Bremen nicht fortgelassen, die Häfen
Waren alle besetzt, und jeglicher wurde gemustert!
Christian ballt die Faust, doch Anna verschließt ihm die Lippen
Mit den Fingern und spricht: Es wäre doch besser gewesen,
Wenn du in irgendein Netz gegangen wärest, du hättest
Weniger Sorge gehabt, auch würde der Knabe nicht husten,
Denn du flohst vor dem Glück, und haben sie Späher gesendet
Oder Preise gesetzt, so ist das alles geschehen,
Um dir Kunde zu geben, das haben sie selbst mir beteuert,
Daß sie die Schuld dir erlassen, ich weiß nicht, welche sie meinen,
Aber das Gut dir schenken! Nun brauch' nach Belieben die
Zunge!
Christian deckt sein Gesicht mit beiden Händen, ein Zittern
Überkommt ihn, er ist nicht eines Wortes noch mächtig,
Und ein jegliches Glied will reden; endlich beginnt er:
Nun, so bin ich nicht wert, daß Sonne und Mond mich bescheinen
Und ich rufe die Flüche, die eben, was sollt' ich's verhehlen,
In die Kehle mir stiegen, als du den Mund mir verschlossest,
Auf mein eigenes Haupt herab und vollziehe sie selber!
Magdalena jedoch, der längst die Tränen entströmten,
Schließt ihn rasch in die Arme und küßt ihn und zeigt ihm den
Knaben,
Dem sie die Händchen gefaltet und dessen verwundertes Lächeln
Über sich selbst und die Mutter sein Rasen bändigt, so daß er
Sich nicht schlägt und zerrauft, wie er wollte, im Wüten der
Reue!
Wilhelm ergriff indes den Hut und eilte von dannen.

Aber der Kaufherr sitzt mit seiner Gattin beim Frühstück,
Und sie fragt mit den Augen, doch nicht mit den Lippen, ob
wieder
Keine Kunde gekommen. Er spricht: Es kann ja nicht fehlen,
Daß wir's endlich erfahren, wie sehr sie sich immer verkriechen!
Wär's für den Reichen schon schwer, sich ganz und gar zu verbergen,
Wenn die Grille ihm käme, so kann es dem Armen noch minder
Glücken: er muß sich ernähren und also heraus um die Arbeit,
Und wir wissen's am besten, wie wenig der dürftige Pfennig,
Den sie nahmen für sich, genügt, sie Monde und Jahre
Zu erhalten, so tröste dich jetzt, was du früher beklagtest!
Sie erwidert darauf: Und kann der Knabe nicht sterben?
Oder können sie nicht in fremde Länder entkommen?
Nein, ich ängstige mich zu Tode! je länger es dauert,
Um so weniger dürfen wir hoffen, sie wieder zu finden!

Ich vernehme vielleicht, damit mich das Bitterste treffe,
Wo sie erlagen, und kann die Gräber mit Blumen verzieren,
Aber ich werde sie nicht für ihre erduldeten Leiden,
Wie ich hoffte, belohnen, mich wird ein Engel verdrängen.
O, wie werd' ich gestraft! Ich wußte mein Glück nicht zu schätzen,
Wie, wer nie noch die Luft auf Augenblicke entbehrte,
Gar nicht weiß, was sie ist — und aus dem eitelsten Grunde
Hab' ich mit drückender Schuld mir die Seele belastet! Denn nimmer
Wär' ich dem Doktor gefolgt, auch hätt' er's gewiß nicht geraten,
Wenn nicht die törichte Scham vor anderen Müttern, verbunden
Mit dem sündlichen Neid auf ihre blühenden Kinder,
Mich seit Jahren besessen und in der versuchenden Stunde
Mir das Herz in der Brust verhärtet hätte! Mich quälen
Jetzt die schrecklichsten Bilder, ich sehe die blassen Gesichter
Ausgewanderter Mädchen und Knaben, wie sie mich früher
Oft am Hafen entsetzten, und all die vermessenen Wünsche,
Die ich so lange gehegt im ungeduldigen Busen,
Lösen sich auf in dem einen: Das Kind gerettet zu wissen,
Das ich frevelnd ins Leben gerufen, doch wird's nicht geschehen!
Da erschallt vor der Tür die laute Stimme des Doktors,
Jubelnd tritt er herein und ruft: Gefunden! Gefunden!
Und — er hat sie sogleich durch Wilhelm, der's ihm gemeldet,
Holen lassen — verwirrt und blöde folgen die andern.
Magdalena voran, im Arm den lieblichen Knaben,
Christian hinterher, die Augen zu Boden geschlagen,
Wilhelm und Anna zuletzt, und nur bis zur Schwelle sich trauend,
Jene dem heiligen Paar vergleichbar, diese den Hirten.
Aber die Gattin faltet die Hände und hebt sie zum Himmel,
Preßt dann Mutter und Kind ans Herz und schluchzt: Ich genieße
Jetzt die seligste Stunde des Lebens durch reichste Erfüllung
Meines heiligsten Wunsches und opf're mit Freuden die andern.
Ja, nun sag' ich mit dir — sie wendet sich innig zum Gatten —
Unsere Kinder sind die Armen, doch bleibt mir von allen
Dieser Knabe der nächste, denn ihm verdank' ich den Frieden,
Den ich nie noch gekannt, und den die Erde nicht mindert,
Wenn man ihn einmal errang, und selbst der Himmel nicht steigert.
Doch, was ist das? Ich konnte bisher vor Tränen nicht sehen!
Diese lockigen Haare und diese blitzenden Augen
Soll ich kennen! Ja! ja! Das ist der Enkel des Jägers!
Herr, ich kann dich versteh'n! Du wolltest im Feuer mich läutern,
Darum durft' ich nicht gleich ihn finden! Doch schütztest du selbst ihn
Mit allmächtiger Hand! Für alles sei mir gepriesen!

Anmerkungen Hebbels zu der ersten Ausgabe von „Mutter und Kind“.

1. „Der Weihnacht!“ heißt in Hamburg das Geschenk, welches den dienenden Klassen zum heiligen Christfest von ihren Herrschaften gereicht wird. Es pflegt ungewöhnlich groß zu sein.

2. In Altona und Wandsbeck befanden sich die jetzt aufgehobenen dänischen Zahlen-Lotterien der beiden deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein.

3. „Der Berg“ heißt im Volks- und Matrosenmund diejenige Vorstadt Hamburgs, welche unmittelbar an Altona stößt; sonst führt sie den Namen St. Pauli.

4. „Zur Zeit der Sperre.“ In Hamburg werden die Tore des Abends noch immer zu bestimmten, nach der Jahreszeit wechselnden Stunden gesperrt; zwar nicht, um die zu spät Kommenden auf gut mittelalterlich auszuschließen, aber doch, um eine kleine Steuer von ihnen zu erheben.

5. „Es ist von Rahl.“ Carl Rahl in Wien, eines berühmten Vaters berühmterer Sohn, ist einer der ersten jetzt lebenden Historienmaler Deutschlands und unbedingt und unbestritten der größte Kolorist.

6. Die Adventzeit heißt in Hamburg die Domzeit; am Gänsemarkt und auf dem Steinweg brilliert vorzugsweise die Weihnachtsausstellung, dort die christliche, hier die jüdische.

7. Twiete heißt in Hamburg ein enges Verbindungsgäßchen.

8. Nicolai und Petri, zwei Hauptkirchen Hamburgs, welche bei dem großen Brande von 1842 teils ganz in Flammen aufgingen, teils stark beschädigt wurden.

9. Die „Fuggerei“ in Augsburg ist bekannt und sieht sich bis jetzt in Frankfurt vergebens nach dem Filial um.

10. „In dem großen Hause, das jeglicher segnet.“ Das Waisenhaus; ein den darin aufgenommenen Kindern jedes Jahr zu Pfingsten veranstaltetes Fest, das den Namen „Waisengrün“ trägt, ist eins der schönsten, die es gibt.

11. „Durch das Spiel der Glocken hindurch.“ In Hamburg sind die alten erbaulichen Glockenspiele noch immer nicht verstummt.

12. Flottbeck, ein am Ufer der Elbe reizend belegenes Dorf; in Flottbeck: Bauers Garten als Kulminationspunkt.

13. „Daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeihen.“ Die Holsteiner sind als grob verschrien, die Dithmarscher als noch gröber und die Wesselburer als die allergröbsten. Wesselburen ist ein Marktflecken in Norderdithmarschen.

14. Harvestehude, ein schönes Dorf bei Hamburg, das nur noch wenig Lesern aus dem alten Hagedorn bekannt sein dürfte.

15. Das „Johanneum“, die berühmte gelehrte Schule Hamburgs, die ihren Ruhm sowohl durch die ausgezeichneten Lehrer, die an ihr wirkten und wirken, wie durch die ausgezeichneten Männer, die aus ihr hervorgingen und hervorgehen, vor vielen anderen verdient.

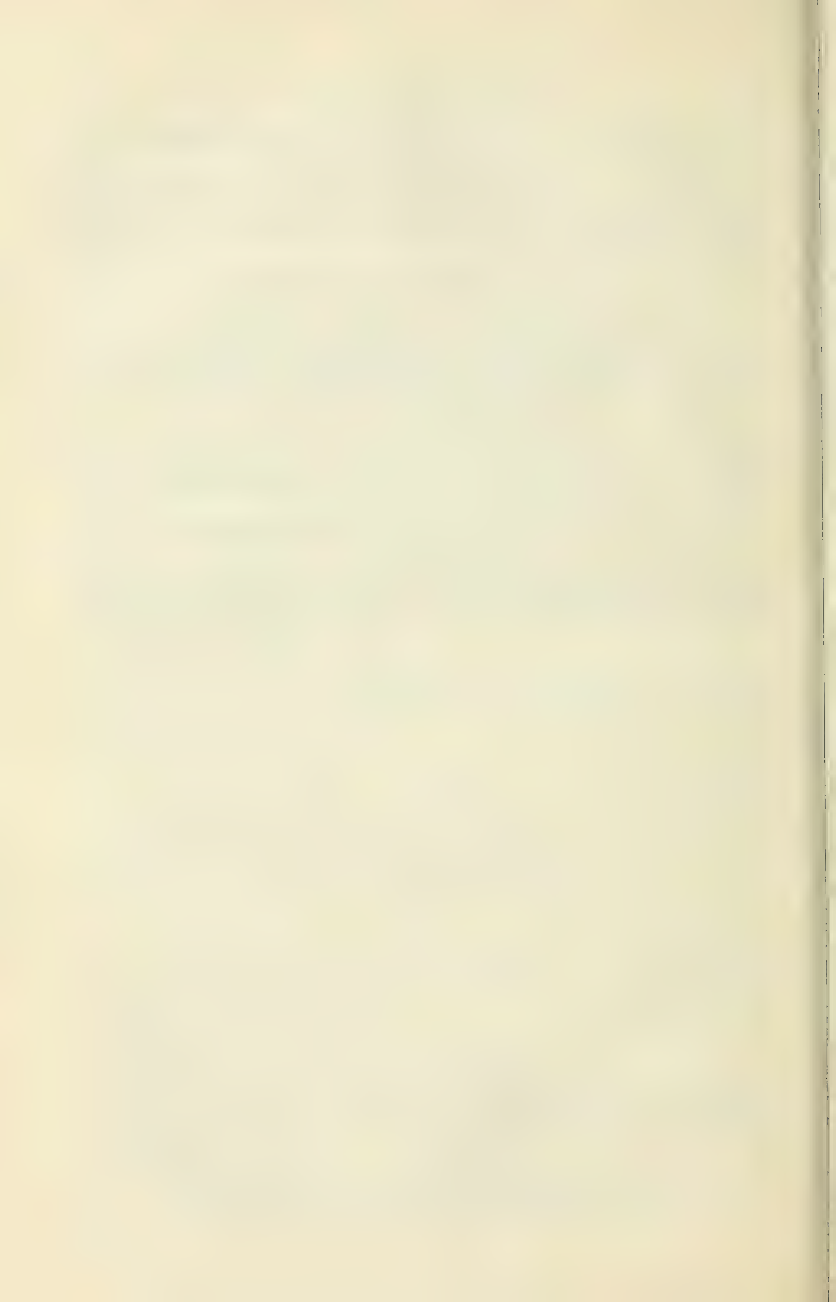
16. Der „Hamburger Pavillon“ an der Alster ist eben so bekannt, wie „Ahrens Salon“.

17. Johann Weitling, ein früher oft genannter Kommunist, seines Zeichens ein Schneider.

18. „Die Nachricht“, die am meisten gelesene Hamburger Zeitung.

19. „Ein Knick“, niedriges Gebüsch.

20. „Ist's ein Wolf vom Gebirg?“ Der Verfasser weiß, daß es auf dem Harz keine Wölfe gibt. Aber ein aus der Ebene dahin verschlagenes Bauernmädchen braucht es darum nicht auch zu wissen.



Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke
in zwölf Bänden

*

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und
einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben
und eingeleitet von
Adolf Stern

*

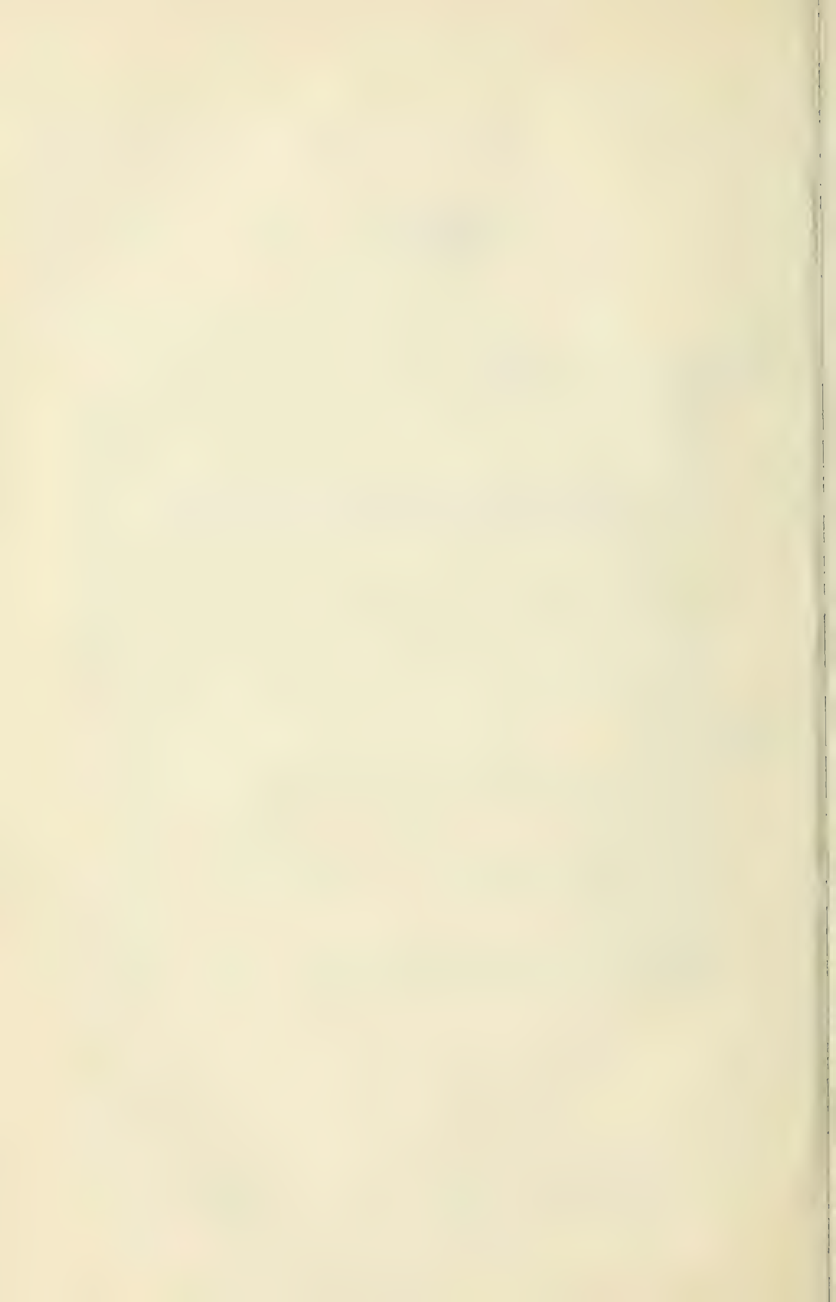
Achter Band

Berlin – Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Inhalt.



Einleitung.

Der achte Band dieser Ausgabe von Hebbels Schriften vereinigt das niederländische Gemälde „Schnock“, die „Novellen“ des Dichters, das wertvolle Bruchstück einer Selbstbiographie „Meine Kindheit“, das Hebbel zwischen 1846 und 1853 in Wien niederschrieb und das Emil Kuh zuerst im ersten Band seiner „Biographie Friedrich Hebbels“ (Wien 1877, Wilhelm Braumüller. Bd. I. S. 5—42) mitteilte, sowie eine kleine Reihe von Reiseerinnerungen. Den Novellen ist Hebbels ältestes erzählendes Phantasiestück, das Nachtgemälde „Holion“, (das im Jahre 1830 im „Ditmarser und Eiderstedter Boten“ erschien), den Reiseeindrücken die Beschreibung der Fußreise Hebbels von München nach Hamburg im Frühling 1839 beigefügt, die der Dichter 1843 in Kopenhagen niederschrieb und seinem „Tagebuch“ (Tagebücher. Bd. I. S. 307 bis 315) einverleibte. —

Hebbels „Schnock“ wurde zuerst (Leipzig, J. J. Weber, 1850) als selbständiges Büchlein mit der nachstehenden Vorrede gedruckt: „Der Komponist pflegt seinem Musikstück den Schlüssel vorzusetzen, damit ein jeder auf den ersten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht. Das ist eine Gewohnheit, die vielleicht von anderen Künstlern nachgeahmt zu werden verdient, wenn auch nur, weil sie alle ungehörige Erwartungen im voraus abschneiden würde. Das kleine Büchlein, welches ich dem Leser jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländisches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht so lange vergessen kann als er vor Teniers und Douw steht, der schleudre es augenblicklich an die Wand! Denn es will nur ergötzen, weiter nichts.

Darum ist es aber gar nicht überbescheiden, gar nicht bis zur Selbstverleugnung demütig. Es möchte sich neben Eulenspiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herumtummeln dürfte.

Übrigens wurde es nicht erst jetzt, sondern bereits im Jahre 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholera-Zeit, geschrieben. Es wurde damals von dem Meister des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Dritteil seines ursprünglichen Volumens reduziert und auch den Rest mit Sorgfalt überarbeitet.

Die vorstehende chronologische Bemerkung hat nicht den Zweck, dem Kritiker ein ungewöhnliches Maß von Nachsicht und Milde für mein Jugendwerk abzugewinnen; wenn ich es nicht mehr vertreten

zu können glaubte, würde ich die Pflicht haben, es zu unterdrücken, und sie erfüllen. Sie soll nur diejenigen meiner Freunde, die sich für meine Entwickelung, als solche, interessieren, davon unterrichten, daß der Schnock ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger meiner übrigen Arbeiten ist."

Als „Erzählungen und Novellen" sind von Hebbel im Jahre 1855 (Pest, bei Gustav Heckenast) die Stücke „Matteo", „Herr Haidvogel und seine Familie", „Anna", „Pauls merkwürdigste Nacht", „Die Kuh", „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd" und „Eine Nacht im Jägerhause" gesammelt worden, nachdem sie alle bereits in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht worden waren. Daß Hebbel viel früher an die Herausgabe eines Bandes Erzählungen gedacht, erwies eine von Emil Kuh in Hebbels Papieren aufgefundene, Paris 14. Juli 1844 datierte, Vorrede, die wichtig für Hebbels bis zuletzt festgehaltene Auffassung des Wesens der Novelle ist und in der es unter anderem heißt:

„Wenn ich Novellen im alten Stil bringe, solche, die durchaus nur auf die neue, unerhörte Begebenheit und das aus dieser entspringende neue, unerhörte Verhältnis des Menschen zu Leben und Welt gebaut sind, statt auf Herzens- und Geistes-Zerfaserungen, so sehe man hierin die tatsächliche Darlegung meiner Überzeugung, daß die Novelle keinen Fortschritt machte, als sie, sich scheinbar erweiternd, den geschlossenen Ring ihrer Form durchbrach und sich wieder in ihre Elemente auflöste. Die Kunstformen sind Organismen, wie die Lebensformen, sie können, wie in der physischen Welt mit der Umbildung des Erdkörpers ganze Geschlechter der Lebendigen aussterben, allerdings aufhören, dem Schöpfungs- und Schönheits-Bedürfnis der Zeiten zu entsprechen, aber sie können nicht ohne Lebensgefahr verengert oder auseinander gezerrt werden, denn in keinem Organismus tritt, dem ihn ablösenden Höheren gegenüber, in dem der Lebens- und Werde-Prozeß fortgesetzt und gesteigert werden soll, der Sättigungs- und Indifferenzpunkt ohne innere Notwendigkeit ein, wenn man freilich auch in jedem noch eine Seite aufzeigen kann, die, den Tieransätzen in der Pflanze ähnlich, weiter zu deuten scheint. Diese Erklärung entschuldige die prinzipielle Verworrenheit der Zeit, die es zuläßt, daß ein und derselbe Kopf wegen einer und derselben Hervorbringung hier gekrönt und dort abgeschlagen wird. Sie will niemand in seiner Methode stören, sie will nur die eigene motivieren."

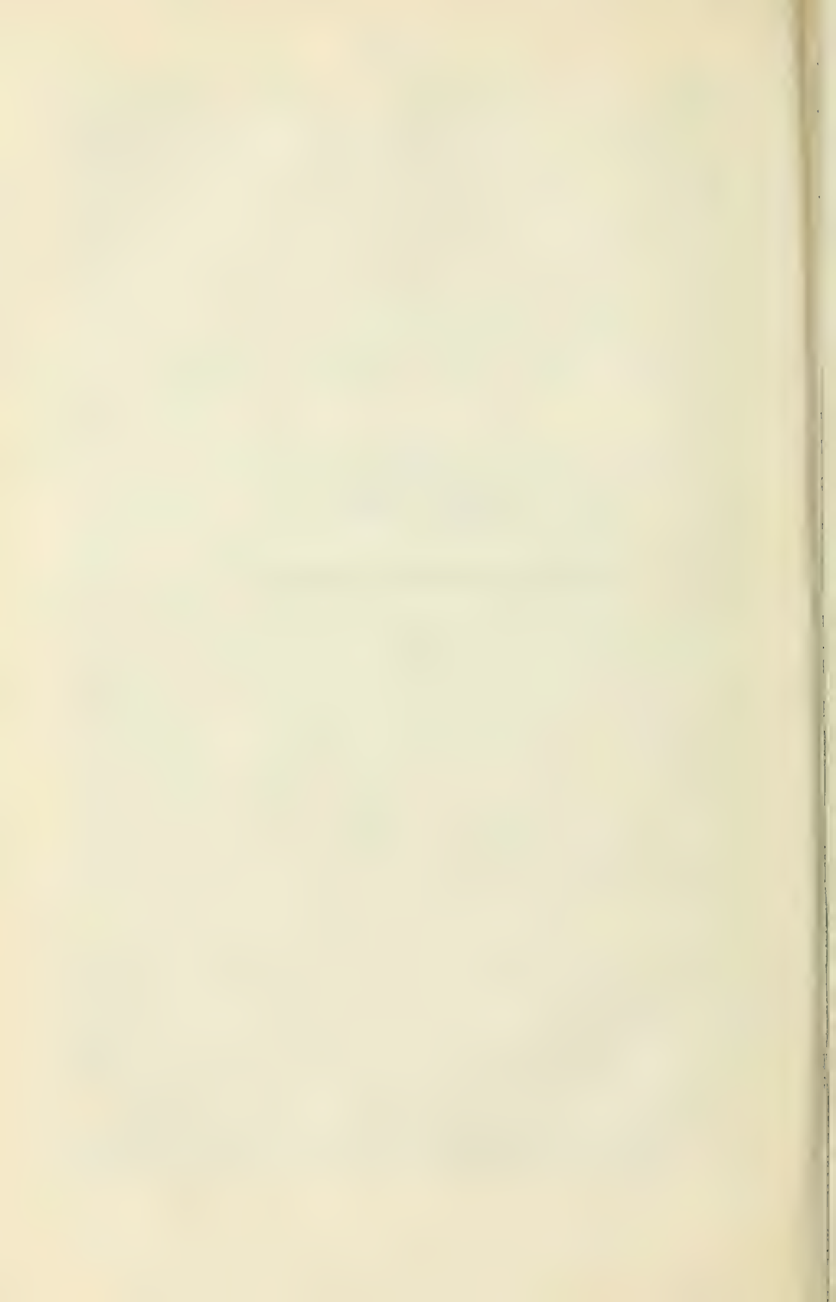
Die späteren Herausgeber der Hebbelschen Werke, Emil Kuh und Hermann Krumm, vermehrten die von Hebbel selbst gesammelten Erzählungen der erstere um das Märchen „Der Rubin" und das Fragment „Die beiden Vagabunden", der andere um die Novelle „Barbier Zitterlein", die er der „Mitternachtszeitung" von 1836 entnahm. So hofft auch der gegenwärtige Herausgeber Vergebung zu finden, wenn er den ersten Versuch Hebbels, den man als novellistisch ansprechen kann, eben das schon genannte Nachtgemälde „Holion" beifügt.

Die Vermehrung der „Reiseeindrücke" um das „Reisejournal von München nach Hamburg" bedarf keiner Indemnität, es gehört zu den lebendigsten und eigentümlichsten autobiographischen Zeugnissen aus Hebbels Sturm- und Drangjahren.

Schnock.

Ein niederländisches Gemälde.

1837.



Erstes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo sich jeder Reisende gern so lange aufhält, als er muß, nämlich so lange als die Post ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letztenmal ein. Der Ort ist einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menschen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabsteine, die man nicht Lügen zu strafen wagt, versichern, daß Menschen darin sterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Postillon sei fehlgefahren, wenn sich nicht der mir unvergeßliche Postmeister, eine lange, dürre, windschiefe Figur, die sich scheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob sie schon durch ihre bloße Existenz zu beleidigen fürchte, aus der Tür geschoben und so meine Zweifel verscheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenster, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausschauen wollen, als Platz fanden; auf dem Kirchturm selbst konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterscheiden, und jedes Gesicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die sich mühsam mit der rechten Hand auf ihren Stab stützte und mit der linken die Brille aufsetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit seinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der gespanntesten Erwartung. „Was gibt's denn," fragte ich den Postmeister, „ist's Jahrmarkt heut'?" „Den 16. hujus gewesen." „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienstjubiläum?" „Herr Pastor primarius Nothnagel hat's schon gefeiert und ist an den Folgen des Schmauses gestorben, und unser Herr Amtmann darf in den nächsten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu ist er, mit Erlaubnis zu sagen, noch viel zu jung." „Gibt's denn Aufstand? Rebellieren die Bürger? Empört sich, was Hosen trägt?" „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man

muß sich tummeln, ums liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erschwingen. Nein, die Sache, es kurz zu vermelden, ist die. Ein höchst gefährlicher Verbrecher, ein Bösewicht, der einen greulichen Diebstahl begangen hat und einer Mordtat fähig gehalten wird, wurde gestern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühstück in den alten verfallenen Turm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die gesamte Bürgerschaft aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, so ist's, wunderbar genug! geglückt. Nun ist man natürlich begierig — —" Der Postmeister unterbrach sich; denn er bemerkte, daß ich schon längst nicht mehr auf ihn hörte, weil sich sonst über die Explikation das Schauspiel selbst versäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je gesehen, kam die Straße herauf. Zuerst, in grell roten Röcken mit messingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erschwerten und den Mut gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeste Männer, voll edlen Selbstgefühls, in denen sich ehemalige Unteroffiziere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, saß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannschaft des Fleckens, mit Mistgabeln, Äxten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leser nicht erwartet, armiert und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und sie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der anderen ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an sich zu prügeln, der Amtmann trat vor mit einem Gesicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenstrich. Die Gerichtsdiener machten Front und statteten beide zugleich, also so unverständlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieser mit seinem ungezogensten Gähnen erwiderte, dann rief er finster aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm seine Zufriedenheit bezeigen kann?" „Heda, Meister Schnock, aufgepaßt!" schrien die Gerichtsdiener, das verdrießliche Gesicht des Amtmanns und den mürrischen Ton seiner Stimme möglichst treu kopierend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen gesehen hat, der betrachte sich einen deutschen Bürger, dem bei irgendeinem Anlaß von Gerichts wegen die Versicherung erteilt wird, daß er ein ganzer Kerl sei. Nicht so schnell, als

ich erwartet hatte, aber doch schnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch sein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitschultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Rutenstreiche versteinert zu sein schien; ein Bär mit einer Kaninchenphysiognomie. Der Amtmann erteilte ihm ein sparsames Lob wegen seiner bewiesenen Herzhaftigkeit, Schnock senkte wehmütig den Kopf und schickte einen ängstlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf seinem Wagen in sanften Schlummer gefallen war oder sich doch stellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog sich in das Heiligtum der Amtsstube zurück, die Gerichtsdiener rissen den Gefangenen von seinem Sitz herunter und schwuren, er solle ihnen nicht zum zweiten Male entkommen, und wenn er auch die Kunst besäße, sich in eine Fledermaus zu verwandeln. Die Menge zerstreute sich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Basilisken gesehen, regungslos auf dem Platze stehen. Der Mann interessierte mich, ich trat zu ihm heran. „Mein Freund," begann ich, „Ihr seid sehr in Gedanken vertieft!" „Weil ich ein geschlagener Mann bin," gab er zur Antwort. Ich stutzte und fragte weiter: „Wie so? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut, wo Ihr Euch in so hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben scheint, so lebhaft fühlt?" „Eben darum," versetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der sich im Gefängnis erdrosselt, oder sich mit Glasscherben die Pulsader aufreißt? Gibt's der Herr," er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß diesen heillosen Sünder in der Einsamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebstahl, wegen dessen ihn der strengste Richter nicht zum Tode verurteilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einstecken kann, noch eine Mordtat oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?" „Von wem sprecht Ihr denn eigentlich?" unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Bösewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretieren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber niemand entgeht seinem schlimmen Stern, und am wenigsten ich." „Ich begreife Euch bei Gott nicht!" versetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Fest zu sein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Mensch zur Haft gebracht wird." „O freilich, wenn er nur nicht selbst die Falle war, in der der Fuchs sich erwischen ließ!" „Ich dächte, das wäre gleichgültig!" „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der sich gestehen muß, daß sich in sein Fleisch so gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht

übersehen haben — auf'm Wagen einschläft, während ihn tausend Kehlen mit den greulichsten Verwünschungen überhäufen, werde sich für die endlose Langeweile, der er im Kerker, und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückseligen, dem er das alles verdankt, auf seine Weise erkenntlich bezeigen? Was wird diese Kröte zwischen den finstern Mauern des Gefängnisses aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Bösewicht mißglückt ist, was er sich vornahm? Höchstens kommt man ihm hinterdrein auf die Spur; das weckt aber keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder sonst wo verscharrt liegt. Dem Schlachtopfer ist's gleichgültig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde steckt." „Mir scheint, ein Mann, wie Ihr, kann sich seiner Haut schon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Riesen nicht viel ab, geschweige zu einem tüchtigen Schläger." „O," versetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft soll ich diese vermaledeiten breiten Schultern, diese lügenhafte, großprahlerische Leibesgestalt, womit irgendein schadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge versetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedsames, geruhiges Leben, sprichwörtlich ist's, daß sie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — sagte er, nicht scherzhaft, sondern in grimmigem Ton — bist du verrückt? du könnt'st bei deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul ersetzen, und wollt'st gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löschpapiernem Gesicht hinter dem Fenster auf'm Schneidertisch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das ist was für Krüppel, für Lahme und Verwachsene, damit komm' mir nicht; du wirst mir, so Gott will! ein braver Schreiner! Natürlich, er war ja selbst ein Schreiner, und das edle Handwerk wär' zugrunde gegangen, hätt' ich ein anderes ergriffen. Gott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, höchstens auf'm Totenbett, wo man alles vergibt!" Schnock ballte die Hand. „Aber, lieber Meister," fragt' ich weiter, „warum ließ't Ihr den Dieb nicht entschlüpfen, wenn es Euch so bedenklich schien ihn festzuhalten? Das stand ja doch bei Euch?" „Keineswegs," erwiderte Schnock; „man ist selten oder nie Herr seines Willens. Ich war den übrigen vorausgelaufen, nicht etwa, um mir ein Ansehen zu geben, sondern um ihnen möglichst bald aus den Augen zu

kommen und bei der Hetze gegen brutale Aufforderungen zum Hilfeleisten gesichert zu sein. Plötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüsch mache, fährt mir das Teufelswildbret, ich meine meinen Arrestanten, entgegen. Ich schaud're zusammen; denn das laute Hurra, das aus hundert Kehlen hinter mir erschallt, sagt mir's gleich, daß mein niederträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben ist. Dennoch hätt' ich, ohne Rücksicht auf spätere Foppereien und Anzüglichkeiten, dem Kerl gern den Vorsprung gelassen und zu hinken angefangen; aber der war wie unsinnig, statt zu entspringen, blieb er stehen, rollte die Augen, ballte die Faust gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Messer oder gar eine Pistole hervorziehen, in die Tasche. Da ergriff mich Angst und Grausen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Esel, die mir schon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuschrien, glauben mochten, sondern aus Furcht macht' ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß seine Taschen leer waren, wie sich's bei der Visitation fand, konnt' ich nicht wissen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich sichern." Ein Bursch kam in diesem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme schon!" rief Schnock ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abschiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meister," sagte der Bursch mit unterdrücktem Lachen, „ich suche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett." „So sagst du nicht," versetzte Schnock, „daß du mich gesehen hast. — Wenn die Kopfweh hat," fuhr er, sich wieder zu mir wendend, fort, „ist's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmste begegnet sein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als sie jüngst wegen Zahnschmerz und Backengeschwulst vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden." Ich lud Schnock ein, mich ins Posthaus zu begleiten und dort eine Flasche Wein mit mir auszustechen. „Ich weiß mich," sagte ich, als er bedenklich zu zögern schien, „vor Langeweile nicht zu lassen, und wo find' ich Gesellschaft?" Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, so saßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläsern gegenüber. Es gibt untrügliche Kennzeichen, wodurch sich der geübte Trinker von dem angehenden unterscheidet; wenn dieser, während er das süße, flüssige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüstig zukneist und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, so spitzt jener bloß ein wenig den Mund, trinkt mit offnen Augen und ignoriert den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieser Nachzügler den Durst, statt ihn zu löschen,

nur aufs neue weckt. Schnock, das sah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erste Glas nur, um recht bald zum zweiten zu kommen, und an eine Entsiegelung seines innern Menschen, auf die ich mich freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war vor Entsiegelung der dritten Flasche nicht zu denken. Ich gab mich gegen ihn für einen geschiedenen Ehemann aus und sagte, ich hätte bloß darum mein Vaterland verlassen, weil mein rachsüchtiges Weib mir ihre sämtlichen Liebhaber, einen nach dem andern mit Herausforderungen auf den Hals schicke, was mir über kurz oder lang das Leben kosten könne. Diese Eröffnung machte ihn treuherzig, aber eine Unvorsichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günstige Vorurteil, das er für mich zu fassen begann, fast im Keim wieder zerstört. Ich zog nämlich, weil sie mir unbequem waren, meine Taschenpistolen hervor und legte sie neben mich auf den Tisch. Plötzlich — er war schon in recht lebhaften Mitteilungen über sein Märtyrertum begriffen gewesen — stockte der Fluß seiner Rede, er entfärbte sich und sah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich sie begriff, und bemühte mich, ihrer Ursache auf die Spur zu kommen, aber schneller als all' mein Nachsinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerstreuung ergriff ich eine der Pistolen, die ungeladen waren, und spannte spielend den Hahn; da sprang Schnock von seinem Stuhle auf und versicherte mir mit einem Gesicht, welches gegen den Mund die bündigste Protestation einlegte, er halte sich in meiner Gesellschaft für sicher. „Ihr seid's vollkommen, lieber Meister," versetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe sie zu meiner Verteidigung auf Reisen bei mir, aber um mich nicht selbst zu beschädigen, lade ich sie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme." Zum Zeugnis der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Pistole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich," entgegnete Schnock, indem er sich wieder mit aller Behaglichkeit niederließ, „würde doch Pistolen und dergleichen niemals mit mir führen; denn davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann heran tritt, so vergißt man's entweder, daß man sie hat, oder man schießt bei'm Abfeuern fehl und reizt so den Menschen, der es vielleicht nur auf einfache Räuberei abgesehen hatte, zu Mord und Blutvergießen." „Ihr habt nicht unrecht," erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erste Pistole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergestreckt würde; ich setze den Fall, daß der

Räuber keine Waffe bei sich führt und sich ihrer bemächtigt." „Freilich, freilich!" versetzte Schnock und trank, sichtlich erfreut, in mir einen Gemütsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläser hintereinander. Die dritte Flasche war halb geleert, da stand er rasch auf, trat mit pfiffig-wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?" „Es scheint wohl nur so!" antwortete ich, einigermaßen verdutzt. „Gewiß!" versetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub' ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böses zu, bei Gott nicht! sonst wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht leugnen, Ihr seid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geschöpft und die sonderbare Einladung mit Abscheu abgelehnt; ich unterdrücke meinen Verdacht und gehe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!" „Ei, Meister Schnock," erwiderte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?" „Weil," versetzte er hastig und schenkte sich ein, „weil sie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden, wie diese, ausgenommen, selbst das ganze Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt! glaube, daß ich's bin." Jetzt verschwand bei ihm die letzte Spur von Zurückhaltung, um so mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im Orte bliebe, sondern gleich den nächsten Tag wieder abreise, er machte mich zum vollständigsten Vertrauten seiner Lebens-, d. h. Märtyrergeschichte, und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikrologien seines Daseins hineinzuschauen, das mir so putzig vorkam, als ob es gar nicht seiner selbst wegen, sondern zur Belustigung eines größeren geführt würde. Ich darf nun freilich nicht vergessen, daß meine Leser nicht, wie ich, gezwungen sind, in dem Marktflecken Y. einen ganzen Tag auf die Post zu warten und muß darum den größten Teil von Schnocks Mitteilungen für mich behalten; denn bei mir hatten sie nur mit einem alten Kalender, den ich durchblättern, mit den Fensterscheiben, die ich hätte zählen können, zu rivalisieren, was hoffentlich bei keinem meiner Leser der Fall ist. Ich glaube jedoch, daß einiges daraus sie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte sie, wenn ich mich hierin täusche, den Grund nicht in dem Mann und seinen Erlebnissen zu suchen, sondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe seiner Bestimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieser Unfähigkeit möglichst zu Hilfe zu kommen, lasse ich ihn selbst reden.

Zweites Kapitel.

Schnock erzählt.

„Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, das ich jetzt selbst fürchten muß, so kann ich auf diese Frage vernünftiger antworten, als Tausende von Ehemännern, die mein Schicksal teilen. Sie pflegen schmachvollerweise für sich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgestalt entgegengetreten seien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wissen konnte, da kein anderer ihm seine Erfahrungen vermacht hatte, irgend jemandem zur Entschuldigung gereichen könnte! Solche Toren darf ich verachten; denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geschlecht, dem er angehört, getäuscht, und wenn ich dennoch sein Gespons geworden bin, so ist das wenigstens nicht meiner Verblendung beizumessen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzusehen, und wer das zu ruhmredig findet, der lasse sich sagen, was ich schon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen. Ich stand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Versöhnungskuß drang, ich sah sein Blut stromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht schaudernd, wie ich, das Gelübde getan, niemals wieder einen Menschen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küssen, und wer könnte dies Gelübde halten und sich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter bestand, als ich in die Jahre kam, mit Ungestüm darauf, daß ich mich verheiraten solle, sie fragte mich, ob ich ein sonstiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verschaffen, oder ob sie andern alten Frauen in ihren Ansprüchen auf die großmütterlichen Würden und Freuden nachstünde, und darauf ließ sich nicht viel erwidern. Ich mußte mich also in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgendeiner Person weiblichen Geschlechts früher oder später eine eheliche Verbindung würde eingehen müssen, wenn sie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegstürbe, und da das letztere nicht geschah, so irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entscheidung noch lang hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggesell, worin für mich zu der Zeit, von der ich spreche, der Hauptreiz dieses Festes lag. Aber als uns're alte Familienkatze verreckte und bald darauf unser Mops an einem Kloß, den er zu heiß hinein fraß, erstickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unserm Hause eintrat, so unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen,

und daß sie die entstandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt sehen wollte. Auch begünstigte der Zufall sie; denn die Jungfer Magdalena Kotzschneuzel, die Stickerin, mietete sich eben damals in uns'rer Nachbarschaft ein und wußte sie durch einige wohlangebrachte Aufmerksamkeiten, die sie ihr erwies, namentlich dadurch, daß sie bei einer gewissen Gelegenheit ihren Rat einzog und ihn auch treu befolgte, so sehr für sich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühstück, bei'm Mittags- und Abendessen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den sie nicht selbst gesponnen hat?" wurde ich des Morgens regelmäßig befragt und die dritte Tasse Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeschenkt, wenn ich diesen schlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgeteilt, daß sie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erstemal spitzig bemerkte: sie spielt also! ward ich mit einem hastigen: „Nein! sie hat das Los auf der Straße gefunden!" zurechtgewiesen. Des Abends mußte ich mir die Auseinandersetzung gefallen lassen, daß sie sich im Gegensatz zu andern älter mache, als sie sei, weil sie's für eine größere Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtsinnigen, jungen Mädchen, deren Klasse sie bei ihren fünfundzwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wisse und nicht um sie würbe, ein Narr sein müsse. Da dies alles bei mir nicht anschlug, nahm sie sie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu sagen, auf einige Tage zu sich ins Haus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie sie vorgab, das sie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahinter steckte, und suchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmsten Seite darzustellen, rasierte mich nicht, trug immer meinen schlechtesten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war stets mürrisch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinste Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn sie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Gesellen, der von Person nicht unansehnlich und im Handwerk geschickt war, auf das Mädchen aufmerksam, ich strich sie gegen ihn heraus, wie sie gegen mich herausgestrichen wurde, ich redete ihm sogar ein, daß sie jedesmal erröte, wenn sie ihn erblicke. Aber beides schlug mir zum Unheil aus; denn Lene stieß sich nicht im geringsten an meinem Benehmen, sie entschuldigte mich gegen meine Mutter, wenn diese mir meine Nachlässigkeit verwies, aufs eifrigste und meinte, wer mit ganzer

Seele beim Gewerbe sei, wer darüber nachsänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, oder einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geschniegelt und gestriegelt gehen, wie ein Ladendiener und sich auf Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Gesell dagegen fing Feuer und rächte sich natürlich später, als ich ihm notgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weise für meine anscheinende Falschheit. Als Lene unser Haus wieder verließ, war meine Mutter womöglich noch mehr für sie eingenommen, wie früher; sie besuchte sie täglich, und auch zwischen ihr und mir entspann sich, so sehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältnis. Ich konnte nicht aus der Tür treten, ohne sie an ihrem Fenster hinter den Blumen bei der Arbeit sitzen zu sehen, da wurden denn gegenseitige Grüße ausgetauscht, und was läßt sich nicht an Grüße anknüpfen; haben sich doch gewiß noch niemals Leute gestritten und tot geschlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zueinander gesagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war schon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tischler eine so dringende Arbeit ist, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verschnaufen. Ich schlenderte, die Pfeife im Munde, an Lenes Fenster vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete sie und fragte mich, warum ich denn so eile. Ich blieb stehen und erwiderte, daß ich das selbst nicht wisse. Dann, versetze sie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe sie noch nicht ein einziges Mal besucht, und sie könne doch am Ende verlangen, daß das geschehe. Ich konnte hiegegen nichts einwenden und ging auf die Türe zu, fand sie aber verschlossen. „Ei," rief sie aus, als sie das bemerkte, „ist meine alte Hausfrau schon zu Bette? Nun, steigt ins Fenster, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich stutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter sitzt drüben im Zimmer und sieht's, sie hält dich, kurzsichtig, wie sie ist, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigste Liebhaber, stieg oder sprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene suchte noch den Schwefelfaden, womit sie ihr Licht anzünden wollte, als mir schon wütend nachgeschimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Gesellen, der hinter mir hergeschlichen sein mochte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geschlechts wegen nicht auf mich paßten, sprudelte er gegen Lene aus. Ich schwieg still, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder sei. Als er dies

verneinte, erwiderte sie, dann hätte er auch nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das sei ich. Dabei umarmte sie mich und sagte: „Nicht wahr, Christoph? es wäre dir ja nie eingefallen, zu einem unbescholtenen Mädchen bei Nacht ins Fenster zu steigen, wenn du nicht die ernsthaftesten Absichten hegtest? mir wär' es wenigstens nie in den Sinn gekommen, dich dazu einzuladen, wenn ich diese nach den Eröffnungen deiner Mutter nicht hätte voraussetzen dürfen!" Ich schwieg noch immer und schwieg so lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen schon alles entschieden hatte, und daß es lächerlich sei, nicht darin zu verharren. Mein Gesell zog sich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenster. Sie aber bemerkte das kaum, als sie mich bei den Rockschößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht sei, wenn es zu Michaelis geschähe, wie die Mutter vorschlage, oder ob ich auf einem andern Tag bestünde. „Vor Allerheiligen laß ich mich auf nichts ein!" versetzte ich fest und bestimmt und sprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Gesell mit geballten Fäusten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu lassen, und ließ ihn gewähren, versuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereignis aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er seinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wut auf mich losschlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab sich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kotig, und wer seinen besten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, scheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unsinnigen Menschen, dem ich an Leibesstärke überlegen war, einen Schlag zu versetzen, und gab ihm einen ins Gesicht, hatte es aber kaum getan, als ich's auch schon bereute; denn ich hatte ihn gerade auf die Nase getroffen, und er stürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu sein und verfluchte mein Schicksal; denn ich erinnerte mich von meiner Wanderschaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getötet hatte, und ich wußte, was meine Faust vermochte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich schwur dem Himmel, noch denselben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menschen wieder auferwecke; ich schwur dem Menschen, das Mädchen mit keinem

Auge mehr anzusehen, wenn er von selbst wieder aufstehe, und ich wurde mir des Widerspruchs zwischen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu sehnen, wonach sich wohl noch nie jemand gesehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm sei, ihm derb auf die ausgestreckt daliegende Hand. Da richtete er sich schnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, ins Bein. Es tat sehr weh, und ich stieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über diesen Biß. Nun nieste er, sprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch tot zu schlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verstörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich-freundlichem Gesicht. „Wo bist du gewesen?“ rief sie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich sah, daß ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und sagte: „Gott vergebe dir, was du an mir getan hast!“ Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu stehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die Tür, als sie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, sondern zerriß zu diesem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Übrigens schlief ich in der auf diesen Abend folgenden Nacht besser, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umstande beimesse, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, so lange Zeit vorher weiß, wenn er in den Ehestand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen ist, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umsicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorsichtsmaßregel ergreifen, die dem Menschen in solcher Lage zu Gebote steht. Mein erstes gleich nach dem schauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Überzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich sie bei meiner Mutter oder sonst in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihilfe des Gesellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags schleppte ich die ganze schwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben so stellt' ich mich bei schicklichen Gelegenheiten, als ob ich sehr hitzigen auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke ins Gesicht stach, fluchte ich barbarisch und versetzte mir, anscheinend der Mücke wegen, einen so grimmigen Schlag auf die Nase, daß Blut floß;

auf eine Maus, die eines Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter beim Gänserupfen half, zum Vorschein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufschrien, und gleich darauf dreht' ich einem schreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich stark kratzte. Mehrere Male stieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugesteckt, damit er es sich gefallen lasse, zur Tür hinaus; meinen Lehrjungen schalt ich einst, noch vor dem Frühstück, einen Ochsenkopf, und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornstein aufhängen, worüber der kleine Knirps so erschrak, daß er mir selbst leid tat. „Bist du so voll Galle?" fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr sehr gefiele. „Wie man's nehmen will!" versetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du bist ja ein ganz anderer auf der Wanderschaft geworden," sagte meine Mutter, „früher warst du fromm und sinnig, wie ein Lamm!" — „Jedem Menschen wachsen die Zähne!" erwiderte ich und pfiff einen Galoppwalzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an und meine Gebärden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer steif und fest, daß ein Mensch an Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren ist's keinem, jeder hat sein Leben lieb. In meiner Jugend geschah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich möchte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben spielte und etwas schnell lief, so rief sie mir zu: „Stoffelchen," — sie nannte mich bis in mein sechzehntes Jahr, wo ich's mir ernstlich verbat, immer Stoffelchen, — „nimm dich in acht, daß du nicht fällst und dir den Kopf zerschlägst;" als ich einmal auf unsern kleinen Kirschbaum zu klettern versuchte, riß sie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem zweiundzwanzigsten Jahr, wie so viele meiner Kameraden, Soldat werden müssen! Dieser beständige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben scharfer Bajonette, diese Furcht vor dem Unteroffizier, diese Angst vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an sich hat; dies alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der so gut, wie jeder andere, sich in Wirtshäusern den Knebelbart gestrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verschossen und ohne Anlaß mit geballten Fäusten auf den Tisch geschlagen hätte. Nun, es hat nicht so sein sollen, und hat Gott mir bis hierher geholfen, so wird er mir auch bis an mein seliges Ende helfen.

Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer

Art, als ich beabsichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuschaudern, schien sie immer mehr Geschmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel selbst sein können, ihr wär's recht gewesen, sie mochte sich's zutrauen, selbst den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgültig, als der Plan, den ich eines Sonntags-Nachmittags — Sonntags mußt' ich sie spazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Wasser ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben ins Ohr gesagt: „Ich hab' dich doch recht lieb, Christoph!" — „Der Pudel da," dacht' ich, „soll dich von der verdammten Liebe etwas kurieren und dir einigen Respekt vor deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht bloß mit Mäusen und Kätzchen aufnehme, sondern, seines giftigen Gebisses ungeachtet, auch mit einem Hund." Also schritt ich, ohne ihm, wie sonst, auszuweichen, frisch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsstarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch schon frech und unverschämt zu mir aufblickend, in gerader Linie seinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, sie festhaltend, „du wirst doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel besessen mit dem Spazierstöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht sich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletschend sieht er mich an. Gereizt schlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die aufsätzige Bestie schnappt mir nach den Waden, statt sich auf die Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und springe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzusehen. „Die Gefahr ist vorbei!" ruft laut lachend Lene mir zu: zu meinem großen Ärger bemerke ich, daß sie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachsenden will. „Liebes Kind," sag' ich, „nimm dich in acht, bedenkst du denn nicht, daß wir in den Hundstagen sind? Er ist ja toll!" — „Was?" ruft sie, plötzlich erschreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings," versetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerktest du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul stand, wie er den Schwanz zwischen die Beine klemmte, wie häßlich rot seine Augen waren, welch unnatürlich Gelüst er zum Menschenfleisch trug?" In diesem Augenblick ging der abscheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen sein mochte, zu Wasser, mich in seiner tierischen Dummheit Lügen strafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; sie schoß einen wütenden Blick auf mich, den ersten, wenn mir recht ist,

und rief mit vor Zorn und Schreck fast erstickter Stimme: „Und das sagtest du mir nicht gleich?“ Wunderbar ist meine Gabe, die Lüge spitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind,“ antwort' ich und pflücke für sie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Pistolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt' ich's denn wissen, daß du's nicht gelesen hast, was im Kalender über tolle Hunde steht?“ — „Nun,“ erwidert sie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und steckt die Blume, die ich ihr galant überreichte, an die Brust, „den Hals hat's ja nicht gekostet. Hoffentlich hast du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?“ Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete nichts.

„Im Wein ist Wahrheit!“ sagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demselben Sonntag erfahren. Mit List bracht' ich Lene in den Hinckeldeyschen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Tee trinken,“ sagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, stellt' ich mich verwundert und sah Lene mit einem verdrießlichen Gesicht an. „Nun,“ sagte sie, „so lass' Wein bringen, aber für mich Wasser dabei.“ — „Herrlich geht's,“ dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann bestellt ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, stark und schnell zu Kopfe stieg, auch eine reichliche Portion Zucker; denn durch den verführt man die Weiber am leicht'sten zum Trinken. „Deine Gesundheit!“ rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Wasser gegossen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodensatzes von Zucker süßer war, als die erste, so ließ sie nicht gar zu lange in sich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, sagte sie dann: „Jetzt aber auch deine!“ Rasch schenkte ich die Gläser wieder voll. „Unmöglich,“ rief sie, „kann ich's ganz leeren, mir wird schon so wunderlich!“ — „Dann,“ versetzte ich, „hast du mich auch nicht lieb.“ Einen Augenblick sah sie vor sich nieder in den Schoß; dann trank sie langsam, mir die Hand über den Tisch gebend, — ich saß nicht an ihrer Seite, sondern ihr gegenüber — und mich fest ansehend, das Glas aus. Es ward ihr schwer, das sah ich. „Nun wird sie bald übersprudeln,“ dacht' ich, „saubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut ist's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann sich darnach richten.“ Ich trat ihr, wie aus Versehen, auf den Fuß und hoffte, sie

sollt's übel nehmen; sie hielt's, angetrunken, wie sie war, für ein Liebeszeichen. „'s tut nichts," dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorschein kommen, wenn die Besinnung noch mehr schwindet; schon tritt ihr ein verdächtiges Rot auf die Wangen, ihre Augen schwimmen." — „Aber meine Mutter!" sagt' ich und schenkte noch einmal die Gläser voll. „Ja, deine Mutter," erwiderte sie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!" — „Besser etwas, als gar nichts!" dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt sah sie fast gar nicht mehr auf, sondern lächelte in einemfort still vor sich hin. Aufmerksam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichen Stunde stellte sich, schnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen," dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm dich doch in acht, mein Schatz," rief sie, sowie sie bemerkte, daß ich den Hund lockte „er kann toll sein, oder es werden." Dabei lachte sie, daß ihr Tränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter nichts. Aus Unvorsichtigkeit stieß ich die Wasserflasche um, das Wasser, an allen Seiten vom Tische herabströmend, näßte, bevor sie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jesus!" rief sie und flog von ihrem Sitze auf. „Nun kommt's!" dacht' ich und spitzte die Ohren; doch der Herr Jesus war der bloße Vorläufer eines gutmütigen; „Es tut nichts, es ist ja kein Wein!" Ärgerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich selbst zu schimpfen und mich herabzusetzen. „Ungeschickt," fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind. Als ich — dies war nicht erlogen — das letztemal zum Abendmahl ging, plumpste ich, solltest du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen sollte, nieder, wie ein zu schwer beladener Müllereſel." „Pfui!" unterbrach sie mich und rümpfte die Nase. „Ja," fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kissen gleiten und auf den Taufstein fallen, wo er sich an einer Ecke jämmerlich den Kopf verstieß." — „Wie? was sagst du?" fragte sie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfschütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüsternheit in die Augen sah. Mit Übertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeschichte. „Ach," seufzte sie, „ich hab' so viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!" Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen," erzählt' ich, „stieß ich einem Bäckergesellen, mit dem ich zusammenschlief, nachts beim Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus." — „Das ist ja fürchterlich!" fuhr sie auf. „Du könnt'st ja wohl, wenn du

schläfst und träumst, das Haus in Brand stecken!" — „Gewiß!" fuhr ich heuchlerisch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgendeinen vernünftigen Grund einmal erhängt. Der Strick war mürbe und zerriß; sonst säß' ich hier wohl nicht und tränke auf deine Gesundheit." — „Du treibst Possen!" sagte sie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es ist die reine Wahrheit," versetzt' ich mit einem Ernst, dem sie Glauben schenken mußte, „ich bin nun einmal solch ein Unglücksmensch; was mir passiert, passiert so leicht keinem zweiten." Ich seufzte kläglich, dann fragt' ich schlau: „Nicht wahr, Lene, wenn du gewußt hättest, wie's eigentlich um mich stünde, du würdest dich für einen solchen Mann bedankt haben?" — „So etwas ist freilich schlimm," gab sie zur Antwort, „doch das wollen wir schon kriegen!" — „Wie so? wie meinst du?" fragt' ich schnell und lauernd. „Ach was!" sagte sie, stand auf und gab mir, worum es mir am wenigsten zu tun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange und ließ sich nicht wieder hinaustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, nichts von den Plagen und Quälereien, die sie mir in so reichlichem Maße zugedacht: ja, gefallen mußt' ich mir's lassen, daß sie mir, als ob sie so nüchtern gewesen wäre, wie sonst, gleich nach dem Kuß ins Ohr flüsterte: „Ich hab' dich dessen ungeachtet doch lieb!" Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuschlagen gehofft und wurde abgespeist mit dem schönen Einband.

„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum ersten- und letztenmal in meinem Leben einen Geist gesehen. Ich sage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, sondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit ist. Es war gegen elf Uhr, da ging ich über den Magdalenenkirchhof, um für meine Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Kamillen zu holen. Man muß nämlich über diesen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's beschwören — nicht an Geister und Gespenster, sondern nur daran, wie angenehm es sein würde, wenn ich erst wieder zu Hause wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und sah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und sonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — so ist der Mensch — blieb ich stehen; hätte der Geist mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorsam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte sich nicht um mich, sondern schwebte, ohne nach Art der Geister ein Zeichen oder einen gräßlichen Ton von sich zu geben, langsam, langsam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erst, wie er ver-

schwunden war, kam mir die eigentliche Angst, da erst fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemütsbeschaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr sah, glaubte ich ihn allenthalben zu sehen, wenn der Westwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das greuliche Ereignis am andern Morgen erzählte, fand sich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüssel dazu hatte. Der Prahlhans, der versoffene Barbier, der zuletzt im Hospital verreckt ist, wollte nämlich auf dem Magdalenenkirchhof — er nannte ihn seinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen im Schlafrock und in der Nachtmütze spazieren gegangen sein. Es war dem Kerl bloß um die Ehre, er wollte sich rühmen können, für einen Geist angesehen worden zu sein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geist zu unterscheiden weiß; denn das ist keine Kunst! Übrigens war selbst diese Geistererscheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Mensch daher gerannt, der, so weit ich bei'm schwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit nichts als seinem Hemde bekleidet war und sich höchst sonderbar gebärdete. Bald starrte er ins Wasser hinein, dann sah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und sprang, wie unsinnig, in den Teich. „Was soll das?" rief ich ihm in einer wahren Todesangst zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in acht, niemand ist in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!" Keine Antwort. Ich schritt bis an den Rand des Teichs vor, das Wasser bewegte sich in großen Kreisen, der Wind flüsterte im Schilf, von dem Menschen war nichts mehr zu sehen. „Ist das Spaß oder Ernst?" rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermochte kaum noch zu stehen. „Heda! Ihr dort unten, steigt herauf!" Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es ist richtig ein Selbstmörder!" brach ich jetzt aus, als ob ich den Menschen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Christ ist, springt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!" Wenig fehlte und ich hätt' es getan! man hat in solchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht lassen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls schon tot sei und daß nur ein Narr sein Leben eines Kadavers wegen aussetze. Gedanken anderer Art drängten sich mir auf. „Wer ist's?" fragte ich mich. Ant-

wort: „vielleicht dein Gesell!“ Das kam mir bald äußerst wahrscheinlich vor, und was knüpfte sich nicht alles daran! „Wird man nicht glauben,“ dacht' ich, „du hast ihn hineingestürzt? Wird man nicht wenigstens behaupten, daß du, der du ihm fast zur Seite standest, aus absichtlicher Bosheit nichts für seine Rettung getan hast? Und hat das eine nicht Grund, wie das andere?“ Ich sah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir jemand Zeuge dieses Selbstmords gewesen sei und beschloß, als ich mich des Gegenteils versichert hatte, den Vorfall zu verschweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich rasch, ward aber gleich, so wie ich am ersten Wirtshaus vorüberkam, von der schwersten meiner Befürchtungen befreit; denn mein Gesell saß drinnen bei einer Kanne Bier und schwur eben mit lauter Stimme, daß er sich an meinem Hochzeitstage schon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack spielen wolle, der ihm während des Rausches in den Sinn käme. Den nächsten Morgen klärte sich das Ereignis auf. Der kranke Müller war seinem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrlässig gewesen und eingeschlafen sei, entkommen und hatte seinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man sagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von seiner Frau gesehen, die er nicht wieder hätte vergessen können. Ich zweifle nicht daran.

„Am auffallendsten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verstellung noch monatelang im Ehestand fortsetzte; gerade so, als hätte sie sich einen Reiter zum Vorbild genommen, der sein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitsche genugsam plagt, beim Besteigen klatscht und streichelt. Nichts konnte im Haushalt geschehen, Schnock mußte erst befragt werden. „Meinst du nicht, Christopher,“ hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand besser hinge? Ist's dir recht, wenn der rote Koffer seinen Platz verändert? Kann der Lehrbursch wohl einmal flink zum Krämer springen und mir etwas Seide holen, oder siehst du's nicht gern? Liebst du die Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?“ Anfangs lacht' ich, wenn sie mit dem spitzbübisch-unschuldigsten Gesicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und sagte: „Geh' mir!“ Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätisch, wie Könige im Puppenspiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe mittags wirklich so auf den Tisch kam, wie ich sie morgens beim Frühstück, wo ich, würdevoll den Großvaterstuhl ausfüllend, meine lächerlichen Instruktionen erteilte, bestellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache seine eigentliche Natur zum erstenmal hervorkehrte

Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Gesellen die Arbeit aufgekündigt, also Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man sich bloß gegenseitig die Versicherung gibt, daß man einer ohne den andern leben könne. Ich glaube, alles ist in Ordnung und freue mich, als mit eimem Male der Gesell, da ich eben mein Lieblingsstück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten &c.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinspringt, mit geballter Faust auf die Hobelbank schlägt, daß etliches Gerät herunterfliegt, und mit Ungestüm verlangt, ich solle sagen, was ich an ihm auszusetzen habe, er sei nicht von gestern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ besorg' ich, „du hast ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, sag' ich: „Die Fensterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, sie sind krumm und schief.“ — „Ich habe in Hamburg in einer der ersten Werkstätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!“ versetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt seines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt Ihr mich?“ fährt er auf, da soll Euch denn doch — —“ er unterbricht sich selbst, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erst bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und schimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben schabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, sie wird sich mit dem unsinnigen Menschen vereinigen, um meine Niederlage vollständig zu machen; aber, weit gefehlt, sie ergreift die Feuerzange und wirft sie dem Gesellen, der sich dessen wohl so wenig versah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleischgabel ans Schienbein, daß er laut aufschreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und sich wendet, so daß er der Aschenschaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt sich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu stehen gekommen, zu mir um und sieht mich an. „Das war recht,“ stott're ich, „der Lump, der Hundsfott“ — „O,“ unterbricht sie mich, „bist du auch ein Mann!“ und rot wie ein gesottener Krebs, setzt sie sich wieder zu den Rüben nieder, ich schleiche mich fort. Wenige Minuten darauf rief sie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er ist draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrscht sie mir zu, „aber schnell, er soll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ sagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; seit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde selten ein freundlich Wort gehört, dafür traktiert sie mich fast stündlich mit Bonbons, wie diese sind: „Ich will's so!“ oder „Du sollst nicht!“ oder „Untersteh' dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das

ist nicht so unbequem, als es scheint; was ich seitdem tue, ist, als ob sie's getan hat, sie hat von meinem Tun und Lassen mehr Plage, als ich selbst, ich bin fett geworden, sie ist mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel sagte, sie könne für mich zur Beichte gehen; gewissermaßen hat er recht.

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Busch zu Busch — hatt' ich, wie man denn im Trunk so leicht Narrheiten begeht, versprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu festgesetzten Abend tüchtig ausschmählen, so daß man's draußen unter den Fenstern hören solle. „Wirst du's dir gefallen lassen?" fragt' ich sie beim Nachhausekommen, im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geständnisses und ihren Geiz, „sonst kostet's mir drei Flaschen Wein; denn ich habe gewettet." — „Oh, gerne, gerne!" erwiderte sie; sie war nämlich — ich wußt' es — weichmütig, weil ihr nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder gestorben sei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich selbst und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Gesicht etwas Versteckt-Heimtückisches gelegen; jetzt — sie saß hinter dem Ofen im Großvaterstuhl, aus dem ich natürlich längst vertrieben war — entlud sich's in einem spöttischen Gelächter und in der höhnischen Frage: „Wird's bald?" Deutliches Husten und Flüstern verkündete mir, daß man draußen schon mit Ungeduld harre; dennoch sagt' ich: „Kind, es hat ja keine Eil'!" — „Wie lange soll ich denn warten?" fuhr sie auf. „Pst, pst, Engel!" wisperte ich, „man muß sich ja doch erst besinnen." — „Hätt' ich nur 'nen Hund," dacht' ich, „oder 'ne Katz zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr." Lautes Räuspern und in die Händeklatschen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erbost, sieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!" fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt dir, lieber Mann?" fragt sie spottend, „Kind," versetz' ich drängend, „schmälen und schimpfieren soll ich und weiß nicht, worüber." Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelassenheit, darum sucht' ich alles in einen Scherz zu verwandeln; denn gegen Scherz war sie nicht völlig abgehärtet. „Gib' mir einige Gründe an die Hand, und dann schlag' die Augen nieder, sonst gelingt's mir nimmer." — „Gut," erwiderte sie, „so sprich mir nach, was ich dir vorsage, aber grimmig. im Ton eines Bären: Ungetreue — —" — „Der Teufel sprech's dir nach," unterbrech' ich sie, „schändlich würd' ich ja wohl lügen!" — „Oder," fährt sie fort, „zänkische, boshafte — — — „Mäßige dich, Kind!" fall' ich ihr ins Wort. „Willst du bald?" fährt

sie auf, und wiederholt: „Zänkische, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!“ Angst ergreift mich; denn das sind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen sie bediene. In diesem Augenblick klopfen die da draußen ans Fenster. In der Verwirrung reiß' ich, mich stellend, als ob ich meine besten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenster auf, und schimpfe wütend heraus: „Hundezeug! verfluchtes Gesindel! was gibt's hier zu horchen?“ — „Bravo, bravo, Schnock!“ geben sie zur Antwort, Lene schlägt ein Gelächter auf, ich bin wie tot.

Ärger noch — das nicht — aber eben so arg ging's mir, als ich — unter dreien hatte gerade mich das Los getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die so sichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede stellen mußte. Gleich nach der Frühstückszeit — frühstücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Konsorten, die mir in solchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt' du,“ sagt' ich, mir gewissermaßen selbst den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüst, an der Pfarre vorbeizuschleichen, „sonst kommen die Hinteren dir auf den Hals. Er ist wohl zu irgendeinem Kranken geholt oder zu einer Taufe!“ denk' ich und öff'ne die Tür Statt der Magd — während des Anmeldens verstreicht doch immer, wenn man zu solchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer selbst, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf dem Flur entgegen. Er sieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein,“ sag' ich endlich, mich zu dem Schoßhund seiner Frau, der munter dahergesprungen kam, niederbeugend und ihn streichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meister Schnock?“ sagte der Pfarrer und öffnet die Tür seines Studierzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niedersetzen?“ Ich setze mich. „Und Euer Begehren ist?“ frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!“ versetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigste Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich sollte —“ — „Lieber Mann,“ fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zustand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl schon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern seid.“ Erwünschteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als diese Grobheit des Pfarrers, ich nehme schnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenvisite abgetan ist, und mich über ihren Ausfall gegen die anderen nur dunkel, und so, daß sie mich mißverstehen müssen, auslassend.

Dennoch hab' ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zweimal in meinem Leben Ohrfeigen ausgeteilt, die eine im Finstern, die zweite bei Licht, und beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Vinckel. Auf Vinckel war ich nämlich im höchsten Grade erbost, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geschichte von mir erzählt, dem reich' ich vielleicht noch, so wie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich sie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Wesselbur'ner Pächter, wird mir's bezeugen. War er's nicht, der's ausschwatzte, daß ich einst vor seinem kalekut'schen Hahn ausgerissen bin, der es aber verschwieg, daß ich's nur der roten Weste wegen tat, die ich gerade an hatte? Doch es geschah bei'm Bier, es geschah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zweimal tut, dem nick' ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich huste dabei, um ihm nicht in klaren, deutlichen Worten einen guten Tag wünschen zu müssen; wer sagt denn auch zur Brennessel: wachse und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, so wie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen ist, entweder stumm und dumm da sitzt, wie die Wand, an die er sich mit seinem Rücken lehnt, oder seinen albernen Witz auf meine Kosten Bocksprünge machen läßt, der wird mir am Ende so verhaßt, daß sich in mir das Oberste zu unterst kehrt und ich mir Luft machen muß, zumal, da es in der Natur des Menschen liegt, sich so lange zuzurufen: Du traust dir nicht genug, bis er übermütig wird und sich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Vinckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Besuch zu sticheln, den wir beide auf der Wanderschaft in der Tierbude zu Bremen abgelegt und bei dem wir uns allerdings sehr verschieden benommen hatten; er wie ein unwissender Flegel, der zwischen den lebendigen Ungeheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterscheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Mensch, der sich auf diesen Unterschied verstand. Ich muß den Besuch erzählen, damit man sieht, daß ich bei Gelegenheit desselben nichts tat, als was jeder andere, der nicht eben ein Vinckel war, auch getan hätte, und daß ich höchstens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fort bleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heit'rer Sonntag-Nachmittag, und ich ging mit Vinckel über den Marktplatz, wo die Bude stand. Der niederträchtige Tierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Bestien sollten gefüttert werden, wer es

sehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweise am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Tiere gesprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, gesagt, ich gedächte sie nächstens in Augenschein zu nehmen. „Hörst du — rief er mir zu — die Tiere werden gefüttert, laß uns hinein gehen, es kostet ja nur einen Groschen.“ „Ei was — versetzte ich — morgen ist auch ein Tag, und ob ich sie fressen sehe, oder nicht, das ist mir ganz einerlei. Ohnehin hat man sie hier alle ausgestopft auf dem Museum!“ Leider hatte der Tierführer, wie denn solches Gesindel immer mäusescharf hört, unser Gespräch belauscht; er trat auf uns zu und sagte: „meine Herren, morgen mit dem Frühsten reis' ich ab, wollen Sie also dies wirklich sehenswürdige Kabinett mit Ihrer Gegenwart beehren, so schieben Sie es nicht auf.“ „Komm', komm', — drängte mein Begleiter und zeigte auf das Aushängeschild — es sind, wie du siehst, zwei Tiger darin, ein Löwe — — —“ „Die Riesenschlange, das seltene Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köstlichen Affenarten nicht zu vergessen!“ unterbrach ihn der Tierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheusale, die in der Höllenbude ihr Unwesen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, schon mehr als genug hatte. „Die Tiger sind wohl noch jung?“ fragte ich. „Den Teufel auch, — antwortete der Esel — völlig ausgewachsen, und feurig, wie in Afrika.“ Mich schauderte. „Jedenfalls ist diese Boaschlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eisengitter verwahrt?“ „Umgekehrt, lang, wie ein Schiffsankertau — versetzte jener — Sie ist in Europa noch niemals größer gesehen worden, und die Kunst besteht gerade darin, daß ich sie mit den Händen aus ihrem Kasten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen.“ Mir war, als ständ' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich. „Wie steht's denn mit der Hyäne? Auch so groß, wie ein Pferd?“ Dummstolz lächelnd erwiderte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwatschelt? Größer ist die Hyäne nie und sieht so unbeholfen aus, wie der.“ „Was frägst du lange — sagte mein Begleiter — wir können das alles ja sehen.“ Ich ließ mich nicht stören. „Es sind doch wohl oft schon Unglücksfälle in Ihrer Bude passiert? — fuhr ich fort — der Löwe hat sich losgerissen, die Schlange hat Menschen erdrückt? Es kann nicht anders sein. Ich habe im Wochenblatt davon gelesen!“ „Sie sind sehr furchtsam!“ versetzte der Tierführer frech. „Gar nicht furchtsam,

durchaus nicht furchtsam — fuhr ich hitzig auf — aber bekannt genug ist's, daß — —" „Löwen und Schlangen nach Menschenfleisch lüstern sind," hatt' ich sagen wollen, doch der Tierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein, meine Herren — sagte er — ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die Tiere sind hungrig." „Hungrig!" rief ich entsetzt; dann flüsterte ich meinem Begleiter ins Ohr: „Hörtest du das? Die Beester sind hungrig!" „Um so interessanter wird's sein — gab der unverständige Mensch zur Antwort — komm nur!" Er zog mich mit sich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräusch der unangenehmsten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geschnatter, Gepiepse zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren aussetzen und in die Nähe der schauderhaften Schlange, die ich am meisten fürchtete, geraten könne, und öffnete sie wieder. Mein erster Blick fiel auf die greuliche Kropfgans, die in wenigen Sekunden einen halben Kessel voll Fische verschluckte und dann in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Tiere sollten billig erst vierundzwanzig Stunden vor dem jüngsten Tag geschaffen worden sein! Wer würde sich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entsetzlich brüllte; schnell wandte ich den Blick, allein nun sah ich die beiden blutdürstigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe schlugen, daß sie erbebten. Die bunten Farbenringe, die diesen Scheusalen um den Leib laufen, kamen mir, besonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunter springen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß sämtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entstand hinter mir ein grausiger Spektakel; als ich mich umsah, erblickte ich die hohläugige, grinsende Hyäne, die sich vergebens anstrengte, ein Stück Fleisch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaschen. Ich beschwor den Menschen, das Tier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Mutwillen versetzte er aber: „nur unbesorgt, ich und Bunku verstehen uns!" Zugleich hielt er seinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, einen Kuß!" Schnell wandt' ich das Gesicht ab und erwartete, im Augenblick Jammertöne und Geschrei, des zerfleischten Menschen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm nichts; statt dessen hörte ich ein sonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich empor schaute, sah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungestalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die

die Zähne fletschten und mich mit Unrat bewarfen. Diese vergnügten mich einigermaßen, da sie klein waren und possierliche Grimassen schnitten; sie wurden mit Äpfeln gefüttert, und ich mußte lachen, so wenig ich auch sonst zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß einige sich in ihrer Gefräßigkeit das Maul so voll stopften, als ob es eine Vorratskammer wäre. Wie ward mir aber zumut, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiste, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entsetzliche Boaschlange, keine zehn Zoll von mir entfernt, erblickte. Da lag sie, lang hingestreckt, die greuliche, Blut saugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Weltteils — — ein Sprung, und sie umwand mich, sie zermalmte meine Knochen, sie mästete sich von meinem Mark. Sie zog sich zusammen, ich tat einen lauten Schrei und sprang zur Tür. Langhalsige Vögel, Strauße nannte sie der Tierführer, reckten mir hier, als hätten sie's auf meine Augen abgesehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinaus ragten, die spitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarschaft dieser Riesenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum aber stand ich still, als mich ein Geklapper ängstigte, welches sich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperschlange. Ich kann es gar nicht beschreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Tier in seiner ekelhaft-bunten Haut und mit den abscheulichen Tönen, die es von sich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und sagte: „was ist denn an dem kleinen bunten Ding zu sehen? Gib nun acht, die große Schlange wird sogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es schon." Obwohl mich ohne Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei diesen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren; der Mensch glaubte, ich betrachtete die Klapperschlange, während ich doch bloß ihren Käfig untersuchte, um mich zu vergewissern, daß sie nirgends durchschlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beschäftigte, gab die Klapperschlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigstens vorkam, ein feines Gezisch von sich; eine weiße Masse fiel mir auf den Rock und da ich glauben mußte, diese weiße Masse rühre von ihr her, schrie ich laut auf: „Hilfe! Gift! Gift!" Erschreckt sprangen mehrere der Anwesenden auf mich zu; ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, alle standen mit offnem Munde. Der Tierführer kam gleichfalls herbei; kaum aber hatte dieser meinen Rock angesehen, als er laut auflachte und sagte: „das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!" Jetzt wurde das Gelächter

allgemein; ich besichtigte die weiße Masse näher und lachte dann selbst von ganzem Herzen mit. „Du bist ja ein wahres Kind — rief mein Begleiter mir zu — da will ich dir was anderes zeigen.“ Der Waghals trat zur Boaschlange heran, die eben mit entsetzlicher Wollust, welche ihr sichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut aussog, und berührte sie mit der Hand. Doch, sie fuhr zusammen, als würde sie mit Nadeln gestochen, und Vinckel, der Held, flog so schnell zur Tür, wie ich; ich nahm übrigens diese Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Besinnung kommen konnte, mit heraus zu ziehen. Als ich mich wieder in freier Luft sah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht gesehen hatte; ich hätt's um denselben Preis gehabt.

Das war der Besuch. Es war keine Kunst, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletschenden Tigern so weit, wie von Afrika und Amerika, entfernt war, zu verdrehen und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tisch auf den Knochenabfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu versetzen. Es war noch weniger ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Vinckel es eines Abends wieder getan hatte und ich im Finstern mit ihm und einigen andern zu Hause ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gärender Bierkrug, den Pfropfen abstoßend, einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: „Schnock, man schlug mich, wer war's?“ Als ich kurz antwortete: „kann ich's wissen, wenn du's selbst nicht weißt!“ versetzte er: „nun gut, so tritt du nur beiseite, denn du hast's gewiß nicht getan!“ Ich folgte, heimlich lachend, seiner Weisung, dann rief er: „Wenn einer was erhält, der's nicht verdient hat, so bitt' ich im voraus um Verzeihung!“ Nun drasch er auf die übrigen, die verdutzt stehen geblieben waren, wie ein Unsinniger los und bekam natürlich, was er austeilte, mit Zinsen zurück, so daß ich, der ich gelassen, wie die Unschuld selbst, dabei stand, die vollkommenste Satisfaktion erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie sie war; denn wenn ihm den nächsten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er seine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entschließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da seine Späße, was ich freilich voraus hätte wissen sollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich schleppte ihn daher eines Sonntagabends ins Wirtshaus, machte ihn betrunken — ich selbst war's schon vorher — stellte eine Menge Gläser vor ihm hin, von denen ich glaubte, daß sie ihn am schnellen Her-

vorkommen hinter dem Tisch hindern würden, schloß ihn zum Überfluß auch noch mit Stühlen ein und sagte dann zum Pächter Niernhäutl: „es wird hier noch etwas geben!“ Er sah mich an und antwortete: „mit wem denn?“ „Mit dem da!“ sagt' ich und warf einen vernichtenden Blick auf Vinckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?“ fragte der Pächter, der die Menschen, wie ein Werbeoffizier, nach ihrer Leibeslänge abzuschätzen pflegt, und lachte. „Ratet einmal!“ versetzt' ich. Er riet hin und her, es verdroß mich, daß er immer so greulich vorbeischoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanständigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Faust und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüsse wachsen? Wie viel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelstunde reif sein muß?“ Durch Wetten hab' ich mich nämlich oft in die Courage hinein gehetzt, aber Niernhäutl ließ sich auf nichts ein, sondern sagte bloß: „wir werden sehen!“ „Gewiß!“ versetzt' ich und trat an den Schenktisch. Ich forderte mir ein Glas Punsch, ich ließ noch ein zweites einschenken, und trat damit zu meinem Widersacher, der den Kopf ermüdet auf den Tisch lehnte, heran. Er lag völlig schlaggerecht und ich ging mit mir zu Rate, was ich tun, ob ich die Gelegenheit benutzen, oder noch einige Minuten verstreichen lassen solle. „Des Grimms — dacht' ich — kannst du heut abend nicht genug entwickeln, laß dir Zeit und denk' an alles, was er dir getan hat!“ Da sah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achseln zuckte und seinen Hut suchte. Der mußte Zeuge sein, ich stürzte das zweite Glas Punsch herunter, die Knie schlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Faust auf den Tisch schlug: „Heda!“ Vinckel hatte einen Totenschlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich beföhle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, das ihm gelte, angesehen. Dies alles brachte meine Wut aufs höchste; ich nahm all meine Kraft zusammen, schlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punschgläser beiseite schob, auf den Tisch und rief: „Heda!“ Jetzt erwachte Vinckel, gähnte unanständig und fragte mich: „Ist's Zeit zu Hause?“ Ich suchte ihm durch Blicke verständlich zu machen, wie er mit mir daran sei, als dies aber nichts half, und er Miene machte, wieder einzunicken, schrie ich ihm laut entgegen: „wie steht's mit der Klapperschlange?“ Ich meinte jene in der Tierbude. Niernhäutl versicherte mir hinterher, ich sei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Vinckel glotzte mich merkwürdig verdutzt

an; ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „Wie steht's mit der Klapperschlange?“ „Sie ist längst verreckt und ausgestopft, sei ohne Sorgen!“ war die Antwort, die mich, da ich nun einmal so weit gekommen war, nicht begütigen konnte. Sowie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, versetzte ich ihm, mich über den Tisch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenster stehenden Hut und lief, so schnell es ging, — daß ich angetrunken war, sagt' ich schon — der Tür zu. Er aber schrie überlaut: „was, was ist das?“ und ohne sich an das Zerbrechen der Gläser im geringsten zu kehren, warf er den Tisch um und stürzte mir nach. Ich gestehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich stand starr und machte keine Anstalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden; einige Fußtritte, die ich erhielt, schienen mir ein bloßes Vorspiel des Hauptangriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an etwas dachte, so war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirt und der Pächter Niernhäutl mich aufrichten, ich sträubte mich aber aus Leibeskräften dagegen, und gar nicht, wie sie glauben mochten, aus Eigensinn, sondern nur, um Vinckel, dessen Toben und Fluchen nachzulassen schien, vielleicht, weil er mich für tot hielt, nicht durch Aufstehen zu reizen. Doch ihre vereinten Kräfte überstiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erster Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich sah, daß ich stark blutete, ich war nämlich beim Niederschlagen auf eine scharfe Kante des Tischfußes gefallen und hatte mich verletzt; schnell wischte ich mir das Blut über's ganze Gesicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Ansehen. In diesem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr, und ich ihn; er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht, und ich eilte in schnellen Sprüngen aus der Tür. Hier aber glitschte ich aus und fiel abermals zu Boden; das Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „ei, warum läufst du so vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit dir zu vertragen; denn wenn ich's näher bedenke, so hast du so großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß du's endlich fühlst!“ Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervorbringen, er aber zog mich an den Schenktisch, und wir tranken Vertrag miteinander, was ich gerne tat, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es tut mir leid — sagte er — daß du dir das schändliche Loch in den Kopf gefallen hast!“ „Das heilt schon wieder!“ versetzte ich

höflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davon zu schleichen. Schon war ich glücklich bis an die Haustür gekommen, als er mir nachrief: „Willst du nach Haus! Wart', ich begleite dich!" Die Begleitung eines wilden Tieres, eines Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir eben so lieb gewesen; aber, was war zu machen? In wenigen Sekunden stand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes versprechen, zu meinem Glück schien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter schon in den Straßen. Ich faßte Mut, besonders, als es mir gelang, Vinckeln meinen Arm wieder auf sanfte Weise zu entwinden. Ich war meinem Hause bereits nah, da fragt' er mich: „wie kam dir die Rachsucht aber so plötzlich?" Konnt' ich was darauf antworten? Ich schwieg still und erwartete das Weitere. Er aber — so unausstehlich der Mensch ist, so liegt doch mehr Gutmütigkeit, als man denken sollte, in seiner Natur — er sagte: „nu, nu, wir wollen nicht weiter davon sprechen," gab mir die Hand und schied von mir vor meiner Haustür. Nun galt's. Ich zögerte die Tür aufzumachen und ließ langsam mein Wasser. Der Stellmacher kam die Straße wieder herunter; er hatte vielleicht im Wirtshaus etwas vergessen, mir konnt' es aber nicht wünschenswert erscheinen, nochmals mit ihm zusammen zu treffen, und ich trat schnell in mein Haus. Ist's geraten — dacht' ich — sogleich auszuglitschen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu stellen, als ob du in deinem eigenen Hause den Kopf zerschlagen hast, oder —" Doch meine Frau, die das Klingeln der Haustür nie überhört, trat schon aus der Stube und ich mußte auf etwas Haltbareres sinnen. „Mein Gott, wie siehst du aus?" rief sie mir überlaut entgegen und fügte noch manches hinzu, was ich vergessen haben will. „Wer dich beschimpft, der hat's mit mir zu tun, — versetzt' ich trotzig, hast du eine Tasse Tee für mich? Ich bin stark angegriffen!" Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es ist jemand darin — erwiderte sie — und du — —." Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waschen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was sich zugetragen habe. Ich log entsetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau — sagt' ich — hat er dich genannt!" „Wer? wer denn?" unterbrach sie mich heftig. „Hast du's nicht gehört? — versetzte ich — wer anders, als der da am Markt, der Stellmacher." „Der Schelm, der schieläugige Hund, der Nichtsnutz!" schrie sie so laut, daß es mich erschreckte; konnt' ich doch gewiß sein, daß die Nachbarn das alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs schiele. Dann ballte sie die Hand und rief: „wart! sein Weib ist drinnen, und er wird sie

abholen; kommt er, so soll ihn —" In diesem Augenblick ging die Haustür, und an den raschen Tritten erkannte ich Vinckel auf der Stelle. „Da ist er schon!" kreischte sie und wollte ihm entgegenstürzen. Ich vertrat ihr den Weg und sagte: „Lene, soll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es spät ist, und daß sich morgen auch etwas abmachen läßt!" „Laß mich los, laß mich los, oder —" Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Brust, den sie mir beibrachte. Ich aber — ich hatt' ihre Hand gefaßt — hielt sie, kaum wissend, was ich tat, fest. „Ich hab' dich ja schon gerächt — stotterte ich — er hat Abbitte getan, und ich hab' ihm vergeben." „Was? Was hast du getan? Ihm vergeben?" Sie vergaß sich so weit, mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, sie zu widerrufen. „Ich bitte dich, Weib, tu' mir zum erstenmal einen Gefallen — —" Meine Bitten halfen nichts, sie riß sich los und stürzte in die Stube hinein. Ich stieg zu Boden und stellte mich hinter den Schornstein. Droben konnt' ich denn alles deutlich hören. Erst ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei und Vinckel — wer, an meiner Stelle, hätt' einige Schadenfreude unterdrückt? — schrie mehr als einmal: „kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!" Endlich flogen fast zugleich Stuben- und Haustüre auf, und Vinckel, samt seiner Frau, die sich unkluger-, obgleich natürlicherweise mit in den Handel gemischt hatte, hinaus. Ich hatte alle Ursache mit meiner Lene zufrieden zu sein; denn in der Wut hatte sie Vinckels Frage, was er ihr getan, zu meiner unsäglichsten Freude mit einem spöttischen: „er wiss' es wohl selbst" beantwortet. „Der glaubt sicher — dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterstieg — „es ist aus purer ehelicher Liebe, wegen deiner Kopfwunde, geschehen; das schadet nichts!" Übrigens hat Vinckel die Tierbudengeschichte seit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es ist schwer zu sagen, ob er das aus Respekt vor meiner Lene oder vor mir selbst unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten sie schon auswendig, aber, das muß ich doch zu seiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, so antwortet er mit einem Schlag!

Sollte sich's ein Christenmensch vorstellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuspringen, ein Mörder und schnöder Giftmischer zu werden? Ich sitze eines Abends im „goldenen Schaf" hinter dem Tisch und denk' an nichts Arges, an gar nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, sonst gut gekleidet, herein, fordert sich Wein und setzt sich zu mir. Er

begrüßt mich und sieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das ist," denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, dessen Gesichtszüge und Namen nichtswürdigerweise deinem Gedächtnisse entfallen sind; lächle wenigstens und stell' dich erfreut übers glückliche Zusammentreffen." Ich tu's, und wirklich ist bald zwischen uns ein Gespräch im Gange, wie zwischen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht sind. Wir sprechen über allerlei Unglücksfälle, wie sie sich zutragen; ich erzähl' ihm von einigen, die sich im letzten Jahr erhenkten und sonst entleibten; dann kommen wir aufs Einschlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß solch ein Feuer gar nicht zu löschen ist. „Ja," seufz' ich, „die Welt ist ein Jammertal, man muß sich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt." — „Leute, wie Ihr," entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch sei, ist's nur ins trockene gebracht, so gibt's Milch und Wolle, aber unsereiner — —" Nichts ist mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückspilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmutig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn sei. „Ich bin ein Kammerjäger," versetzt er mit unbeschreiblicher Aufrichtigkeit, „und also in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer so schläfrig und langsam heckt, als ob sich's erst trauen lassen müßte, wie verliebte Menschen, von Haus aus ein geschlagener Mann." Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf solche, die, wenn sie einem anständigen Bürger begegnen, statt die Augen demütig niederzuschlagen, ihn frech anstieren und wohl gar grüßen, ja, einen Diskurs anknüpfen, ich hab' sie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; solch eine Antwort, die ein Prinz, der sich zu erkennen gibt, nicht zuversichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich also billig befremden. „Wagen sich Leute der Art ins goldene Schaf?" denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch alles zwischen uns beim alten wäre, seine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unser Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch sag' ich zugleich zu mir selbst: „Laß den Menschen heut abend den Standesunterschied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anstellt, weiß er sich ohnehin zu bescheiden." — „Nun, was sagt Ihr zu meinem Metier?" fragt' er dann. „Beneidenswert ist's wohl nicht," erwidere ich, „aber vermutlich hat's Euch am Heiraten verhindert, und das ist doch auch für etwas anzuschlagen." — „Drückt Euch der Schuh da," versetzt er höhnisch, „nun, das ist das Schicksal in Mausgestalt." — „Narr!" hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „ver-

such's erst einmal, wie ich, dreiundzwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze!" Doch unterlass' ich's; denn man muß sich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigstens denk' ich," fährt er fort, „ein Unglück, das den Menschen zum Kapaun herausfüttert, kann so groß nicht sein." Dabei streicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den Bauch. Gereizt versetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint Ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, sich über seine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! ist's denn unverschämt, wenn man für ewiges Plagen, für Ärger und Verdruß ohn' Ende, ein sieches, Mitleid erregendes Gesicht und einen baufälligen Körper verlangt, der einen nicht durch hämische Dicke Lügen straft, sobald man einmal das Herz ausschütten will? Ich frage noch einmal, ist's unverschämt? — „Ist Euch das Weib zuwider," gibt er zur Antwort, „so schafft's ab. Pah!" Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit seinen gelben Katzenaugen da sitzt, wie ein Hexenmeister, wenn er den Bösen beschwört. Ich entgegnete: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf seinen großen, schwarzen, mit langen Zottelhaaren, der sich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, — „bissig ist, so könnt Ihr ihn fortjagen, aufhenken, ersäufen; so ist's aber in Christenlanden nicht mit Eh'frauen." — „Hört, lieber Mann," sagt er mit geheimnisvollem Gesicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicherweise aus der Tasche gezogen, „Euch ist zu helfen, nämlich, wenn Ihr Mut habt." Der Teufel hat Mut genug, einzugestehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direkt, aber ich werfe mich in die Brust, trommle auf den Tisch und zwinge mir einige verwegene Blicke ab. „An gewissen grauen Pulvern, die ich bei mir führe," flüstert er mir nun mit schrecklicher Stimme ins Ohr, „verrecken nicht bloß Ratten." Er nickt mir zu und drückt mir, als ob sich jetzt alles andere von selbst verstände, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angst vor dem furchtbaren Menschen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir sind also einig," sagt er dann, „nun aber auch keine Silbe mehr, Meister Schnock!" leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher schon verraten; „solche Geschäfte," entsetzlich klang mir das Wort, und der greuliche Mensch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, sondern einen Spaß gemacht, „lassen sich nicht in Wirtshäusern weitläufig besprechen, morgen in der Frühe komm' ich zu Euch. Gute Nacht?" Er steht auf und taumelt. „Gott im Himmel!" denk' ich, besoffen ist der Kerl auch —" allerdings war's kein Wunder; denn so lange er neben mir saß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein

Glas —" eben bemerk' ich, daß er sich's einschenken läßt — „so läuft's über, dann hat er, im Rausch geht's nicht anders, gerade so viele Freunde um sich, als Menschen, und das erste, was er ausschwatzt, ist der Vergiftungsplan." Richtig gerät er gleich mit dem Wirt in ein Gespräch; mich schaudert. Er läßt was fallen von Krepieren; eiskalt überläuft's mich. Der Wirt schiebt sich die Nachtmütze weiter ins Gesicht und spricht von Gefahr; „nun ist's heraus!" denk' ich und spüre schon was von Kopfabschlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speisekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, sondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs" die Rede gewesen ist; unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebieterisch ein Glas Wein, um die verfänglichen Konferenzen zwischen dem Wirt und dem Fremden durch einen Gewaltstreich abzubrechen. Der Wirt bringt mir hurtig den Wein: tierisch voll taumelt der Fremde, ungeschickt mit dem Arm gegen den Thürpfosten rennend, fort, ohne sich, als ob er mich schon völlig vergessen hätte, nach mir umzusehen. Er hatte mich vergessen; denn am andern Morgen kam er nicht, und schon am Mittag ward er zu meiner Satisfaktion wegen seiner miserablen Hantierung und wegen Mangels an Paß und aller sonstigen Legitimation, die unsere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Übrigens hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner stillschweigenden Zusage ungeachtet, nimmermehr zur Mordtat die Hand geboten und ihm das zu verstehen gegeben; wer wird denn auch seine Frau umbringen, bloß, weil er es einem Rattenfänger versprochen hat!

Ich habe es nicht gesagt, weil es sich von selbst versteht, daß die Sparsamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, so daß sie zuletzt in jenen Geiz, der sich sein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als sie, die immer gern geputzt ging, mir zum erstenmal das Anschaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr sonst regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannst mir eine andere Weihnachtsfreude machen," sagte sie heimtückisch, „dadurch nämlich, daß du mir die kleine Pfeife schenkst, deren du dich in der Werkstatt bedienst." Will sie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerst, und freute mich schon, in ihr einen Konsorten zu gewinnen; konnte sie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verschwendung schelten, wenn sie selbst es teilte. Doch kam mir dies bald unwahrscheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmälen ruinierten Lungen einfielen, sie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war.

„Was kann sie denn mit der alten, halb zerbrochnen Pfeife wollen?“ fragte ich mich, „wär’s noch die mit dem Meerschaumkopf und dem Silberbeschlag, die du Sonntags trägst, aber dies elende Ding — —“ Ich schäme mich, zu gestehen, welch törichter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei,“ dachte ich, „sie ist doch wahrhaftig nicht so ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr solche Aufmerksamkeit zugetraut!“ Ich glaubte alles Ernstes — wie war’s möglich? frag’ ich mich selbst, indem ich’s erzähle, und schabe mir Rübchen — daß sie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden wolle. Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöser zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angesteckt, der Rosinenpudding, nebst dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tisch gestellt; im Hintergrund drohte schon die große, unhöfliche, dick mit Eisen und Messing beschlagene Postille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, fast den Kopf zerschmettert hätte, indem das Ungetüm ungeschlacht vom Schrank herunterplumpste, und aus der Lene mir jetzt an hohen Festtagen gerne vorlas, teils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längst vermoderten geistlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehässigkeiten, die keineswegs im Buche standen, zu sagen. Bevor wir uns zum Essen niedersetzten, nahm ich meine Pfeife, legte sie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte sie mit einigen scherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!“ sagte sie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelassen aus dem Fenster. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeschenk herauszurücken, machte sie mich darauf aufmerksam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer an Tabak ersparen werde. „Und was sollen denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was sie sollen?“ versetzte sie, „dadurch, daß sie da sind, erfüllen sie ihren Zweck, und um so besser tun sie das, je länger sie bleiben!“ „Ich sollte also nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein,“ erwiderte sie, „das heißt, du sollst dir nicht mutwillig die Schwindsucht zuziehen, und für den Fall, daß du sie schon hättest, wird uns über kurz oder lang deine Ersparnis trefflich zustatten kommen, dich davon heilen zu lassen. Glaubst du etwa, daß der Doktor dir die mit Dampf zerblasenen Lungen umsonst flickt?“ Ich sagte nichts weiter, aber mein Entschluß war gefaßt; ich hätte eben so leicht aufs Atemholen, als aufs Rauchen Verzicht leisten können; denn für den Raucher ist die leidige frische Luft ungenießbar, er muß sich das flaue, nüchterne Element erst mit Dampf würzen, wenn es ihn

nicht anekeln soll. Ich trug daher am Morgen stillschweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkstatt hinunter und erklärte meinem erstaunten Weibe, daß ich diese so lange mit der höchsten Unbarmherzigkeit strapazieren werde, bis sie mir eine weniger kostbare Stellvertreterin anschaffe. Mitleid mit dem Silberbeschlag und den Bernsteintroddeln des Prachtstücks bewogen sie zur Nachgiebigkeit, doch gewann sie durch ihre List so viel, daß ich versprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Tabak begnügen zu wollen. So war sie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einstehen lassen, so ward er vorher bei uns zu Tisch gebeten, nicht, wie es schien, aus Generosität, sondern nur, um seinen Appetit auf die Probe zu stellen. Fand der junge Mensch unglücklicherweise sein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marsch gemacht und konnte für zwei Personen essen, so durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer setzt sich denn," sagte Lene, „selbst den Krebs in sein Fleisch?" Bei solchen Gelegenheiten trug sie ihr Bestes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das schlaue Manöver kannte, spielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieser oder jener Speise aufmerksam und warnte vor Überladung, so daß die Uneingeweihten sie für die Gastfreiheit selbst, mich für den Neidhard halten mußten. Das lächerlichste aber war wohl, daß sie sogar ihre Freundschaft und Liebe streng nach dem Grade der Eßlust und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte jemand über seinen schwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Wasser und den Fidibus, so wußte sie nicht zutulich genug zu tun; „ach," hieß es dann, „welch ein honoriger Mensch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!" War das Gegenteil der Fall, glaubte einer ein Gericht nicht besser loben zu können, als indem er zweimal davon nahm, so war er ein Subjekt ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zusammengesetzt sei, wie andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage besuchte, stand sie im Begriff, auf immer zu brechen, bloß, weil diese an der Auszehrung litt, und schüchtern, so wie ihre Krankheit zunahm, von drei Tassen Kaffee und einem Zwieback, womit sie sich anfangs begnügte, bis zu sechs Tassen und drei Zwiebäcken aufstieg; um einen Grund zu bekommen, stellte sie sich eifersüchtig auf die lederndürre Todesbraut, eifersüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Person starb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das sie bedrohte, sonst würde sie's erlebt

haben, daß man ihre Todesseufzer für verliebte und ihre Schwindsucht für ein Sehnsuchtsfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von diesem Geiz niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meisten verdroß, war, daß er mit unserer Wohlhabenheit zunahm, daß das Essen, je mehr ich verdiente, um so schlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind," sagte ich einst, durch eine Wassersuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlassen, kommt an wildfremde Menschen, ich begreife dein Knickern, dein Schinden und Schaben nicht." — „Was?" versetzte sie lebhaft, „ist's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unserem Tode mit Verwunderung und Respekt in ihr Inventarienbuch schreiben: Der Silberschrank war so wohl versehen, daß auch kein Löffelstiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand sich mehr vor als die seligen Eheleute Christopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornstein wollte bersten, so voll hing er von Würsten und Schinken? Ist das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle trösten muß? Oder möchtest du, daß es von dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg ist nicht bezahlt, er hat sich aus der Welt gestohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängnis, niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er sein Bankerottierfleisch nicht verschmäht!" Sie beklagte es, daß wir nicht katholisch waren, bloß der vielen Fasttage wegen; in dem Glauben — sagte sie — können Leute doch was vor sich bringen, die Religion selbst bringt das Sparen mit sich, und naseweise Gesellen dürfen sich nicht moquieren, wenn der Tisch nicht immer unter Fleisch brechen will. Ja, sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre ökonomischen Rücksichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermutlich, weil sie die Kosten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuschätzen verstand und weil sie nun kalkulierte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich sie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen suchte, doch glückte mir dies meistens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Absicht nicht mehr leugnen konnte, wo mir die Frucht meiner List aber dennoch schmählich entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter von mir, der über kurz oder lang bei mir einsprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erstaune, daß ich noch keine greuliche

Missetat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß einer morgens unschuldig, wie ein Kind, aufsteht, und abends blutbespritzt, wie ein bayrischer Hiesel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorsicht! Vorsicht ist der Ball, womit das Schicksal spielt. Der Teufel ist allenthalben, nur da nicht, wo man ihn sucht. Wer sollte glauben, daß ich das Ärgste, was mir bis jetzt begegnet ist, in meiner eigenen Speisekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!

„Aus Leckerei entschloß ich mich eines Abends, mich selbst, meinen eigenen Haushalt, zu bestehlen. Wir hatten nämlich unser Schwein eingeschlachtet, und es waren treffliche Würste gemacht worden. Von diesen Würsten erhielt ich so viel, als nötig war, um in mir den unbändigsten Wunsch nach mehr zu erregen; dann mußte ich selbst sie in die Speisekammer tragen und sie dort so hoch aufhängen, als ob sie niemals wieder heruntergenommen werden sollten. Das Fenster der Speisekammer ging auf die Straße hinaus, unbemerkt klinkte ich es auf, ohne noch selbst zu wissen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgesetzt wurde, als ich zum Essen in die Stube kam, machte mich vollends desperat. „Der Teufel soll sie holen!“ braus'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänsehals hinter dem Ofen hervorstreckend. „Die Zahnschmerzen!“ versetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf stahl ich mich aus der Tür und umschlich leise und behutsam mein Haus. Es war finster genug, dicke Regenwolken verschluckten das sparsame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes schwirren, da stieß ich das Fenster der Speisekammer von außen auf und schwang mich mit einer Geschicklichkeit, als ob ich seit dreißig Jahren praktizierender Dieb gewesen wäre — Angst vor Ertappung gab sie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme einer nach. „Still, still, um's Himmelswillen, still!“ wispere ich. „Sei unbesorgt, Kamerad,“ wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenster ist verdammt hoch.“ Was sollte ich tun? Sollte ich Lärm machen und mich von Kindern und Erwachsenen als einen Menschen, der bei sich selbst auf Diebereien ausgeht, verspotten lassen? Oder sollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finstern durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, wieder hinauszusteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte tun sollen; meine Hand war eilfertiger, als mein Kopf, sie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, instinktmäßig die Faust, die sich ihr

entgegenstreckte, und zog den Kerl, dem dieselbe angehörte, herein. „Merkwürdiges Zusammentreffen!“ sagt dieser und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Besuch zugedacht,“ fährt er fort, „und wollte nur erst das Auslöschen des Lichts abwarten, da sah ich dich das Fenster öffnen. Wie konntest du dies nur bewerkstelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das ist ein Geheimnis!“ versetzte ich zähneklappernd. „Was du mir mitteilen mußt,“ fällt er rasch ein, „ich will dir dafür eine neue Art, Handschellen zu zerbrechen, lehren. Wo hast du studiert?“ — „Studiert?“ frage ich. „Ja, auf welcher Universität, in welchem Zuchthaus, meine ich?„ — „Ich saß noch nicht in Zuchthäusern!“ antworte ich. „Unglückseliger!“ versetzt er, „so bist du noch nicht ein einziges Mal absolviert, schleppst dich noch mit all deinen Sünden herum? Mich hat die Justiz schon dreimal rein gewaschen und neu frisiert. Was hast du denn alles auf'm Herzen? Ist etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder so was, darunter? Oder hast du deine Tugend für nichts und wieder nichts hingegeben?“ — Mensch, du sprichst, als ob du der Teufel selbst wärst!“ stoß' ich vor Entsetzen hervor. „Wer sagt dir, daß ich's nicht bin?“ sagt er mit einem Ernst, der mich im ersten Augenblick schauern macht, „wahrlich ich sage dir, ich bin der Teufel, und ich will dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —“ Mir wird bei diesen lästerlichen Redensarten gräßlich zumute, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel sich auf, so daß der erste Vorübergehende das Offenstehen des Fensters bemerken muß; rasch, ehe der unheimliche Mensch sich dessen versieht, springe ich hinaus, beim Sprung kommt mir aber die Zunge zwischen die Zähne, und ich zerbeiße sie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu lassen weiß. Ich reiße die Tür auf und stürze mit dem lauten Geschrei: „Diebe, Diebe in der Speisekammer!“ in mein Haus. Meine Frau, nebst meinem Gesellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Mensch, der sich, wie er sagte, vor niemand fürchtete, als vor sich selbst, vor seiner eignen Wut nämlich — eilen schlaftrunken mit einem Licht auf die Speisekammer zu, ich — der Spitzbube, der sich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Konsorten erkennen, weil wir ja nur in der dicksten Finsternis Vertraute geworden waren — folgt ihnen mit einem Besenstiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würste; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben sie noch zuweilen hinein — mein Gesell nimmt, die fürchterlichsten Flüche ausstoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was

mir freilich nicht entging, was ich dem Riesen jedoch hingehen ließ. Was geschieht am andern Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenster und sehe, daß sämtliche Würste, zu einer Art von Kranz ineinander verschränkt, vor unserer Tür aufgehängt sind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, springend und einer den andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, sich umsonst bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein solcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein paar Tage später erfuhr ich indes, daß ein Übeltäter aus unserem Ort, wegen Wahnsinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanstalt abgeführt, seinen Wächtern unterwegs entsprungen und erst nach längerer Zeit wieder eingefangen worden sei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntschaft dieses Verrückten in meiner Speisekammer gemacht."

Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

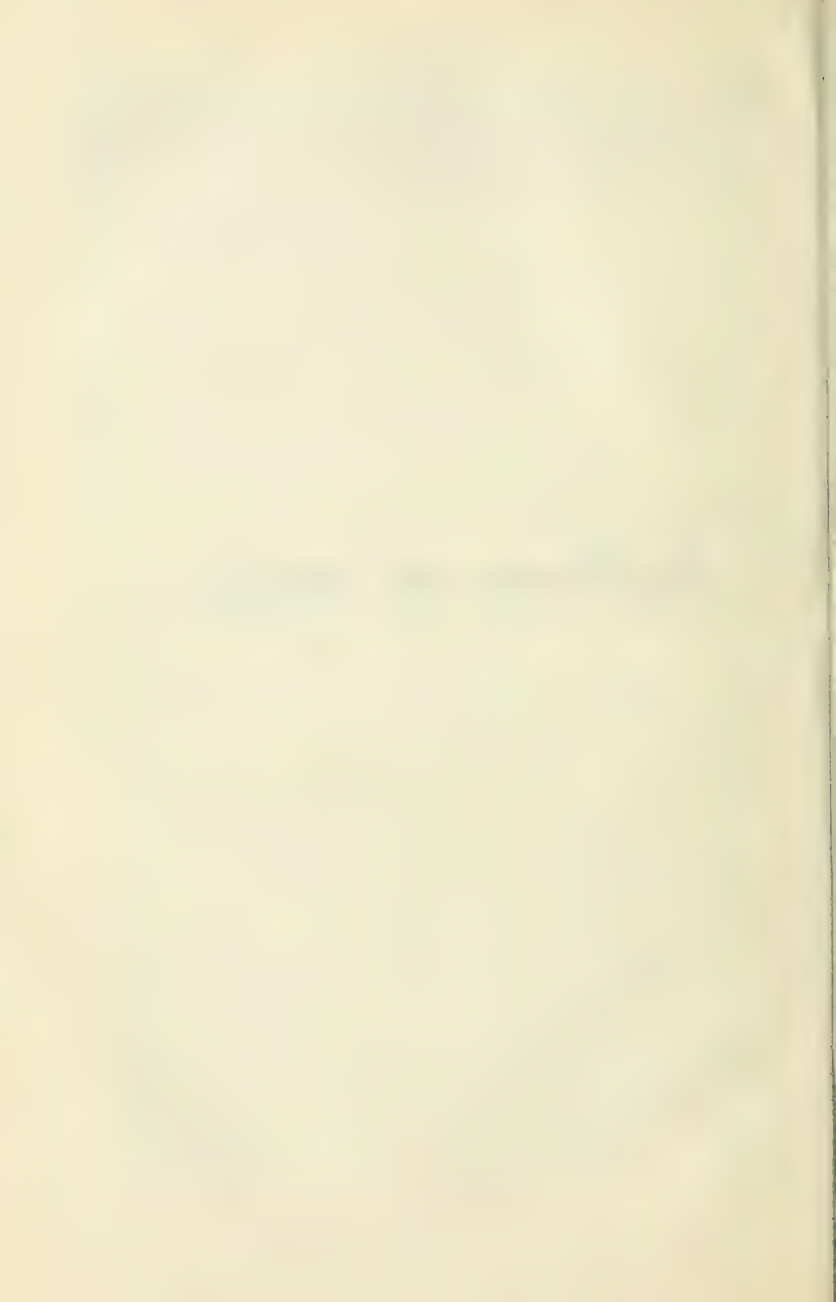
Der Morgen war angebrochen, der Wagen stand vor der Tür, reisefertig trat ich in das Gastzimmer, um von Schnock, der schon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abschied zu nehmen. Schnock saß am Tisch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaschen, sowie ein derbes Gabelfrühstück vor sich stehen; ihm gegenüber saß mein Wirt, der lange, dürre Postmeister, sich auffallend beeifernd, seinen Gast durch Anekdoten und muntere Geschichten zu ergötzen. Da war kein Jägerstückchen, kein Witzwort vom kleinen Korporal oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Postmeister begnügte sich nicht, bloß sein Gedächtnis zu martern, er war unbarmherzig genug gegen sich selbst, seine eigene Phantasie Peitsche und Sporen kosten zu lassen, um ihr dies oder jenes Geistreiche abzujagen. Aber Schnock, der sonst so leicht und so gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von sich; er schüttelte nur zuweilen, wenn der Postmeister recht ansetzte, verächtlich den

Kopf oder stieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund auftat, so geschah es einzig und allein, um ein Stück Fleisch oder etwas Ähnliches hineinzustecken. „Trinkt doch, trinkt! sagte der Postmeister hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den seligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich möchte der Schlingel nicht sein, der das täte; denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeister, und wenn einer von uns rechnen und schreiben kann, so hat er's von ihm gelernt." Die Schnurre war wirklich lustig, dennoch hielt Schnock an sich, obgleich sein Gesicht bersten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?" sagte der Postmeister; „für den Herrn Doktor," er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr sitzt wie ein Klotz? Der Teufel soll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!" — „Worin besteht denn die Wette?" fragte ich neugierig. „Werdet Ihr so unhöflich sein, die Frage des Herrn Doktor unbeantwortet zu lassen?" sagte der Postmeister lebhaft zu Schnock; dieser aber sah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillschweigen. „Nun," versetzte ich gleichgültig, „in Geheimnisse will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meister Schnock!" Schnock stand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, sie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, dessen sich die Billardspieler zu bedienen pflegten, und schrieb damit auf den Tisch, daß er mir eine glückliche Reise wünsche. „Ist der Mann stumm geworden?" fragte ich, aus der Tür tretend, den mich begleitenden Postmeister. „Nichts weniger als das, purer Egoismus!" erwiderte der Postmeister. „Wie so?" fragte ich stutzend. „Er will umsonst bei mir essen und trinken," gab der Postmeister zur Antwort, „darum spielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, so haben wir gestern zur Nacht im Rausch gewettet, das Beste aus Küche und Keller so lange unentgeltlich aufsetzen, bis er sich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder spricht er ein Wort, so muß er — hierin liegt mein Vorteil — alles doppelt bezahlen; hält er an sich, nun freilich, dann weiß ich, wer sich noch heut abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag sich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's keinem aus meiner Familie. Ich will ihn schimpfen, bis er vor Ärger braun und blau wird, wie ein Kapaun; ich will dritte Personen herbeirufen und Schandgeschichten von ihm erzählen, denen er Widerspruch entgegensetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt sie glauben soll; ich

will Pistolen hinter seinem Rücken abfeuern; ich will seiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir schlemmt, damit diese ihm über den Hals komme; ich will mich stellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —"

Mein Wagen fuhr ab.

Erzählungen und Novellen.



Holion.

Nachtgemälde.

1830.

Dichtes Dunkel bedeckte den Erdkreis; kein freundlich Sternenauge blickte auf ihn hernieder; schaurig pfiffen die Winde; prasselnd troff der Regen. Holion, der arme, matte Jüngling, schwankte einsam auf den Bergen umher, gefoltert von unendlichem Kummer: seine Braut war ins Reich des Todes hinübergeschlummert und sein Freund von der Jagd nimmer heimgekehrt: darum heulte er lauter, als der Sturm, darum troffen seine Tränen wilder, als Tränen des des Himmels. Plötzlich zuckte ein ungewisser Lichtstrahl durch den düstern Schleier der Nacht: Holion wankte auf ihn zu, aber der Lichtstrahl floh vor ihm und wurde, je näher er ihm kam, je trüber und bleicher; es schien, als ob ein schadenfroher Geist den Armen äffte in seiner Pein. Mächtiger klammerte sich die Verzweiflung um sein Herz: riesenhafte Bilder tauchten aus dem düstern Grabe auf und verfolgten ihn: Gespenster griffen mit ihren Eishänden an den Flammenquell seines Lebens: huschende Zwerglein warfen ihn mit Totengebeinen vor die Brust. Aber schnell verschwanden die grausigen Bilder, und Licht ward es um Holion her, wie am Frühlingsmorgen: laue Lüfte spielten um seine Wangen, rosige Engelein boten ihm Becher der Freude, unsichtbare Äolsharfen durchklangen die Luft, und eine hellblaue purpurumsäumte Wolke schwamm langsam am Morgenhimmel hernieder. Holions Herz wurde weit, und er trachtete, die Wolke zu umfangen, denn es kam ihm vor, als ob sein Freund und seine Geliebte ihn aus der Wolke anlächelten und zu sich winkten; und die Wolke kam näher und näher, und das Bild der Geliebten und des Freundes wurde heller und heller, und Holions Sehnsucht wurde stärker und stärker. Nun konnte sein Arm die Wolke fast erreichen — nun hörte sein Ohr das Herzklopfen des Freundes — nun fühlte seine Lippe den Atem der Geliebten — nun wollte er die holden Gestalten an seine Brust ziehen, — nun umfing

er sie. Aber wehe! Freund und Geliebte zerrannen an seiner liebeglühenden Brust, und ein langer, langer, in blendend Weiß gekleideter Geist schoß vor ihm auf; noch einmal kehrten die vergangenen Gestalten seiner Lieben zurück — als er sie aber umfangen wollte, fletschte der Geist grinsend die Zähne und ergriff den Freund und die Geliebte. Und sie wehklagten laut, und ihre Wehklage zerriß Holions Herz, und das Blut sprudelte heiß in seinen Adern, sie zu befreien. Doch der riesenhafte Geist zuckte auf Holion seine Wimper, und sprach: siehe, du armes Menschenherz, du sollst verlieren, und fühlen, wie der Staub verliert, du sollst brechen und doch nicht gebrochen werden. Und lauter heulten Freund und Geliebte, denn der Geist zerdrückte sie: und tiefer schnitt ihre Klage in Holions Herz: und heißer wallte sein Blut, ihnen beizustehen. Doch unsichtbare Fesseln hatten seine Nerven umschlungen und seine Kräfte mit Ohnmacht getränkt; sein Blut fand sich nicht mehr zum Herzen; sein Auge konnte nicht mehr weinen: er glich einem Toten und war doch nicht gestorben. Da wälzte sich eine ungeheure, aus Blut bestehende Woge vom Himmel herab, und der Geist sagte zu Holion: siehe, du Menschenkind, das ist die Woge der Vernichtung, die alles Leben der Natur ab- und sich einpreßt: die hat das Leben deiner Laura und deines Hermann eingesogen, und kommt jetzt, auch das deinige einzusaugen — aber, es wird ihr nimmermehr gelingen, denn ich will dich quälen. Und die Woge rollte näher, und je mehr sie sich näherte, je mehr ward es Holion zumute, wie dem verwundeten Krieger, dessen Blut nur noch tröpfelt, und nicht mehr strömt, und dessen Schmerz schon beginnt, sich in die Ruhe des Todes zu verwandeln. Nun war die Woge sehr nahe, und es ward Holion, als ob ihm eine Wunde ausgesogen würde. Aber der Geist reckte höhnisch seine Hand aus: da zog sich zusammen ein starkes Gewölke aus Norden: aus dem Gewölke fuhr hernieder ein brausender Sturmwind: die Erde tat gähnend ihren Rachen auf und schnappte gierig nach der vom Sturm ihr entgegen gepeitschen Woge und verschlang sie. Aber wo sie verschlungen lag, die weiland furchtbare Verschlingerin, wuchsen wie Pilze allerlei seltsame menschenähnliche Gestaltlein auf: die tanzten und waren guter Dinge, und sahen nicht auf die dampfgleichen Schatten, welche sie rings umstanden, und Spiegel in den Händen hielten, in welchen der Tod abgebildet war. Und wenn eine Gestalt Sekunden getanzt hatte, fiel sie zu Boden, winselte, krümmte sich und verging. Und der Geist rief: siehe, du armes Menschenkind, das ist dein Geschlecht, aus Nichts entstehend, um Nichts kämpfend und zu Nichts kehrend. Siehe, du armes Menschenkind, so hast du getanzt und bist vergangen, so haben

deine Lieblinge getanzt und sind vergangen, so haben Jahrtausende getanzt und vergingen, so werden Jahrtausende tanzen und vergehen, bis endlich die mürben Knochen der Natur zerbröckeln, und ihr Vergehen dem lächerlichen Schauspiele ein Ende macht. Und die Gestalt verlängerte sich ins Unendliche: ihre Gesichtszüge wurden grinsender: ihre Stimme ward, wie Donnergebrüll. „Nun will ich dich recht quälen, du blödes Menschenherz, rief sie dem bebenden Jünglinge zu, du bist wohl vergangen, aber nur halb." Düstrer wurde die Mitternacht, und das Bild seiner Lieben tauchte wieder vor Holions Blicke auf, und die Zwerglein kehrten wieder und die eishändigen Gespenster. Und die Zwerglein waren mit Dolchen bewaffnet, und die Gespenster mit feurigen Zangen; damit brachten sie dem Freund und der Geliebten viele Wunden bei, daß beide laut auffjammerten und Holion um Rettung anflehten, um Rettung aus der unsäglichen Qual. Aber die Kraft seines Lebens war dahin: nichts aus dem Gebiete der Lebendigen war ihm geblieben, als des unendlichen Jammers Erkenntnis: er stöhnte mit schwachem Laute: „Vernichtung, Allerbarmer, Vernichtung!" Da war es ihm, als ob ein Engel ihn küsse und seine Geliebten befreie: ihn küßte auch ein Engel: seine Laura sprach: „Du träumst wohl, lieber Holion, wache auf, eben kommt dein Hermann aus der Stadt zurück."

Und er erwachte.

Barbier Zitterlein.

1835.

1.

Es war Abend, und der Barbier Zitterlein saß an seinem Tisch. Eine helle Lampe brannte auf demselben und beleuchtete das Gesicht des langen dürren Mannes, der sich um das Abendbrot, welches seine Tochter Agathe auftrug, wenig bekümmerte. Die Tochter setzte sich an den Tisch und klimperte, um den Vater aus seinen Gedanken zu wecken, mit den zinnernen Löffeln; endlich sagte sie leise: „Vater, wollt Ihr nicht essen?" „Ja wohl," antwortete Zitterlein und rückte näher zum Tische. „Eine Biersuppe, ach du liebes, treues Kind." Beide fingen an zu

essen. Zitterlein fiel in sein vorheriges Stillschweigen zurück und aß nur wenig; Agathe sah ihn zuweilen mitleidig an, bald legte auch sie den Löffel nieder und begann den Tisch abzuräumen. „Bist du schon satt, Agathe?" fragte der Vater und heftete einen glühenden Blick auf sie. — „Ihr wißt, ich esse zur Nacht nicht viel," antwortete Agathe, „aber Ihr, Vater, Ihr solltet die schöne kräftige Suppe nicht so verschmäht haben, denn Ihr eßt sie gerne und sie tut Euch wohl." „Du hast recht, mein Kind, und ich sollte es um so weniger getan haben, als dies der letzte Abend ist, wo wir so recht innig beisammen sind." — „Der letzte Abend?" fragte Agathe und sah ihren Vater erstaunt an. „Freilich der letzte," antwortete dieser, „Du weißt, morgen hole ich den Gesellen, und dann ist das vorbei." — „Mein Gott, Vater, ich versteh' Euch nicht. Ich meine, der Gesell soll die Stütze Eures Alters werden, Ihr sollt Ruhe haben, und ein junger Mann wie der Gesell kann in die einförmige Stille uns'res Hauses recht gut passen. Ihr werdet nicht so oft sitzen und grübeln und ich — „Du wirst weniger Langeweile haben, nicht wahr?" — unterbrach Zitterlein sie heftig — „das ist recht, mein Kind, quäle du mich auch!" „Vater, was meint Ihr," antwortete Agathe ihm sanft, indem sie sich vor ihn hinstellte. „Ihr wißt, daß ich Euch liebe und daß ich, wenn Ihr so tiefsinnig zu grübeln sitzt, nicht Langeweile, sondern nur das tiefste Mitleid, ja Grausen empfinde." Zitterlein ergriff ihre Hand und drückte sie an die Brust. Dann sagte er: „Vergib mir, liebe Tochter! ich weiß das ja alles, es kann ja nicht anders sein, denn du bist das einzige Gut, was mein ist, das von Tag zu Tag inniger mit mir verwächst; aber eben darum, sieh, liebes Kind! ich bin nicht wie ein Baum, der in der Erde wurzelt und sich von Luft und Sonne ernährt, er braucht sich um seinesgleichen nicht zu bekümmern; aber ich bin ein Mensch und muß mit Menschen leben, ich liebe sie sogar, wenn sie unglücklich sind. Doch sie sind mir in der tiefsten Seele verhaßt, wenn sie mir näher treten; ich möchte sie ermorden, wenn sie in mein Haus kommen. Ich will nur dich, nur dich! warum kommen sie denn? Haben sie nicht auch Weib und Kind? Geh' ich zu ihren Weibern, ihren Kindern? Und nun muß ich mir selbst den Gesellen holen; ich muß, denn ich bin alt und der Vogt glaubt, meinen zitternden Händen das Egelsetzen und Aderlassen nicht mehr anvertrauen zu dürfen. Der wird nun mit kalter Teufelsfaust in meine heiligsten Gefühle hineingreifen, er wird mir überall störend und zerstörend in den Weg treten, er wird mit uns in einem Hause schlafen, an einem Tische mit uns essen, und ich kann es nun einmal nicht dulden." — „Lieber Vater," sagte Agathe, „Ihr seid krank! Und doch" —

fügte sie leise mit herzzerschneidender Wehmut hinzu — „doch ist er nicht anders wie immer!" — „Nein, Tochter, ich bin nicht krank, ich sehe bloß voraus, wie alles kommen wird. Ach, ich fürchte mich vor meinem Gesellen. Gibt es nicht Gesichter, die mich anstarren, wie Larven der Hölle, Augen, deren feindseliger, vernichtender Strahl mich tötet? Hast du nie ein Lächeln gesehen, welches dir jede Freude, jede Lebenslust zusammenschnürte wie die Schlange?"

2.

Am andern Morgen war Zitterlein früh aufgestanden und hatte sich nach der nahe gelegenen Stadt — er wohnte in dem Kirchdorfe Müntzen — aufgemacht, um sich dort auf der Herberge der Bader nach einem Gesellen umzutun. Auf seine Frage, ob etwa ein Geselle angekommen sei, antwortete der Herbergsvater, das wäre allerdings der Fall; es sei am gestrigen Abend ein stiller, netter Bursche zugereist gekommen, und er zweifle nicht, daß er mit Vergnügen in Arbeit treten werde; der Winter sei nah und dann tue das Wandern nicht wohl. Es dauerte auch nicht lange, so kam der junge Geselle von der Polizei, woselbst er seine Papiere hatte in Ordnung bringen lassen, zurück; er war von ansehnlicher Statur, hatte blondes Haar, blaue Augen und viel Freundlichkeit im Benehmen. „Es ist Arbeit für Euch in Müntzen" — rief ihm der Herbergsvater entgegen — „das Dorf liegt eine halbe Stunde von hier." — „Das ist mir sehr lieb," antwortete der Geselle und trat auf Zitterlein zu, auf den der Herbergsvater ihn verwies. „Ich gebe aber nur 20 Groschen Wochenlohn," sagte Zitterlein, ohne ihn anzusehen. — „Das ist wenig," antwortete der Geselle, „ich bin 24 gewohnt aber ich nehme Euer Anerbieten an. Seht hier meine Arbeitszeugnisse!" „Steckt sie nur ein," entgegnete Zitterlein, „das ist mir einerlei. Nennt mir nur Euren Namen, laßt Euch einen Schnaps geben und kommt mit mir!" — „Mein Name ist Leonhard Ziegler, Schnaps trinke ich nicht." „Wein ist doch für einen Barbiergesellen, der wöchentlich nur 20 Gr. verdient, zu kostbar," sagte Zitterlein mit einem höhnischen Lächeln, indem er selbst den Schnaps austrank, den er sich hatte einschenken lassen.

Zitterlein und Leonhard machten sich bald auf den Weg; sie gingen schweigend nebeneinander her, denn Leonhard mochte sprechen, was er wollte, er erhielt nur eine kurze, oft bittere Antwort und er verlor so am Ende die Lust, ein Gespräch fortzuspinnen, was so sichtlich vermieden wurde. Als sie noch vor Müntzen waren, fing es an zu regnen. „Wir werden noch naß,"

sagte Leonhard. „Daran muß ein reisender Gesell gewöhnt sein,“ entgegnete Zitterlein und ging langsamer, wie bisher. Leonhard wußte nicht, was er aus ihm machen sollte; er hatte zuweilen ein scharfes Wort auf der Zunge, aber er hielt es zurück, wenn er in das schmale, blasse Gesicht des Mannes sah, der alle Freundlichkeit so schnöde abwies. „Vielleicht ist er krank,“ dachte er, „jedenfalls kannst du nach einer Woche dein Bündel wieder schnüren, wenn es dir nicht bei ihm gefällt.“ Sie kamen zu Zitterleins Haus und traten hinein. Agathe trat ihnen aus der Küche, wo sie mit Zubereitung des Mittagessens beschäftigt war, entgegen; sie sagte herzlich: „Guten Tag, lieber Vater,“ aber dieser schob sie, nachdem sie den Gesellen kaum gegrüßt hatte, fast unsanft in die Küche zurück und rief ihr zu: „Bekümmere du dich nicht um uns!“ Dann zeigte er Leonhard die für ihn bestimmte Kammer und Bett, gab ihm den Schlüssel zu einem dort aufgestellten Schrank und bat ihn, sich einzurichten, worauf er zu seiner Tochter in die Küche ging.

3.

Agathe hatte das Essen aufgetragen und fragte Zitterlein, ob sie den Gesellen rufen solle. Zitterlein antwortete ihr nicht, sondern stand schnell auf, um dies selbst zu tun. Nun kam er mit Leonhard zurück, setzte sich mit ihm zu seiner Tochter an den Tisch und nötigte ihn einsilbig, zuzulangen. Während des Essens wurde fast kein Wort gesprochen, obgleich dies ängstliche Schweigen Agathe fast ebenso sehr drückte, wie Leonhard. Der letztere entfernte sich bald. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Zitterlein seine Tochter fragte: „Warum wurdest du rot, als der Gesell ins Zimmer trat?“ „Gott, Vater!“ antwortete sie, „das bin ich selbst gar nicht gewahr geworden, und wenn es wäre, so ist es wohl so etwas Unerhörtes nicht, vor einem Menschen zu erröten, den man nie gesehen hat.“ — „Ganz recht, liebe Tochter,“ sagte Zitterlein beruhigt, „einen andern Grund kann das ja auch nicht haben, aber du weißt, mir liegt das Nächste immer am fernsten. Jetzt will ich mir die Papiere des Gesellen geben lassen, ich muß sie zum Vogt tragen. In einer Stunde bin ich wieder hier.“ Er nahm aus einem Kasten einige Rasiermesser hervor und ging damit zu Leonhard in die Kammer. „Ich muß Euch bei dem Vogt melden,“ sagte er zu diesem, „und bitte Euch jetzt um die Papiere. Mittlerweile seid Ihr wohl so gut, diese Messer für den morgigen Gebrauch ein wenig zu wetzen.“ Leonhard gab ihm die Papiere, und er ging. Er wollte beginnen, die Messer zu wetzen, da merkte er, daß Zitterlein vergessen hatte, ihm einen Wetzstein zu geben. Er

ging daher in das Wohnzimmer, woselbst er Agathe vorfand. „Entschuldigt, wenn ich Euch störe. Ich soll diese Messer wetzen und Euer Vater hat mir keinen Wetzstein gegeben.“ „Ach,“ antwortete Agathe, „mein Vater ist zuweilen etwas zerstreut; kehrt Euch nicht daran, er ist sonst gut.“ Diese im Tone herzlichster Bitte vorgebrachten Worte rührten Leonhard tief, er schaute das Mädchen, welches den seltsamen Vater so einfach und doch so eindringlich zu verteidigen wußte, näher an. Da klingelte die Haustüre und Zitterlein, der einen für den Vogt aus der Stadt mitgebrachten Brief vergessen hatte, trat ins Zimmer, um diesen zu holen. Sein Auge flammte von heftigem Zorn, als er Leonhard bei seiner Tochter erblickte. „Ihr seid wohl ein Meister im Messerwetzen,“ rief er diesem zu, „daß Ihr schon jetzt Muße zu plaudern habt, und du, Agathe“ — „Verzeiht,“ unterbrach ihn Leonhard, der nur durch einen Blick auf das schöne, schüchterne, von tiefer Scham übergossene Mädchen von der Äußerung seines heftigen Unwillens abgehalten wurde, „verzeiht, ich wollte nur einen Wetzstein holen, den Ihr vergessen hattet.“ „Einen Wetzstein,“ entgegnete Zitterlein, „ach so, da nehmt, nehmt, hier ist er.“ Leonhard nahm ihn und kehrte in seine Kammer zurück.

4.

Am andern Morgen früh, als Leonhard kaum aufgestanden war, trat Zitterlein zu ihm in die Kammer, brachte ihm sein Frühstück und ging dann mit ihm aus im Dorf, um ihn den Kunden vorzustellen, die er künftig zu bedienen hatte. Als dies geschehen war, kehrte er selbst in sein Haus zurück, Leonhard aber ließ er bei dem Bierbrauer des Ortes, an dessen starkem Bart er sich zuerst versuchen sollte. „Das ist hohe Zeit, junger Gesell,“ sagte Herr Tobias zu Leonhard, „daß Ihr kommt. Mit Eurem Meister wurde es wirklich zu arg, er würde keinen einzigen Kunden behalten haben, wenn im Dorf nur ein anderer Barbier vorhanden gewesen wäre. Ich wenigstens ging in der letzten Zeit lieber in die Stadt als zu ihm.“ „Er ist alt und seine Hände mögen zittern,“ versetzte Leonhard. „Dies würde noch so viel nicht gemacht haben,“ antwortete Herr Tobias, „aber er ist verrückt und der Teufel mag einem verrückten Bartscherer seinen Hals anvertrauen. Ich hatte vor 14 Tagen in seiner Barbierstube einen Auftritt mit ihm, an den ich zeitlebens denken werde. Ich ging am Sonnabend abend nach meiner Gewohnheit zu ihm, um mich rasieren zu lassen. Er verrichtete sein Geschäft anfänglich still und emsig, plötzlich aber fühlte ich einen heftigen Schmerz, mein Blut floß und ich bemerkte, daß er mir

eine Warze, die ich am Kinn trug, abgeschnitten. Dies konnte nun freilich angehen, um so eher, da er mich bei Licht rasierte; als ich ihn aber fragte, ob er nicht sehen könne, antwortete er mir mit häßlichem Lachen: „Dankt Gott, daß es der Hals nicht ist.“ Damit hob er sein Messer, als ob er es nun auch auf den Hals abgesehen habe. Natürlich sprang ich schnell auf und hielt ihm die Hand. Da aber war er auf einmal ganz wieder, wie im Anfang; er fragte mich, ob ich keinen Spaß verstehen könne, bat mich um Verzeihung wegen seiner Unvorsichtigkeit und brachte sein Geschäft ruhig zu Ende. Aber mir war's durch Mark und Bein gedrungen, jenes häßliche Lachen konnt' ich nicht wieder vergessen, daher ging ich sogleich zum Vogt, meinem Nachbar, und dieser, der so gut für seine Kehle zitterte, wie ich für die meinige, befahl ihm, sich einen tüchtigen Gesellen zu halten, widrigenfalls ihm das Handwerk gelegt werden solle.“ „Das ist seltsam,“ antwortete Leonhard, „Ihr könntet mir fast die Lust verleiden, länger als die ersten acht Tage bei Herrn Zitterlein zu bleiben.“ „Ich könnte es Euch so sehr nicht verdenken, junger Mann,“ entgegnete Herr Tobias, während Leonhard ihn einseifte. „Dieser Zitterlein ist in jedem Betracht der sonderbarste Mensch von der Welt. So hat er da ein junges Ding von Tochter — Ihr werdet sie gesehen haben — von ganz leidlichem Gesicht und angenehmer Figur, meint Ihr, daß das arme Mädchen zu Tanz und Kirmes gehen dürfte, wie andere? Ein- oder zweimal im Jahr darf sie an einer Lustbarkeit teilnehmen, und dann ist der alte verrückte Vater dahinter her, als ob er, verzeih mir's Gott! sie selbst heiraten könnte oder möchte. Ist das Räson? Alle Donnerwetter, wohin meine Tochter und des Vogts Tochter kommen, da ist es für die Barbiermamsell auch gut genug.“ „Da ist das Mädchen ja sehr zu bedauern,“ sagte Leonhard. „Allerdings ist sie das,“ versetzte Herr Tobias, „sie zählt 17 oder 18 Jahre und für so junges Blut ist Glas und Rahmen drückend. Und doch ist der Vater ebenso sehr zu bedauern. Ja, wäre er von jeher so ein Duckmäuser gewesen!“ „Also war er nicht immer so?“ sagte Leonhard. „Nein, wahrhaftig nicht,“ entgegnete Herr Tobias, „ein Narr war er freilich immer, aber des ungeachtet ein guter Barbier, ein lustiger Mann in Gesellschaft. Er wollte zwar immer zu hoch hinaus, vertrieb sich die Zeit mit unsinnigem Zeug, mit Büchern zum Exempel, statt Kegel zu schieben, war auch nie damit zufrieden, daß er dem Pastor den Bart abnehmen mußte, wär' lieber für ihn auf die Kanzel gestiegen, aber was war das gegen seine jetzigen Albernheiten!“ — „Und diese auffallende Veränderung — weiß man denn nicht, worin sie ihren Grund hat?“ unterbrach ihn Leonhard. „Schicksal,

Schicksal," antwortete Herr Tobias, „so geht's. Mein Knecht trägt 2 Tonnen Weizen, mancher sinkt unter einer zusammen. Als hier vor ungefähr 20 Jahren das große Viehsterben war, verlor ich 13 Ochsen und einige Pferde, prächtige, wohlgenährte Tiere, doch ich dachte: der Himmel will's und rauchte ruhig meine Pfeife. Dem Barbier starb vor 5 bis 6 Jahren sein Weib, und er wurde verrückt. So geht's." Leonhard war mittlerweile mit dem Barte des Herrn Tobias fertig geworden und reichte ihm jetzt das Handtuch zum Abtrocknen. Als Herr Tobias sich abgetrocknet hatte, sagte er zu Leonhard, der sein Geschirr wieder einpackte: „Ihr gefallt mir, es soll mir lieb sein, wenn Ihr hin und wieder einen Abend bei mir verplaudern wollt. Ihr werdet bei Eurem Meister Langeweile genug haben."

5.

Zitterlein saß eines Abends mit seiner Tochter einsam in seinem Zimmer, da trat Leonhard in seinem Sonntagsrock herein und sagte: „Meister, Ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich ein wenig ausgehe; Herr Tobias, der Brauer, hat mich schon mehrere Male eingeladen." „Daran tut Ihr recht, sehr recht," versetzte Zitterlein mit Freundlichkeit. „Ihr könnt ausgehen, wann Ihr wollt, wiederkommen, wann es Euch beliebt, ich wünsche Euch viel Vergnügen." „Auch ich," setzte Agathe hinzu, die sich durch das peinliche Verhältnis gedrückt fühlte, in welchem sie sich zu dem jungen Manne befand, der in ihr Haus gekommen war und mit dem sie kein freundliches Wort reden durfte. Leonhard ging, Zitterlein aber nahm sogleich die Gelegenheit, ihr die wenigen Worte zu verweisen, die sie sich erlaubt hatte. „Siehe, liebe Tochter," sagte er, „als ich den Gesellen annahm, da versprach ich ihm 20 Gr. Wochenlohn, Essen und Trinken und die Kammer zum Schlafen. Alles dieses habe ich ihm gegeben und vollkommen gehalten, was ich ihm versprach. Freundlichkeiten aber habe ich ihm nicht versprochen und ich sehe es gerne, wenn du die deinige besser zu Rate hieltest. Es schneidet mir in die Seele, wenn du ihn ansiehst, ich möchte dich schlagen, wenn du mit ihm redest." „Ihr verlangt das Unmögliche von mir, Vater," erwiderte Agathe, „ich kann doch gegen den Gesellen nicht steif und abgemessen sein, als wenn ich von Stein wäre." „Sollst es auch nicht," unterbrach sie Zitterlein, „bewahre; wenn er dich grüßt, so dankst du ihm, wenn er sagt: es ist sehr schönes Wetter, so sagst du: ja wohl! Aber dann eilst du schnell in dein Zimmer zurück und setzest, wenn deine Zunge nicht ruhen kann, das Gespräch fort mit dem Kanarienvogel. Teuerste Tochter, wenn du wüßtest, welche entsetzliche Pein du mir dadurch ersparteſt, du würdest

gewiß alles tun, was ich von dir verlange. Wird es dir denn so schwer? Fühlst du dich nicht ebenso fest und unauflöslich an mich gebunden, wie ich mich an dich? Bist du nicht mein Fleisch und Blut? Mir kommst du vor wie ein Teil von mir selbst; was du denkst und empfindest, ist mein; ich kann mein Eigentum nicht mit einem andern teilen, und auch du, Tochter! sei überzeugt, nur meine Brust versteht das Leben, welches die deinige bewegt." Eine Träne trat dem alten blassen Mann ins Auge. Agathe warf sich in seine Arme. Plötzlich faßte er ihre beiden Hände, schaute ihr ins Gesicht und sagte: „Agathe, willst du mir etwas schwören? Willst du mir schwören, dich nie einem Manne zu ergeben?" Agathe sah ihren Vater lange an, dann legte sie ihre Hände kreuzweise vor die Brust und sprach: „Vater, ich lieb' Euch so sehr, wie jemals eine Tochter ihren Vater geliebt hat. Das weiß der allmächtige Gott, was soll ich mehr? Ihr quält mich!" „Schlaf wohl, liebes Kind," sagte Zitterlein und verließ schnell das Zimmer. Agathe stand lange regungslos, dann trat sie ans Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Der Mond schien hell und klar. Sie faltete die Hände und betete.

6.

Es gibt Menschen, die jenen Bäumen zu vergleichen sind, welche auf fremde Stämme gepfropft werden müssen, wenn sie gedeihen sollen. Auf die Art dieser fremden Stämme kommt es dann gar nicht an, sie kommen fort auf jedem, aber sie werden schlechte Früchte tragen, wenn sie sich unmittelbar aus der Erde selbst Saft und Nahrung saugen. So senken jene Menschen sich mit jeder Faser ihrer Seele in das Wesen hinein, welches sie zufällig am ersten erreichten, sei dieses ein Freund, eine Geliebte, eine Mutter oder was es sei; sie sind glücklich und sanft, aber jenes Wesen soll sich ihnen dafür auch ganz und gar zu eigen geben, und man hat es auch wohl, daß dies im vollsten Maß geschieht. Solch ein Mensch war der Barbier Zitterlein. Von Jugend auf still und verschlossen, hatte er beständig mit sich selbst gelebt, aber auch beständig eine innere Unbehaglichkeit empfunden, die er sich nicht zu erklären wußte und die er, seiner Armut halber, durch Wissenschaft, auf die sein Sehnen ging und in der er Befriedigung zu finden gehofft, nicht hatte vertreiben können. Erst spät, nachdem er längst schon seine eigne kleine Wirtschaft eingerichtet, zog die Liebe in seinem Herzen ein, als er ein anspruchsloses Mädchen fand, welches ihn mit all der Innigkeit umfaßte, deren er bedurfte; nun war ihm gewissermaßen ein neuer Sinn geschenkt, durch welchen ihm Welt und Leben auf-

gingen, in voller Bedeutung und Herrlichkeit. So lebte er manche Jahre mit ihr fort, heiter und in Frieden; sie gebar ihm eine Tochter, aber das Kind trug kaum dazu bei, sein Glück zu vermehren, denn seine Liebe war eine unteilbare, und die kleine Agathe erfreute ihn eigentlich nur dann, wenn er sah, daß sie die Mutter erfreute.

Als das Mädchen 13 Jahre alt war, brach eine hitzige Krankheit in seinem Wohnort aus. Viele wurden davon ergriffen; auch Zitterleins Tochter Agathe. Diese genas, aber die durch sie angesteckte Mutter starb, unter allen Erkrankten fast die einzige. Zitterlein versank in tiefe Schwermut, er schlich wie ein Schatten umher, er würde sich selbst den Tod gegeben haben, wenn er eine kräftigere Natur gewesen wäre; vor allem aber vermied er seine Tochter Agathe, in der er nichts mehr sah als die Todesursache seines Weibes. Das arme Mädchen war sehr bemitleidenswert in jener Periode, wo die Jungfrau sich wie ein süßes Geheimnis leise aufschließt. Wo sie der Mutter mehr wie jemals bedurfte, lag die ihrige im Grabe, und der Vater, der jene ohnehin niemals ersetzen kann, stand ihr schroff und kalt gegenüber, wie der fremdeste Mensch. Dies konnte sie nicht ertragen, sie verzehrte sich im tiefsten Schmerz, sie fiel ab und wurde krank. Zitterlein bekümmerte sich wenig um sie, er holte ihr einen Arzt, und der verschrieb ihr Tropfen. Eines Abends raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen und stand auf. Sie empfand eine wunderbare Beruhigung darin, das Grab ihrer Mutter noch einmal zu besuchen; sie hatte zum Kirchhof nicht weit und schlich sich dahin. Sie setzte sich auf dem kalten, feuchten Grab nieder, sie faltete die Hände, sie betete: Mutter, erscheine mir doch nur noch einmal und sage mir, was ich meinem Vater getan habe, daß er mich haßt! Da fühlte sie sich plötzlich heftig umschlungen, ihres Vaters Stimme rief: „Vergib mir, Tochter, vergib mir!“ Seine heißen Tränen benetzten ihre Wangen. Er führte sie nach Hause, er setzte sich an ihr Bett, er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten. Einmal faßte er ihre Hand und sagte: „Agathe, der Satan hat mich verblendet, daß ich heute zum ersten Male sehe, daß deine Mutter mir in dir noch immer nah ist. Spricht nicht ihre Treue und Milde aus deinen Augen? Ist es nicht ihre Stimme, die so holdselig aus deinem Munde tönt? Agathe, ich bin von heute an dein Vater, sei du meine rechte Tochter!“

7.

Eines Morgens, als Leonhard eben aus seiner Kammer trat, hörte er einen schweren Fall, wie vom Boden herunter

Erschreckt sprang er hinzu und fand Agathe ohnmächtig und blutend auf dem Hausflur liegend. Sie hatte auf der Treppe einen falschen Tritt getan und war diese heruntergestürzt. Leonhard hob sie schnell auf, er war ganz blaß geworden und hielt sie noch in seinen Armen, als Zitterlein herzugeeilt kam. Ohne sich um den Zustand Agathes zu bekümmern, fuhr dieser den Gesellen mit rauhen Worten an: „Was soll's? Wer hat Euch gerufen?“ Dieser erwiderte ihm im heftigsten Unwillen: „Was ich in diesem Augenblick getan habe, ist so natürlich, daß Ihr toll sein müßt, wenn Ihr etwas Auffallendes darin finden könnt. Ihr solltet, statt mich zu schelten, den Schnepper holen; seht Ihr nicht, wie Eure Tochter bleicher und bleicher wird, wie sie ganz zusammensinkt?“ „Gebt mir meine Tochter und holt Ihr den Schnepper,“ antwortete Zitterlein; „sie hätte vorsichtiger sein sollen, dann würde sie Eurer Hilfe nicht bedurft haben.“ Dabei riß er mit Ungestüm Agathe aus Leonhards Armen. Dieser eilte schnell fort und holte den Schnepper. „Haltet ihren Arm,“ rief er Zitterlein zu, nachdem er zurückgekehrt war, „daß ich die Ader nicht verfehle.“ Zitterlein tat es und zum erstenmal durfte Leonhard des Mädchens weiche, warme Hand berühren. Die seinige zitterte merklich, und als er am Ende die Ader öffnete, hatte er es wohl mehr dem Glücke als seiner Geschicklichkeit zu danken, daß er die rechte traf. Ihr helles, rotes Blut strömte; er schaute zugleich mit Wollust und Grausen hinein in den rinnenden Strahl. Bald öffnete sie die Augen und blickte ihn freundlich an, als sie ihn so ängstlich um sich besorgt sah. Zitterlein, ohne sich weiter um Leonhard zu kümmern, führte sie sogleich ins Wohnzimmer, um sie dort selbst zu verbinden; sie aber wendete sich an der Tür um und sagte: „Ich danke Euch, lieber Leonhard, für Eure Hilfe.“ Leonhard kehrte mit sehr gemischten Gefühlen in seine Kammer zurück. Das feindliche Entgegentreten des Alten hatte ihn besonders heute im tiefsten verletzt, aber zugleich war ihm Agathe noch niemals in einem solchen Lichte der Schönheit aufgegangen, wie eben heute. Er verhehlte sich nicht länger, daß er eigentlich nur ihretwegen über acht Wochen bei seinem unheimlichen Meister ausgehalten hatte; er fühlte das Erwachen einer rasenden Leidenschaft für sie in seiner Brust, die er bekämpfen zu müssen glaubte, und wie es denn die Art und Weise des Menschen ist, in solchen Augenblicken gerade denjenigen Entschluß zu fassen, dessen Ausführung mit dem größten Opfer verbunden sein würde, — er entschloß sich, die Arbeit bei seinem Meister aufzugeben und es ihm noch an demselben Abend zu sagen. Als seine Geschäfte beendet waren und die Dämmerung anbrach, ging er in das Wohnzimmer. Zitterlein war nicht da,

aber Agathe sagte ihm, der Vater werde bald nach Hause kommen und nötigte ihn zum Bleiben. Er setzte sich ans Fenster. Agathe nahm zum erstenmal Gelegenheit, ihn zu fragen, wie es ihm in dem Orte gefalle; sie setzte hinzu, daß der Sommer nicht ganz so langweilig verstreiche wie der Winter und daß die Kirmse gewiß auch ihn in den Wirbel munterer Tänze hineinreißen werde. „Dies," antwortete Leonhard, indem er aus dem Fenster sah, „wird schwerlich geschehen; ich denke in der nächsten Woche weiter zu wandern und will dies Eurem Vater nach Handwerksgebrauch noch heut sagen." Agathe wurde sichtlich erschreckt, als sie das hörte. „Das tut mir sehr leid, daß Ihr unser Haus so bald wieder verlassen wollt." Es tat Leonhard unendlich wohl, als er diese Worte aus Agathes Munde vernahm. Er schaute sie an. Sie stand in Gedanken, dann trat sie auf ihn zu und sagte mit bittender Stimme: „Tut's nicht! Betrachtet meinen Vater wie einen Kranken, habt Geduld mit ihm, ich will ihn bitten, freundlich gegen Euch zu sein. Freilich, setzte sie leise hinzu, hab' ich ihn schon oft genug gebeten." „Habt Ihr, Agathe, habt Ihr wirklich?" fragte der Jüngling. „Gewiß," antwortete Agathe und errötete. Da faßte er ihre Hand und sagte: „Agathe, bist du mir gut?" Agathe schwieg, aber sie ließ ihm ihre Hand. Die Tür ging auf, sie wollte ihm die Hand entziehen. Leonhard fragte noch einmal: „Agathe, bist du mir gut?" „Ja, ja," antwortete sie, „aber laßt mich los, der Vater kommt ja!"

8.

Es war ein kalter, stürmischer Abend; es schneite heftig. Zitterlein saß mit seiner Tochter und seinem Gesellen zu essen, als die Tür langsam aufgemacht wurde. Agathe ging hinaus, um zu sehen, wer da sei; die Stimme eines alten Weibes wurde vernommen, welches dringend um ein Nachtlager bat. Zitterein wollte gerade aufstehen, als Agathe mit der Fremden ins Wohnzimmer trat. „Vater," sagte sie, „hier ist eine arme alte Frau, die fast erstarrt ist und kein Obdach zu finden weiß. Ich hlabe ihr versprochen, daß sie bei uns bleiben soll." „Ich will ihr lieber einige Groschen geben," antwortete Zitterlein, „damit kann sie ins Wirtshaus gehen." Die Alte unterbrach ihn: „Stoßt mich nicht wieder in die gräßliche Kälte hinaus, gönnt mir einen Platz hinter Eurem warmen Ofen, ich will mich mit dem frühesten wieder aufmachen." Zugleich setzte sie sich mit der Zigeunern und reisenden Hausierweibern, zu welch letzterer Klasse sie zu gehören schien, eigentümlichen Zudringlichkeit auf die Ofenbank, schob den Korb, den sie auf dem Rückeu getragen und gleich beim Eintritt ins Haus heruntergenommen hatte, vor sich hin und

nahm einige zusammengebettelte Lebensmittel heraus, bei welcher Gelegenheit auch ein altes Spiel Karten zum Vorschein kam. Als Zitterlein dies erblickte, wurde er plötzlich aufmerksam. Er sagte: „Ihr seid wohl gar eine Kartenlegerin? Legt Eure Karten auf den Tisch, packt Eure Lebensmittel aber nur wieder ein, habe ich Euch einen Platz hinter meinem Ofen eingeräumt, so will ich Euch auch zu essen geben.“ „Ich danke Euch, lieber Herr,“ erwiderte die Alte und blinzelte ihn an, „und wenn Ihr kein Verächter meiner edlen Kunst seid, so sollen auch die prophetischen Blätter heute noch reden.“ Agathe hatte ihr mittlerweile einen Teller voll warmer Suppe hingesetzt und sie begann zu essen. Sie aß mit einer ekelhaften Gierigkeit. Zitterlein setzte das Gespräch mit ihr fort: „Ich bin keineswegs ein Verächter Eurer Kunst. Warum sollte das Schicksal, das sich des Mundes manches armseligen Käfers bedient, das sich den nächtlichen Uhu zum Herold ausersah, nicht auch durch das geheimnisvolle Spiel der Karten zu dem Menschen, der immer sieht und nimmer glaubt, reden? Ich weiß, was ich von Eurer Kunst zu halten habe, denn ich selbst habe einmal eine merkwürdige Erfahrung gemacht, von mir werdet Ihr nicht verspottet.“ Die Alte mischte ihre Karten, sie murmelte nicht, sie gab sich nicht das gewöhnliche Possenreißer-Ansehen und verbreitete dadurch einen größeren Schein der Wahrhaftigkeit um sich, als durch allen Hokuspokus hätte geschehen können. Sie wandte sich zu Agathe. „Tretet Ihr zuerst heran, schöne Jungfrau,“ sagte sie, „Euch steht das ganze reiche Leben noch bevor, Euch werde ich gewiß viel angenehmes zu verkünden haben, und dies kann ich so selten.“ Agathe zog auf ihr Geheiß eine Karte aus. Es war Coeur-Dame. Die Alte breitete die Karten auf den Tisch und fing an zu zählen. „Ei, ei,“ rief sie dann wie erstaunt aus, „dies übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Seht Ihr? Hier ist der Bräutigam, dort ist Geld, noch mehr Geld — will denn das kein Ende nehmen? Ich gratuliere Euch,“ sagte sie zu Zitterlein, „zu Eurem Schwiegersohn.“ Zitterlein antwortete ihr nicht, sondern sah sie fest an. „Wollt Ihr nun Euer Glück versuchen,“ rief sie Leonhard zu, „so zieht eine Karte aus!“ Leonhard tat es mit Lächeln. Die Alte wiederholte das vorige Manöver. „Die Braut, die Braut,“ fuhr sie dann mit dem Schein der Überraschung auf, „seht Ihr die Braut? Und bemerkt Ihr wohl, setzte sie mit einem vielbedeutendem Blicke auf Agathe hinzu, daß es Coeur-Dame ist?“ „Was!“ rief Zitterlein ergrimmt dazwischen. Die Alte ließ sich nicht stören. „Hier wohnen wohl lauter Glückliche,“ fuhr sie fort, „seht Ihr hier Treff-Aß und wißt Ihr wohl, daß diese Karte eine reiche Erbschaft bedeutet?“

„Alte," antwortete Leonhard, „du sorgst dafür, daß ich über Nacht angenehm träume!" Zitterlein war kreideweiß geworden. „Packt Eure Sachen zusammen," rief er der Alten zu, „es ist Zeit, zu Bett zu gehen."

9.

Agathe hatte dem alten Hausierweib frisches Öl in die Lampe gegossen, ihr Holz und Torf hingelegt, um das Feuer im Ofen damit zu unterhalten und sie dann, wie ihr Vater schon vorher getan hatte, verlassen. Die Alte, wie sie sich allein sah, horchte an der Tür, ob vielleicht noch jemand im Hause wach wäre; darauf setzte sie sich an den Tisch und zog aus ihrer Tasche ein schmutziges ledernes Beutelchen hervor, dessen Inhalt sie ausschüttete und eifrig überzählte. Dann steckte sie, mit dem Verdienst des Tages nicht besonders zufrieden, den Beutel wieder ein und fing an, zur Zerstreuung in den Karten, die noch auf dem Tische lagen, herumzublättern. Mit einmal ging die Tür auf und Zitterlein trat leise herein. „Seid Ihr noch wach, Alte?" sagte er, indem er einen starren Blick auf die Karten warf. „Ach Gott," antwortete sie und zuckte heuchlerisch die Achseln, „Sorge und Kummer sind unruhige Schlafkameraden." „Es freut mich, daß Ihr noch wach seid," fuhr Zitterlein fort, „denn ich muß Euch etwas fragen. Hört, Alte, ich hab' es wohl bemerkt, daß Ihr heute abend mit meiner Tochter und meinem Gesellen bloß Euer Spiel getrieben habt, nicht wahr? es ist so, gesteht es nur!" Die Alte wurde sehr verlegen und schielte Zitterlein von der Seite an, indes sie zugleich wie unwillkürlich die Karten durcheinander mischte. Zitterlein wurde ihre Verlegenheit nicht gewahr, sondern vertiefte sich in die magischen Blätter, die durch die knöchernen Finger des Weibes in immer veränderten Kombinationen hindurchliefen. Als die Alte dies bemerkte, fühlte sie sich ermutigt, sie zweifelte nicht länger, daß Zitterleins Glaube an ihre magischen Künste keineswegs so gering sei, als er sich den Anschein gab. Sie antwortete daher auf seine Frage nur mit einem Seufzer. Zitterlein blickte zu ihr auf, als er den Seufzer hörte. Ihm wurde unheimlich zumute und er mußte sich förmlich zusammennehmen, als er in hartem Ton zu ihr sagte: „Willst du mir nicht antworten, alte Hexe?" „Lieber Herr," antwortete die Alte, „ich bin alt und arm, Ihr habt ein Recht, mich zu schimpfen." „Vergib mir," erwiderte Zitterlein nach einer langen Pause, „vergib mir meine Härte, aber sieh mir ins Gesicht und gesteh mir, was ich ja doch schon weiß. Sieh, dein warmer Platz hinter dem Ofen soll dir bleiben und überdies geb' ich dir morgen ein gut Stück Geld, gib du

mir dann Wahrheit!“ Zitterlein ergriff ihre Hand und sah ihr, fast flehend, ins Gesicht; der Alten lief eine Regung von Mitleid durch die Seele, aber sie konnte der Lust, wenigstens einem Menschen als Repräsentantin der Geisterwelt zu erscheinen, nicht widerstehen; sie antwortete: „Ich kann Euch die geheimnisvolle Schrift nicht lehren, die von unsichtbarer Hand auf diese unscheinbaren Blätter geschrieben ist; ich kann Euch nicht einmal sagen, woher mir das seltsame Verständnis dessen kam, was Tausenden ewig dunkel bleibt, aber Gott weiß, daß ich keine Lügnerin bin.“ „Was, was,“ schrie Zitterlein laut auf, „Ihr habt meine Tochter wirklich als Braut gesehen, wirklich als Braut?“ „Dankt Gott dafür,“ entgegnete die Alte, „ich sah schon manches Mädchen als Leiche.“ „Ich sähe sie lieber als Leiche,“ antwortete Zitterlein fast tonlos und ging schnell aus dem Zimmer. Er kehrte in seine Schlafkammer zurück. In einem daran stoßenden Alkoven schlief seine Tochter. Er setzte sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf den Tisch. „Also auch verloren!“ rief er mit einem gräßlichen Lächeln vor sich hin. Auf dem Tisch lag sein Messerbesteck; er zog ein Messer heraus, es funkelte scharf und blank im Strahl der flackernden Lampe. Er stand auf und blickte auf die Alkoventür, er tat einen Schritt vorwärts, aber da warf er das Messer schaudernd zu Boden und schlug sich mit geballter Faust ins Gesicht.

10.

Agathe lag in ihrem Bett, ohne zu schlafen. Sie litt an einem großen Schmerz. Zwei Gestalten drängten sich unaufhörlich vor ihre Seele, Leonhard mit seinem treuen blauen Auge und ihr Vater, ihr armer, mit dem seltsamsten Fluche behafteter Vater. Unglückliches Mädchen, dem Tod und Leben aus einer Quelle fließen: die Liebe, die sich sonst wie ein sanfter Faden durch alle Kräfte und Bestrebungen der jugendlichen Seele schlingt und sie in holder Eintracht zusammenfaßt, ist für Dich eine rasende Petarde, die die Grundpfeiler Deiner stillen, milden Natur erschüttert und den Abgrund des Lebens vor Dir aufwühlt, statt ihn zu verschleiern. Agathe faßte einen Entschluß. Am andern Morgen trat sie zu Leonhard und sagte zu ihm: „Ihr wolltet vor einigen Wochen unser Haus verlassen und ich bat Euch zu bleiben, ich bitte Euch nicht mehr.“ Leonhard schwieg lange still, dann erwiderte er: „Agathe, ich begreife und verstehe Euch und werde gehen. Möge Euch die Kraft zuteil werden, die mir fehlen wird.“ „Ich hoffe auf Gott,“ antwortete sie. „Wohlan denn,“ sagte Leonhard und ergriff ihre Hand, „so sag' ich Euch Lebewohl! Euren Vater kann ich nicht sehen, er ist mir

zuwider, wie ein teuflisches Gespenst. Lebe wohl, Agathe." Er wollte ihr seine Hand entziehen, aber sie hielt sie fest. Er riß sich los; da warf sie sich ihm laut weinend an die Brust und rief: „Lebe wohl, lebe wohl." In diesem Augenblick trat Zitterlein aus seiner Schlafkammer. Er hatte seine Waschkanne in der Hand, wütend warf er sie nieder und ergriff Leonhard. Aber ebenso schnell ließ er ihn los und bat ihn um Verzeihung. Gegen Agathe aber ballte er die Hand. „Du! Du!" rief er mit wuterstickter Stimme und faßte sie bei den Haaren. Leonhard, als er dies sah, packte ihn bei beiden Schultern und warf ihn zur Erde. Zitterlein, mit glühendem Gesichte, ohne einen Versuch zu machen, sich an Leonhard zu rächen, stürzte zur Tür hinaus. Agathe hatte sich bleich und zusammengesunken an die Wand gelehnt. „O Gott," rief Leonhard aus, „warum bin ich in dieses Haus gekommen?" „Ja, warum, Leonhard," sagte fast tonlos Agathe. „Leb wohl, Agathe," rief Leonhard dumpf, „ich weiß nicht, wer von uns beiden der Teufel ist, ich oder dein Vater?" „Leonhard, Leonhard! Verlaß mich jetzt nicht," schrie Agathe laut auf, als jener mit raschen Schritten zur Tür ging, und fiel erschöpft zu Boden.

11.

Zitterlein aber eilte fort, als ob er aus der Hölle entflöhe. Ohne Rast und Ruhe, mit unbedecktem Kopf, schlug er den ersten besten Weg ein, der aus seinem Dorf hinausführte; er war keines Gedankens fähig und wanderte ohne Aufenthalt fort. Es war der erste heiße Märztag, die Sonne brannte und die schwere, dumpfe Atmosphäre verkündete ein Gewitter. Zitterlein gelangte bald in ein seinem Dorfe nahegelegenes Gehölz; er irrte zwecklos und planlos umher, und als die Nacht hereinbrach, zwang ihn wildes Gesträuch, sich unter einem Baum niederzulegen. Donnergeroll ertönte, schlängelnde Blitze schossen durch die Wipfel der Bäume, die unheimlich die Ouvertüre des aufkommenden Sturmes zu brausen begannen. Zitterlein hatte sich zusammengekauert; die Furcht seiner Kindheit vor den Schauern einer Gewitternacht und den Schauern eines Waldes wurde wieder lebendig in seiner Brust, und er brach in die herzzerreißenden Worte aus: „Und ich bin verbannt aus dem Hause, das ich 20 Jahre lang bewohnte, ich muß übernachten bei Schlangen und Kröten, während meine Tochter ruhig ihre Biersuppe ißt und vielleicht gar mit dem Gesellen fluchwürdige Liebesscherze treibt. O Gott, ist es denn wirklich wahr, was ich schon so lange gefühlt habe — Du bist nichts als ein wahnsinniges Traumbild und selbst die Natur ist eine Lügnerin? Baum und Blatt hält sie zusammen, aber

Menschen nimmermehr.“ Er verlor sich in diese Gedanken an die grenzenlose Abgeschiedenheit von allem, was er geliebt, gehofft und geglaubt. Seine Seele konnte sie nicht ertragen, und er fiel in einen tiefen, fieberhaften Schlaf. Aber das Bild seiner Tochter zog ihm in marternden Träumen vorüber. Er sah sie lächeln zu seinem unendlichen Schmerze, er sah sie lustwandeln mit Leonhard in einem schönen Garten, während er selbst als verachteter Bettler an der Pforte stand, er sah sie mit ihm, Braut und Bräutigam, zur Kirche wallen, überglücklich und höhnisch auf ihn, der sich in den Kreis der Zuschauer gedrängt hatte, herabsehend; die Orgel, der Chorgesang verstummte, der Prediger trat vor den Altar, er wollte die Einsegnungsworte sprechen. Da sprang er selbst, Zitterlein, mit einem gräßlichen Fluch auf die Braut zu und zog ein Messer, um sie zu ermorden; doch, er hatte das Messer ungeschickt gezogen und das Heft gegen seine Tochter gekehrt, die Klinge aber in der Hand behalten; die Tochter war unbeschädigt geblieben, sich selbst hatte er in die Finger geschnitten. Und Leonhard lachte und seine Tochter lachte, das ernste Gesicht des Predigers verzog sich zur höllischen Fratze, von der Orgel, vom Chor meckerten häßliche Stimmen herüber, seltsam gefärbte Flammen ringelten sich durch die Kirche. Aber Zitterlein ergriff mit der linken Hand das Messer und schrie: „Ich will dich doch töten — doch töten —.“

Da erwachte er; alles um ihn her war stille, nur rauschten über seinem Haupte die Bäume. Der Mond schien hell. Zitterlein schaute sich um, ob er nicht den Fußsteig, der zu seinem Dorf zurückführte, auffinden könne und als er ihn gefunden, verfolgte er ihn eilig. Der Nachtwächter rief eben zu eins, als er im Dorfe anlangte; vorsichtig, scheu, sich in die Ecken bergend, sobald er Fußtritte vernahm, schlich er die Straßen entlang. Bei seinem Hause sprang er über die niedrige Gartenhecke und nahte sich mit leisen Schritten dem Fenster, welches aus dem Schlafalkoven seiner Tochter in den Hof hinausging. Ehe er noch das Fenster erreicht hatte, zog er sein Taschenmesser hervor, dann lauschte er hinein. Eine Lampe stand auf dem Tische, Agathe saß an demselben. Sie hatte den Kopf gestützt, und ihre verweinten Augen waren auf das nämliche Fenster geheftet, hinter welchem der unglückliche Vater, über dessen Ausbleiben sie sich ängstigte, lauschend stand. Zitterlein wollte klopfen, aber ein Blick in das Auge seiner Tochter lähmte ihm die Hand; er glaubte, daß aus der Tiefe dieses Auges ihm noch ein andres Auge kalt und drohend entgegen starre, das Auge seines toten Weibes; eiskalte Schauer durchrieselten ihn. „Auch dies kann ich nicht, auch dies nicht,“ rief er aus, „bin ich denn tot?“ und mit ge-

spenstiger Eile verließ er den Garten, stürzte durch die Straßen und rannte wie am Morgen, um nicht wieder zurückzukehren.

12.

Ein volles Jahr später ging in dem Hause des Barbiers Zitterlein zum ersten Male wieder ein Festtag auf. Agathe und Leonhard wandelten Hand in Hand zur Kirche, der Prediger legte ihre Hände zusammen und rief auf diejenigen, die den Segen des verschollenen Vaters entbehrten, den Segen Gottes herab. Agathe stürzten die hellen Tränen aus den Augen, als der würdige Geistliche sie mit ergreifenden Worten ermahnte, sich nun endlich dem heitern Genuß der Gegenwart hinzugeben und nicht mehr unter den Gräbern der Vergangenheit zu nachtwandeln. Als sie nach Hause kamen, fiel sie Leonhard weinend um den Hals. „Ach," rief sie aus, „mir ist, als hätten wir in diesem Augenblick eine schwere Sünde begangen." Leonhard führte sie sanft zu einem Stuhl und erwiderte nichts; er stellte sich ans Fenster und sah gedankenlos hinaus. Ihm war, als müßte er sich verfluchen, weil er ihren Schmerz nicht genug geehrt und sie in wilder Begier zu einem Schritt beredet hatte, der sonst wohl menschlich und rein war, diese zarte Natur aber ins Verderben stürzen mußte. Doch Agathe, als sie diese Bewegung bemerkte, die in seinem Innern vorging, trat auf ihn zu und sagte: „Mein Leonhard, sei ruhig, wir dürfen nur einen Gedanken haben: Gott!"

13.

Friede, Friede,
Ach, für Müde
Welch ein süßer Klang:
Wenn ich dich nur nenne,
Mein' ich, ich erkenne
Deinen leisen Gang,
Fühle deinen Odem,
Der mich sanft umspielt
Und den Schmerz beschwichtigt,
Der mein Herz durchwühlt!
Friede, Friede,
Ach, du süßer Klang!

„Noch einmal, noch einmal," rief ein armer alter Mann in ganz zerlumptem Rock, dem die Tränen über die Wangen flossen. Aber der Orgelspieler, der dieses Lied an einem stillen Abend auf dem Marktplatz zu F. ableierte, musterte beim Schein der Laterne die Gesichter seiner Zuhörer, und als er bemerkte,

daß sein rührender Hymnus diese gelangweilt hatte, kehrte er sich wenig an jenes da capo des gerührten Bettlers, sondern begann die gar grausige Romanze:

Es war ein Mädchen, stolz und schön,
  Doch nimmer zur Liebe geneigt,
Es kam manch blühender Freiersmann,
Doch keiner von allen erlangen kann,
  Daß sie sich freundlich bezeigt.

Da klopft es einmal um Mitternacht
  An Mägdleins Fensterlein an,
Es war ein Jüngling in dunkler Nacht,
Sie zittert, doch hat sie ihm aufgemacht,
  Als wär's ihr eigener Mann.

Er schließt sie stumm in den dünnen Arm,
  Er raubt ihr Kuß auf Kuß,
Sie weint, doch kann sie nicht widersteh'n,
Sie glaubt in Ketten und Banden zu geh'n,
  Er schreitet zum letzten Genuß.

Er legt sie schweigend aufs weiche Bett,
  Sie wehrt ihm mit keinem Laut,
Und als er sein frevelhaft Tun vollbracht,
Da ruft er höhnisch: „Gut Nacht, gut Nacht,
  Du bist des Teufels Braut!"

Als der Orgelspieler geendigt hatte und das alte Weib, welches neben ihm stand, mit ihrem Teller herumging, drängte der Alte sich durch die Menge; wahnsinnig, mit fast starrem Gesicht griff er nach der Hand des Orgelspielers und rief: „Ich bitte Euch, sagt mir um Gottes willen, ist das wahr? Hat sich das ereignet?" Der Orgelspieler erwiderte nichts, er schaute den Alten verwundert an, aber das alte Weib, welches die seltsame Frage ebenfalls gehört hatte, kehrte sich um und sagte mit ihrer unangenehmen, krächzenden Stimme: „Allerdings hat sich dies gewiß und wahrhaftig zugetragen in der Schweiz, in dem Lande, wo die hohen Berge und die tiefen Abgründe sind und wo die arme Jungfrau noch sitzen soll, zu Eis erstarrt auf einer der höchsten Alpenspitzen. Was in unsern Liedern steht, ist alles wahr." Zitterlein — eben dieser war der Bettler — fühlte sich wie von einem Todespfeile getroffen, als er die Stimme des alten Weibes vernahm; sie war ja die Zigeunerin, die er einst

in seinem Hause beherbergt und die ihm sein grauenhaftes Schicksal vorausgesagt hatte. Er wagte nur einen Blick in ihr gelbes, schmutziges Gesicht und als er sah, daß sie die häßlichen, vertrockneten Lippen bewegte, eilte er mit schnellen Sprüngen von dannen, denn es schien ihm, als ob eine ganze Legion böser Geister in ihren stechenden Augen laure und als ob sie jetzt im Begriff wäre, ihn zu ermorden durch gräßliche Worte.

Er setzte sich nieder auf eine Bank, die in einer öffentlichen Allee stand; der einförmige Orgelklang und die Romanze des Orgelspielers, die er vor einem andern Hause wiederholte, schollen gespenstisch zu ihm hinüber. Aber, als er sie noch einmal gehört hatte, war es ihm, als wäre er selbst, die Welt, alles, was ihn umgab, verwandelt, als dürfe er einen tiefen Blick tun ins innerste Getriebe des Lebens. Fromme Gefühle des Glaubens, ja sogar der Sehnsucht und Hoffnung erwachten in ihrer Brust; er blickte zu den ewigen Sternen auf und es war ihm, als rief der kühle Nachtwind, der seine glühende Wange streifte, ihm zu: „Es waltet ja doch ein Gott, der die armen Menschen und auch dich lieb hat, und ihre Wunden gerne heilte, aber der Teufel ist mächtiger als er, fühlst du das denn nicht?" — „Ja, ich fühle es," rief Zitterlein aus, „vergib mir, du gütiger Gott, daß ich mich so grausam an dir versündigte! Ich fühl' es auch, daß meine arme unglückliche Tochter unschuldig ist — der Teufel hat sie, wie jene Jungfrau in der Schweiz, in Bande geschlagen, und was vermag menschliche Kraft gegen diesen? O ich Tor, der ich dies nicht längst empfunden, der ich es nicht einmal geahnt habe, als ich mit ruhelosen Mordgedanken vor ihrem Fenster stand und eine unsichtbare Macht mich abhielt, die gräßliche Tat zu vollführen! Mein Gott war mir nah. Heil mir, daß ich ihn jetzt erkenne." Der Orgelspieler ging mit der Alten an ihm vorüber. Zitterlein nahm den letzten zusammengebettelten Groschen aus der Tasche; er drückte ihn der Alten in die Hand und sagte: „Vergebt mir die Sünde, die ich heute abend an Euch begangen habe; Ihr wart mein Engel und ich konnte Euch für einen Dämon halten. Aber der Teufel hatte mit mir sein Spiel." „Was ist das für ein Mensch?" fragte der Orgelspieler seine Begleiterin, indem sie weitergingen. „Ein Verrückter," antwortete die Alte und lachte. Zitterlein hörte diese Worte und erstarrte. „Bin ich ein Verrückter?", fragte er und schwieg dann, als ob er von sich selbst die Antwort erwartete. „Aber nein, nein," rief er nach einer Pause, „ich bin verrückt gewesen, darin mag die Alte recht haben, vollkommen recht, doch jetzt erkenn' ich ja meinen Gott und weiß, was ich tun muß."

14.

Agathe saß eines Abends am Tische und strickte. Sie wartete auf ihren Mann. Da ging die Haustür und ehe sie vom Stuhl aufstehen konnte, wurde auch die Stubentür aufgemacht. Ein alter Mann in zerrissenem Rock trat herein. Agathe schrie laut auf: „Mein Vater!“ „Dein Vater, liebe Agathe,“ antwortete Zitterlein, „den du gewiß nicht vergessen hast!“ Dabei setzte er sich auf einen Stuhl. Agathe schaute ihn an; sie konnte für die Gefühle, die sie bestürmten, keine Worte finden. „Du bist verheiratet, liebe Tochter?“ fuhr Zitterlein fort, „ich hörte es eben und hatte es erwartet.“ „Ja, Vater,“ sagte Agathe und senkte die Augen zu Boden. „Fürchte keine Vorwürfe,“ begann Zitterlein nach einer Pause, „du konntest nicht anders, du fühltest bloß die Schlingen, aber du kanntest den nicht, der sie dir legte!“ Durch diese Worte wurden die Hoffnungen, welche in Agathes Brust bereits erwacht waren, völlig wieder zerstört. Sie seufzte tief. „Aber ich zittre gar nicht für dich,“ sagte Zitterlein mit Zuversicht, und ein letzter Anflug von Röte kehrte auf seine Wangen, „denn du bist auf ewig geschieden von deinem furchtbaren Verführer in dem Augenblick, wo ich dir ihn nenne. Fürchte dich nicht, liebe Tochter, Gottes Gnade ist unendlich. Du bist des Teufels Weib.“ „Vater,“ rief Agathe und starrte ihn an in sprachlosem Entsetzen. „Des Teufels Weib,“ wiederholte Zitterlein ruhig, „aber nun komm', meine Tochter, nun komm' mit mir, daß nicht Leib und Seele verloren gehen, hier zeitlich und dort ewiglich.“ In diesem Augenblick trat Leonhard in die Stube. Zitterlein stürzte wütend auf ihn zu, aber, nachdem er einige Schritte vorwärts getan, stand er plötzlich still, als ob er sich besonnen hätte. Er bekreuzigte sich schnell und rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, hebe dich weg, Satan!“ Leonhard, den Zitterlein erst jetzt erkannte, blieb regungslos an der Tür stehen, er wußte nicht, ob er träume oder wache. „Siehst du,“ rief Zitterlein seiner Tochter zu, „siehst du, daß er nicht näher treten darf?“ Er trat dicht vor Leonhard hin und sagte, „Dein Grinsen, dein Zähnefletschen erschreckt mich gar nicht, obgleich die menschliche Larve, die du angenommen hast, es nur schlecht verbirgt. Im Namen des Gekreuzigten, der die Hölle überwand, hebe dich fort von hier!“ Agathe warf sich auf die Knie nieder und betete mit lauter Stimme zu Gott, daß er ihrem Vater die verwirrten Sinne erhellen möge. „Was betest du, Agathe?“ fragte Zitterlein sie und schauerte zusammen. Ein Kind schrie. Agathe stand auf und ging zur Wiege. „Ein Kind, Agathe,“ sagte Zitter-

lein, „hast du ein Kind?“ „Ja, Vater, seht mein Kind,“ antwortete Agathe ihm und nahm das kleine holde Wesen aus der Wiege, dem noch der süße Traum um die Wange spielte, aus dem es eben erwacht sein mochte. „Ein Kind,“ wiederholte Zitterlein fast tonlos und wandte den Blick von Leonhard ab, der sich noch immer an die Tür lehnte, verloren in den unermeßlichen Jammer. „Ein Kind! Ewige Natur!“ wiederholte Zitterlein noch einmal und schaute dem Kind ins Auge. Das kleine Kind erschrak vor dem fremden wilden Manne, dessen Blicke es zu durchbohren suchten. „Ein Kind, wie andere Kinder,“ sagte Zitterlein dumpf vor sich hin, „keine höllische Flamme im Blick, keine satanischen Züge, und Kinder kommen von Gott! Bin ich denn verrückt? — — Ja, ja, ich bin verrückt, die Alte sagte es ja auch! Schickt mich ins Irrenhaus!“ Ohnmächtig sank er zu Boden. —

Anna.

1836.

„Himmel blau und mild die Luft,
Blumen voll von Tau und Duft,
Und am Abend Tanz und Spiel,
Das ist mehr als allzuviel!“

Lustig sang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während sie zugleich aufs fleißigste mit Reinigung der Küchen- und Milchgeschirre beschäftigt war. Da ging im gründamastenen Schlafrock der Freiherr von Eichenthal, in dessen Diensten sie seit einem halben Jahre stand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. „Was soll das Gejohle — herrschte er, indem er vor ihr stehen blieb, ihr zu — Sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann!“ Anna erglühte über und über, sie erinnerte sich, daß der gestrenge Herr sie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, sie hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrückend, nach einer weiß-

porzellanenen Suppenterrine und ließ diese, in heftigem Kampfe mit der ihr eigenen Unerschrockenheit begriffen, zu Boden fallen. Das kostbare Geschirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts getan hatte, kehrte zornglühenden Gesichts um. „Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will Sie Tuckmäuserin an meiner Mutter Küchengerätschaften Ihr Mütchen kühlen, weil Ihre Verstocktheit es Ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie sich's geziemt?" Und damit gab er ihr rechts und links, scheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während sie ihn erstarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja fast der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkürlich gegen die Brust drückend, ansah. Aus diesem an Ohnmacht grenzenden Zustande wurde sie erst durch das spöttische Gelächter des Kammermädchens Friederike erweckt, die, gefälliger wie sie, es sich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüstern tändelnd sie in die Wangen kniff und mit ihren Locken spielte. Höhnisch schaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu: „das gibt guten Appetit für die Kirmse, Jungfer Männerscheu." Der Freiherr aber stemmte laut lachend die Arme in die Seite und sagte: „lass' Sie sich das Gelüste nach Tanz und Spiel nur vergeh'n; ich nehme die von meiner Mutter erteilte Erlaubnis zurück, Sie soll das Haus hüten." „Gibt's denn heute nichts für sie zu tun? fuhr er mit sich selbst ratschlagend fort. Friederike flüsterte einiges. „Richtig — rief er überlaut — sie soll Flachs hecheln, bis spät in die Nacht, hört Sie's?" Anna in gänzlicher Verwirrung nickte mit dem Kopf und sank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich instinktartig ein messingenes Gefäß und begann, während ihr die Tränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen drangen, es blank zu scheuern. Da ging der Gärtner, der ihr, frisch und blühend, wie sie war, längst, aber vergebens nachgestellt und den vorigen Auftritt von ferne angesehen hatte, an ihr vorbei, grüßte sie und fragte höhnisch, wie's ihr gehe. „O, o!" stöhnte sie krampfhaft zusammenzuckend, sprang auf und packte den hohnsprechenden Buben bei Brust und Gesicht. „Rasende!" rief er erschreckend und stieß sie, sich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte sie selbst nicht, was sie getan, starrte ihm nach mit weit aufgerissenen Augen, dann, wie sich besinnend, ging sie wieder an ihre Arbeit, die sie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufseufzend, fortsetzte, bis man sie mittags zum Essen in die Küche rief. Hier sah sie sich empfangen von lauter schadenfrohen Gesichtern und von mehr oder minder unterdrücktem Gelächter und Gekicher, welches, da sie mit brennenden Wangen

auf ihren Teller niederblickte und zu allen reichlich vorgebrachten Anspielungen kein Wort sagte, immer stärker und rücksichtsloser ward. Die Mägde, teilweise schon im Putz, neckten sich in unverkennbarem Bezug auf sie gegenseitig mit den Liebhabern, die sie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnasige Küchenjunge, durch Großknecht und Kutscher mit Augenzwinkern zu dieser Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rotgeblümte Schürze, so wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zu Weihnacht geschenkt, leihen dürfe; sie werde ja in der Flachskammer diese Sachen entbehren können, und er hoffe, sich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube", rief sie aus mit blassen, bebenden Lippen, „ich will dir, wenn du krank liegst und von niemandem beachtet wirst, keine Milchsuppen wieder kochen" schob ihren Teller zurück und ging, die leeren Wassereimer ergreifend, um sie, wie es ihr zukam, frisch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui," sagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienste seines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es ist unrecht, der Dirne Essen und Trinken durch gallige Reden zu verderben!" „Ei," versetzte der Gärtner, „der schad'ts nicht, sie ist so hochmütig, seit der Friedrich, der dünnleibige Speichellecker, hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebissen hätte!" „Hochmut kommt vor dem Falle!" sagte Liese, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blick auf den phlegmatischen Großknecht, „wißt ihr, daß sie sich schnürt?" „Warum auch nicht hochmütig," sagte der Kutscher, „ist sie doch des Schulmeisters Tochter!" Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Gesicht in die Küche. „Ist die Anna nicht hier — fragte sie, sich die Stirn mit dem seidenen Taschentuche trocknend — der gnädige Herr hat sich eben zu Bett gelegt, er war sehr spaßhaft — hier hustete sie, weil die anderen sich mit bedeutenden Blicken ansahen und lachten — und ich soll ihr sagen, daß sie gleich mit dem Flachshecheln beginnen und — dies setzte sie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen soll!" „Ich will's ihr schon ausrichten, „Rike!" versetzte Liese. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die sich nicht auch schnürt?" fragte der Großknecht. „Pst! Pst!" wisperte Johann und klimperte verlegen mit seiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Wasser in die Küche. „Anna — begann Liese geschäftig — ich soll dir sagen" — — „Ich weiß schon Bescheid — erwiderte Anna trocken im festen Tone — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüssel zur Flachskammer?" „Drüben am Nagel!" versetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna,

gelassen, weil im Innersten zerschlagen, nahm den Schlüssel und ging, während die übrigen sich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Dreigroschenspiegel den Anzug zu vollenden, hastig in die Flachskammer, deren Fenster auf Schloßhof und Landstraße hinausgingen. Sie setzte sich, das Gesicht gegen die Fenster gewendet, sodaß sie alle Fröhlichen, die aus dem Dorfe auf die Kirmse zogen, sehen und ihre munteren Gespräche hören konnte, an die Arbeit, die sie in dumpfer Emsigkeit begann, und wenn sie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten versank, doch sogleich aus diesem, wie vor Schlangen- und Tarantelstich schreckhaft auffahrend, mit verstärktem, ja unnatürlichen Eifer fortsetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags stand sie von ihrem niedrigen harten Blockstuhl auf, und zwar als ihr Mitgesinde auf bequemem, von raschen Pferden gezogenen Leiterwagen den Schloßhof hinunterjagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verspottung, setzte sie sich wieder nieder und trank, obwohl sie in all der Hitze und all dem Staub durstig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmählich hereinbrach, ging sie, ohne sich die wild ums Gesicht herunterhängenden Locken zurückzustreichen, in die Küche, wo sie, auf Brigittes freundliche Einladung, dort zu bleiben und eine leckere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mir ihr zu verzehren, nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkasten nahm und sich dann mit diesem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind schützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, so klopfte es bei ihr ans Fenster, und als sie die Tür öffnete, trat Friedrich, über und über schwitzend, mit Hast herein. „Ich muß doch sehen — sagte er fast außer Atem und sich die Weste aufreißend — sie flüstern allerlei!“ „Du siehst!“ erwiderte Anna schnell, dann aber stockend und steckte ihren Busenlatz, der sich etwas verschoben hatte, fest. „Dein Herr ist ein Hundsfott!“ brauste Friedrich auf und knirschte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ sagte Anna. „Ich möcht' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es ist entsetzlich!“ „Wie heiß bist du“ — sagte Anna, indem sie sanft seine Hand faßte — „hast du schon getanzt?“ „Wein hab' ich getrunken, fünf, sechs Gläser,“ versetzte Friedrich — „komm, Anna, zieh dich an, du sollst mit, jedem Teufel zum Trotz, der sich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ sagte Anna. „Ja doch,“ fuhr Friedrich auf und legte seinen Arm um ihren Leib, „doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiderte Anna leise, ihn innig umschlingend. „Du sollst, ich

will's," rief Friedrich und ließ sie los, Anna ergriff, ohne etwas zu antworten, die Hechel und sah vor sich nieder. „Willst du oder nicht?" drängte Friedrich und trat dicht vor sie hin. „Wie könnt' ich?" entgegnete Anna, indem sie, ihm vertrauensvoll in die Augen sehend, ihre Hand aufs Herz legte. „Gut, gut," rief Friedrich, „Du willst nicht? Gott verdamme mich, wo ich dich wieder seh'!" Wie rasend stürzte er fort. „Friedrich" — schrie Anna ihm nach — „Bleib doch, bleib einen Augenblick, horch, wie der Wind braust!" Sie wollte ihm nacheilen, da streifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz gestellte Licht, es fiel herunter und zündete den schnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauscht, zwang sich, wie dies in solchen Augenblicken wohl geschieht, ein Lied zu singen, während er in die sehr unfreundlich gewordene Nacht hinausschritt; in wilder Lustigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!" seufzte sie aus tiefster Brust. Da erst bemerkte sie, daß die Kammer schon halb im Feuer stand. Mit Händen und Füßen schlagend und tretend warf sie sich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegenschlugen und sie selbst verletzten. Dann rief sie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Hallo — „Ei, was lösch' ich, laß! laß!" und eilte, die Tür mit Macht hinter sich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einschlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wiese, die zunächst an den Garten stieß, sank sie kraftlos, fast ohnmächtig zusammen und drückte laut stöhnend ihr Gesicht ins kalte nasse Gras. So lag sie lange Zeit. Da ertönten dumpf und schrecklich von nah und von fern die Not- und Feuerglocken. Sie richtete sich halb auf, doch sah sie sich nicht um, aber über ihr war der Himmel blutrot und voll von Funken; eine unnatürliche Wärme verbreitete sich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrause des Windes, Geprassel der Flammen, Wehklage und Geschrei. Sie legte sich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob sie schlafen könne, doch schreckte sie im nächsten Augenblick aus diesem, dem Tode ähnlichen Zustande die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen einer ausrief: „Herr Jesus, es brennt schon im Dorf!" Jetzt mit Riesenkraft raffte sie sich zusammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schlosses stoßende Dorf hinunter, wo die leicht Feuer fangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufschlugen. Immer gewaltiger erhob sich der Wind; die meisten Einwohner, Kinder und alte, schwächliche Personen ausgenommen, waren über vier

Meilen entfernt auf der Kirmse; die elenden Feueranstalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch wenn die nötige Mannschaft zur Stelle gewesen wäre, nur eitlen Widerstand leisten können; es fehlte sogar, denn der Sommer war ungewöhnlich trocken, an Wasser. Unglück, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher und schrie: „Ach Gott, ach Gott! mein Schwesterlein?“ und wenn man ihn fragte: wo ist deine Schwester? so begann er, als ob er, jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage nicht verstanden hätte, von neuem sein Entsetzen erregendes Geschrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden ihr Haus zu verlassen; sie jammerte: „meine Henne, meine arme kleine Henne,“ und in der Tat war es rührend anzusehen, wie das Tierchen in dem erstickenden Rauche ängstlich von einer Ecke in die andere flatterte, und sich dennoch, weil es in besseren Zeiten gewöhnt sein mochte, die Schwelle nicht zu überschreiten, von seiner Herrin selbst nicht durch die offene Tür ins Freie hinaus scheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, schreiend, sich die Brust zerschlagend, dann wieder lachend, stürzte sich in jede Gefahr, rettete, löschte, und war allen andern zugleich Gegenstand des Erstaunens, der Bewunderung und unheimliches Rätsel. Zuletzt, als man in allgemeiner Kleinmütigkeit selbst die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um sich griff und das ganze Dorf mit der Einäscherung bedrohte, Einhalt tun zu können, sah man sie in einem brennenden Hause auf die Kniee sinken und mit gerungenen Händen zum Himmel emporstarren. Da rief der Pfarrer: „Um Gotteswillen, rettet das heldenmütige, brave Mädchen, das Dach schießt herunter!“ Anna, seine Worte hörend, bleckte ihm, noch immer auf den Knieen liegend, mit einer Gebärde des heftigsten Abscheus die Zunge entgegen und lachte ihn wahnsinnig an. In diesem Augenblick erschien Friedrich, der sie nur kaum in der entsetzlichen Todesgefahr erblickte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das dem Einsturz drohende Haus zustürzte. Sie aber, ihn sogleich gewahrend, sprang erschreckt auf und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —.“ Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte sie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die schon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauses führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu stark vom Feuer versehrt, brach unter ihr, zugleich aber schoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei, dann ward's still. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und stieß ihn, bevor

der Freiherr sich seiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rücklings zu Boden schlug, dann ließ er die Bauern, die sich auf Befehl des Schulzen seiner Person zu bemächtigen suchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was sich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutt hervorzusuchen und sie auf dem Schindanger zu verscharren. Dies geschah.

Pauls merkwürdigste Nacht.

1837.

Die Uhr schlug eben neun. Paul saß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tische und las eine Räubergeschichte, in deren Besitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er sie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müssen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfschüttelnd zurück; als guter Hauswirt wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieser hielt noch immer einige Wärme fest. Zu seinen Füßen, träge in einen Knäuel zusammengerollt und laut schnarchend, lag sein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der sein Fett weniger der Freigebigkeit seines Herrn als seiner diebischen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig interessierte, oder wenn er in die spärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöschen drohte, ein paar Tropfen Öl gießen mußte, so bückte er sich wohl zu dem Hund nieder, ließ denselben, vielleicht weil er ihn um seinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künste machen, Schildwache stehen oder den unfreiwilligen Toten spielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für seine Folgsamkeit. Die Uhr schlug halb Zehn. Paul stand auf, um sich zu entkleiden, da klopfte es ans Fenster. „Komm herein," rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermutend, der ihn necken wolle, „dann kannst du hinaussehen!" Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Ärgerlich blies Paul die Lampe aus und schlug sein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul,

„was willst du denn so spät?“ Verdrießlich suchte er sein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Türe. „Du mußt noch zur Stadt,“ sagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tisch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu tun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müssen!“ „Das ist nicht dein Ernst!“ versetzte Paul und schaute seinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er besorgte bei Tage für das Amt, wo sein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Lust, statt zu Bette zu gehen, im Finstern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie sollte es nicht mein Ernst sein!“ entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick ist zu verlieren!“ „Spute dich, Paul!“ rief die Mutter, die einer Erkältung halber schon seit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zustatten, denn morgen ist Markttag!“ „Such' dir einen andern Boten,“ sagte Paul nach einer Pause halb leise, „ich gehe nicht!“ Der Bruder, der sich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienst zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du sollst!“ rief er mit Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch nachts bei der Hand sein!“ „Tu', was du willst!“ erwiderte Paul mit großer Ruhe: „es sollte mich wundern, wenn du mich so weit brächtest.“ Er trat an den Tisch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen schweren Blick auf den Bruder. Dieser schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu dir schicken!“ und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er den Umfang seiner Macht nicht kannte; er vertrat seinem Bruder daher den Weg und sprach: „Franz, sei nicht unvernünftig, du würdest es eben so wenig tun, wie ich!“ Jetzt regte sich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!“ rief sie zornig, „wem gleichst du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, so alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommst vor Faulheit um!“ „Faulheit?“ versetzte Paul ärgerlich und stellte seine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen lassen, vor das Fenster, „als ob's Faulheit wäre!“ „Was ist es denn?“ fragte der Bruder. „Das weißt du recht gut!“ erwiderte Paul und stützte, sich niedersetzend, den Kopf auf den Tisch. „Erst neulich stand eine Mordgeschichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann sagte er: „Paul, sei kein Narr! sieh auf deine kahle Jacke und tröste dich! Dich wird niemand umbringen; denn daß du nichts in der Tasche hast, das sieht dir jeder an.“ „Haben sie,“ entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angst, „nicht

einmal einen ums Hemd kalt gemacht?" Dabei zog er seine Jacke aus, um mit Tat und Wort zugleich gegen das ihm zugemutete Heldenstück zu protestieren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; sie richtete sich, ohne etwas zu sagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erst sah, daß Paul im stillen Anstalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Brust, schüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre dich, ob du willst oder nicht!" „Ich will!" sagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!" Dann kehrte er sich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du bist an meinem Unglück schuld! Der Mond ist nicht einmal ordentlich durch!" Tränen stürzten aus seinen Augen, doch sagte er jetzt kein Wort weiter, sondern zog schweigend und schnell die schon abgelegte Jacke wieder an, setzte die Mütze auf, steckte Tabakspfeife und Brief in die Tasche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Tür. Eine kurze Weile machte er nur sehr langsame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann setzte er sich mit einem Fluch in seinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landstraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgesondert liegenden Hause vorbei, welches als eine Diebesherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe samt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei," dachte Paul, „sind, wo sie sein sollen, so will ich mich beruhigen!" und schlich sich mit leisen, leisen Schritten unter die erleuchteten Fenster, die nur schlecht mit einigen zerrissenen Schürzen verhängt waren und den Blick ins Innere gestatteten. Die Diebsmutter saß am Ofen und spann, zwei ihrer Söhne spielten Karten mit einem berüchtigten Herumstreifer, einem Musikanten, der dritte war nicht sichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von dessen Gesicht man nichts erkennen konnte, als den starken schwarzen Backenbart, der sich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hans ist nicht zu Hause," dachte Paul, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der erste sein, der mir unterwegs begegnet!" Er lauschte wieder hinein. „Wie grimmig der rothaarige Marquardt aussieht!" sagte er und wußte nicht, daß er seinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was sind sie alle beide gegen den Hans!" Ein Geräusch entstand, vorsichtig zog Paul sich zurück und setzte seinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, seine Kette schüttelnd, bellte ihn an, „Belle nur zu!" rief Paul kühn und schwang seinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Tor ist!" fuhr er nach einer Pause fort; „sonst fürchte ich mich

wie ein Kind vor Hunden, jetzt möchten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menschen!“ Nun befand er sich auf der Landstraße. Wie eine ungeheure Riesenschlange dehnte sie sich mit den unheimlichsten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war still, so totenhaft still, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Frost sein kann; der Mond spielte Versteckens mit den Wolken und schien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finsternis begraben; nur hier und da brannte in einem Hause noch ein trübes Licht, als trauriger Gesellschafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen sieht; eine dumpfe Kirchenuhr schlug in der Ferne und Paul zählte ängstlich ihre feierlichen elf Schläge. Paul war kein Atheist, aber er schlief manchen Abend ohne sein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunser. Eine Krähe flog mit häßlichem Geschrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf seinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf dessen beschneite Leichensteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul schwur, daß er des Morgens nie wieder vor seiner Mutter aufstehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter sprengte stumm an ihm vorüber. „Wie glücklich,“ rief Paul, der noch nie geritten war, „ist ein Mensch, der ein Pferd hat!“ Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn seit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wütend gelaufen. Jetzt wagte er zum ersten Male, sich umzusehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb mit Ruhe Feuer schlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch,“ dachte er, als er die ersten Züge tat, die ihn bis ins Innerste hinein belebten, „irgendeinen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe sich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, nachts zwischen elf und zwölf wandern nur Räuber und Mörder, und Toren, die beraubt und gemordet sein wollen. Wer ein Christ ist, der schläft zu dieser Stunde!“ Er sah sich wieder um, denn er hatte seinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief so laut er konnte: „Spitz! Spitz!“ Da war es ihm, als ob er selbst laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberischer Gespanntheit horchte er auf und fand, daß er sich nicht getäuscht habe, denn „Paul! Paul!“ erscholl es hell und deutlich hinter ihm und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgestalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel schwang. „Wer wird's sein,“ dachte Paul, „als der lange Hans aus der Diebesherberge! Jedem im Dorf ist's be-

kannt, daß ich fürs Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es sei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit sind gelegen! Wenn er mich nicht bloß morden, wenn er mich gemächlich schlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!“ Paul zog instinktmäßig sein Messer aus der Tasche und stürzte wie rasend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrscheinlich einem Hasen auf der Spur gewesen war, folgte ihm und hatte das Mißgeschick, ihm vor übergroßer Eile zwischen die Beine zu geraten. Paul stolperte über ihn und wäre fast gefallen. „Verfluchter Köter!“ rief er aus, „morgen ersäuf' ich dich!“ Dabei stieß er mit dem Fuß nach dem treuen Tiere, welches eben, um seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, schmeichelnd an ihm emporsprang. Einer seiner Handschuhe entfiel ihm, er nahm sich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel tat's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentasche, er fluchte, während er sich aber notgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm, blickte er zugleich scheu und ängstlich rückwärts und bemerkte zu seinem Troste, daß dem Verfolger bereits ein sehr bedeutender Vorsprung abgewonnen sei. „Im Laufen,“ dachte er, „nimmt's so leicht keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum versuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! Ha! als ob ich einfältiger wäre, wie ein Hase, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, schon sehe ich die Türme der Stadt!“ Der Lange, der es bemerken mochte, daß Paul nicht mehr so eilte, wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!“ „Nimmt er nicht,“ dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das ist die seinige nicht, die ist durch den Branntwein längst verdorben. Aber ruf' du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch solche Künste!“ Immer rüstig vorwärts schreitend gelangte er bald an das unverschlossene Tor der Stadt. Hier sah er sich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondschein deutlich bemerken, daß Spitz, dessen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längst verdächtig gewesen war, jenen liebkoste, an ihm hinaufsprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!“ rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen ersäuf' ich den Köter im ersten Wasser, ich glaube, ich schwur's schon einmal!“ Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier Nachtwächter wanderten umher. „Hier ist man mehr als sicher!“ dachte Paul und stellte sich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Gesell sich in die Stadt“ dies gelobte er sich

feierlich und blickte unverwandt nach dem Tore zurück, „so mach ich die Wächter auf ihn aufmerksam, das bin ich jedem Schlafenden, den er bestehlen könnte, schuldig!“ In diesem Augenblicke kam der Lange ins Tor. Paul eilte auf den nächsten Nachtwächter zu und sagte in ängstlicher Hast: „Paßt auf den Menschen, der eben die Straße heraufkommt, er ist ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!“ Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald sammelten sich um ihn seine Kameraden und umzingelten, nachdem er sie in höchster Kürze instruiert hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den sonderbarsten Fragen bestürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Person, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, statt des langen Hans seinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgesellen, erkannte. „Das ist er nicht!“ rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt diesen los!“ Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernst: „Warst du es wirklich, der hinter mir herkam, mir winkte und mich beim Namen rief?“ Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen sollte, versetzte übellaunig: „Wer wäre es sonst gewesen? Ich soll für meinen Meister, der plötzlich erkrankt ist, zum Arzt und erkannte dich, als du deinen Hund locktest, an der Stimme!“ „Jesus!“ entgegnete Paul ruhig und hielt seinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er sich eine Pfeife stopfe, „hätte ich das gewußt, so hätten wir zusammen gehen können!“

Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd.

1837.

Wenn dir, lieber Leser, in der Augustinergasse der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger ins Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwischen vier und fünf Uhr ein Mann von untersetzter Statur begegnen sollte, an dem dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebst der damit verbundenen scharfen Musterung deiner Rückseite auffällt, so fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner sei, dem dein

sorgloses Schlendern böse Gedanken einflößte; es ist kein anderer, als der ehrsame Schneidermeister Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürerhause zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, sei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache gesetzt, geschweige in ein Gefängnis gebracht wurde, und bloß um sich zu ärgern, bloß um sich zu sagen: was sind das Stiefel! welch ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein silberner Knopf auf dem Stock! schenkt er dir seine Aufmerksamkeit. Langsam schreitet er die Straße entlang und sein spürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der sich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hose, die dem fast Erstarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß sie einige Löcher hat; der Stelzfuß selbst, der eben pfeifend vorüber stapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könntest, wenn du, wie der da, das fleischerne einbüßtest. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen sah, verdroß es ihn sehr, daß der kränkliche Mensch, den der Arzt für den Fußtransport zu schwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht selbst der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den Vernachlässigten, immer hintangesetzten Schneidermeister, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm sein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Zivilhose flickt, weil keiner seiner Kollegen sich aus gerechtem Kleidermacherstolz damit befassen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeisters mit größerem Abscheu berühren, als der Schneidermeister selbst, er scheint ihn nur abzuziehen und zu schwenken, um ihn von sich zu schleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brot einzukaufen — Geld hat er nicht — sondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von seinen Gesellenjahren her kennt, sei gestorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlassen, nun will er kondolieren und gratulieren und hofft dabei zu erfahren, daß alles, zum wenigsten das Beste, nämlich die Erbschaft, erstunken und erlogen sei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonder-

ling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider steckt? — Was hat der Kerl für Schultern und Fäuste — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer lustig und hell erleuchtete Werkstatt eines Schmiedes hineinlauscht und auf den riesenhaften Gesellen, der eben den schweren Hammer schwingt, grollende Blicke wirft, — ich glaube, er könnte den Amboß zerschmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du bist aus Lappen zusammengepfuscht; pfui über die Wirtschaft! — Dem liebenden Paare, das innig in sein süßes Geschwätz verloren vorüberschleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu stören, sondern um sich bei Laternenlicht aus des Mädchens Gesicht die Impertinenz zu abstrahieren, mit der sie ihn würde ablaufen lassen, falls er sich zum Seladon antrüge; daß ich längst ein Weib habe, denkt er, sieht mir keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?" ruft er dann und schießt vorbei. Einer alten Frau, die die Gosse zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit sie ihm seine krummen Säbelbeine und den Ansatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigstens, falls sie wider sein Vermuten nicht zu dem streitbaren Korps gehört, das bei Tage Äpfel oder Fische feil bietet, seine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf seiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der personifizierten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeister nicht beizeiten ausweicht, so versetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Tier ist Schlägel, dem nichts der Art entgeht, schon eine Minute lang ein Dorn im Auge. Solch eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und säuft und macht sich Pläsier und krepiert zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel stiehlt sich geschickt und hurtig am herausgerückten Tisch in einer offenen Metzgerbude aufspringend eine Groschenwurst; „heda, halt!" — ruft Nepomuk — „diebische Hunde — brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er selbst bestohlen wäre — sollten so gut aufgeknüpft werden, wie Menschen, die das siebente Gebot nicht respektieren; warum haben sie mehr Recht zu einer schlechten Aufführung wie ich?" — Dem Fleischer, der gerade, die messingne Brille auf der Nase, in der bayrischen Landbötin liest, ist das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm schleunige Mitteilung und lächelt, da jener verdrießlich die Nachtmütze ins Gesicht schiebt und einen Fluch ausstößt, an diesem Abend zum erstenmal. „Das Kind hat die Wassersucht!" — sagt er zu einer Magd, die einen blassen, weinerlichen, in dicke Tücher ein-

gewickelten Knaben über die Straße trägt — „schützt der Doktor immer noch ein heilbares Übel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ — „Also der ist richtig davongekommen!“ — ruft er aus und biegt, um seinem ehemaligen Schulkameraden, dem schon aus der Ferne gutmütig mit der Hand grüßenden Seifensieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — „ja, das sag' ich ja nur, der Kerl, so schmächtig er scheint, ist aus Eisen gegossen, jeder andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn sie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf schon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich sie wahrlich rauh und kalt ist; nun, ich will mich nicht erboßen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines ersten und letzten Tuchdiebstahls, denn an die Wiederholung ist nicht zu denken, da niemand etwas Neues bei mir machen läßt, just ein Katzenleben hat!“ — Es ist ihm völlig recht, daß der rußige Schornsteinfeger mit seinen weißen Augen, der gerade, die lange schmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbesen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen beim besten Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf seinen Rock einen schnöden Seitenblick — Dir geschieht, was dir gebührt! Einem weinenden, blondhaarigen Mädchen von sieben Jahren, das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen sollte, verloren hat und sich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, gibt er, statt der Münze, die das Kind für die Erzählung seiner Jammergeschichte erwartete, den Rat, ein andermal die Hand fester zuzuhalten und sich nicht wieder am Juwelierladen durch Betrachtung der blitzenden Goldsachen und Edelsteine zu zerstreuen; er möchte des Strafamts wegen wohl auf eine Viertelstunde Vater zum Mädchen sein. Einige Wonne würd' er spüren, wenn einmal plötzlich unter seinen Augen ein großes Verbrechen — ein Totschlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu spät kommen, um die Tat zu verhüten, und früh genug, um den Missetäter der Gensdarmerie zu überantworten. So war, da einst in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, niemand geschäftiger, schrecklichen, d. h. erschreckenden Lärm zu machen und die Sturmglocke zu läuten, als Nepomuk, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß das Löschen bei dem starken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich sei. Ebenso ist er jeden Sonnabend der erste, der der alten halbblinden Tischlerswitwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenschaftlich in der Zahlenlotterie spielt, weil sie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder

ausgeblieben sind. Die schöne Militärmusik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen sehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt ist, oder viel Schnee fällt, so daß den Spielleuten die Finger erstarren; jetzt — denkt er — wissen sie doch, wofür der König sie löhnt. An Theaterabenden versäumt er selten, sich vor dem Schauspielhause einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten schon geschah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauspiel, das in seinen Augen jedes sonstige überträfe, und ein römisch-unentgeltliches obendrein. Auch ist es ihm nicht angenehm, daß so selten Ohnmächtige oder Epileptische herausgebracht werden. Doch entschädigt ihn manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber so sticht, daß sie nicht stehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrschaft aussteigt; ein plötzlicher Regenguß, der Damen, die das Parapluie vergaßen, bis auf die Haut einnäßt; auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu schnell und gar zu anmutig hinaufhüpfen will, weil die artige Kusine seine Grazie bewundern soll, und der dabei schmählich ausglitscht. Wenig beneidet er übrigens Standespersonen, die ins Schauspiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demselben Grunde, warum er dem Vogel seine Flügel und dem Himmel seine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen alles, was Parterre und Galerie füllt, denn — sagt er — da hinein gehörte ich so gut, wie andere, wenn's in der Welt nicht so liederlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich so viel wie gar nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anstreicher, für den Freischütz ein Billet geschenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt ins Haus umsonst darnach durchsucht und zuletzt mit Entsetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuse aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefressen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unsterblich sind, wie er sich hyperbolisch ausdrückt; der Wanst da mit der roten Nase, der an der Kasse sitzt — sagt er — wird, wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verschluckt er mehr Zugluft, als die Flöhe in meinem Ärmel! Wenn junge Herren, die nur ins Theater eintreten, um es in einer Szene, die alles spannt, mit Geräusch wieder zu verlassen, anbettelnden Gassenbuben die Kontremarke verweigern, weil sie sich keine geben ließen, so vergnügt's ihn einigermaßen. Ließe sich bei der Aufmerksamkeit des zahlreichen Aufsichtspersonals an ein Einschleichen nur irgend denken, so hätte Nepomuk es längst versucht, nicht, um sich an Schiller oder Kotzebue zu delektieren — er verlacht beide, und das Publikum, das sich durch sie täuschen läßt, obendrein

— sondern um sich zu sagen: also die kleine geschminkte Wachspuppe da ist Mamsell die und die, die dafür, daß sie hopst oder das Gesicht verzieht und sich stellt, als ob sie weinte, dreitausend Gulden einstreicht, und der zum Barbier herausstaffierte Narr ist Herr der und der, dem man seine Triller und Läufe, seit ihm viertausend nicht mehr genug sind, mit sechstausend bezahlt! — Festtage sind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er sich's nicht versagen, stundenlang, Gasse nach Gasse, die freundliche, im Glanz der menschlich- und göttlich-schönsten Jahresfeier schimmernde Stadt, der Gustav Adolf einst Räder wünschte, um sie nach Schweden hinüberschaffen zu können, zu durchstreifen. Dann ergeht er sich in erheiternden Phantasien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich suchte, weil er dich in die Residenz zur Tafel bitten soll, schämt sich aber bald des materiellen Gelüstes und malt sich's aus, wie es den Konditor, an dessen prangendem Laden ihn eben sein Weg vorbeiführt, überraschen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenster einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, so macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hause, sowie man sich zum Schmarotzen niedersetzte, die Lichter auszublasen und den Tisch umzustoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Dekokt und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß so etwas nie geschieht, schließt er fast, daß es gar keinen Teufel gibt. Neujahrs ermuntert er mutwillige junge Leute eifrigst zum Freudenschießen, teils weil es von der Polizei verboten ist, teils weil es den unvorsichtigen Schützen oft die Hand kostet, oder doch einen Finger. Am Oktoberfest hält er sich am liebsten in der Nähe des sogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber selten die Satisfaktion, einen Erquetschten, vom Pferde Gestürzten oder sonst Beschädigten hineinbringen zu sehen, und schimpft darum das ganze Fest eine Lumperei. Am Tage aller Seelen besucht er das Grab seines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, sondern um daran zu fluchen und es dem Toten vorzuwerfen, daß er ihm nichts hinterlassen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Toten geht, und ob sie einem nicht Schätze anzeigen oder Glücksnummern eingeben können! Fleißigst besucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weise erbauen, keinen Unterschied zwischen protestantischen und katholischen. Da hocken sie alle — murrt er, indem er die vollen Sitzbänke und Betstühle mustert — dickbäuchig und mit strotzenden Vollmondgesichtern, gleich gemästeten Hühnern auf der Latte; da stammeln sie, wie Gäste, die vom Schmaus aufstehen, fürs genossene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da gehen sie

selbstzufrieden und zuversichtlich davon und sind sicher, nicht, wie ich, der Schneidermeister, vergessen zu werden! „Vater unser, gib ihr doch — er faßt, während er dies sagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch versunkenes schönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, gesund-blassem Madonnengesicht ins Auge — gib ihr doch, was sie verlangt, gib ihr den Geliebten, und dann gib ihr auch etwas, was sie nicht verlangt.“ Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich, seiner früheren Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Tür oder ans Fenster treten und auf die rothaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, stolz herabschauen konnte, und wenn mir die Mittagskost nicht behagte, so buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag so gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänse, mit Äpfeln und Rosinen gefüllt und mit herrlicher brauner Sauce übergossen? O verflucht und dreimal verflucht sei jene Zeit! Hätt' ich solche Gänse nie gefressen, so würde mir jetzt nicht das Maul darnach wässern! Bier- und Speisehäuser sind Bet-, d. h. Fluchhäuser für ihn; seine nah an den Atheismus streifende Überzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieser trüben Atmosphäre und im eigentlichsten Verstande aus Bierkrügen, aus solchen nämlich, die er nicht stürzen durfte, geschöpft. Was muß er aber auch nicht alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, seine Andacht zu verrichten! Für dich, lieber Leser, der du, die Abendpfeife oder die Zigarre im Munde und das bare blanke Geld im Sack, dich nach einem Gespräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen sehnst, ist der Eintritt in ein Wirtshaus freilich kein Heldenstück. Du gehst einem wahren Bombardement von Genüssen entgegen: devote Bücklinge, die dich an der Tür empfangen; interessante Neuigkeiten, die, gerade wie du eintrittst, erzählt werden; ein Herzensfreund, den du erst in acht Tagen von seiner Reise zurückerwarten durftest und der deiner mit Ungeduld harrt; ein anderer, der dir noch vor einer Stunde sagte, er könne den Akten heute gewiß keinen Augenblick abmüssigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tisch sitzt; dies und wieviel mehr noch verwirrt dir den Kopf und stürzt dich mitten in jenen süßen Taumel hinein, in dem alle Wollustknospen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und bloß zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdischen mischt sich der kleine Verdruß darunter, daß heute abend jeder

Braten, nur kein Rehbraten, auf den du dich doch gerade gespitzt hattest, auf der Speisekarte paradiert. Wie anders verhält es sich mit Nepomuk! Es steckt etwas Rätselhaftes in einem Wirt. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis aufs Blut, lass' ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln seines Hauses herbeischleppen, finde nichts gut genug, sondern verlange immerfort das Bessere und das Beste: ihm dünkt's nicht unverschämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, seine Heiterkeit steigt mit seiner Mühe und er kreiert dich, ohne Pfalzgraf zu sein, zum Baron, zum Grafen, zu allem, was du nicht bist. Wehe aber stillen, genügsamen Leuten, wie Nepomuk, die sich, mit einem Trunk Luft zufrieden, so gut oder so schlecht sie zu haben ist, bescheiden in eine Ecke drücken und sich ein Gewissen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie sind ihm in tiefster Seele zuwider und er hat des kein Hehl; da er sie durch Blicke nicht vergiften kann, so sucht er sie dadurch zu vertreiben, und die Römerseele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für schon entschieden, sondern bereite sich auf die schnödeste Kriegslist vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, sie macht ihn grimmig und tückisch. Wer hat dies schmerzlicher erfahren, als der Schneidermeister Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es sagen, im Stachusgarten aus, was Menschen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; schnödes Einpallisadieren mit leeren Krügen und Flaschen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tisch, an dem er, in fast kindlicher Unbefangenheit mit seinem Hut spielend, einsam saß; sogar ein Tritt des groben Aufwärters auf seine Leichdornen, dem keine Bitte um Entschuldigung folgte — standhaft ertrug und verbiß er alles, wie jener Holländer die Greuel der französischen Revolution, und tröstete sich wie dieser: es hat ein Ende und jeden Abend lebt' ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da setzte der Wirt gräßlich-freundlich in eigner Person einen übermächtigen Braten samt Zubehör und zwei helle Festkerzen vor ihn hin und sah dann mit inhaltschwerem Gesicht auf seine Tasche. Als er den Mann gutmütig aufmerksam machte, er habe nichts bestellt, fuhr der Grobian ihn an, das wisse er wohl und eben darum solle er sich zum Teufel scheren, er habe noch nie etwas bestellt. Seitdem schleicht er sich ins Wirtshaus, wie eine Maus in die Speisekammer. Wenn's nur glücken will, mischt er sich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommener Gäste, die hineinströmt. Geht das nicht, so gibt er sich beim Eintritt das Ansehen, als ob er jemanden suche, frägt auch wohl nach einem Herrn mit

metallenen Knöpfen auf'm Rock oder mit rotem Schnurrbart und schlüpft dann mit der Geschwindigkeit einer Eidechse in den dunkelsten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer dich so mit unendlicher Geschwindigkeit das Kunststück, dich in einer räucherigen Wirtshausecke unterzubringen, ausführen sieht, der ahnt nicht, daß es bloß darum geschieht, damit du jedem Gast die Bissen in den Mund zählen und dich dabei der kalten Kartoffeln, die dich zu Hause erwarten, mit Zähneknirschen erinnern kannst. Und wird dir, wenn du's aufrichtig bedenkst, etwas anderes zuteil? Ein zerbrochenes Glas kann dich wenig trösten, denn selten oder nie trifft das Unglück einen, der den letzten Heller schon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geschäh's aber auch einmal, so würde es dir zu nichts als zu der Überzeugung verhelfen, daß es, dich ausgenommen, niemanden bei Wirtsleuten an Kredit fehlt. Prügeleien entstehen freilich beim Biere ebenso oft, als ewige Freundschaften, aber wen verdrießt denn ein Faustschlag, wenn er zwei zurückgeben darf, wer macht sich viel aus einer gepletschten Nase, wenn er zu seiner Satisfaktion das abgerissene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zustande wird allerdings manches ausgeschwatzt, was besser verschwiegen bliebe, aber ist jemals in deiner Anwesenheit von einer längst vergessenen Mordtat oder einer Brandstiftung etwas zum Vorschein gekommen, und was hattest du also von deiner Nüchternheit, deinem Aufhorchen? Das Bierhaus ist unstreitig der Boden, wo Wassersuchten und andere Todkrankheiten lustig wie Pilze zu Dutzenden aufschießen; ist aber, frage dich einmal, deine Phantasie flügelkräftig genug, dir, wenn du irgendeinen Hans ohne Sorgen frisch und wohlgemut das sechste Glas hinunterstürzen und das siebente fordern siehst, flink als niederschlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfschüttelnd das Bier als Wasser wieder abzapft und im stillen das Leben abspricht? Nichts bleibt dir, als das wohltuende Gefühl glücklich überwundener Hindernisse und der Triumph, doch auch da zu sein, nichts als der leidige Trost, daß, sowie die Polizeistunde eintritt, jeder fortgewiesen wird gleich dir, und daß dann dir das Gehen besser fleckt als den meisten. Und nun zu Hause! Freilich sollst du aus dem Munde deiner Frau noch die erste Klage über die bittere Armut hören, die sie mit dir teilen muß; sie wartet geduldig auf dich in der ungeheizten Kammer, so lange du auch ausbleiben magst, sie geht, wenn du endlich mit leeren Händen kommst, hungrig zu Bette, wie sie hungrig aufgestanden ist, und beschwert sich mit keinem Wort über ihr Schicksal. Aber nie wirst du sie dahin bringen, daß sie sich ihre schönen schwarzen

Haare abschneiden läßt, und da du, seit dein Nachbar, der Friseur, dir zwei Kronentaler dafür bot, keinen Gedanken mehr spinnst, der nicht an diese Haare geknüpft wäre, so hast du eben so viel Qual und Pein von ihr, als wenn sie tobte und lärmte. Umsonst ziehst du sie schmeichelnd auf deinen Schoß, nennst sie dein Täubchen und fragst sie, indem du ihre Locken kosend durch die Finger gleiten lässest, ob sie dich glücklich machen will; umsonst suchst du sie durch den Triumphzug von gebratenen Gänsen, dampfenden Nudeln, schäumenden Bierkrügen, den du mit dichterischer Glut und Kraft vor ihre Phantasie heraufbeschwörst, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: und das alles kann man für zwei Kronentaler haben! hinterdrein fliegen zu lassen; umsonst machst du's ihr plausibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwidert sanft, aber bestimmt: im Sarg magst du mich scheren, früher nicht! und da sich, wie du versucht hast, im Schlaf nichts bei ihr ausrichten läßt, so wirst du durch dieses Hauskreuz vielleicht dein ganzes Leben lang für die Freuden, die du dir auf der Straße erjagst, den Zoll abtragen müssen. Und ist's denn so ganz ungerecht?

Eine Nacht im Jägerhause.

1837.

„Kommen wir denn nicht bald nach D.?" rief Otto ungeduldig seinem Freunde Adolf zu und fuhr heftig mit der Hand nach seiner linken Wange, weil er sich an einem Zweige geritzt hatte, „die Sonne ist längst hinunter, die Finsternis kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen." „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben," entgegnete Adolf kleinmütig, „wir müssen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen!" „Das habe ich längst gedacht," versetzte Otto ärgerlich, „aber du weißt allenthalben Bescheid, auch da, wo du nie gewesen bist. Hungrig bin ich auch, wie der Wolf, wenn er ein Schaf blöken hört." „Ich habe noch eine Semmel in der Tasche!" erwiderte Adolf, indem er darnach zu suchen begann, „doch nein," setzte er sogleich hinzu, „ich habe sie dem ausgehungerten Schäferhunde zugeworfen, der an uns im letzten Dorf vorüberschlich." Eine lange Pause, wie sie nur

dann unter Studenten möglich ist, wenn sie bis aufs Blut ermüdet sind, trat ein. Die Freunde wanderten, sich beide gereizt fühlend und sich beide dieser Kleinigkeit schämend, bald stumm, bald pfeifend, nebeneinander hin. Nun fängt's auch noch zu regnen an!" begann Otto endlich wieder. „Wer eine Haut hat, fühlt es," versetzte Adolf, „aber wenn mich mein Auge nicht täuscht, so seh' ich drüben ein Licht schimmern!" „Ein Irrlicht, was wohl anders!" sagte Otto halblaut, „es wird hier an Sümpfen nicht fehlen!" Dessenungeachtet verdoppelte er seine Schritte. „Wer da?" rief Adolf und stand auf einmal still. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören!" sagte er dann. „Man verhört sich leicht!" entgegnete Otto. Währenddessen waren sie an ein einsam gelegenes Haus gelangt. Sie traten unter die Fenster und schauten hinein. Ein weites, ödes Zimmer zeigte sich ihren Blicken; die schlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbesetzung zum Teil verloren, einige Strohstühle standen umher und über dem halb niedergebrochnen Ofen hingen zwei Pistolen nebst einem Hirschfänger. Im Hintergrund saß an einem Tisch ein altes Weib, zahnlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der sich mit seinen ungeschlachten Pfoten zuweilen kratzte. „Ich denke," begann Adolf nach vollbrachter Musterung, „wir nehmen unser Quartier lieber unter einem Busch, als in dieser Höhle. Es sieht ja ganz verflucht darin aus!" Otto hatte dieselbe Äußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in solchen Stunden des äußersten Mißbehagens der Mensch sich zu beständigem Widerspruch aufgelegt fühlt, setzte sich seine Meinung schnell in ihr Gegenteil um, und er erwiderte spöttisch, daß er ein altes Weib nicht eben furchtbar fände und in der Tat nicht wisse, warum sie nicht hinein gehen sollten. „Es beliebt dir," versetzte Adolf scharf, „mich mißzuverstehen. Die Alte sitzt gewiß nicht unsertwegen da, sie wartet auf Gäste, und welcher Art diese sind, ist schwer zu sagen. Sieh nur, wie sie sich das Auge, das ihr von der letzten Schlägerei her übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der sie beschleicht, zu verscheuchen, und wie sie das zahnlose Maul verzieht! Eine Schenke ist's ohnehin, denn drüben in der Ecke stehen Flaschen und Gläser. Aber wie du, so ich." Bevor Otto etwas erwidern konnte, erscholl hinter beiden ein scharfes: „guten Abend!" und eine Mannsgestalt wurde in dem schwachen Lichtschimmer, der durchs Fenster drang, sichtbar; kurz, gedrungen, mit Augen, die verschlagen und listig von dem einen zum andern wanderten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. „Sie haben sich ohne Zweifel verirrt," fuhr der Unbekannte fort, „und suchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken

Sie dem Himmel, daß ich gerade von meiner Streiferei zurückkehre, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, so folgen Sie mir; etwas besser als hier draußen werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brot steht zu Diensten und eine Streu zum Schlafen läßt sich aufschütten!" Der Hund schlug an, die Alte stand auf und schleppte sich mit schweren Schritten zum Fenster. „Ich bin's!" rief der Jäger. „Du, mein Sohn?" erwiderte sie in näselndem Ton und öffnete langsam die inwendig verschlossene Tür. „Nur immer herein!" sagte der Jäger mit zudringlicher Höflichkeit zu den Fremden. Sie folgten seiner Einladung, nicht ohne Widerwillen, Otto zuerst. Sobald sie die Schwelle überschritten hatten, schloß der Jäger mit sonderbarer Hastigkeit die Tür hinter ihnen ab, während die Alte, ihre Brille zurecht rückend, sie unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?" fragte der Jäger, indem er sie ins Zimmer hinein nötigte, seine Mutter, aber so leise, daß nicht sie, die schwerhörig sein mochte, nur Otto ihn verstand. Flüsternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke, und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über sein Gesicht. Die Alte ging, einen seltsamen Blick auf die späten Gäste werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Bier, Brot und Käse zurück. Der Jäger schob zwei Stühle an den Tisch; sie lud, sich umsonst zur Freundlichkeit zwingend, mit stummen Gebärden zum Zulangen ein. Hungrig, wie sie waren, ließen die Freunde es sich schmecken; mittlerweile nahm der Jäger die über dem Ofen hängenden Pistolen herab, lud sie, ohne sich an das Befremden seiner Gäste zu kehren, mit großer Förmlichkeit, schüttete sogar Pulver auf die Pfanne und steckte sie zu sich. Stillschweigend ergriff er nun die Lampe und führte die Freunde eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer hinein, wo sie bereits ein Strohlager vorfanden. Mit einem kurzen: „gute Nacht!" wollte er sich jetzt wieder mit der Lampe entfernen; Beide erklärten ihm aber gleichzeitig ihren Wunsch, mit Licht versehen zu werden. „Mit Licht?" fragte er verwundert, „es tut mir leid, aber Sie werden bei mir schlafen müssen, wie man im Grabe schläft, nämlich im Dunkeln. Meine Mutter hat selten eine Kerze im Hause und der Lampe bedürfen wir selbst, um — um" — „Um?" fragte Otto, da er stockte. „Um den Abendsegen zu lesen, natürlich," versetzte er, „vielleicht ist das Glück günstig, und wenn sich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben läßt, so bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf." Der Jäger ging und ließ die Freunde im Dunkeln. „Was meinst du?" sagte Otto zu Adolf. „Wir werden entweder gar

nicht, oder sehr lange schlafen!“ versetzte dieser ernst. „Ist dort nicht ein Fenster im Dach?“ fragte Otto. „So scheint's,“ erwiderte Adolf, „ich will doch untersuchen, ob man's öffnen kann.“ Er tappte zum Fenster und bemühte sich, es aufzumachen. In demselben Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein, mit finstrem Gesicht rief er Adolf zu: „Das Fenster hat die Klinke nur zum Staat, es ist von außen vernagelt, auch sind eiserne Stangen angebracht, wie ich glaube; an frischer Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben sind entzwei!“ Er ging zur Tür zurück, kehrte sich aber noch einmal um und sagte: „Wenn unten auch noch dies und das vorfällt, so lassen Sie sich nur nicht stören, Sie wird niemand beunruhigen!“ „Was gibt's denn noch so spät?“ fragte Adolf heftig. „Ei nun,“ versetzte der Jäger spöttisch, „eine Waldschenke hat bei Nacht den meisten Zuspruch!“ „Aber sicher ist man doch?“ rief Adolf ergrimmt aus. „Jedenfalls sind wir mit Waffen versehen!“ bemerkte Otto mit erkünstelter Ruhe. „Das freut mich!“ entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Tür hinter sich zu, daß die Pfosten bebten und das Fenster krachte. „Harras!“ rief er draußen, „paß auf!“ Der Hund lagerte sich knurrend, dann gähnend hart vor der Tür. „Abgeriegelt!“ sagte Otto zu Adolf. Dies ward, da die Tür wirklich mit einem Schubriegel versehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß die Lampe einen hinreichenden Vorrat Öl enthält,“ sprach Adolf und leuchtete in der Kammer umher, „nun wollen wir sehen, ob sich unter all dem Gerümpel, das hier wüst durcheinander liegt, nicht ein Knüttel, oder was es sei, finden läßt, der uns zur Verteidigung dienen kann.“ Jetzt begannen sie die Musterung der vielen in der Kammer aufgeschichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm, um ihn gleich wieder von sich zu schleudern. Adolf griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblassem Gesicht zur Erde fallen und sagte: „Nun weiß ich, wo wir sind. Dies ist das Mordloch des (er nannte einen in ganz Deutschland berüchtigten Missetäter, der erst vor einem halben Jahre in der Universitätsstadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordtaten enthauptet worden war), sein Name ist in den Kalender eingeschrieben und vermutlich sind wir die Gäste seines Sohnes.“ — Sich den Tod mit allen seinen Schrecken und Geheimnissen lebhaft denken, ist schon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlich überschäumenden Daseinsgefühls, das, kaum entfesselt, ungestüm durch alle Adern braust und für die Ewigkeit auszureichen scheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Übergang am Rande

des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes stehen, ist gewiß des Entsetzlichen Entsetzlichstes. Die Seele zieht sich zusammen, wie ein Wurm sich zusammenzieht im Schatten des schon erhobenen Fußes, der ihn zu zertreten droht; von allen ihren feurigen Wünschen bleibt ihr nur der einzige, noch einmal, dem Wurm gleich, tierisch und ohnmächtig wütend, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit durch eine letzte Äußerung derselben, durch einen Stich oder einen Schlag am Mörder selbst darzutun. Laut auf jubelten die Freunde, als sie, hinter Brettern versteckt, ein rostiges Beil erblickten, im Triumph zogen sie es hervor und schwangen es, einer nach dem andern, ums Haupt. „Siehst du," sagte Adolf, „es ist mit Blut befleckt!" „Bespritzt," entgegnete Otto schaudernd, „wie eine Schlächteraxt! Adolf, an eine solche Nacht dachten wir nicht, als wir heute morgen ausgingen, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Die Sonne schien so hell und freundlich, ein frischer Wind spielte mit unseren Locken und wir sprachen von dem, was wir nach drei Jahren tun wollten!" „Wer pocht?" fuhr Adolf auf und ging, das Beil zum Schlage emporhaltend, zur Tür. „Es ist der Hund, der sich kratzt!" bemerkte Otto. „Du hast recht," versetzte Adolf, „das Tier schnarcht schon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unser Lager setzen und die Lampe auf jenen Block stellen!" Sie taten dies stillschweigend. Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligenlegende, die er enthielt, Adolf sah mit unverwandtem Gesichte in den hellen Schein der Lampe hinein. „Es ist doch schauerlich," sprach er nach einem langen Stillschweigen, „an einer Stelle zu sitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmlosen Schläfer sein fürchterliches Geschäft verrichtete, während unten wahrscheinlich das Messer geschliffen wird, das uns in der nächsten Stunde die eigene Brust durchbohren soll. Ging nicht die Haustür?" „Offenbar," entgegnete Otto, gespannt aufhorchend, auch höre ich ein Geräusch, wie von verhaltenen Fußtritten; die Helfershelfer stellen sich ein!" „Mir lieb," sagte Adolf und sprang rasch auf, „ich mag auf nichts warten, und am wenigsten auf den Tod!" „Wir sind unsrer zwei," versetzte Otto, und sie sollen erst die Leiter hinauf. Ich denke, alles geht noch gut. Freilich gegen Schießgewehr — — die Leiter knarrt, sie kommen, auf, ihnen entgegen!" Mit schnellem Ruck schob Otto den Riegel der Tür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletschte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. „Pfui, Harras!" rief er hämisch, „laß die Herren, wenn sie deinen Schutz zurückweisen, so dränge du ihn nicht auf!" Der Hund ließ die Ohren hängen

und schlich gehorsam auf die Seite, Adolf ergriff die Lampe und trat an die Leiter. „Noch nicht eingeschlafen?“ fragte der Jäger. „Was wollt Ihr noch?“ entgegnete Adolf. „Ja, was nur gleich?“ versetzte anscheinend verlegen der Jäger, „irgend etwas war's doch!“ „Ihr seid mir verdächtig!“ rief Adolf, und sein Gesicht sprühte Flammen. „Dann sind Sie wohl irgendwo Amtmann?“ erwiderte der Jäger, „die Herren Amtleute können meine Nase nicht ausstehen, sie sagen, sie sei schief; finden Sie's auch?“ „Kerl!“ rief Adolf, er trat so weit vor, als er konnte und setzte die Lampe auf den Boden. „Kein Schimpfwort!“ versetzte der Jäger heftig, „ich glaube es Ihnen auch so, daß Sie von dem Holz sind, aus dem man Geheimräte schnitzt. Aber,“ fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort, „schieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Husten, und wenn ich die Flamme aushustete, so wäre es so schlimm, als hätte ich sie ausgeblasen. Sie sehen mich, wie es scheint, nicht gern oben? Nun, dann tun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Maß aus der Kiste, die neben dem Schornsteine steht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei, da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Tasche als Waffe bei sich führten, so muß sie geräumig sein!“ Otto tat an Adolfs Statt, was der Jäger begehrte. Er zog sich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm seinen alten Platz aufs neue ein. „Eine wunderliche Nacht!“ sagte Otto zu Adolf, „am Ende ist der Gauner doch allein im Hause, die Spießgesellen sind ausgeblieben und er leistet, da die Überrumpelung ihm mißlang, auf die Ausführung des Bubenstücks Verzicht.“ „Möglich,“ erwiderte Adolf und sah nach seiner Uhr, „aber noch ist's früh.“ Ein Schuß fiel. Gleich darauf entstand ein sonderbares Geräusch vor dem Dachfenster. „Wer da?“ rief Adolf und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in ein lautes Lachen aus, denn er erblickte das philisterhaft-vernünftige Gesicht eines Katers, der, wahrscheinlich durch den Schuß erschreckt und vom Licht angezogen, emporgekrochen war und ihn anfangs, von dem hellen Schein der ihm so nah gebrachten Lampe geblendet unter possierlichen Gebärden anstierte, dann davonsprang. Bald hernach hörten sie unten einen schweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Messerstich hinwirft. Dröhnende Schritte ließen sich vernehmen, dazwischen die näselnde Stimme des alten Weibes. „Wie steht's?“ fragte sie. „Tot“ antwortete der Jäger dumpf und stieß einen Fluch aus. „Jesus Christus!“ rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder still. Die Freunde wußten nicht, was sie aus dem Vorgang machen sollten. Sie setzten sich aufs Bett. Jeder hing seinen

Gedanken nach. Endlich verfielen sie, da alles stumm und lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In diesem Zustand halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe auslöschen sähe. Hastig fuhr er auf, glaubte sich aber getäuscht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern sah. Da bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, daß die Morgensonne rot und golden ins Fenster schien, und weckte den finster aussehenden, schlafenden Freund, der, das Beil noch fest umklammernd, auf die Streu zurückgesunken war. „Was gibt's?" rief Adolf und sprang auf. „Sieh, sieh!" sagte Otto und führte ihn zum Fenster. „Gelobt sei Gott! — sprach Adolf — ich hatte einen häßlichen Traum. Ich glaubte schon in Italien zu sein und ging durch einen Wald. Da sprang ein Trupp zerlumpter Gesellen aus dichtem Gebüsch hervor und drang unter wildem Geschrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: Hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin euresgleichen, seht hier den Beweis! Dabei zieh' ich den kleinen, biegsamen Dolch, den ich, wie du weißt, auf der Frankfurter Messe von einem jüdischen Trödler gekauft habe. Die Räuber schenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf stattlichem Roß ein zweiter Reisender daher, und einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und spricht: Du bist, was wir sind? Gut, wir nehmen dich unter uns auf, nun geh' und mach' an jenem dort dein Probestück! In dem Augenblicke weckest du mich, und jetzt erinnere ich mich, daß dies die alberne Geschichte ist, die mein verstorbener Oheim so oft als ihm begegnet erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handels ihn immer in Verwirrung brachte." „Wir wollen diese Nacht und ihre Träume vergessen — sagte Otto — und uns dem vollen, frischen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Maß, wie einem Rausch! Zum erstenmal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, so doch durch Wachsamkeit und Vorsorge erhaltenes kostbares Gut betrachten, nicht mehr als bloßes Geschenk!" Adolf drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erscholl die Stimme der Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied absang. Deutlich vernahm man die fromme Gellertsche Strophe:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menschenhüter!

Unwillkürlich stimmten die Freunde mit ein und stiegen die Leiter hinunter. Am Fuß derselben trat ihnen, freundlich grüßend,

der Jäger entgegen. Sein Gesicht kam ihnen bei weitem nicht mehr so unangenehm vor, wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren schon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu tun, da bemerkten sie aufs neue jenen boshaften Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Mensch wurde ihnen widerlicher, wie je. Er entschuldigte sich, daß er sie noch spät habe stören müssen. „Freilich," setzte er hinzu, „konnte ich nicht wissen, daß Sie mit offenen Augen schliefen, wie die Hasen, und mich, so leise ich auftrat, hören würden." Dann führte er sie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit Bereitung eines Kaffees beschäftigt war, dessen aromatischer Duft ihnen kräftig und stärkend entgegendrang. Schweigend, wie sie es der Klugheit gemäß erachten mußten, genossen sie diesen. Hierauf erkundigten sie sich bei dem Jäger, der seinen Hund wusch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakonisch und ohne aufzusehen, versetzte er, er habe sich schon bezahlt gemacht. „Fehlt dir etwas von deinen Sachen?" fragte Adolf, der sich nicht länger halten konnte, seinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, sagte er zu dem Jäger: „Auch ich habe das meinige beisammen, darum nennt die Zeche!" „Meine Herren!" rief der Jäger und leerte, an den Tisch tretend, ein Glas Bier, „ich will nicht länger Versteckens mit Ihnen spielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter, und die Folter hat man umsonst!" „Eine Aufrichtigkeit sondergleichen!" versetzte Adolf und sah Otto an. „Nicht wahr," fuhr der Jäger fort, „ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder ist?" „Ganz recht, mein Freund," sagte Adolf und klopfte ihn mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter, „Ihr seid der rechte Sohn Eures Vaters!" „Das versteh' ich nicht," entgegnete der Jäger und erglühte über und über, „aber dies versprech' ich mir, nicht ohne Schamröte sollen Sie mein schlechtes Haus verlassen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen gestern Abend Brot und Bier brachte und heut morgen den Kaffee? Es ist meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zweiunddreißig vermissen, wenn Sie einmal siebzig Jahre zählen. Sie ist einäugig, aber nur, weil die Hand eines bösen Buben ihr das linke Auge ausschlug, als sie in ihrer einsamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes sauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie! Ich stand gestern abend schon hinter Ihnen, als Sie ins Fenster schauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zuvorkommend, wie es sich geziemt, zum gastlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre schnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um

so mehr verdrossen, je besser ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle, verzeihen Sie, daß ich es sage, mit meinem derben Eichenstock dreinschlagen mögen, aber ich ließ den bereits erhobenen Arm wieder sinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache, ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerechten Verdacht in der Phantasie alles Schreckliche durchempfinden zu lassen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich gewesen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, suchte Sie aber, sobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle sah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den schlimmsten Vermutungen aufzuregen, und konnte dies um so eher die halbe Nacht hindurch fortsetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr tot hinfiel, nicht ans Bett denken ließ." „Also war es", unterbrach Otto den Jäger, „der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's stünde, verkündetet?" „Auch das haben Sie gehört?" versetzte jener, „nun, der Zufall hat mir besser gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht, aller Mutwille verging mir, als ich das schöne treue Tier, das ich erst vor wenigen Wochen um teuren Preis erstand, zusammenbrechen und die vier Füße von sich strecken sah, ich schüttete den Hafer über den toten Körper aus und warf das Maß an die Wand, daß es zerbrach!" „Seid Ihr" fragte Adolf, „nicht der Sohn des —?" Er nannte den Namen des schon erwähnten berüchtigten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen sehen. „Heiliger Gott, nein", erwiderte der Jäger entsetzt, „wie kommen Sie zu einer solchen Frage?" „Ein alter Kalender", warf Otto ein, „den wir oben fanden, veranlaßte diesen Irrtum, der uns in der Nacht mit Grauen erfüllte und ohne den Euer Plan gewiß nicht so gut geglückt wäre." „Was in der Kammer alles liegen mag", versetzte der Jäger, „weiß ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erst seit kurzem im hiesigen Revier angestellt und habe bis auf weiteres in dieser Mordhöhle, die nächstens eingerissen und an deren Stelle ein ordentliches Haus aufgeführt werden soll, Quartier nehmen müssen." „Ihr seid ein braver Mann", rief Adolf aus und legte seine Börse auf den Tisch, „nehmt das als Beisteuer zu einem neuen Gaul!" Otto wollte in studentischer Unbekümmertheit um den nächsten Tag dasselbe tun, doch der Jäger schob das Geld zurück und sagte: „Ich nehme keinen Pfennig, es ist genug, wenn wir uns gegenseitig vergeben."

Der Rubin.

Märchen.

1837.

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum ersten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannigfaltige glühende Leben, das, in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein", rief er voll Entzücken aus, „wohl mit Recht bist du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken, denn in dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangen genommen und in deinen geheimnisvollen Kern eingeschlossen, die schnell verlöschende Farbe feiert in dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit, die reinen, himmlischen Elemente, Luft, Feuer und Wasser vermählen sich in deinem Glanze! Hier steh' ich an der Grenze der Natur, hier ist das letzte, höchste Produkt der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht."

Der Juwelier, ein gutmütiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Tür und empfand großes Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervorgingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervortrat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkürlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab, und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!" Kopfschüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!" „Ich muß ihn aber haben!" versetzte der Jüngling wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien,

einen Räuber und Mörder. Alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi geschleppt.

„Herr," begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint, und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, so ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: Du sollst einmal billiger kaufen als ein anderer, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich geberden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit und stieß zu meinem nicht geringen Ärger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin und verlangte in einem so gebieterischen Tone, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände geraten ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt, ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Wert habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn haben, nahm auch, mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten, sogleich von meinem Eigentum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer, hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Danteschen Hölle furchtbar-getreu wiederspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurteile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldete Vergehen leugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig," versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit in einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und tue, was Rechtens." „Jedoch nicht ohne vorgängige, nachdrückliche Bastonnade!" setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Assad ward abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran

gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen, und sagte zu ihm: „Herr, ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Tor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit.“ In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Glut des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern darangesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemütsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Tore zog Assad den Rubin, den er bis dahin auf seinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte, wie das Auge eines Menschen, drückte ihn wehmütig an den Mund und machte Anstalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermochte, trat ein Greis von sehr würdigem Ansehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem strengen Blick und sagte: „Assad, du bist ein Dieb?“ Glühendes Rot überströmte die Wangen des Jünglings, aber fest und unverwirrt schaute er zu dem Greise auf und antwortete! „Ja, und, wie du gleich sehen wirst, ich leide den Tod dafür!“ „Ist dir dein Diebstahl nicht leid?“ fragte der Greis. „Nein,“ versetzte Assad schnell und bestimmt, „ich weiß nicht, was mich an diesen Stein kettet, aber es mag gut sein, daß ich sterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn den Händen eines andern ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückschaudert, wie vor dem eigenen Tode.“ „Ei, wunderbar!“ entgegnete der Greis, „gib mir doch deine Hand!“ Assad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er sich auf einer unbekannten Landstraße. Der Greis stand neben ihm. Mehr verwundert und überrascht als erfreut, schaute der Jüngling seinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du bist jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt,“ begann der Greis, der seinen Blick wohl verstanden hatte, „und sie können dort, wenn sie wollen, ein Lamm strangulieren, das ich zum Zeichen deiner Unschuld an deiner Stelle zurückgelassen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich dich gerettet haben würde, wenn Leichtsinn oder schnöde Habsucht dich zum Raub an fremdem Eigentum verleitet hätten. Mir stehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche sie nie, wie so

manche Genossen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unsere Hände gelegt, damit wir ihr in irgendeinem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Gesetz, nicht ausreicht, zu Hilfe kommen mögen. Solch ein Fall ist der deinige, denn der Rubin, den du dort in der Hand hältst, ist das Grab einer wunderschönen verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Rot in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte dich an, als du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest. Da wurde deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." „Kann die Prinzessin durch mich erlöst werden?" fragte Assad, tief aufatmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und du kannst, wenn du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald du um Mitternacht alle deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick, und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängnis hervor. Aber, wage nicht dein Glück und deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangen nehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, so wärest du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher sieht mich zum zweitenmal!"

Der Greis war verschwunden, so wie er ausgeredet hatte. Assad bemerkte es kaum, denn jede seiner Empfindungen, jeder seiner Gedanken war an das Wunder, das er in seiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er sich, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte, daß die Schatten sich verlängerten; wie sehnte er sich nach der Mitternacht, die er sonst, als unheimliche Freistunde der Toten und Gespenster, gescheut, vor der er sich ängstlich in die schützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erschien ihm jetzt, wie ein Gefäß, aus dem seinen dürstenden Lippen der holdeste Inbegriff alles Lebens entgegenschäumte, und daß sie über die ganze übrige Welt Angst, Grauen und Entsetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, schauerlich zauberischen Reiz. Unterdes eilte er, da es schon dunkel wurde, rastlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finsternis die Stadt, die er nicht in gar weiter

Ferne vor sich liegen sah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günstig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog sich sogleich, große Müdigkeit vorschützend, in das ihm bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten, die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüberkrochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn dreimal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenroten Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine weibliche Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühendem Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmut ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „wo bin ich?" Gleich darauf aber heftete sie, wie in trostloser Verzweiflung, ihr Auge starr und tränenlos auf Assad, vor dem es eben noch mädchenhaft-scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand, wie ein Leichenstein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kund zu tun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein, die Jünglingsblödigkeit, mit der er sich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verschwand, männlich fest und die Hand an seinen Dolch legend, trat er vor, verneigte sich und sprach: „Edle Fürstin, wenn Eure Erlösung die schwachen Kräfte eines Menschen nicht übersteigt, so vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf." „Wie gern tu' ich das," gab sie hastig zur Antwort, „aber, Ihr werdet, wie standhaft auch Euer Entschluß sei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu *schwer* ist, sondern weil es zu *leicht* ist!" „Habe ich recht gehört?" fragte Assad mit höchster Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage," versetzte sie, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung sie unmöglich macht, und dennoch ist es so. Der boshafteste und verschmitzteste aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraschend, weil mein Vater ihm seine Bitte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgendeinem schnöden Zweck bedurfte, zornig abschlug. Durch den jedesmaligen Besitzer des Steines kann der Zauber gebrochen

werden; damit ich aber niemals wieder des schönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das teuerste Geheimnis bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben sein will. Ach, wie fröstelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gib mir einen Becher Wein, schöner Jüngling, denn mich dürstet, aber schnell!" Von seltsamer Rührung über diese Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen schien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Assad ihr mit abgewandtem Gesicht den Wein, den seine Wirtin ihm gebracht und den er in seiner Aufgeregtheit ungetrunken gelassen hatte. Freundlich dankend trank sie den Wein, gleich darauf war sie wieder von der Wolke umflossen. Mit einem glühenden Blick auf Assad, in dem sie, wie ein verlöschendes Licht, noch einmal aufzuflammen schien, rief sie aus: „o Gott, ich möchte doch leben!" Dunkler wurde die Wolke und ringelte sich dichter und dichter um sie herum, Assad sah mit herzzerschneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen sichtlich ineinander schmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr, wie in stummem Flehen, auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterscheiden zu können, der sie einschlang, doch bald bemerkte er seinen Irrtum; was er für ihr Auge hielt, war nichts anderes, als der Rubin, der schon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Öl schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tisch lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!" seufzte Assad und starrte den Edelstein an, die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sie die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Tore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichtum dankt, an einem einsamen Platze stand; in seiner Hand hielt er, ihn nach seiner Gewohnheit in stummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das ist ein herrlicher Stein!" erscholl es auf einmal hinter ihm. Er sah sich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Gestalt mit edlen Zügen, in denen sich ein tiefer, aber ins Innerste zurückgedrängter Lebensschmerz auszudrücken schien. „Ja, ein herrlicher Stein!" wiederholte Assad düster

und verbarg mit den Gefühlen eines Eifersüchtigen den Rubin wieder auf seiner Brust. „Junger Mann,“ sagte der Alte, „diesen Stein kauf’ ich dir ab. Es soll Edelsteine geben, die den Menschen sanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den deinigen erblickte, beschlich mich wunderbare Wehmut, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob sie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Überlaß mir den Stein und bestimme selbst den Preis!“ Assad schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn du mir ein Königreich zu Füßen legtest, so würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich lass’ ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn selbst ins Grab nehme ich ihn mit hinunter.“ „Sklave,“ rief der Alte ergrimmt, „du gibst den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!“ Er richtete sich bei diesen Worten von der Lehne der Bank, über die er sich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Assad einen durchbohrenden Blick. Assad antwortete nichts, aber er erhob sich ebenfalls und lächelte still vor sich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte sich um und winkte mit der Hand eine stattlich gekleidete Schar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da,“ rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Assad, „wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen.“ Assad zog seinen Dolch, doch sein Widerstand war fruchtlos, er sah sich alsbald von der Menge umringt und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel sein Blick auf den Sultan, der ihn scharf beobachtete, ein spöttisches Lächeln überflog sein Gesicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von sich in den Fluß. „Durchstoßt ihn!“ rief der Sultan und riß, zitternd vor Wut, sein Schwert aus der Scheide. „Ich tu’s selbst!“ sagte Assad und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises Ach, es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich dich endlich wieder?“ rief der Sultan aus und tat einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die teure Erscheinung möchte sich in nichts auflösen, sobald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!“ jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!“ rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich-ängstlich

umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freunde vermischten sich in Assads Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte errötend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!" Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „ich wollte dich töten!" „Ja," erwiderte Assad, „aber noch leb' ich." „Und du sollst leben bis ans Ende deiner Tage," versetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn du mein Reich forderst, so will ich dir's zu Füßen legen und mir nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!" „Ich habe nichts zu fordern!" entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie einer, der über sich selbst ein Todesurteil ausspricht: „Ich hätte gern für dich den letzten Tropfen meines Blutes verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte dich nicht erlösen, ich konnte dich bloß beklagen, und das konnte jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinab zu schleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, dein Vater ist und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnsucht den Wunsch nach seinem Besitz so heftig entzündete, ihn von mir verlangte. Oh, ich verachte mich selbst, und du mußt mich wieder verachten!" „Du tust dir unrecht," sagte Fatime, „denn dadurch, daß du den Rubin, den du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die schlimme Bedingung, die dieselbe, obgleich ein jeder sie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewisser machte, wie ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen." „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!" versetzte Assad. Fatime schaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn sie verstand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und sagte: „Du bist von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann muß sich nicht schämen, das von dem Zufall als Geschenk anzunehmen, was er, wenn's nötig wäre, dem Schicksal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Palast, es ist nicht recht, daß wir uns so lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter."

Die beiden Vagabunden.

Ein Fragment.

1837.

Es war in der alten guten Zeit. Noch saß der Teufel so ruhig und unangefochten auf seinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, schrieb man es nicht den wilden Gänsen zu, sondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchse, sondern zum Rosenkranz; so armselig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Gespenst, ein Toter, der nach Erlösung seufzte, in ihr einsprach, so winzig kein Berg, in dessen Klüften nicht irgendein Geist sein Wesen trieb.

Ziemlich spät an einem rauhen Herbstabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Person, hatte ein schmales, ausgedörrtes Gesicht und häßliche lange Arme, die ungeschickt an seinem wie auf der Folter ausgereckten Körper herunterhingen; der andere war klein und in seinem jetzigen Aufzug auch mehr abstoßend als anziehend, aber ein neuer Rock und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn tun können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anständigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unsere Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landstreicher nennen, so müssen wir sie einstweilen unbenannt lassen. „Hör' einmal, Hans" — sagte der Kleine zum Langen — „weißt du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung genug, Jürgen, um das zu wissen" — versetzte der Lange mit einer Art von Lachen — „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, so daß man die schönste Dirn erblicken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlaflosigkeit und am Ende den Tod!" „Brav geantwortet, Junge," sagte der Kleine, „aber, hörst du nicht Gänse schreien? Ich denke, das siebente Gebot ist nicht gemacht, daß es Menschen töten soll. Wie wär's, wenn wir irgendeinen Hühnerstall mit unserm Besuch beehrten?" „Ich trau' unserm Glücksstern nicht," erwiderte der Lange ernsthaft und verdrießlich, „haben deine falschen Würfel uns etwas anderes als Ohrfeigen und Rippenstöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Mensch den Kater mit dem großen Bart, den du für ein Wunder in seiner Art auszugeben dachtest, sehen? Brachte es dir eine Krume Brot ein, daß du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzähltest?" „Die Talente

unserer Finger haben wir noch nicht ausgeübt," versetzte der Kleine, „man muß nicht alles so schwarz ansehen, vielleicht sind sie einträglicher als mein Witz. „Verlaß dich darauf," entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts." „Pfui, Heide," fuhr der Kleine hastig auf, „du bist ein Christ und kannst so kleinmütig sein? Bei meinem Gewissen, nie werd' ich schlechter von meinem himmlischen Vater denken, als von meinem irdischen, der, obgleich er nur ein armer Schuster war, sich doch Tag und Nacht plackte und plagte, um seinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänse sind ordentlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!" Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und singend, der Lange einige Male hustend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern sich regelmäßig alle Abende einfanden, um sich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flackernder Kienspan, der in einen Soden Torf gesteckt und auf den Ofen gestellt war, ein unbeständiges Licht; der vierschrötige Wirt stand mit auf den Rücken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäste saßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern schon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauschte. „Hans," rief er dann aus und tat einen Sprung, „mir kommt ein besserer Einfall; wir gehen in die Schenke." „Und lassen uns wieder hinauswerfen, wie damals," sagte der Lange. „Ist heute der Todestag deiner Mutter, daß du so melancholisch bist, wie einer, der gehängt werden soll? Sieh doch nur einmal ins Fenster und betrachte dir diese Gesichter. Sehen sie nicht alle aus, als sollten sie vor Langeweile zerspringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geschichten erzählen, und nenne mich deinen Bruder, wenn das uns nicht was zu essen einbringt." „Ich weiß nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das ist schlimm," versetzte der Kleine, „du siehst so interessant aus, als müßten dir die Geheimnisse aller Gefängnisse in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt sein. Nun, laß mich nur machen; du kannst den Versteckten spielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier ist die Tür, Gott gebe nur, daß sie nicht verschlossen sei, wenn sie uns erst lange beleuchten, so lassen sie uns nicht ein, denn ein Wirt ist nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt." Der Kleine öffnete die Tür mit möglichst wenig Geräusch. „Hör' du," flüsterte ihm der Lange grimmig ins Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermutlich entgegen gehe, geb' ich dir doppelt zurück, sobald wir wieder allein sind. Wärst du nicht gewesen, so wär' ich bei

meinem Meister geblieben und nun bald Gesell!“ „Auf die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothaarigen Schurken drinnen,“ versetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie tot nieder und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei dir, wie bejammernswürdig du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schreck genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem übrigen bequemt hat, erwecken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht.“ Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirt finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorfe Theophrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund,“ rief Jürgen nun aus und fiel Hans mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast du, wenn du sagst, das Unglück verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimnis auf der Spur sind, dessen Besitz sie doch dem König Salomo willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbock, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finstern Schatten verwandelte, niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte.“ „Ein Ziegenbock? Was ist Euch mit diesem Ziegenbock passiert, mein Freund?“ frug mit heiserer und vor Alter zitternder Stimme des Wirtes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Kniee gestützt, in einem Winkel kauerte. „Das Abenteuer ist wunderbar oder vielmehr grauenhaft genug,“ entgegnete Jürgen und ließ sich hinter einem Tisch nieder, „aber gegen unsre übrigen Abenteuer verlohnt es sich kaum der Mühe, es zu erzählen. Besonders das Leben meines Freundes besteht aus einem Gewebe von fast lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer wie er bei seiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillschweigens hat ablegen müssen, der wird nichts verraten.“ Aller Blicke richteten sich bei diesen Worten auf Hans; er seufzte und legte sein Gesicht auf den Tisch, was große Wirkung tat. „Übrigens,“ fuhr Jürgen fort, „hört man Begebenheiten, wie sie mir zugestoßen sind, auch nicht jeden Tag, und wenigstens bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, sie dem Bösen zum Trotz unter Freunden mitzuteilen. Aber, Gott sei bei uns, da ist er, da ist er wieder!“ Er deutete mit der Hand

aufs Fenster; ein Ziegenbock schaute gravitätisch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bock gehörte dem Wirt; er hatte die Tür seines Stalles offen gefunden und war hinausspaziert. Daran dachte aber kein Mensch, und selbst am folgenden Morgen, als das Rätsel sich aufklärte, bestand die Alte darauf, der Bock müsse geschlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verscharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; sie ruhte auch nicht, bevor es geschah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, dessen Lügen das Tier so unerwarteterweise unterstützte, schraken zusammen, als sie den Bock erblickten. Wenigen entging es, daß seine Augen glühten, wie Feuerräder, einer hatte, wie sich später ergab, sogar bemerkt, daß er sich hinten in einen Hund verlor, Jürgen sah Hans, der ganz blaß geworden war, triumphierend an, sobald der Bock sich wieder vom Fenster zurückgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurückzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchsstunde schon gekommen war; sie mußten zuvor die Geschichte des Fremden hören, auch zitterten sie, draußen einen zu treffen, dem sie nicht gern begegneten, und der vielleicht wegen Grenzpfahlsverrückungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflücken haben mochte. Sie ließen sich frisches Getränk bringen; dies nahm dem Wirt die letzte Wolke des Unwillens gegen unsre Freunde von der Stirn, zuvorkommend setzte er ihnen Bier, Brot und kaltes Fleisch vor und versprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte aber dafür von Jürgen, seinen merkwürdigen Lebenslauf zum besten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede: „Ich bin das uneheliche Kind eines armen aber schönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht sagen, wer mein Vater ist, sonst würd' ich ihn aufsuchen und ihn unterstützen, oder nach Befinden der Umstände mich von ihm unterstützen lassen. Daß der reiche, vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter aussagte, mein Vater sei, kann ich nicht glauben; denn das einemal, daß ich ihm mit dem teueren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen, und so spricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als sie mich geboren hatte, nichts Besseres tun zu können, als mit mir in einen Bach zu springen; an der Ausführung dieses schnöden Vorhabens hinderte sie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünstlers stand und für sie und ihr Kind zu sorgen versprach, falls sie ihm den Knaben in seinem siebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt sein Versprechen, meine Mutter das ihrige auch und so kam ich, als ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entsetzlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann und trug

beständig einen schwarzen bauschigen Rock von wunderlichem Zuschnitt, in welchem er sich mit seinem unveränderlichen leichenblassen Gesicht ausnahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurückgekehrter Toter. Der Doktor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir Mandeln und Rosinen, machte mir allerlei Spielwerk, schenkte mir bunte Bilderbücher und spielte sogar Versteckens und Huckepack mit mir, so daß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich vielerlei, gab mir auch große Bücher zum Studieren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenschaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich diese Wissenschaft erlangt hatte, schickte er mich auf die Berge, um in gewissen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewisse Kräuter und Moose zu pflücken, dabei schärfte er mir aufs Dringendste ein, mich aller Gedanken ans zweite Geschlecht zu entschlagen, sonst würden die Geister, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und töten. Die Wahrheit ist, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand sie pflückt, ich glaubte meinem Herrn aber alles und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Kuß, ja an etwas noch geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft sei; daß ich mich bei dieser Überzeugung wenig zum Küssen aufgelegt fühlte, kann man sich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit so viel Beschwerde und Mühseligkeit einsammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er sich in sein Laboratorium einschloß, weil ich wußte, daß er mir dann in einigen Tagen nichts befehlen würde, ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tages, als mein Herr sich wieder zurückgezogen hatte, ging ich zufällig in sein Studierzimmer und bemerkte dort ein kleines schwarzes Kästchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüssel steckte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widersteh'n, ich mußte es aufschließen. Ich fand nichts darin, als ein altes Buch; wie erstaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufschlug, sah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächstem Wege den Stein der Weisen zu gewinnen. Ich fing an, in dem Buche zu lesen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zumut, mir war, als ob ich unsichtbar von einer fürchterlichen Gesellschaft umgeben sei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermochte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein; er warf einen fürchterlichen Blick auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, sagte: wir sprechen uns nachher, schloß das Buch ein und entfernte sich. Mein Herr beobachtete jedoch seinem Versprechen zuwider zu

meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefste Stillschweigen; er setzte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich sah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, so konnte er nicht selbst die Berge besteigen und mußte sich, so schwer es ihm ankommen mochte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jetzt aber Zeit und Gelegenheit besser wahr, wie vorher; ich sah meine Bücher mit ganz andern Augen an und studierte nicht, wie sonst, bloß deswegen darin, um den Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über seine Papiere her, so oft ich nur konnte, und schrieb mir die wunderbaren Rezepte ab; es gelang mir sogar, mittels eines falschen Schlüssels, mich tagelang in den Besitz jenes alten Buches zu setzen und (hierbei sah Jürgen mit stolzen Blicken im Kreise seiner Zuhörer, die aufmerksam und ehrfurchtsvoll an seinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntnis der vier Erden, die sich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unschuldigen Lammes genährten Flamme begatten müssen, der güldene Löwe konnte sich meinen spähenden Blicken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimnis war, das zeigten mir die tückischen Streiche der immer wachsamen Geister, die mich irre zu machen suchten, weil sie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglück mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglück, denn dieser verwünschte Umstand ist schuld daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zweckes wenig tun kann. Ich möchte rasend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren imstande sein werde, ganze Misthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hosen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, sich schämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schicksal mit Geduld, wie sich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß sie lebhaften Anteil an mir zu nehmen, daß sie nicht ohne mich leben zu können schien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, schlich ich mich eines Morgens, wo sie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was diesen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mochte, mir nachgelauert, er machte sich sogleich trotz seiner Krücken auf den Weg, um seinem Kräuterlieferanten in der Versuchung beizusteh'n, aber

was half's dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu spät kam! „Verfluchter," rief er aus und schäumte vor Wut, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle!" Im ersten Ärger versetzte er mir mit seiner Krücke einen derben Schlag über den Arm; diese Beschimpfung unter den Augen meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte sich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei seinem langen Bart und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirksamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelsus", flüsterte ich ihm zu, „und bringe dem das Rezept der grünen Erde." Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und starrte mich an: dann aber schlug er eine gellende Lache auf und rief. „Ei, junger Tor, ich weiß wohl und hab's dir selbst gesagt, daß dem alten Paracelsus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen, wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!" Jetzt raunte ich dem Doktor drei chaldäische Worte ins Ohr, die keine sterbliche Zunge nach Sonnenuntergang aussprechen darf; da mochte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Mensch, dem er jahrelang kaum durch den Ochsenziemer einige Neigung für die Wissenschaften hatte beibringen können und den er zu sehr verachtet hatte, um es nötig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in sein Tun und Treiben eingedrungen sei. Er warf sich vor mir auf die Kniee und beschwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdeckung den Preis eines langen mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurückzukehren und versprach mir, mich in alle seine Geheimnisse einzuführen. War es Trotz, der sich nicht bezwingen lassen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachsucht und dem Neid des unheimlichen Alten das äußerste befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte fest und bestimmt jede Aussöhnung. Da sprang er rasch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über sein Gesicht flammte eine wunderliche Röte und seine Augen schossen Blitze, es war als wollte der böse Feind selbst mit all seinen Schrecken hervortreten aus des alten Mannes schwacher, gebrechlicher Gestalt. „O du verruchter Satan," rief er mir mit einer Donnerstimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich dir doch gestern den Trank gegeben, den du heute abend zum Dank für deine Hinterlist in deinen Wein empfangen solltest, dann könntest du im Bauch des Kirchhofs gegen deine Sargnachbarn ausplaudern, was du zu wissen meinst! Ach, daß gerade heute das wunderbarste aller Moose in

die Blüte treten mußte, und daß ich außer dir niemand hatte, der es pflücken konnte!“ Nun war es ordentlich, als ob er wieder zusammenknickte, er stieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krücke und schlich sich keuchend fort.“ — Jürgen machte eine Pause und trank, wie zur Erholung, auf den in der Erinnerung noch einmal überstandenen Schreck ein Glas Bier. Der Wirt, der während des Fortgangs der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anwesenden im Glauben, erstarkt war, ergriff diese Gelegenheit einen garstigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet,“ hob er an, „vorhin Eure Liebschaft ein Unglück, mir scheint, ein Unglück, das dem Menschen das Leben rettet, kann er sich wohl gefallen lassen.“ Hans hustete und strich sich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, statt in Verwirrung zu geraten, versetzte mit unvergleichlicher Unverschämtheit: Ihr habt recht und fuhr ruhig fort. „Man kann sich leicht denken, daß ich eben im Begriff, Berg- und Felsspitzen zu erklimmen, nicht sonderlich gekleidet war; dennoch fühlte ich mich nicht im geringsten versucht, das Haus des Doktors mit einem Fuße wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen letzten Kuß, das arme Kind mochte fühlen, daß es ewigen Abschied gelte, und hielt mich fest; ach, ihrer Leidenschaftlichkeit habe ich diesen abscheulichen Riß in meinem Wams zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt sieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältnissen! doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite dich bis ans Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungestüm, daß ich — ich hab' nicht die Brust eines Riesen — nicht zum zweitenmal so umarmt zu werden wünsche. Nun begaben wir uns sogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelsus so schnell als möglich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Wie weit haben wir noch bis Theophrastika?“ Die Bauern schüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines solchen Ortes jemals nennen hören. „Gott steh' uns bei,“ wehklagte Jürgen, „so hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung sind, getäuscht; noch am Eingang dieses Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit gestreiften Beinkleidern und versicherte uns, wir wären am Ziel.“ „Himmlische Gerechtigkeit!“ rief einer der Bauern aus, „ich wollte schwören, das wäre mein alter Großvater gewesen, aber der kommt schon seit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube.“ „Der Böse nimmt eine Gestalt an, wie er will,“ versetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als sein leibhaftes Konterfei entgegengetreten ist und ihm erst verliebte Küsse, dann den Kopf zugeworfen hat.“ Es war spät geworden, recht schadenfroh heulte der Wind ums Haus

und warf die Regentropfen an die Fenster, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finsteren Nacht, aber sie mußten sich zuletzt doch entschließen und brachen nicht wie sonst, einer nach dem andern, sondern friedlich und freundschaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurück; dieser hatte sich den ganzen Abend vor den übrigen dadurch ausgezeichnet, daß er sein Bier aus dem größten Glase trank, daß er den meisten Qualm aus seiner Pfeife jagte, und daß er seinen breitgekrempten Hut keinen Augenblick vom Kopf herunter tat. Er war starkknochig und vierschrötig; sein breites, volles Gesicht war ein vollkommen glaubwürdiges Attestat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgestellt hatte; ein gewisser alberner Stolz, der sich vergebens durch die dicken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen suchte, bezog sich wohl auf einige klingende Taler in der Tasche oder auf einen fetten Ochsen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, sah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernste an und fragte ihn dann: „Junger Mensch, seid Ihr Eurer Sache gewiß, ich meine, daß Ihr Gold machen könnt?“ „Wäre ein Kruzifix bei der Hand,“ entgegnete Jürgen vornehm, „so könnte ich, wofern es mir beliebte, Euren Zweifel durch einen Schwur entkräften!“ „Es ist kein leichtes Stück Arbeit,“ bemerkte der andere. „Es geht, erwiderte Jürgen, auch keineswegs so schnell vonstatten, wie man etwa eine Bratwurst stopft oder Schinken in den Rauch hängt!“ „Könnt Ihr Euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?“ „Was meinst du, Freund?“ sagte Jürgen, indem er sich zu Hans wandte. „Uns're Zeit ist kostbar,“ erwiderte Hans langsam, „doch, wenn's nicht länger ist —“ „Gut,“ versetzte der starkknochigte Mann, „morgen in aller Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt Euch im Wirtshaus nichts abgehen, ich bezahle alles.“ Er rückte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hans Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirt folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann?“ fragte Jürgen lauernd, sobald der Wirt zurück kam. „Es ist der Meister Jakob,“ versetzte der Wirt, „unser Hufschmied und der einzige Hufschmied in einer Runde von drei Meilen. Diesem Umstand allein hat er es beizumessen, daß sich, seiner Ungeschliffenheit und närrischen Hoffart ungeachtet, seine Kundschaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reise von einigen Stunden darum tun, wenn man ein Roß beschlagen lassen will.“ „Der Meister Jakob,“ sondierte Jürgen weiter, „ist wahrscheinlich reich und macht sich deswegen nicht viel aus seiner Schmiede und seinen Kunden!“ „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht,“ entgegnete der Wirt

und begann, für seine beiden Gäste hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das ist der Grund nicht, weshalb er Hammer und Amboß über die Achsel ansieht.“ „Ei, was denn?“ fragte Jürgen mit einer Hast, die von dem gleichgültigen Ton, in dem er bisher das Gespräch geführt, gar sonderbar abstach. „Der Meister Jakob verzehrt viel Geld bei mir,“ versetzte der Wirt, „doch, das soll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen. Mit einem Wort, er ist der größte Narr unter der Sonne. Dieser Mensch, der so dumm ist, daß ihn ein Kind überlistet, bildet sich ein, er sei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erstaunen. Ihr lacht, man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist's wahr. Fragt man ihn, was er denn von sich und der Zukunft erwartet, so gesteht er ohne Umstände ein, er wisse es selbst nicht, aber das alles, setzte er dann mit listig zugekniffenen Augen hinzu, wird sich zu seiner Zeit schon finden.“ „Welche Torheit für einen Mann, dessen Haare sich schon grau färben,“ sagte Hans. „Nicht zu vorschnell,“ unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu diesem Manne wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Torheit und Wahnsinn schilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weisen verschlossen und den Einfältigen offenbart sich der Himmel.“ „Dagegen läßt sich nichts einwenden,“ sagte der Wirt mit einem schlauen Lächeln, „denn es steht in der Bibel.“ Hierauf wünschte er Hans und Jürgen eine gute Nacht und begab sich in ein anstoßendes Gemach zu seiner Frau, die, weil sie sich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herumzuspringen und alle Zeichen einer ausgelassenen Freude von sich zu geben begann. „Still doch, Mensch, still doch,“ wisperte Hans, „wenn du das Lärmen und Hantieren nicht einstellst, so wirst er uns noch um Mitternacht aus der Tür.“ „Grützkopf,“ versetzte Jürgen, „ich wette, du ahnst es gar nicht, daß wir heut abend den Stein der Weisen gefunden haben!“ „Ich verstehe dich wohl,“ erwiderte Hans, „denn ich kenne deine Frechheit: aber ich übersehe ebensowenig, daß, wenn wir uns bei Meister Jakobs Torheit in die Kost legen, seine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garstige Zeche abfordern wird, die er dann vermutlich mit einer Eisenstange eintreibt.“ „Was täte das, Kerl!“ unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rücken ist lange genug dein Zahlmeister gewesen, um auf so etwas gefaßt zu sein. Diesmal aber fürchtest du, wo nichts zu fürchten ist. Ich habe einen Plan, einen Plan — — Hans, seit ich diesen Plan ausgeheckt,

muß ich auf jeder billigen Wagschale um zehn Prozent im Wert gestiegen sein!" „Wie du nur solch eine Geschichte so in einem Atem zusammen lügen konntest," sagte Hans kopfschüttelnd, ich muß bekennen, solange du erzähltest, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der so unmenschlich keck zu Wasser geht, doch wohl brechen!" „Erzählen ist eine Kunst, die sich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat," entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen sich am leichtesten, da niemand verlangen kann, daß man sie ihm erkläre. Übrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nötigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeschichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre tat; nimm den Kräutern, die ich sammeln mußte, ihre edelsten Kräfte und lege ihnen die gemeinen, schweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebschaft etwas von ihrem Glanz und mache sie zu einem vertraulichen Verhältnis zu der Magd im Hause, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es sich selbst wünschte; besonders aber zieh' über deine glänzenden Verhältnisse einen Strich und erinnere dich, daß du bei deinem Meister, dem tauben Grobschmied, bloß arbeiten, aber nicht essen solltest, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?" „Ich wollte doch," entgegnete Hans und kratzte sich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meister geblieben, dann wär' ich nun bald Gesell! Du machtest mir, als dein Herr dich aus der Tür geworfen, und dein Vater dir die seinige vor der Nase zugeschlagen hatte, eine so leckere Beschreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wässerte wie nach einer Martinsgans. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menschen nichts bringt als Hunger und Durst und die Aussicht auf ein Gefängnis! Ich sehne mich ordentlich nach Arbeit, und während du dem Meister Jakob Gold machst, möchte ich ihm wohl Hufeisen, Nägel und Radfelgen verfertigen." „Deine niederträchtigen Geschicklichkeiten werden uns am Ende noch verraten," fuhr Jürgen auf, „nun komm her und strecke deine faulen Knochen aufs weiche Stroh; so gut haben wir's lange nicht gehabt. Der Ofen ist noch so warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!" Ermüdet, wie sie waren, schliefen sie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängstliches Ächzen und Stöhnen seines Gefährten geweckt. Verdrießlich über die Störung seiner nächtlichen Ruhe, stieß er Hans derb mit dem Ellenbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er diesen „ach Gott, ach Gott" rufen und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mochte, unter lautem Zähneklappern

hersagen hörte. Jürgen konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt," dachte er, „weil ich gestern abend von den Gänsen sprach; einen betrübteren Kameraden hätte ich nicht finden können." Dann ergriff er ihn beim Arme, schüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere dich doch! „Du bist's?" sagte Hans, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer sollt's anders sein?" versetzte Jürgen. „Entsetzliche Dinge hab' ich überstanden!" sagte Hans. „Du hast davon geträumt!" verbesserte Jürgen. „Nein, nein!" fiel ihm Hans mit Heftigkeit in die Rede, „ich möchte sagen, ich wär' vor Angst gestorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geschlossen, da kam etwas zu mir heran und legte sich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermochte und zu ersticken meinte." „Du lagst vermutlich auf dem Rücken," sagte Jürgen spöttisch, „und da drückte dich dein eigen Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu sagen pflegte." „Deinem Herrn, dem Apotheker," entgegnete Hans gereizt, „schlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weismachen wollte, daß das Blut eines Menschen, das am Tage so wenig eine Last für ihn ist, wie die Luft, bei Nacht ins Gewicht fällt wie ein Mühlstein! Die Nachtmähr' war's, die mich ritt; ich hab' das abscheuliche Ungeheuer ja selbst gesehen, sie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrote Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing und einen bläulichen Glanz ausströmte. Ich erkannte sie sogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Christian mit dem lahmen Fuße, hat sie mir schon beschrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anstiere und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete besinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her und quält mich. Einer davon versetzte mir einen solchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen krachten. Es schmerzt mich noch in den Kaldaunen!" „Nun, das nenne ich eine Narrheit!" rief Jürgen und hielt sich den Bauch, „die sich am Markte sehen lassen darf, denn schwerlich findet sie ihresgleichen." „Du weißt," versetzte Hans zornig, „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigsten zur Nachtzeit, wo ich entweder schlafe oder verdrießlich bin. Will mir einer abstreiten, was ich gesehen habe, so lass' ich's gelten, denn das Auge kann sich täuschen, besonders im Finstern: wer mir aber meine Haut, mein Fleisch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlassen, hab' ich wirklich bekommen, und du sollst mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle." „Blitz, alle Wetter!" fuhr Jürgen auf, „so nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte dir ja niemand

bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe geweckt, deshalb war ich erbost auf dich!" Hans hatte keine Zeit, seine Verwunderung zu bezeigen; ein sonderbares Geräusch, das sich draußen unter dem Fenster vernehmen ließ, bewog beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, so wurde das Fenster geschickt aufgemacht, und eine Gestalt bemühte sich hineinzusteigen; sie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgestanden und herangeschlichen war, dies umklammerte und dann aus Leibeskräften schrie: Diebe! Diebe! Auf diesen Ruf wurde der Wirt alsbald munter und stürzte in die Stube. „Steckt nur schnell einen Span an!" rief Jürgen ihm entgegen, „ich halt' den Burschen schon, so unsanft er mich auch mit dem bestiefelten Fuße liebkoset." „Ich habe eben seine beiden Fäuste gepackt," setzte Hans hinzu, „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen." Der Wirt kam mit einem brennenden Spane zurück; der flackernde Schein desselben fiel auf ein spitzes, hageres, welkes Gesicht. „Ist es denn möglich!" rief der Wirt aus, sowie er den nächtlichen Gast ins Auge faßte, „Liese, Weib, das ist ja dein leiblicher Bruder!" „Leider, Schwager, bin ich's," stöhnte der Gefangene, „tu mir die Liebe, und mach' nicht so viel Lärm." „Oh, der niederträchtige Filz," knirschte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbeigeeilt war, „gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er dir gestern endlich für den schon im Sommer gekauften und verzehrten Ochsen ausgezahlt hat, wieder holen wollen." „Schwester, „ich beschwöre dich, ruiniere mich nicht durch Schimpfen," wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb, „was ich gewollt, kann dir einerlei sein, du siehst, es ist mir mißglückt." „Wär's nicht eine Schande für mich selbst," sagte der Wirt und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren, „so würde ich den Hund einstweilen in den Keller stecken und ihn morgen, am hellen lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen zum Schulzen schleppen." „Jetzt," unterbrach ihn Jürgen, „spaziert er auf ein Viertelstündchen herein und wird gehörig abgegerbt, und wofern er sich den geringsten Schrei erlaubt —" „Schreien werd' ich nicht," versicherte der Hagere, ihm schnell ins Wort fallend, „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich dich aber bitten, lieber Schwager," versetzte er mit weinerlicher Stmme hinzu, „so laß' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei dir die Stunde abrufen sollte, nicht sieht. Du weißt, in meiner Hantierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen." „Fort mit dir!" fluchte der Wirt

und gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß er aus dem Fenster flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirt begab sich nun wieder in sein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden seinen lebhaftesten Dank zu bezeigen; sie hätten, meinte er, diesmal seinen wachsamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepiert sei, aufs beste ersetzt. „Da hast du das Schicksal,“ sagte Jürgen zu Hans, als sie sich wieder auf der Streu dehnten, „vor drei Stunden fast selbst Diebe, und nun nicht bloß ehrliche Leute, sondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottlosen ein Greuel, den Sündern ein Stein des Anstoßes, über den sie Hals und Bein brechen.“

Am andern Morgen hatten sie nur kaum ihre Biersuppe und einen leckeren Eierkuchen, den die Wirtin aus Dankbarkeit dem Frühstücke hinzufügte, verzehrt, als Meister Jakob hereintrat. Er hatte sich frisch rasiert und die Nägel beschnitten, ein Umstand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritt nahm er den Hut ab, setzte ihn indes wieder auf und steckte, bevor er ein Wort sagte, seine Pfeife an. „Wißt Ihr auch,“ begann er nun, nach den ersten erquickenden Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen, „was mir geträumt hat? Ich sah Euch, so kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Dukaten, wie meine Tochter einen um den Hals trägt, und Ihr standet an einem großen Tisch mit Löwenfüßen und betriebt Euer Geschäft. Euer Kamerad stand neben Euch, aber der schaute eben so dumm drein wie ich selbst.“ „Das ist ein einfältiger Traum,“ versetzte Jürgen vornehm, „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, so möchte ich in der entscheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft seines Gebetes.“ „Mit Gebet wird dies Werk vollbracht?“ fragte Meister Jakob voll Erstaunen. „Habt Ihr etwa erwartet, durch des Teufels List und Gewalt?“ erwiderte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch eigentlich einen Stein vom Herzen,“ sagte Meister Jakob, „man ist nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuschreiben.“ Es entstand eine Pause. „Meister,“ hub Jürgen darauf wieder an, „Ihr ersuchtet uns gestern abend, einen Tag im Dorf zu verweilen. Es liegt etwas in Eurem Gesichte, was mir sogleich gefiel, d'rum sagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich diese Willfährigkeit jetzt gereut. Der Mensch muß sein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, sonst entgeht es ihm gar zu leicht. Seid so gut und sagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen.“ Meister Jakob hustete und sah den Wirt

an; dieser verstand den Wink und ging hinaus. „Gold machen," begann er nun verlegen, „ist eine schöne Kunst, und es ist einem Familienvater, einem Manne, der jahraus, jahrein den schweren Schmiedehammer schwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er sie erlernen möchte." „Das geht nur unter gewissen Umständen," unterbrach ihn Jürgen achselzuckend, „in welchem Monate seid Ihr geboren?" „Im April." „Dankt Eurer Mutter noch im Grabe dafür," fuhr Jürgen fort, „hätte sie Euch im März oder gar im Mai in die Welt gesetzt, so hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade so viel Aussichten, wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Eure Hände nie mit Menschenblut befleckt, d. h. Ihr seid kein Mörder und Totschläger?" „Bewahre Gott, nein!" „Und habt Ihr Mut? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Nase von zwei Ellen Länge über die Schulter guckte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geschweige einen Körper, dem sie angehören möchten, erblicken könntet, würdet Ihr dem Schrecken nicht erliegen?" „Geschieht das denn zuweilen?" fragte Meister Jakob. „Ich kann Euch wenigstens nicht versprechen, daß es nicht geschieht," erwiderte Jürgen. „Ihr seht, ich bin aufrichtig gegen Euch." „Ich glaube nicht," versetzte Meister Jakob nach einer Pause der Überlegung, „daß mir solche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur so in den Brei hinein tappe, daß ich bloß, weil ich ihn fliegen sehe, den Vogel zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob, die Sache ist anders. Von Kindesbeinen an weiß ich und bin aufs Überzeugendste davon vergewissert, daß ich zu etwas mehr, als zum Broteessen bestimmt bin. Während meine Mutter mit mir schwanger ging, träumte ihr dreimal — merkt es wohl, dreimal hintereinander — sie würde von einem Gerstenkorne entbunden, und dies verwandelte sich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weise Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit sie ihn auslege. Die sagte ihr, sie werde ein Kind mit sonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Diese nämliche Frau sagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich so dick und fett, daß meine Mutter die Prophezeiung der weisen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber wie ich größer wurde, da wollte jedermann, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich sei eigentlich äußerst ungelehrig, und ungeschickt, und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüte, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht essen und

begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir und fragte: Jöbstchen, warum weinst du? Ach, schluchzte ich, weil die Leute sagen, daß ich so dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, versetzte meine Mutter und putzte mir mit ihrem Sacktuche die Nase, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchstaben nicht in den Kopf wollen. Was tut's? Als ich jung war, da überließ man das Buchstabieren den geistlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht schlechter darum. Dein Vater berühmt sich, er habe in deinen Jahren schon gleich dem besten Gesellen ein Hufeisen aus dem Feuer schmieden können. Du kannst es freilich nicht, nun, daraus folgt, daß etwas anderes, als ein gemeiner Grobschmied in dir steckt. Hierauf erzählte sie mir haarklein alles, was sich zwischen ihr und der weisen Frau zugetragen hatte, und suchte mich von der Wichtigkeit meiner Person zu überzeugen. Trotzig und verstockt, wie ich vom Weinen und Heulen war, kostete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank und legte mich schlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eisen im Kopfe, ich hätte gar zu gern etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln gewesen bin, ließ ich's bald ruhen und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich selbst an Leib und Seel' zu untersuchen und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über diese kindische Torheit lachen — glaubte ich steif und fest, das ganze Wunder läge in meiner besonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwicken. Wie ich vernünftiger wurde und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glück im Würfelspiele. Vielleicht, dachte ich später, kannst du Blinde sehend machen, aber sie blieben blind, wenn ich sie berührte. Mein Vater zwang mich, sein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach seinem Tode die Schmiede übernommen und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, seither vorgestanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weissagung ist in den letzten zehn Jahren etwas heruntergekommen; auch ist das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überschritten hat, ohne ein Tüttelchen von seiner geringsten Hoffnung erfüllt zu sehen, sehr natürlich. Aber als ich gestern Abend vom Goldmachen sprechen hörte, da ging's mir plötzlich wie ein Licht auf, und" — Meister Jakob stockte und sah Jürgen an. Jürgen stellte sich mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen vor seinen angehenden Diszipulus hin, schaute ihm so lange keck und scharf in die Augen, bis er sie verwirrt niederschlug, und fragte ihn dann in so tiefem Basse, als er seinem

Organe abzwingen konnte: „Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld?" „Nicht viel!" versetzte Meister Jakob, rascher und bestimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwischen Säen und Ernten lange Zeit!" bemerkte Jürgen. „Hier ist ja von Wundertun die Rede!" entgegnete Meister Jakob. „Nicht doch!" erwiderte Jürgen mit finsterem Gesichte, „es handelt sich hier bloß um einen Blick ins Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verstattet ist. Kennen wir aber einmal die Art und Weise, so gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer seinem Acker den Roggen oder Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigste unter den Königen, der König Salomo, hätte sich damit befaßt, von dem doch weltbekannt ist, daß ihm die Elemente unterworfen waren?" „Nun, nun," versetzte Meister Jakob, „hab' ich für das bißchen Essen und Trinken dreißig Jahre hinter'm Amboße ausgehalten, so — — — hier meine Hand, schlagt ein, und bleibt bei mir, statt den verfluchten Doktor, dessen Namen ich nicht behalten kann, aufzusuchen; ich verspreche Euch, die Zeit soll mir nicht zu lang' werden!" „Noch eines!" sagte Jürgen und zog seine Hand zurück. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operieren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich selbst, drei schweren Bedingungen unterwerfen, denn sonst wären all' unsere Bemühungen umsonst. Ihr habt ein Weib, nicht wahr?" „Ja." „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!" „Das wird ihr nicht behagen." „Irgendeine Speise ist Euer Leibgericht?" „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!" „Das Gericht darf, ja, es muß auf Euren Tisch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!" Jürgen teilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meister Jakobs soliden Geschmack und stellte seine Bedingung darnach, „aber Ihr dürft es nicht anrühren!" „Teufel!" „Ihr habt hitziges Blut und haltet, man sieht's Euch an, gewiß mehr vom Dazwischenschlagen, als von einem Prozesse. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht bloß Gold suchen, sondern Gold finden wollt, nicht so viel Galle in Eurer Brust beherbergen, wie eine Taube, nicht so viel wie eine Taube, ich wiederhol' es!" „An diesem Punkte, fürcht' ich," gab Meister Jakob kleinlaut zur Antwort, „wird das ganze Vorhaben scheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte totschlagen können; aus einem Menschen, wie ich bin, wird nie eine Taube." „Nun," versetzte Jürgen, der sich, um nicht alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müssen glaubte, „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, so läßt sich, falls Ihr das Unglück haben solltet, die dritte ein-

mal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, so viel ist gewiß, jedes Aufbrausen, das Ihr Euch zuschulden kommen laßt, entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenschritten nähern können, und ließet Ihr Euch wider Verhoffen zum Äußersten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungestüme fortreißen, so — —" „Darf ich," unterbrach Meister Jakob ihn, „die Wut an mir selbst auslassen? Darf ich mir, wenn's in mir braust und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen und mir das Maul mit der Faust zerdreschen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widersacher nicht ans Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind sei auf den Mond geflüchtet!" „Ihr seid Herr über Euren Körper," versetzte Jürgen nach kurzem Besinnen, „stellt mit ihm an, was Ihr wollt, niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!" „Nun," sagte Meister Jakob, hoch aufatmend, „so sind wir einig, begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach." Meister Jakob zündete die Pfeife, die ihm längst ausgegangen war, wieder an und ging voraus. „Hatt' ich gestern abend recht mit meinem Plane, hatt' ich Ursache zu Freudensprüngen," flüsterte Jürgen seinem Gefährten zu, der verdutzt über alles, was er gesehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging, „sind das Bedingungen, die ein Mensch halten kann, und ist der Gimpel sie desungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und destillieren und filtrieren, wie ich's noch vom Apotheker her verstehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, so schreibt unser Mann es dem Umstande zu, daß er seinem Weibe schöngetan oder hinter meinem Rücken Sauerkraut gegessen hat." „Und was das beste ist," fiel Hans ein, „gegen Prügel ist man gesichert; wenn er mit einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er sich selbst!" Unter der Türe rief der Wirt, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverschämte Prellerei, die er sich anspinnen sah, verdroß, den Meister Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr sein, Nachbar," sagte er ziemlich barsch, „und Euch im Ernste mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlassen?" „Ich weiß es längst," versetzte Meister Jakob zornig, „daß sich in diesem Neste jeder Esel für meinen Vormund hält, aber fegt getrost vor Eurer eigenen Tür, ich bedarf Eures Beistandes nicht. Ich habe so gut meine Leuchte im Kopfe, wie andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde, Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerrissenen Wämser betrifft, so bin ich der Mann, der ihnen noch heute bessere auf den Leib schaffen kann!" Damit kehrte er dem wohl-

meinenden Wirte unwillig den Rücken und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er seine Warnung zu würdigen wisse, Jürgen, gleich seinem vertrautesten Freunde, unter den Arm. Meister Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß sie im eigentlichsten Verstande mit der Tür ins Haus fallen, zu zeigen verstehen, daß sie Herr im Hause sind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das seinige ein mörderisches Geschrei nach Bier, Brot und Wurst, fluchte entsetzlich und riß die Stubentüre mit solchem Ungestüme auf, daß Babet, seine Tochter, ein junges, schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erschreckt zurückfuhr. „Hier herein, meine Freunde!" rief er seinen Begleitern zu, „das Ding da wird für alles, was wir brauchen, Sorge tragen — ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erst lange die Schuhe reinigen müßtet — setzt Euch nieder, da, hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauschen, die ist wärmer: Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verfluchter Gaul, den ich beschlagen muß — — laßt Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, ich sehe, es fehlen nur die Vordereisen!" Brummend ging Meister Jakob hinaus und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, mit frischem Biere, dem Vorläufer des Frühstückes, das sie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäste und ermunterte sie zum Essen und Trinken, doch geschah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er sein rechtes Bein über das linke schlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide schon bemerkt. „Ein hübsches Dirnel, he?" sagte Hans, sobald sie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein so großer Lump," erwiderte Jürgen, „und wenn ich mich morgen in Gold fassen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es ist doch wahr," setzte er, wie in Gedanken, hinzu, „ein ordentlicher Wandel ist was wert." „Hier scheint alles vollauf zu sein," fuhr Hans fort, und seine großen, begehrlichen Augen streiften in der Stube wie Stoß- und Raubvögel, „der Meister Jakob muß sich schon aufs Goldmachen verstehen!" Babet kam wieder herein; sie gab sich den Anschein, als wollte sie nachsehen, ob es auch an etwas fehle, eigentlich aber kam sie, um die Schlüssel, die sie im Silberschrank hatte stecken lassen, abzuziehen und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu schaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum

issest und trinkst du nicht?" sagte Hans und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf gestützt hatte. „Du hast recht," versetzte er grimmig mit einem Blicke auf Babet, die eben wieder hinausging, „Essen und Trinken ist die Hauptsache, alles andere ist Narrenteiding!" Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber trotz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regsamkeit zu sein schien, in die Stube. Die Alte stieß nach dem ersten Blick auf uns're Freunde eine Art von unartikuliertem Laut aus, von dem sich schwer sagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächsten verwandt war; doch nahm Hans ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ sich vernehmen, Meister Jakob ließ den Hauspudel, der, sich dessen schon versehend, auf dem Flur listig an ihm vorüber schleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applizierte, seine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräusch herein. „Hier Frau, siehst du zwei Männer," deklarierte er der Alten, „die von jetzt an deine täglichen Haus- und Tischgenossen sind, und die du ehren sollst, wie mich selbst. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider springen, er soll sich tummeln und das Maß nicht vergessen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjacken, was eben zur Hand ist, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein solches Gesicht, Weib! Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei dir immer der Nebel steigt, wenn er bei mir fällt. Ahnst du denn gar nicht, welch Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verstrichen, da gingen Hans und Jürgen wie neugeboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn sich bei dem dürren Hans die Metamorphose darauf beschränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelscheuche zu sein, so war dagegen Jürgen wirklich ein Mensch geworden und zeigte, daß er sich in ein ordentliches Wams zu schicken wußte. Mittlerweile hatte Meister Jakob neben seiner Werkstatt für ein Laboratorium gesorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Masse Kräuter und chemische Stoffe, und der Schöpfungsprozeß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einstweilen seinen Anfang.

Matteo.

1839.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft und nicht mit besonderen Talenten ausgestattet, sich durch seine Dienstbeflissenheit und ein stilles, bescheidenes Wesen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu besorgte, man lohnte ihm gut, und er war mit seiner beschränkten Lage so zufrieden, daß er sich in seinen Gebeten vom Himmel nichts erflehte, als es ewig zu behalten, wie er es hatte; er war einer der Glücklichen, die im Leben selbst die Aufgabe des Lebens sehen. Matteo wurde krank, die bösartigsten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In seiner Krankheit erweiterte sich auf einmal der Kreis seiner Wünsche. „Wie schön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager säße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beschwichtigen suchte!“ So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte sich in seiner Einsamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Witwe mit ihrer einzigen Tochter Felizita, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe seine Wohnung verließ, um seinen Geschäften nachzugehen, schon in ihrem Gärtchen stand und seinen freundlichen Gruß freundlich erwiderte. Er hatte das Mädchen immer seinen Morgenstern genannt und sich ihrer sanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, sich um ihre Liebe zu bewerben, er hatte sich kaum gedrungen gefühlt, hin und wieder ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während seiner Krankheit kam, gestaltete im Augenblick dies alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wisse selbst nicht, was. Eine ungeheure Angst erfüllte seine Brust, Tränen stürzten aus seinen Augen und verzweifelnd eilte er durch die Gassen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felizita entgegen und fragte ihn mit ihrer süßen Stimme: „was suchst du, Matteo?“ „Dich, dich Felizita!“ rief er jauchzend aus. „So komm!“ sagte sie nnd sah ihn lächelnd an. Er wollte sie entzückt an seine Brust ziehen, sie aber rief: folge mir nach! und schwang sich wie auf Flügeln zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ sagte er. „Sehne dich nur recht nach mir, dann wirst du sie bekommen!“ tröstete sie ihn und verschwand in den goldenen Wolken. Diesen Traum träumte Matteo auch noch im Wachen fort, er nahm sich

vor, ihn gleich nach seiner Genesung Felizita zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu sehen. Endlich war er so weit hergestellt, daß er sein Zimmer wieder verlassen konnte, er händigte der Alten, die ihn in seiner Krankheit notdürftig verpflegt hatte, freudig den Rest seiner kleinen Barschaft ein und trat, sich in seinem Gefühl viel reicher dünkend, wie noch je zuvor, seit langer Zeit zum erstenmal aus seiner Tür. Es traf sich, daß auch Felizita, zu deren Wohnung er sogleich hinüber sah, in demselben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köstlicher geschmückt, als er sie zu irgendeiner Zeit, die höchsten Festtage nicht ausgenommen, erblickt hatte, ein reiches seidenes Kleid umfloß ihre edle Gestalt und ein goldenes Kreuz, mit roten Edelsteinen besetzt, glänzte an ihrem Halse. Das seltsame Zusammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen unbeschreiblichen Eindruck, sie erschien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die bestandene harte Prüfung bestimmt habe, er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte sich, vor Wonne und Wehmut zitternd und den Gruß vergessend, an einen Baum. „Armer Matteo!" rief ihm Felizita schon aus der Ferne zu, „aber heiliger Gott, wie häßlich bist du geworden!" schrie sie laut auf, als sie näher gekommen war und ihm ins Gesicht sah. „So?" versetzte er dumpf, von diesem Ausruf des Mädchens wie von einem tödlichen Pfeil in seinem Innersten getroffen. „Verzeih' meiner Überraschung dies törichte Wort," begann sie nach einer Pause verlegen, „ich sagte es gewiß nicht, um deines Unglücks zu spotten!" „Ich danke dir vielmehr," erwiderte er bitter, „daß du bei mir die Stelle eines Spiegels vertreten magst, es fehlt mir wirklich an einem!" „Du zürnst mir, Matteo, aber du mußt mir verzeihen, du mußt es um so eher tun, da ich eine Braut bin. Du willst mir doch gewiß nicht die schönsten Tage meines Lebens verbittern?" Matteo starrte sie an, sie ergriff seine Hand und fuhr fort: „Sieh, morgen feiere ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß du mir nicht mehr böse bist, kommst du auch, meine Mutter wird dich gern sehen!" Matteo sagte kein Wort, er wandte sich um und kehrte langsam in sein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als sein Blick von ungefähr auf das über seinem Bett hängende Kruzifix fiel, wandte er im ersten Moment dem dornengekrönten Heiland in seiner Entrüstung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchste Gott seine Allmacht schnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verspotten, sein Herz so seltsam verwandelt habe. Doch gleich darauf war ihm, als hätte er durch

diesen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt und in tiefer Zerknirschung warf er sich vor dem Bilde auf die Knie und schluchzte: „strafe mich wie du willst und mußt, ich empörte mich gegen dich und hab's verdient!" Dann erhob er sich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit frommer Sorgfalt das Kruzifix vom Spinngeweb. „Gott sei Dank," rief er aus, „daß ich arm bin, zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit!" Zwar traten ihm hierbei die hellen Tränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in seine Brust zurückpressend, sein Zimmer, um sich in dem ihm bekannten Häusern der Stadt zu zeigen und sich Beschäftigung irgendeiner Art zu erbitten. „Wer bist du?" hörte er sich in dem ersten Hause, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!" versetzte er erstaunt. „Matteo? Das ist unmöglich, Matteo war ja ein hübscher, frischer Bursch mit einem Gesicht, das man recht gern sah, du aber siehst aus wie ein Geschundener!" „Ich war krank!" sagte Matteo leise. „Das mag eine eigene Krankheit gewesen sein! Mensch, laß dich hier nicht wieder blicken, es wird einem übel zumute, wenn man dich ansieht!" Die Dame wandte sich mit einer Gebärde des Abscheus von ihm ab. Matteo blieb besinnungslos stehen uud schaute ihr nach. Als er sich endlich wieder ermannte und das Haus verlassen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor diesen hin. „Ha, das bin ich?" rief er erschrocken aus, als der Spiegel ihm statt seiner früheren Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln zeigte. Und während er noch einmal hineinschaute, spuckte er das ihm in dem kleinen Rund hämisch deutlich entgegen tretende Bild in kaltem Ingrimm an und sprach: wer so aussieht, der muß sich selbst verachten! Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel stehen, als wollte er durch den Anblick seiner selbst seine Seele versteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: den Dank für meine Genesung nehme ich zurück! und eilte fort. Er ging nach und nach in alle Häuser, wo er sich vor seiner Krankheit auf diese oder jene Weise nützlich zu machen gewußt hatte, aber allenthalben sah er sich abgewiesen; hier, weil inzwischen ein anderer an seine Stelle getreten war, dort, weil seine Gestalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich nichts für ihn zu tun gab, und zuletzt, weil er, durch die Not gezwungen, seine wenigen Kleidungsstücke zu verkaufen, gar zu abgerissen und bettelhaft erschien. Bald kündigte ihm auch seine Wirtin, weil er die Miete nicht mehr zu bezahlen vermochte, die Wohnung auf; er mußte sie verlassen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine stumme Erbitterung, die sich anfangs nicht gegen die Welt, sondern gegen ihn

selbst kehrte, bemächtigte sich seiner, Kränkungen und Demütigungen kamen ihm erwünscht und wurden ihm zum Bedürfnis, er war wie einer, der sein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all seinen alten Wunden noch eine neue erhält. Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um sich nach einer Lagerstätte für die Nacht umzusehen, winkte ihm ein sehr vornehm gekleideter Herr. „Kennst du den Signor Barbarucci?" „Ich kenne ihn!" „Es dauert keine Stunde, so kommt er hier vorbei!" „Was soll das mir?" „Er darf morgen nicht mehr leben! Nimm!" Mit diesen Worten drückte er Matteo eine Börse in die Hand. Matteo warf sie ihm empört vor die Füße. „So hab' ich mich geirrt? Wie ist das möglich!" rief der Fremde überrascht aus mit einem spöttischen Blick auf Matteo; dann hob er sein Geld wieder auf und ging fort. Matteo war es, als habe in diesem Augenblick eine unsichtbare Hand den letzten Faden, der ihn noch an das Bessere knüpfte, grausam zerschnitten; ich muß, dachte er knirschend, jetzt in meinem Gesicht den Widerstrahl der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und mutet mir ohne Umstände das Ungeheuerste zu, als ob es mein Handwerk wäre; soll man nichts anderes scheinen wollen, als man ist, so soll man auch nichts anderes sein wollen, als man scheint, das seh' ich ein und will's darnach verhalten! — Der Signor Barbarucci kam die enge Gasse herunter. „Ha," dachte Matteo, „nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er starb, mir doch lieber einen Dolch hinterließ, als gar nichts. Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letztenmal schliff, geschah es nur, weil er rostig geworden war. Aber es ist gut, daß ich es beizeiten tat! Eine menschliche Regung beschlich ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange," rief er aus, „will ich es mit Betteln versuchen, aber, dies schwör' ich, wenn ich schnöde abgewiesen werde, nur dies einzige Mal!" Er ging den Signor um ein Almosen an, nicht eben demütig. Dieser, der aus einer lustigen Gesellschaft kam und berauscht war, zog eine Börse und sprach, indem er Matteo eine schwere Münze reichte: „nimm hin, ich hab's im Spiel gewonnen!" Matteo wollte schon ein: Lohn' es Gott! aussprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verschluckte beides und ballte die Hand, denn der Signor, forttaumelnd, rief: „Ich wohne bei der Kirche St. Petri und Pauli und sage dir das, damit du, wenn du dich einmal erhängen willst, mich zu finden weißt, ich will dann den Strick für dich bezahlen!" Matteo nahm die Münze und warf sie ihm an den Kopf. Der Signor, erschreckt, entfernte sich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht schimmern sah, beugte sich unwillkürlich, um sie wieder aufzuheben.

Dann aber trat er sie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menschenstolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es besäße, möge ihn morgen in seinem gefaßten Entschluß wankend machen. Der nächste Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verschlafen, um sich, um die Welt und Gott zu vergessen. Zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anständigste, geräuschloseste Art des Selbstmordes, das stille Erhungern, das ein Gemißhandelter oft gern wählen würde, ist leider zugleich auch die schwerste, und wenigstens dies sollte anders sein. Matteo sprang auf, zog den auf seiner Brust verborgen gehaltenen Dolch, den er schon in der Frühe des Morgens bei seiner ehemaligen Wirtin abgeholt hatte, hervor und stieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquoll der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum," rief Matteo, „du bist wie die Welt. Erst ein Stoß, dann eine Frucht!" Er bückte sich gierig nach der Frucht, aber er stolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baumes, stürzte zu Boden und stach sich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann sein Blut, er betrachtete es ernsthaft und sprach dann: man wird nicht ohnmächtig, wenn man Blut fließen sieht! — Schnell, wie es in Italien geschieht, brach die Nacht herein, und Matteo trat seine Wanderung durch die Straßen an. „Der erste ist der Rechte!" rief er halblaut vor sich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schicksal lachte zu seinem Schwur, denn zuerst begegnete ihm die Alte, die ihn in seiner Krankheit gepflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armut mitgeteilt hatte. „Wohin, Mutter?" fragte er sie, als er sie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Zu Haus, um mich hungrig zu Bette zu legen," versetzte sie, „und morgen wieder hungrig aufzustehen!" „Morgen zahl' ich dir, was ich dir schuldig bin!" sagte Matteo. „Wenn du kannst, mein Sohn, so tust du ein christlich Werk!" erwiderte die Alte und entfernte sich. „Bei Gott," sprach Matteo, „die alte Frau soll morgen essen, wer weiß, ob sie übermorgen noch essen kann!" In eine hohle, schmale Gasse einbiegend, deren schwindelerregend-hohe Häuser das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo sich ein Mensch mittelst einer angelehnten Leiter auf die Terrasse schwang. „Der schleicht," dachte Matteo, „wahrscheinlich zu dem Weibe eines anderen, aber für diesmal sei ihm der Spaß versalzen!" Sachte zog er die Leiter weg, legte sie nieder und klopfte unten, obwohl so leise, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerksam ward. Endlich wurde ein Schiebfenster geöffnet und die dünne zitternde Stimme eines Greises fragte, wer noch so spät störe. „Ich will Euch nur

anzeigen, alter Herr", versetzte Matteo, „daß soeben ein Besuch bei Euch eingetroffen ist; es mag ein Freund sein, der es mit Eurer jungen Frau, wenn Ihr vielleicht eine genommen habt, oder mit Eurer Tochter gut meint, und es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gast sich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn genügend bewillkommt hättet!" „Treibt Eure abgeschmackten Possen anderwärts", erwiderte der Alte verdrießlich, „meine Tür ist fest verschlossen, und durchs Schlüsselloch kommen nur die Gespenster!" „Die Liebe hat Flügel!" sagte Matteo und hob die Leiter vom Boden auf, „sie fürchtet sich nicht, den Hals zu brechen und klettert, wie die Katzen, übers Dach." „Mein Geld! mein Geld!" schrie jetzt der Alte hell auf, „Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!" Es ward augenblicklich lebendig im Hause, angezündete Lichter, umhergetragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es so?" dachte Matteo, „so lege ich die Leiter wieder an!" Wirklich tat er's, doch der gehetzte fliehende Dieb, der sie nicht am alten Platz fand, sprang in seiner Angst von der hohen Terrasse auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldsack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt", sprach Matteo, „müßte ich den Dieb bestehlen, dann wäre der Wahnsinn vollkommen!" Vielleicht hätte er es getan, aber es war zu spät, schon stürzte der Alte samt seinen Dienern mit Windlichtern aus der Tür, und von einer anderen Seite näherte sich die durch das Geschrei und Geräusch herbeigezogene Scharwache. Der Alte hob zuerst den Geldsack auf, dann stieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zuletzt sagte er Matteo in einigen kahlen Worten seinen Dank, gab aber zugleich, Matteos zerrissenes Kleid mit Entsetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, aufs Haus zu passen, damit sich keiner einschleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder", rief er grimmig lachend, „liefert den Dieb an den Galgen!" Der unergründliche Widerspruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen, die Welt kam ihm wie ein unsinniges Kaleidoskop vor, das in buntem Gemisch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darstellt, und die menschliche Vernunft, wie der Versuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der alles bewegt und durcheinander schüttelt, zu reiten. An einem übel berüchtigten Platz stand er still. Ein Mord schien ihm jetzt ein Nichts, ihm war, als müßte er sich mit einer schweren Tat, wie mit Ballast, beladen, damit seine Gedanken ihn nur nicht ins Grenzenlose, in die unendliche Leere, hineinwirbelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand seinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und sprach: „guter Freund,

es ist hier ein gar unheimlicher Ort, den jeder gern meidet, wenn er kann! Habt Ihr nichts Notwendiges zu versäumen, so tut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten, ich will Euch den Weg bezahlen!" Diese unerwartete Anrede drang Matteo anfangs zum Herzen, doch bald dachte er: es ist die List der Furcht, die so spricht! und mit der Hand in den Busen nach dem Dolch fahrend, versetzte er wild: „sehe ich aus, wie einer, dessen Schutz man in Anspruch nimmt?" „Was Euer Aussehen betrifft", erwiderte der Mann ruhig und nahm seinen Knaben, der sich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm, „so sagt es mir zu, das heißt seit der Zeit, daß Ihr krank gewesen seid, denn von Leuten, die schöner sind, als Ihr, das fürcht' ich, kommt mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo, einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch gesagt und ich möchte Euch in meinen Dienst nehmen, doch muß ich erst wissen, wie Ihr meiner Frau gefallt." „Ei, wie blank!" rief der Knabe dazwischen und zeigte auf Matteos halbentblößten Dolch, den er, nun er von seinem Vater getragen ward, bemerken konnte, „gib mir das schöne Messer!" Alsbald griff er, sich zu Matteo hinüberbeugend, keck in dessen Busen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide hastig entriß und trotz der Vorstellung seines Vaters nicht wieder lassen wollte. Matteo fuhr mit seiner Hand nach der Stirn, er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedankens, der ihm kalt durchs Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von seiner Faust bestimmt hatte, jetzt ahnungslos, von ihm Hilfe und Beistand gegen die Angriffe anderer erwartend, an seiner Seite ging; daß der Mutwille der Unschuld ihm das Mordinstrument spielend raubte, weil den Kindesblick der falsche Glanz desselben bestach, und daß der Knabe mit dem Eisen, womit er seinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel spießen oder den gestopften Kleibauch einer Puppe aufschlitzen würde, das schien ihm so wunderbar und dennoch fratzenhaft dabei, daß es ihn über alles menschliche Bewußtsein hinausdrängte, daß ihm war, als ob er mit dem Kopf auf eine Nadelspitze gestellt und nun mit Windeseile von Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Morgen im Kreis herumgedreht, mit seinem Auge alles auf einmal sehen, die Enden der Dinge zugleich auffassen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müsse, daß es ihm vorkam, als ob ein Mensch an und für sich eigentlich gar nichts sei und, wie ein Spiegel, immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde. „Hier ist mein Haus", sagte der Mann in sonderbarem Ton und

setzte den Knaben nieder, „bleibt einmal mit dem Kinde stehen, ich will durch eine hintere Tür gehen und dann vorn aufmachen. Laßt aber niemand heraus, wenn einer wollte, kein Weib und noch weniger eine Mannsperson!" Matteo gehorchte, was ihn sonst verwundert hätte, schien ihm jetzt natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr des entfesselten Stroms seltsamer Ereignisse und Zufälle in das alte Bett, würde ihn überrascht haben. Der Knabe zitterte vor Frost, er setzte sich auf einen Stein und schloß die Augen. Matteo beugte sich, ihn streichelnd, auf ihn herab, da wurde die Haustür leise aufgemacht und ein Herr, sich dicht in einen prächtigen Mantel einwickelnd, schlich vorsichtig heraus. Matteo, der empfangenen Weisung eingedenk, vertrat ihm den Weg und suchte ihn mit Gewalt ins Haus zurückzudrängen. Der Unbekannte stieß einen Fluch aus, machte eine schnelle Bewegung und verwundete Matteo in den Arm. Matteo, seiner selbst nicht mehr mächtig, entriß dem eingeschlummerten Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wut eines Menschen, der sich in demselben Augenblick mörderisch angefallen sieht, wo er in sich selbst einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft hat, dem Unbekannten so gewaltsam ins Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurücktaumelte und auf dem Flur, die Tür durch das mechanische Gewicht seines sich überschlagenden Körpers aufstoßend, leblos zu Boden sank. Jetzt erschien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der andern im höchsten Zorn an ihren langen, seidenen Locken sein Weib, eine bleiche, schöne Gestalt mit entblößtem Busen, nach sich ziehend. „War keiner hier? Keiner? Keiner?" rief er aus, „gehen denn Gespenster im Hause um, daß die Treppen knarren und die Türen aufspringen? Aber ich denke, der Vogel ist gefangen!" In seiner Raserei zog er die junge Frau, die sich auch gar nicht sträubte, immer weiter vorwärts, bis sie zuletzt über den Ermordeten, den so wenig sie, als er, bemerkte, stolperte und niederstürzend zu Boden fiel. Mit Entsetzen raffte sie sich wieder auf, erst an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Tote aus seiner noch sprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geschehen war. Er leuchtete dem Leichnam ins Gesicht und erstarrte, dann rief er: „Gut, Matteo, gut, daß du mir die Arbeit abgenommen hast, den hätte ich nicht töten können, es ist mein Jugendfreund!" Unwillkürlich warf auch Matteo, der da stand, als ob er erwartete, daß ihn gleich ein Berg, heranwandelnd und über ihn zusammenbrechen, bedecken würde, auf den Getöteten einen Blick. Das entstellte Gesicht des Signor Barbarucci grinste ihm

entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er getan habe, leicht zu tragen sei, um so mehr, als sein Arm ihn eben sehr zu schmerzen anfing. „Einen Arzt! Einen Arzt!“ schrie die junge Frau und warf sich mit dem ungebundensten Jammer maßloser Liebe über den Leichnam hin. „O du Verruchter!“ rief sie dann, wieder aufspringend, drang furienhaft wütend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und stach nach ihm. Ihr Mann schleuderte sie in eine Ecke und Matteo sprach, indem er seinen blutenden Arm in die Höhe hob: „ich wurde zuerst angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt.“ „Deines Lebens, du Hund?“ kreischte sie, „errötest du nicht, daß du noch lebst, und daß der tot ist, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht sei die Hand, die dir wieder Brot und Wein reichen wird!“ „Du hast dich selbst verflucht,“ sprach ihr Mann, „denn noch heute abend sollst du Matteo speisen und tränken, und sogleich sollst du ihm seinen Arm verbinden?“ „Den Arm, der den Geliebten meiner Seele niederstieß?“ schrie sie und schlug ein helles Gelächter auf. „Metze, Metze, das mir?“ rief der Mann erblassend, „Deine letzte Stunde ist da!“ Er stürzte auf sie los, sie kauerte sich nieder und hielt die Hände vor die Augen, der Knabe umklammerte, heranspringend und vor seine Mutter tretend, die Knie des Wütenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von sich, so daß der kleine Kopf dröhnend gegen die harte Wand fuhr, und das Kind, ohne einen Laut von sich zu geben, liegen blieb. „Heiliger Gott!“ rief Matteo erschaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühsam fortglimmende Kerze, „Ihr habt den Knaben getötet.“ Der Mann, der inzwischen die Frau bei der Gurgel gepackt hatte, drehte langsam den Hals herum und sprach: „das lügst du!“ „Er atmet nicht mehr!“ sagte Matteo, sich mit dem Kinde beschäftigend. Der Mann trat mit schwankenden Schritten heran, in einiger Entfernung von Matteo blieb er stehen und sprach halblaut: „wer weiß denn, ob es mein Sohn ist!“ „Er ist's, er ist's!“ kreischte die Frau, „ich schwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jetzt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!“ „Dann fahr' ihm nach und sage den Heiligen, daß du Schuld an den Greuel bist!“ So rief er, aber er bewegte sich nicht von der Stelle. Jetzt rührte sich der Knabe und öffnete die Augen, als er aber seinen finster vor sich hinstarrenden Vater erblickte, schloß er sie wieder fest zu. „Gebt Euch zufrieden,“ sprach Matteo, „er lebt!“ Als die ängstlich aufhorchende Frau dieses Wort vernahm, rutschte sie auf ihren Knien herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und setzte sich ihn stillschweigend auf den

Nacken, in ihrem Innern zum erstenmal von einem Gedanken zerspaltet, der sie, wie in blutrotem Licht, von fern die ungeheure Verwirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtsinnig überspringt, in alle menschliche Verhältnisse hineinbringt. Der Mann ließ sie gewähren und sah nur auf den Knaben, der erst in sehr langer Zeit die Augen wieder aufschlug und nun von Matteo in die Arme seines Vaters gelegt ward. „Ich preise diesen Abend," sprach der Mann feierlich, „er hat den Argwohn, den ich gegen mein schlechtes Weib hegte, zwar schrecklich bestätigt, aber er hat mir doch zugleich auch die Überzeugung gegeben, daß der Knabe hier, den ich oft, wenn ich ihn küssen wollte, mit eiskaltem Schauder wieder niedersetzte, ohne es zu tun, wirklich der meine ist, denn der Wut dieser Nichtswürdigen, die mich aus Rache gern zum Kindesmörder gestempelt hätte, darf ich glauben, was ich nach dem, was geschah, ihren Beteuerungen nie geglaubt haben würde." „O verzeih' mir", stöhnte die Frau, „und töte mich, wenn du mir nicht verzeihen kannst, erst deine Tat hat mich über die meinige belehrt, und ich hasse, obgleich er tot ist, meinen Verführer jetzt mehr, als ich ihn je geliebt habe." Der Mann, sie scharf betrachtend, versetzte: „Ist das wahr?" „Ich schwör's!" erwiderte sie und hob die Hände gen Himmel. „Dann beweise es dadurch", sagte er kalt, „daß du die Leiche, die hier nicht liegen bleiben kann, auf deinen Schultern die Straßen hinunter trägst, bis auf den wüsten Platz, wo schon so mancher Mord vorfiel." Statt aller Antwort ging sie zitternd, aber entschlossen auf den Toten zu und versuchte ihn aufzuheben. „Laß ab, es ist genug," sprach der Mann sanft, „ich will es selbst tun, aber du verbindest mittlerweile Matteo den Arm, denn er bleibt, statt des glatten, geschmeidigen Burschen, den ich gestern gehen ließ, als Diener bei uns!" Der Mann schaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gasse, wo er wohnte, einsam und verrufen war, trotz des hellen Mondscheins gelang, ohne daß er gestört, oder auch nur bemerkt wurde; die Frau verband Matteos Wunde und trug ihm ein gutes Nachtessen auf, und Matteo dachte bei sich selbst, daß, wenn er sich in einem so guten Hause, wo ihm aus allen Ecken die Wohlhäbigkeit entgegenlachte, so plötzlich untergebracht sähe, er dies einzig und allein seiner Häßlichkeit verdanke, und söhnte sich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt, in seinem Herzen einigermaßen wieder aus.

Herr Haidvogel und seine Familie.

1847.

„Nun, warum laßt ihr die Köpfe so hängen? Lustig, wie ich es bin!“ Mit diesen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in seine enge Stube, in der seine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängstigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum siehst du mich nicht an?“ — fuhr er fort und stellte sich vor seine Frau hin, die allerdings ihr kleines, frierendes Kind streichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben schien; — „ziehst du wieder, wie gewöhnlich, im stillen einen Vergleich zwischen mir und dem Quacksalber von Doktor, der auch einmal hinter dir herlief? Danke Gott, daß du mich statt seiner bekommen hast, denn ich lebe doch wenigstens noch, ihn hat heute mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an seinem Hause vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von nichts wußte, das neue Schild mit den ellenlangen Buchstaben, das ihm die Kundschaft verdoppeln sollte, über seiner Tür fest.“ — „Er ist —?“ fragte die Frau, ihr Auge zum erstenmal ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupt des Kindes herabglitt. „Tot!“ — versetzte Herr Haidvogel schadenfroh schnell — „so gewiß tot, als ob er einen seiner eigenen Dekokte verschluckt hätte. Ja, der wird mich mit seinen ostindischen Taschentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenster stehen sah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er sich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock bestellt, denn bloß meinetwegen schaffte er sich dreimal so viel Kleider an, als er brauchte. Möchte der Schneider ihn doch schon zugeschnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübsches Weihnachtsgeschenk für sein hochmütiges Weib, die es ganz zu vergessen scheint, wie gern sie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft sie mir dabei die Haud gedrückt hat.“ — „Mein Gott! Achtunddreißig Jahr!“ — sagte die Frau, ohne sich um ihren Mann zu bekümmern, und starrte vor sich hin. „Und auch ihr“ — begann Herr Haidvogel aufs neue und wandte sich zu den Kindern — „warum hockt ihr immer in der Stube, warum springt ihr nicht herum, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn wie die andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schwester, ich will pfeifen!“ — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen,“ — unterbrach die Frau ihn bitter

— „die paar Kartoffeln, die du nach Hause brachtest, liegen noch da, es fehlt an Holz, sie zu kochen!“ — „Und war da nicht zu helfen?“ — erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tisch stehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm so stark gegen den Boden stieß, daß er fast zerbrach — „ich sollte doch meinen!“ — „So machtest du's stets,“ versetzte die Frau — „und nur darum sind wir soweit herunter gekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einsprechenden übrig blieb, denn den andern füllst du aus, und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr, als mein Schoß und deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade? Ein Glas Wasser konnten wir längst keinem Menschen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenn's nach dir ginge, so würde morgen auch niemand mehr einen Sitz bei uns finden.“ — „Wär' das ein Unglück?“ — entgegnete Herr Haidvogel — „läßt sich ein Hund bei uns sehen, als wenn er etwas von uns zu fordern hat? und trollt sich so einer nicht um so eher wieder, wenn er sich nicht breit zum Predigen niederlassen kann? Doch, gleichviel! Es gibt andere Mittel! Wir wollen uns heut abend etwas zugute tun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider ist es falsch, du siehst — —“ Er unterbrach sich, nahm den Hut, den er bisher aufbehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher hast du die?“ fragte die Frau und erhob sich. „Woher?“ versetzte Herr Haidvogel und bedeckte sich schnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim alten!“ — „Mensch! Mensch!“ – fuhr die Frau erschreckt auf — „willst du uns noch um das letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, ist ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß du nie sein Haus betrittst, daß du bei Tage nicht einmal daran vorbei gehst! Und nun! — — Ich zitt're! Ich zitt're!“ Sie preßte ihre Kinder an sich. „Ei was!“ — sagte Herr Haidvogel — „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er sei gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Wenn das sich so verhalten hätte, würdest du doch wohl die Erbin gewesen sein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt sich nicht so!“ — versetzte die Frau – „und das konntest du wissen!“ — „Das konnte ich nicht wissen!“ — fuhr Herr Haidvogel gereizt auf — „es unterhielten sich zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht sahen, daß ich in einer Ecke stand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es also auf einen Spaß mit mir auch nicht abgesehen haben konnten. Als ich zum Vorschein kam, zogen sie den Hut vor mir und der eine

sprang sogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüssigerweise zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte ins Sterbehaus, um die aufsichtslosen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verschleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — „Wohin damit?“ fuhr ich die Person an. „Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da — rief ich dem Schlingel, dem Johann, zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche herauf kam — warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erst verbrannt, worin der Tote die Vorschüsse notierte, die er ihm abzuschwatzen wußte? Das wird ihm übel bekommen!“ — „Gott! Gott!“ seufzte die Frau – „Der ist zehn Jahre und die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn“ — „Was würde aus ihnen“ — unterbrach Herr Haidvogel sie mit Unwillen — „wenn sie einmal eine Erbschaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Diesmal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgesprochen, als der Alte erschien und zornig fragte, wer einen solchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin boshaft, wie sie ist, erwiderte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorstehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldschmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er sich natürlich gewaltig, sein Gesicht wurde blau, seine Hände flogen und — — genug, der tückische Wunsch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen möchte, ist nicht in Erfüllung gegangen, so gut der Johann seinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vorteil ziehen, so lange wir es noch können! Flink, Theodor, spring' du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleisch, und du, Auguste lauf' zum Krämer und besorge die Butter. Wenn sie uns noch nie geborgt haben, so borgen sie uns jetzt! Nicht diese Stirnfalten, Weib! Es gibt mehr Kinder, die nach Sieben über die Straße geschickt werden und doch keinen Husten mit nach Hause bringen! Wasche du inzwischen die Kartoffeln ab, ich will Holz schaffen! Vater zahlt morgen, er ist beim Onkel!“ Mit diesen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die sich nur zögernd zum Gehorchen anschickten, weil sie solche Botschaften nicht zum erstenmal ausrichten sollten und den Erfolg schon kannten, aus der Tür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ausbrach und sich nicht von der Stelle rührte. Er tat aufs Geratewohl einen Gang durch das abgelegene Quartier,

wo er wohnte und musterte manchen Zaun und manche alte Hecke, sogar hie und da einen Fensterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befestigt war. Aber, wenn er eben Hand anlegen wollte, schien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald störte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich sagte er zu sich selbst: ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es ist immer noch sehr zweifelhaft, ob wir Fleisch und Butter erhalten, und wenn, so liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er seine gewöhnliche stolze Haltung, deren er sich als angehender Dieb bereits abgetan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes stieß; er hob es auf, und siehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn jemand bemerkt habe, dann steckte er den Beutel zu sich und setzte, jedoch nicht eben schneller als vorher, seinen Weg fort. Als er zu Hause wieder anlangte, fand er seine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beschäftigt, sondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte sprechen, doch die Mutter unterbrach sie und sagte: „Euer Vater weiß alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hinein kommt, bevor die Lampe erlischt!" „Nichts da! Ihr bleibt auf!" rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tisch. Blanke Taler rollten, die Frau sah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. „Mensch — sagte sie endlich langsam, und ein schlimmer Verdacht stieg in ihr auf — woher kommt dir dies Geld?" „Wenn's nun ein Lotteriegewinn wäre — erwiderte er — würdest du dann endlich einräumen, daß ich recht tat, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Kollekteur trug, statt sie zu Brot herzugeben?" — „Nein" — versetzte sie — „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweise einmal gute Folgen gehabt hätte. Ist es denn so?" „Laß uns weiter reden" — rief Herr Haidvogel, — „wenn wir satt sind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menschen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollne Mütze besaß, sich ihn damit zu bedecken. Das sagte ich dir schon oft, erinnere dich daran und mach' Feuer, jetzt wird dir der Stuhl wohl nicht mehr zu kostbar scheinen! Ich selbst hole, was sonst nötig ist, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Kredit versagten, sie sollen glauben, daß ich bloß ihre Gesinnungen gegen mich auf die Probe gestellt habe, und da sie von meinen guten Zeiten her

wissen, wie viel ich daraufgehen lasse, wenn ich nur kann, so wird sie's verdrießen, in dieser nicht besser bestanden zu sein!" Jetzt setzte die Frau sich emsig in Tätigkeit, während Herr Haidvogel sein Geld wieder einstrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Teil seines väterlichen Erbteils mit dem Leichtsinn und der Liederlichkeit eines verhätschelten einzigen Sohnes verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker gewesen, er hatte ein für seine Verhältnisse ganz ansehnliches Vermögen hindurchgebracht und sich eben dadurch die Verachtung des Onkels, seiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm lassen wollte, den Haß desselben zugezogen. „Da sitzen nun — dachte er — die meisten von denen, womit ich sonst zusammen zu sitzen pflegte, da schwatzen sie, wenn ihnen nichts Besseres einfällt, von mir, da lachen und spotten sie auf meine Kosten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achseln und — ich muß hinein!" Er legte die Hand auf die Tür. „Was sie sagen werden, wenn ich so plötzlich erscheine, wie sie anfangs vor mir zurückweichen, dann, sowie sie Geld sehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge einer von ihnen so weit, mich um ein Darlehn anzusprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote steht, einen guten Begriff beizubringen." Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Gesellschaft beisammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wisperten dann miteinander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbschaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß sie es jetzt für vollkommen bestätigt hielten, selbst der Wirt war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erregte und in dem Geflüster, das rings umher entstand, eine hinreichende Genugtuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn fast und er faßte ihn darum scharf ins Auge; es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Tier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe über die übertriebene Habsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas

Wein. Der Wirt brachte es eilig in eigener Person und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigen Zügen desselben lag. „Ist Euch nicht um Eure Zeche bange" — fragte Herr Haidvogel den Wirt halblaut und deutete auf den Fremden — „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!" — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit" — versetzte der Wirt lustig — „denn sie beläuft sich noch auf nichts, das Glas Bier, das er sich geben ließ, steht unberührt vor ihm." — „Damit Ihr das nicht auch von mir sagen könnt" — sagte Herr Haidvogel — „will ich meinen Wein trinken!" Er tat's und zog dann eine Hand voll Taler hervor, die er hastig nach kleiner Münze zu durchsuchen begann, weniger, weil er so eifrig aufs Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, seinen Reichtum zu zeigen. „Ei du mein Himmel," versetzte der Wirt abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht schon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der sich so lange nicht mehr bei mir sehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!" — „Nun" — erwiderte Herr Haidvogel — „ich werde bleiben! Aber schickt schnell ein gutes Nachtessen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen sich selbst was bereiten, wozu die Umstände!" — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was soll's nur sein? Hier ist die Speisekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?" — „Schickt alles, was darauf steht" — versetzte Herr Haidvogel — „dann schickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke sitzt — Heda, Meister, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geschoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Ärmel, oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja bloß, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei Euch aß?" Hiebei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte.

„O, sicher nicht,“ entgegnete der Wirt, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!“ Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter ist?“ sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch dasaß wie vorhin, und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing. — „Freilich, das Bettelgesindel.“ Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte den Rest in der Tasche handvoll nach handvoll hinterdrein, fortwährend zwischen den Talern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde aufs neue aufmerksam auf ihn, der Wirt rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr schnödes Benehmen gegen ihn in der Zwischenzeit in Vergessenheit zu bringen wünschten, stießen, scheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf sein Wohl miteinander an, nur der Fremde verharrte in seiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat um Erlaubnis, sein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das seinige so düster brenne und zwei überhaupt heller leuchteten, als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und sah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und schimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie besessen auffuhr, den bisherigen Besitzer mit einem mächtigen Stoß beiseite schleuderte und mit einer Donnerstimme ausrief: „Des Todes ist, wer dies Geld berührt, es ist mein! Hundert Taler! Die russische Schaumünze, an der ich mein Eigentum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirt, die ganze Gesellschaft, vor allem aber Herr Haidvogel selbst, standen einen Moment wie versteinert, der letztere faßte sich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerschnödesten Verdacht geraten werde, wenn er lange im Stillschweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich sein breites Schlächtermesser gezogen und sich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und spöttisch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe sie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig sagen? Da ist der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübsch! Der Übergang über die Beresina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock

desselben etwas kahl war, zählte er sein Geld sorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringste fehle, reichte er ihm die Hand und sagte: „Verzeiht mir meine Heftigkeit und setzt Euch zu mir, daß wir zusammen trinken!“ — „Trinkt mit wem Ihr wollt“ — entgegnete Herr Haidvogel vornehm — „aber haltet Euch ein andermal auf bessere Taschen!“ Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaststube und überrannte in der Tür fast den schwer bepackten Kellner, der, bei einer so unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirt eiligst wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's selbst mitnehmen!“ rief er diesem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Mensch, der den Zusammenhang nicht kannte, auch ohne Widerstand fahren ließ, den der Wirt Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint,“ sagte dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!“ Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt hatte, versuchte den Wirt durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leise, leise stahl er sich in sein Haus und in seine Wohnstube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Tür angebrachtes Fenster sehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beschäftigt, das Feuer brannte lustig auf dem Herd und die Kinder standen mit heiteren Gesichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!“ fluchte er und begann sich schleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und stieg eben ins Bett, als seine Frau, die schon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!“ — rief sie aufs höchste verwundert aus — „Du gehst zu Bett?“ — „Tu' du es auch,“ entgegnete er und setzte, indem er die Decke über sich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längsten!“ Die Frau aber hatte noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erstaunen durch einen unartikulierten Laut auszudrücken, als an die Tür gepocht wurde. „Riegel vor!“ rief Herr Haidvogel, und als er sah, daß die Tür bereits aufging, griff er nach seinem Stock, der zu Häupten des Bettes stand. Der Kellner trat mit seiner Last herein; die Gesichter der Kinder, die sich schon verfinstert hatten, klärten sich wieder auf, denn der leckere Duft, der sich im Zimmer verbreitete, und das fröhliche Klappern der Schüsseln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewissensbisse?“ — fragte Herr Haidvogel den Menschen, der den Korb stillschweigend auf den Tisch stellte — „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich schickt der Viehhändler“ — entgegnete dieser — „er hat alles bezahlt!“ — „Der!“ rief Herr Haidvogel — „Was untersteht der Kerl sich! Mir, der ich schon an einem

Abende mehr verspielt habe, als er in einem Jahr gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre nichts davon! Ehrenwort!" Der Kellner wollte sich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Danksagung auf. „Kein Wort von Dank!" — fuhr Herr Haidvogel dazwischen — „Er hat seine Schuldigkeit getan, und kaum. Aber deinem Herrn kannst du melden, daß ich ihm mit den Schüsseln, wenn er sie etwa zurückverlangt, die Fenster einwerfen werde!" In diesem Augenblick wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Visiten an!" rief Herr Haidvogel, aber die Tür wurde trotzdem langsam geöffnet, und mit verstörtem Gesicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun, Halunke" — schrie Herr Haidvogel ihm entgegen und schwang seinen Stock — „willst du die Zahlung haben für —?" Er berührte hierbei mit einer unzweideutigen Gebärde seinen Rücken. „Herr Haidvogel" — stotterte Johann — „Sie wissen, daß ich nichts tat, als was der Herr mir befahl, dessen Brot ich aß!" — „Aß?" fragte Herr Haidvogel gespannt. „Ja," fuhr Johann fort, „der gnädige Herr ist am Schlag" — „Am Schlag?" — unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuscht — „Kerl, bist du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!" — „Heute nachmittag, ja" — versetzte Johann — „aber jetzt nicht mehr! Leider!" — „Leider?" — rief Herr Haidvogel — „Gottlob!" — „Freilich, Gottlob!" — entgegnete Johann geschmeidig — „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte. Noch dieses Loch im Kopf — —" — „Hast du vor sieben Stunden von dem Türpfosten bekommen" — unterbrach ihn Herr Haidvogel — „an den du dich stießest, als du mit mir boßeln wolltest — Was kümmert's mich noch! Hast du gehört, Frau?" — „Ist es denn wahr, Johann?" fragte sie schüchtern und schob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er sich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er schon lange nur noch über die Achsel angesehen hatte, plötzlich wieder eine Respektsperson für ihn geworden war. „Wie kannst du nur noch fragen" — eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging — „siehst du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor dir steht? Aber wie kam's denn?" — „Wahrscheinlich" — entgegnete Johann zögernd — „von dem Ärger, den —" — „Den ich ihm machte?" fragte Herr Haidvogel jubelnd — „Ja? Ist's so? Das freut mich? Oh, das freut mich! Maß für Maß! Kerl, ich schenke dir alles, was du heute abend gestohlen hast! Verbeugst dich? Bravo! Nun, Frau,

war's gut, daß ich da war? He, was sagst du?" — „Laß ihn doch zu Wort kommen" — erwiderte sie unwillig — „noch wissen wir ja von nichts!" — „Der Auftritt mit Ihnen" — begann Johann wieder — „hatte ihn in die furchtbarste Aufregung versetzt, er schäumte vor Wut —" — „Das sah ich noch!" warf Herr Haidvogel ein, „oh, das sah ich!" — „Und er schrie: gleich mach' ich mein Testament, ich warte meinen Siebzigsten, Geburtstag meinte er vermutlich, nicht ab, und ich enterbe sie vollständig!" — „Es war also noch nicht geschehen" — versetzte Herr Haidvogel — „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Kredit den Todesstoß!" — „Wir sagten," — erwiderte Johann kleinlaut — „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegenteil gewußt — —" „So hättet ihr" — unterbrach die Frau ihn bitter — „meinen Theodor zur Kirschenzeit zuweilen in den Garten gelassen, wenn der Onkel abwesend war und er darum bat, weil die roten Beeren ihn so lockten!" — „Gewiß!" entgegnete Johann mit einem dummen Gesicht — „das hätten wir getan!" — „Weiter!" drängte Herr Haidvogel. „O" — sagte Johann — „es ist gleich aus! Ich mußte zum Advokaten springen und als ich zurückkam, lag er schon sprachlos da. Dann — Genug, es ist vorbei!" — „Für ihn!" — versetzte Herr Haidvogel — „und für uns fängt's an. Hast du Geld bei dir? — „Zu Befehl!" entgegnete Johann und griff dienstfertig in die Tasche. „So bezahl' dem Menschen da, der Maulaffen an der Tür feil hält, das Essen! Heda, Kellner, dem Viehhändler seinen Taler, oder sind's zwei? zurückgebracht und über alles, was du hier gehört hast, auf deine gewöhnliche Weise reinen Mund gehalten! Ah, sieh! hättest du deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie sich's gebührt, so könntest du sie jetzt wieder aufsetzen! Nun mußt du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!" Der Kellner ging, auch Johann schickte sich zum Fortgehen an, vorher aber sagte er noch, die Köchin habe sich ins Bett gelegt und stelle sich krank, es sei aber nicht wahr, ihr fehle nichts, dann entfernte er sich. „Nun Frau" — rief Herr Haidvogel und zog sich an — „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einst, als wir mit ihnen daran vorbeigingen, zu deinem Verdruß weismachte, es sei noch mein und ich hätte nur den Türschlüssel verloren, sonst würde ich sie hineinführen? Kann ich —" „Nichts kannst du" — versetzte die Frau, die inzwischen ihr dünnes Umschlagetuch umgenommen und sich zum Fortgehen angeschickt hatte — „Nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in deine Hände und ich werde dafür sorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende ist, nicht

wieder anfangen kann!" — „Wie? Was?" rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war so überrascht, daß er den schon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem possierlich an der rechten Seite seines Leibes niederbaumelnden Kleidungsstück wie eine Vogelscheuche dastand. „Gewiß" — fuhr die Frau im bestimmtesten Tone fort — „Du sollst mir tun, was dir gefällt, wenn dir mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tisch fehlt und wenn du des Abends wieder kalte Kartoffeln essen mußt!" — „Pah" — erwiderte Herr Haidvogel giftig — „wenn man nicht selbst Bankerott macht, so tun's andere, und man verliert sein Geld. Das ist das beste!" — „Darauf laß' ich's ankommen!" versetzte die Frau und ging. „Schöne Aussichten!" rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male stillschweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?" rief er dann den Kindern zu, die sich längst über das Essen hergemacht hatten, und setzte sich zu ihnen. „Galle macht Appetit. Ein neuer Beweis dafür!" murmelte er nach einer kleinen Pause der Untätigkeit und griff auch seinerseits zu. „Was ist's auch weiter?" — monologisierte er nun käuend fort — „ich bedinge mir ein Monatliches, das taten andere auch, und ehe sie's ins Wochenblatt setzen läßt, daß sie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zusammenborgen! Heisa! Lustig! Was für Not?"

Die Kuh.

1849.*)

In seiner Wohnstube, die sehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hause nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfs am Schornstein fehlte, saß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herstammenden alten eichenen Tisch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Talerscheine. Er hatte die Pfeife im Munde und daran konnte man sehen, daß es Sonntag sei, da er sich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverschwendung bei seiner knappen, ängstlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; sie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet gewesen, obgleich das Talglicht, wobei es hatte geschehen sollen, schon lange geflackert haben mußte. Um ihn herum, bald

*) „Heute die Erzählung: „Die Kuh" geschlossen. Ich habe mich seit meinem letzten Aufenthalt in Hamburg [1848] damit getragen, so klein sie ist!" (Hebbels Tagebücher, Bd. II. S. 312, vom 18. Januar 1849.)

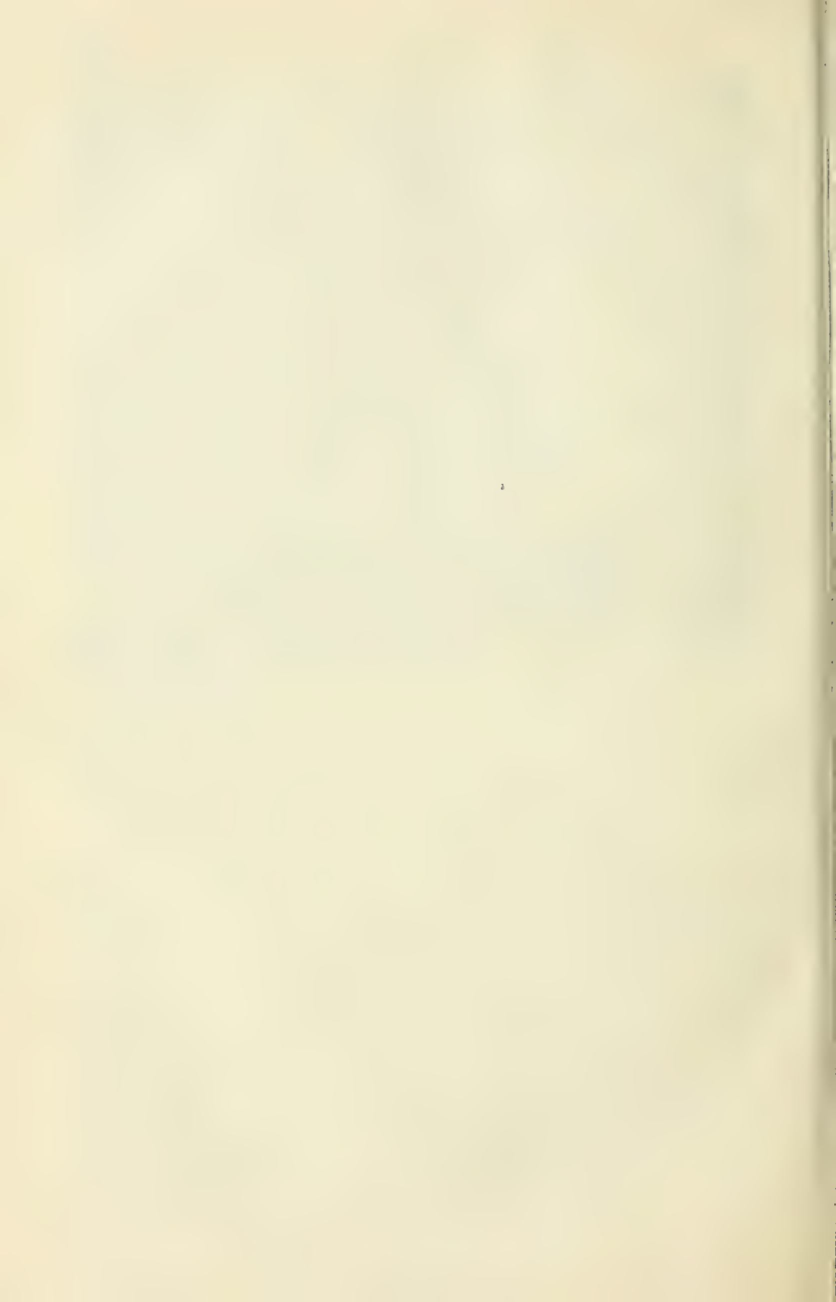
zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernsthaft zuschauend, bald den durch die offen stehende Tür aus- und einwandelnden gravitätischen Haushahn jagend und neckend, spielte sein Kind, ein munteres, braunes Knäblein von zwei ein halb bis drei Jahren. „Den da," murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit sichtlichem Behagen in die Höhe, „bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeister Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groschen wieder herauszugeben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte!" „Diesen hier," fuhr er fort, „habe ich am sauersten verdient, es ist der mit dem großen Tintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß sich oft bücken, und das ist nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühsam!" „Der zerfetzte und wieder zusammengeklebte," begann er nach einer Pause von neuem, „ärgert mich jedesmal, wenn ich ihn ansehe, ich werde den Verdruß nicht los. Anderthalb hätten's sein sollen, wenn sie auch gerade nicht ausdrücklich zum voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! Ins Bein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller schaffen wollte! Und ein solcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter essen will oder nicht! — Brüllt's nicht schon?" Er sprang auf und eilte ans Fenster. „Nichts da," sagte er zurückkehrend, „das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Ja, Junge," hierbei klopfte er sein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder, „noch heute erhalten unsere beiden Esel Gesellschaft. Dein Vater hat's endlich so weit gebracht, die Kuh ist schon unterwegs! Du mußt das Pferd schaffen, wenn du groß wirst! Hörst du?" Das Kind nickte, als ob es verstünde, was es doch noch nicht verstehen konnte. Andreas setzte sich wieder an den Tisch. „Freilich, freilich," begann er abermals, indem er einen Zehntalerschein ergriff, „es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünstigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fischfang, der sich der Mühe verlohnte, obgleich der Fisch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn sich einer ersäufen will, und die Rettungsprämie erwischte! Ich bringe jeden wieder ans Ufer, ärger kann sich keiner sträuben, als der Leinweber sich sträubte, er hätte mich fast in den Grund des Teichs mit hinab gerissen! Noch

fühl' ich seine Klauen in meinem linken Arm und ernstlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher schnitt er sich den Hals ab! Doch was gelingt unsereinem nicht, wenn man weiß, daß einem eine Belohnung von zehn Talern gewiß ist! Lange währt's aber, es wird ja schon Nacht! Daß der Müller meiner Geesche Bier und Brot vorgesetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte sein Profit größer sein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorsicht angeführt! Ich will einmal vor die Tür gehen!" Andreas stand auf und tat jetzt erst den ersten Zug aus der Pfeife. „Ja so!" rief er aus, „du brennst noch nicht und ich meine, schon eine halbe Stunde zu schmauchen! Nun, umsonst will ich dich nicht gestopft haben." Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tisch, in das die Scheine eingewickelt gewesen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr," sprach er, indem er es beim Licht anzündete, „noch heute geht das Geld aus dem Hause, denn der Müller kommt gewiß mit, ich tät's an seiner Stelle auch!" Er steckte die Pfeife in Brand und warf das Blatt an die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen desselben mit leuchtenden Augen zugesehen, es rief jetzt: Ah! und hob das Blatt wieder auf. „Brenn' dich nicht!" sagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finster geworden, und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo sie nur bleibt!" murrte Andreas, sich mit dem Rücken verdrießlich an den Türpfosten lehnend, „nun werd' ich bald ungeduldig! Ob sie aufs neue zu dingen angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groschen abzwackt, wo ich den Handel schloß! Ich konnte dir entgegen gehen, doch sie hat den Pflügerjungen bei sich und dann ist auch hier das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen." Andreas ging wieder hinein. „Satan!" rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgerissenem Munde und fast aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube stehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erklettert hatte, und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kassenschein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um sie zu erneuern, tat er alles nach, was er vorher seinen Vater, aufmerksam und neugierig zu ihm emporschauend, hatte tun sehen. „Au!" schrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange festgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!" setzte es hinzu, als es, das Auge nach der Tür wendend, den fast versteinerten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte diesen aus seiner Erstarrung; „mehr, du Teufelsbrut?" rief er aus,

stürzte auf sein Söhnchen zu, faßte es, seiner selbst nicht mehr mächtig, bei den Haaren und schleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!“ sagte er dann, „noch mehr, viel mehr,“ und riß den am Ofengestell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein schneller, scheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das Kind laut- und leblos mit geborstenem Schädel und mit verspritztem Gehirn am Boden lag. Er tat einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen und er griff um sich herum in die Luft, wie nach einem Gegenstande, an dem er sich halten könne; da ließ sich in geringer Entfernung von seinem Hause klar und deutlich das so lang ersehnte Gebrüll vernehmen. Dies schien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entschluß zu geben; er rief: „gute Nacht, Andreas!“ und stürzte mit dem Strick auf den Hausflur hinaus. Hier stand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er schon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorsorglich herabgeworfen hatte; diese Leiter eilte er so schnell hinauf, daß ihm sein Hut, den er nach Bauernsitte im Hause wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verschwand er in der Luke, und bald darauf knackte der Dachstuhl. Fast in demselben Augenblick wurde es laut vor der Tür. „Nun, Andreas, bist du eingeschlafen!“ rief eine weibliche Stimme, „das pflegst du doch sonst nicht zu tun, eh' du deine Grütze im Leibe hast! Spring hinein, Hans, und weck' ihn!“ Hans, ein nach Art der Mistgewächse lang aufgeschossener, spindeldürrer Junge, tat, wie ihm geheißen wurde, während Geesche die Kuh festhielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und stotterte: „aber Frau, aber Frau!“ ohne mehr hervorbringen zu können. „Was ist's? Was gibt's?“ rief Geesche, von seiner Leichenblässe und seinem Zähnegeklapper erschreckt, und stürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und sagte: „der Bauer ist nicht da,“ dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei sank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen. Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo ist Er? wo bleibt Er? rief er wohl hundertmal hintereinander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er ins Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat Er sich oben versteckt, Bauer?“ rief Hans, „komm' Er jetzt nur herunter, wir sind da!“ Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob,

stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurück zu drängen, sich dann zu spalten und aus einander zu teilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wissen, daß er's tat, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirts erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoßen. Nun stieß er noch einen unartikulierten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Stroh's zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen. Ob Geesche, als dies alles geschah, aus ihrer Bewußtlosigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der aufs schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstickt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmäht hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. So viel steht fest, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verschrumpftes Gerippe aus dem Hause herausgekommen und daß auch die Kuh, dem diesen armen Tieren angeborenen unseligen Trieb folgend, ins Feuer hineingelaufen und mit verbrannt ist.

Meine Kindheit.



1.

Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnenseite lag. Die anderen beiden wurden vermietet: die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Claus Ohl nebst seiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hintereingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhner-Familie. Die Mietsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie mit zum Hause, wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden. Unser Garten war von andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand sich der Garten eines jovialen Tischlermeisters, der mich gerne neckte und von dem ich heute nicht begreife, wie er, was er doch später tat, sich selbst das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürschchen mit altklugem Gesicht über den Zaun zu ihm herüber gesagt: Nachbar, es ist sehr kalt! und er wurde nicht müde, dieses Wort gegen mich zu wiederholen, besonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tischlers stieß der des Predigers. Dieser war von einer hohen, hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Überschauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Risse. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden schönen Blumen wieder kamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor diesem hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich eben so sehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten Blick, als auf seinen Stand und seine uns

imponierenden Funktionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserem Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinübersah, was er zuweilen tat, hörten wir jedesmal zu spielen auf und schlichen uns ins Haus zurück. Nach einer anderen Seite bildete ein alter Brunnen die Grenze zwischen unserem Garten und dem nachbarlichen. Von Bäumen beschattet und tief wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, konnte ich ihn nie ohne Schauer betrachten. Geschlossen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarschaft in einem Herrenansehen stand, und durch den Hof eines Weißgerbers, des verdrießlichsten aller Menschen, von dem meine Mutter immer sagte, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den andern eben beim Kopf kriegen wollte. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den heutigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Tasche, zum Zeichen, daß sie nicht leer sei, in seiner Tür stehen; noch den Weißgerber mit seinem galliggelbem Gesicht, den ein Kind schon durch seine roten Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquicke, ob sein von der Sonne beschienener Wipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblicke etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

2.

Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig, man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder, und liebte es, wenn wir miteinstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt hatte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder

der Liebling meines Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war, wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten in bestem Frieden miteinander, so lange sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Auftritts andrer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu versündigen, denn wer in ihm etwas Besonderes sieht, der kennt die untern Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er seinem Handwerk nachging, meistens bei den Leuten, bei denen er arbeitete, beköstigt. Dann aßen wir zu Hause, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er sich gegen eine Entschädigung im Tagelohne selbst die Kost halten. Dann wurde das Mittagessen verschoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genossen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem solchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, sicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um ein eigenes Gelüst zu stillen. Wir verzehrten sie mit dem größten Appetit und versprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefsten Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. Pfannkuchen! erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Rute eine eindringliche Lektion im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nie der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere, und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein

Kind besser später macht, oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.

3.

Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindliche Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Besonders in den unteren Ständen ist dies der Fall. Das Kind spielt nicht vor der Tür, ohne daß die benachbarte Dienstmagd, die zum Einkaufen oder Wasserschöpfen über die Straße geschickt wird, ihm eine Blume schenkt; die Obsthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirsche oder eine Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es sich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt vorüberkommend mit seiner Peitsche, der Musikant entlockt seinem Instrument im Gehen einige Töne, und wer nichts von allem tut, der fragt es wenigstens nach seinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten sein. Dieses Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zuteil, besonders von den Mitbewohnern unseres Hauses, den vorzugsweise sogenannten Nachbarn, die uns fast eben so viel galten als die Mutter, und mehr als der strenge Vater. Im Sommer hatten sie ihre Arbeit und konnten sich nur wenig mit uns abgeben, da war es aber auch nicht notwendig, denn wir spielten von früh bis spät, von der Betzeit bis zur Bettzeit im Garten und hatten an den Schmetterlingen Gesellschaft genug. Aber im Winter, bei Regen und Schnee, wo wir aufs Haus beschränkt waren, ging fast alles, was uns unterhielt und erheiterte, von ihnen aus. Die Frau des Tagelöhners, Meta mit Namen, eine riesige, etwas vorgebeugte Figur, mit einem alttestamentarisch ehernen Gesicht, an das ich durch die Cumäische Sibylle des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle lebhaft wieder erinnert worden bin, kam gewöhnlich, ein rotes Tuch um den Kopf gewunden, in den langen Winterabenden zu uns herum und blieb bis zum Lichtanzünden. Dann erzählte sie Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen klangen; wir hörten vom Blocksberg und vom höllischen Sabbat, der Besenstiel, der so verächtlich er-

scheinende, erhielt seine unheimliche Bedeutung und die finstere Schornsteinhöhle, die in jedem Hause, und also auch in dem unsrigen, auf eine so boshafte Weise von den Mächten der Hölle und ihren Dienerinnen gemißbraucht werden konnte, flößte uns Entsetzen ein. Genau erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Erzählung von der verruchten Müllerin, die sich nachts in eine Katze verwandelte, auf mich machte und wie es mich beruhigte, daß sie für diesen schlechten Streich doch endlich die gebührende Strafe erhielt; der Katze wurde nämlich, als sie einmal den nächtlichen Spaziergang antrat, von dem Müllerburschen, dem sie verdächtig vorkam, eine Pfote abgehauen, und am nächsten Tage lag die Müllerin mit blutigem, rotem Arm ohne Hand im Bette. Wenn Licht angezündet wurde, gingen wir gewöhnlich zum Nachbar Ohl hinüber, und in seiner Stube war es uns freilich heimischer als in Metas Atmosphäre. Der Nachbar Ohl war ein Mann, den ich nie verdrießlich gesehen habe, so oft er auch Ursache hatte, es zu sein. Mit leerem Magen, ja, was bei ihm mehr sagen wollte, mit leerer Pfeife, tanzte, sang und pfiff er uns etwas vor, wenn wir kamen, und sein immer freundliches, ja vergnügtes Gesicht leuchtet mir, trotz der beträchtlich geröteten Nase, die ich mir nach der Erzählung meiner Mutter einmal mit Sehnsucht gewünscht haben soll, als ich, auf den Knieen von ihm geschaukelt, zu ihm hinauf sah, und trotz der gewalkten, spitz zulaufenden Mütze, die er beständig trug, noch jetzt, wie ein Stern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er der einzige Maurer im Ort und Herr von zwanzig bis dreißig Gesellen gewesen war, von denen sich später viele zu Meistern aufwarfen und ihm die Arbeit wegnahmen; damals hätte er, wie man ihm nachsagte, sich eine sorgenfreie Zukunft gründen können, wenn er nicht die Kegelbahn zu oft besucht und ein gutes Glas Wein zu sehr geliebt hätte, aber wer die bösen Tage trug, wie er, der war wegen des unbekümmerten Genusses der guten nicht zu schelten. Ich kann seiner nicht ohne Rührung gedenken; wie sollte ich auch? Er hat den Paukenschläger und den Trompeter, die er mir und meinem Bruder einst zum Jahrmarkt schenkte, von dem Spielwarenverkäufer mit größter Mühe geborgt und sich, da seine Armut ihm das Abtragen der kleinen Schuld erst spät gestattete, noch nach Jahren, als ich schon lang und altklug an seiner Seite ging, darum mahnen lassen müssen. Unerschöpflich war er in Erfindungen, uns zu unterhalten, und da dazu bei Kindern nichts als guter Wille gehört, so mißlang es ihm nie. Eine Hauptfreude war es für uns, wenn er ein Stück Kreide in die Hand nahm, sich mit uns an seinen runden Tisch setzte und zu zeichnen anfing, Mühlen, Häuser, Tiere, und was es weiter gab.

Dabei kamen ihm die lustigsten Einfälle, die mir noch in den Ohren klingen. Selbst sein höchster Genuß war keiner für ihn, wenn wir ihn nicht teilten. Er bestand darin, daß er des Sonntags vormittags nach der Predigt und vor der Mahlzeit langsam zur Erinnerung an bessere Zeiten ein sogenanntes helles Plank Branntwein trank und eine Pfeife dazu rauchte. Von diesem Branntwein mußten wir jeder einen Fingerhut voll bekommen, oder er schmeckte ihm selbst nicht. Das Getränk war allerdings nicht das schicklichste für uns, aber die Quantität war gering genug, um nachteilige Folgen zu verhüten, mein Vater verbot jedoch diese Sonntagsfeier, als er dahinter kam. Dies betrübte den guten Alten sehr, hielt ihn aber, wie ich hinzusetzen muß, nicht ab, uns wieder mittrinken zu lassen, nur daß es ganz in der Stille geschah, und daß er uns dringend anempfahl, dem Vater nachher aus dem Wege zu gehen, damit er keine Gelegenheit erhalte, einen von uns zu küssen und so die Übertretung seiner Vorschrift zu entdecken; ein Kuß, den Lippen meines Vaters aufgedrückt, hatte ihm nämlich das Spiel verraten. Zuweilen brachte der eine oder der andere seiner beiden unverheirateten Brüder, die meistens im Lande herumstreiften und Taugenichtse sein mochten, den Winter bei ihm zu. Sie fanden bei ihm immer willig Aufnahme und blieben, bis sie der Frühling oder der Hunger forttrieb; er jagte sie nicht, so schmal sein Stück Brot war, er brach es mit Freuden noch einmal durch, aber wenn er gar nichts hatte, so konnte er freilich auch nichts geben. Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Fest, denn sie ließen ein neues Stück Welt in unser Nest fallen, sie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen sie nur kaum entgangen seien, von Schwarzsauer, das sie in einsamen Waldschenken gegessen, und von Menschenfingern und Zehen, die sie zuletzt auf dem Grunde der Schüssel gefunden haben wollten. Der Hausfrau waren die aufschneiderischen Schmarotzerschwäger höchst unwillkommen, denn sie trug die Last des Lebens nicht so leichten Mutes, wie ihr Mann, und sie wußte, daß sie nicht wieder gingen, so lange noch ein Stück Speck im Schornstein hing, aber sie begnügte sich, heimlich zu murren und etwan gegen meine Mutter ihr Herz auszuschütten. Uns Kinder hatte auch sie gern und beschenkte uns im Sommer, so oft sie konnte, mit roten und weißen Johannisbeeren, die sie sich selbst von einer geizigen Freundin erbettelte, ich scheute jedoch ihre zu große Nähe, denn sie machte sich ein Geschäft daraus, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es not tat, und das war mir, wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühls in den Nervenenden, äußerst ver-

haßt. Sie las fleißig in der Bibel, und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buch kam mir, lange bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen die Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte.

4.

In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herumgepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern; Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße tönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Tee vor sich, in einem Respekt einflößenden urväterlichen Lehnstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuspern nicht mehr im Zaume zu halten waren; eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klapse fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen, ja die Tüte war, so sparsam Susanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer, wir lernten daher Kants kategorischen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tisch wurde groß und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lektion aufzusagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen. Eine unfreundliche Magd, die sich hin und wieder sogar einen Eingriff ins Strafamt erlaubte, ging ab und zu und ward von dem jüngsten Zuwachs mitunter auf äußerst unerfreuliche Weise in Anspruch genommen, weshalb sie scharf darüber wachte, daß er nicht zu viel von den mitgebrachten Süßigkeiten zu sich nahm. Hinter dem Hause war ein kleiner Hof, an den Susannas Gärtchen stieß; auf dem Hofe trieben wir in den Freistunden

unsere Spiele, das Gärtchen wurde vor uns verschlossen gehalten. Es stand voll Blumen, deren phantastische Gestalten ich noch im schwülen Sommerwind schwanken sehe; von diesen Blumen brach Susanna uns bei guter Laune hin und wieder einige ab, jedoch erst dann, wenn sie dem Welken nahe waren; früher raubte sie den sauber angelegten und sorgfältig gejäteten Beeten, zwischen denen sich Fußsteige hinzogen, die kaum für die hüpfenden Vögel breit genug schienen, nichts von ihrem Schmuck. Susanna verteilte die Geschenke übrigens sehr parteiisch. Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beste und durften ihre oft unbescheidenen Wünsche laut aussprechen, ohne zurechtgewiesen zu werden; die Ärmeren mußten mit dem zufrieden sein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn sie den Gnadenakt nicht stillschweigend abwarteten. Das trat am schreiendsten zu Weihnacht hervor. Dann fand eine große Verteilung von Kuchen und Nüssen statt, aber in treuester Befolgung der Evangeliumsworte: Wer da hat, dem wird gegeben! Die Töchter des Kirchspielschreibers, einer gewaltigen Respektsperson, die Söhne des Arztes usw. wurden mit halben Dutzenden von Kuchen, mit ganzen Tüchern voll Nüsse beladen; die armen Teufel dagegen, deren Aussichten für den heiligen Abend im Gegensatz zu diesen ausschließlich auf Susannas milder Hand beruhten, wurden kümmerlich abgefunden. Der Grund war, weil Susanna auf Gegengeschenke rechnete, auch wohl rechnen mußte, und von Leuten die nur mit Mühe das Schulgeld aufzubringen wußten, keine erwarten durfte. Ich wurde nicht ganz zurückgesetzt, denn Susanna erhielt im Herbst regelmäßig von unserem Birnbaum ihren Tribut, und ich genoß ohnehin meines „guten Kopfs“ wegen vor vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterschied doch auch und hatte besonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unschuldigste gehässig auslegte, das Ziehen eines Taschentuchs z. B. einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendste Schamröte auf die Wangen und die Tränen in die Augen trieb. Sobald Susannas Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir ins Bewußtsein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überschritten. Es geschah sehr früh.

5.

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermutet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing.

Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater, abhängig glaubt und wo es sie ebensogut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug, bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schloßenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Kreaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloßengeprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander; Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: Der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam,

machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da, wie im Winter; ja ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er **mir** ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.

Weiter knüpft sich an diese Schulstube mein erster und vielleicht bitterster Martergang. Um deutlich zu machen, was ich sagen will, muß ich etwas ausholen. Schon in der Kleinkinderschule finden sich alle Elemente beisammen, die der reifere Mensch in potenzierterem Maße später in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterlist, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, alles ist vertreten, und ein reines Gemüt steht immer so da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Tieren. Wie viel hiervon der Natur, wie viel der ersten Erziehung oder vielmehr der Verwahrlosung von Haus aus beizumessen ist,

bleibe hier unentschieden: die Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Das war denn auch in Wesselburen der Fall. Von dem rohen Knaben an, der die Vögel bei lebendigem Leibe rupfte und den Fliegen die Beine ausriß, bis zu dem fixfingerigen Knirps herunter, der seinen Kameraden die buntpapierenen Merkzeichen aus der Fibel stahl, war jede Spezies vorhanden, und das Schicksal, das die besser gearteten und darum zum Leiden verdammten Mitschüler den jungen Sündern zuweilen in Zorn prophezeiten, wenn sie eben Gegenstand ihrer Foppereien oder ihrer Heimtücke geworden waren, ging an mehr als einem buchstäblich in Erfüllung. Der Auswurf hat immer in so weit Instinkt, daß er weiß, wen sein Stachel am ersten und am schärfsten trifft, und so war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeitlang am meisten ausgesetzt. Bald stellte sich einer, als ob er sehr eifrig im Katechismus lese, den er dicht vors Gesicht hielt, raunte mir aber übers Blatt weg allerlei Schändlichkeiten ins Ohr und fragte mich, ob ich noch dumm genug sei, zu glauben, daß die Kinder aus dem Brunnen kämen und daß der Storch sie heraufhole. Bald rief ein anderer mir zu: Willst du einen Apfel haben, so nimm ihn dir aus meiner Tasche, ich habe einen für dich mitgebracht! Und wenn ich das tat, so schrie er: Susanna, ich werde bestohlen! und leugnete sein Wort ab. Ein Dritter bespuckte wohl gar sein Buch, fing dann zu heulen an und behauptete mit frecher Stirn, ich habe es getan. War ich nun solchen Vexationen fast allein preisgegeben, teils weil ich sie am empfindlichsten aufnahm und teils, weil sie wegen meiner großen Arglosigkeit am besten bei mir glückten, so gab es dagegen auch andere, die sich alle ohne Ausnahme gefallen lassen mußten. Dazu gehörten vorzugsweise die Prahlereien einiger hoch aufgeschossener Rangen, die uns übrigen in Jahren beträchtlich voraus waren, aber trotzdem noch auf der Abc-Bank saßen und von Zeit zu Zeit die Schule schwänzten. Sie hatten an und für sich nichts davon als doppelte und dreifache Langeweile, denn zu Hause durften sie nicht kommen, und Spielkameraden fanden sie nicht, es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich hinter einen Zaun hinzuducken oder in einem ausgetrockneten Wassergraben zu lauern, bis die Erlösungsstunde schlug, und sich dann, als ob sie gewesen wären, wo sie sein sollten, auf dem Heimgang unter uns zu mischen. Aber sie wußten sich zu entschädigen und sich den Spaß nachträglich zu bereiten, wenn sie wieder in die Schule kamen und uns ihre Abenteuer berichteten. Da war einmal der Vater ganz dicht am Zaun vorbeigegangen, das spanische Rohr, womit er sie durchzuwalken pflegte, in der Hand und hatte sie doch nicht bemerkt; da war ein anderes Mal die Mutter, vom

Spitz begleitet, an den Graben gekommen, der Hund hatte sie aufgeschnüffelt, die Mutter sie entdeckt, und die Lüge, daß sie von Susanna selbst hergeschickt seien, um ihr Kamillenblumen zu pflücken, ihnen doch noch durchgeholfen. Dabei brüsteten sie sich, wie alte Soldaten den verwunderten Rekruten ihre Heldentaten erzählen, und die Applikation lautete stets: Wir riskieren Peitsche und Stock, ihr höchstens die Rute, und dennoch wagt ihr nichts! Dies war verdrießlich und um so mehr, da sich die Wahrheit nicht ganz in Abrede stellen ließ; als daher der Sohn eines Altflickers einst mit zerbläutem Rücken zur Schule kam und uns mitteilte, sein Vater habe ihn ertappt und ihn derb mit dem Knieriemen gezüchtigt, er werde es nun aber nur um so öfter probieren, denn er sei kein Hase, beschloß auch ich, meine Courage zu zeigen, und das noch denselben Nachmittag. Ich ging also, als meine Mutter mich zur gewohnten Stunde, mit zwei saftigen Birnen für den Durst ausgerüstet, fortschickte, nicht zu Susanna, sondern verkroch mich mit klopfendem Herzen und ängstlich rückwärts spähend in den Holzschuppen unseres Nachbars, des Tischlers, von seinem Sohn, der viel älter war als ich und schon mit in der Werkstatt hantierte, dazu aufgemuntert und dabei unterstützt. Es war sehr heiß, und mein Schlupfwinkel so dunkel als dumpf, die beiden Birnen hielten nicht lange vor, auch aß ich sie nicht ohne Gewissensbisse, und eine im Hintergrund mit ihren Jungen kauernde alte Katze, die bei der geringsten meiner Bewegungen grimmig knurrte, trug nicht auf die angenehmste Weise zu meiner Zerstreuung bei. Die Sünde führte ihre Strafe unmittelbar mit sich, ich zählte alle Viertel- und halben Stunden der Uhr, deren Schläge gellend und, wie es mir vorkam, drohend vom hohen Turm zu mir herüber drangen, ich ängstete mich ab, ob ich auch wohl unbemerkt aus dem Schuppen wieder heraus kommen werde, und ich dachte nur sehr selten und äußerst flüchtig an den Triumph, den ich morgen zu feiern hoffte. Es war bereits ziemlich spät, da trat meine Mutter in den Garten und ging, vergnügt und fröhlich um sich blickend, zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie kam fast an mir vorbei, und mir stockte schon davon der Atem, aber wie ward mir erst, als der Vertraute meines Geheimnisses sie plötzlich fragte, ob sie auch wohl wisse, wo Christian sei, und auf ihre stutzend abgegebene Antwort: bei Susanna! halb schalkhaft, halb schadenfroh versetzte: nein! nein! bei der Katze! und ihr blinzelnd und zwinkernd meinen Versteck zeigte. Ich sprang, vor Wut außer mir, hervor und stieß nach dem lachenden Verräter mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Gesicht eine Flamme, setzte ihren Eimer beiseite und packte mich bei Armen und Haaren, um mich noch in

die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und schrie, aber alles war umsonst, sie schleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall gepriesenen stillen Liebling einen solchen Missetäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort, und mein fortgesetztes Widerstreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenster an der Straße aufgerissen wurden und alle Köpfe heraus schauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlassen, sie rotteten sich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Susanna, die einsehen mochte, daß die Lektion zu streng war, mich zu begütigen suchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wissen, wie dem Spießrutenläufer zumute ist.

6.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susannas dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgend ein Ännchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer sagt sich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde steht, vorübergeführt wurde, zu rasch freilich, um sich zu berauschen, aber langsam genug, um den heiligen Frühduft einzuatmen! Darum gesellt sich jetzt zum Lächeln die Rührung, indem ich des schönen Maimorgens gedenke, an welchem das längst beschlossene, immer wieder verschobene und endlich unwandelbar auf einen bestimmten Tag festgesetzte große Ereignis, nämlich meine Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Schule, wirklich stattfand. „Er wird weinen!" sagte Meta am Abend vorher und nickte sibyllenhaft, als ob sie alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu spät aufstehen!" erwiderte die Nachbarin Ohl. „Er wird sich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bette sein!" warf der gutmütige Alte dazwischen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn und das geb' ich ihm, wenn er morgen früh um sieben gewaschen und gekämmt in meine Tür kommt." Ich war um sieben beim Nachbar und bekam zur Belohnung

einen kleinen Kuckuck, ich hatte bis halb acht guten Mut und spielte mit unserm Mops, mir wurde um drei Viertel flau, aber ich ward gegen acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduzieren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlassen, und stand vor Susanna, ehe ich's dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in strengem Tone, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden, der Mops war eine ziemliche Weile unschlüssig, zuletzt schloß er sich ihr an. Ich erhielt einen goldpapiernen Heiligen zum Geschenk, dann wurde mir mein Platz angewiesen und ich war dem surrenden und sumsenden Kinderbienenstock einverleibt, welcher dem Auftritt neugierig und der Unterbrechung froh zugesehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde, und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich tat ich's und mein erster Blick fiel auf ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenüber saß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hiervon alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir war dabei aber eigen zumut, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich er-

wies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten, als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu starke Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammenkamen und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schlafstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt, und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender, stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel, und als er sie wieder herausließ, blutete ihr Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet so unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte, als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wutanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte sehr verschiedene Phasen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen.

7.

Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren, wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden;

jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner bucklichter Schneider, an dessen dreieckigtem leichenblassem Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr, wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglases, und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respektiert, weil es nach der Konstruktion seines Auges einen Riesen in ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteiglicher Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern

man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hierher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt ins klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmütiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin, wie jede andere Puppe, die sich durch rote Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht so viel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb tot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungetüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vor'm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hinein gesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in Schwindel erregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen er-

reichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinüber nahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

8.

Ich blieb in Susannas Schule bis in mein sechstes Jahr und lernte dort fertig lesen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelassen; es war das letzte, was Susanna mitzuteilen hatte, darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Aber die notwendigen ersten Gedächtnisübungen wurden auch schon mit mir angestellt, denn so wie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doktor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüber spazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn was tut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?" immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl, und das obendrein

sein derb-kerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich eben so wenig nachteilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es not tat, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Übrigens genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davontrug, vollkommen, mir zu Hause ein Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponierte es ungemein, daß ich bald besser wußte, als er selbst, was der wahre Christ alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Tränen gerührt, als ich ihr das erstemal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, ja sie fühlte sich so davon erbaut, daß sie mir das Lektoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl versah. Gegen das Ende meines sechsten Jahres trat in den holsteinischen Schuleinrichtungen und also auch in denen meines Vaterländchens eine große Veränderung, ja eine vollständige Umgestaltung ein. Bis dahin hatte der Staat sich in die erste Erziehung gar nicht, in die spätere wenig gemischt; die Eltern konnten ihre Kinder schicken, wohin sie wollten, und die Klipp- und Winkelschulen waren reine Privatinstitute, um die sich selbst die Prediger kaum bekümmerten und die oft auf die seltsamste Weise entstanden. So war Susanna einmal an einem stürmischen Herbstabend, ohne einen Heller zu besitzen, und völlig fremd, auf hölzernen Pantoffeln nach Wesselburen gekommen und hatte bei einer mitleidigen Pastorswitwe um Gottes willen ein Nachtquartier gefunden; diese entdeckt, daß die Pilgerin lesen und schreiben kann, auch in der Schrift nicht übel Bescheid weiß und macht ihr darauf hin Knall und Fall den Vorschlag, im Ort, ja in ihrem Hause zu bleiben und Unterricht zu geben. Die Jugend, wenigstens der kriechende Teil derselben, war nämlich gerade verwaist, der bisherige Lehrer, lange Zeit wegen seiner strengen Zucht höchlich gepriesen, hatte ein naseweises kleines Mädchen zur Strafe für irgendeine Ungezogenheit entblößt auf einen heißen Ofen gesetzt, vielleicht um ein noch größeres Lob davonzutragen, und das war denn doch auch den unbedingtesten Verehrern der Rute zu stark gewesen. Susanna stand ganz verlassen in der Welt da und wußte nicht, wohin sie sich wenden oder was sie ergreifen sollte, sie vertauschte die gewohnte Handarbeit daher gerne, obgleich nicht ohne Angst, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit der schweren Kopfarbeit, und die Spekulation glückte voll-

kommen und in kürzester Frist. Den mehr herangewachsenen Knaben und Mädchen öffneten sich, freilich ernst und finster, Rektorat und Konrektorat, die unter einer Art Kontrolle standen und sich nötigenfalls durch den weltlichen Arm rekrutierten. Aber auch hier wurden trotz der pomphaften, mir bis zur Stunde rätselhaft gebliebenen Namen, womit sie stolzierten, nur die notdürftigsten Realien traktiert, und ein wegen seiner Gaben allgemein angestaunter Bruder meiner Mutter, den der keineswegs überbescheidene Rektor mit der Erklärung entließ, daß er ihm nichts weiter lehren könne, weil er so viel wisse, als er selbst, war allerdings ein gewaltiger Kalligraph und putzte seine Neujahrswünsche mit Tusch und Schnörkeln heraus, wie Fust und Schöffer ihre Inkunabeln, konnte jedoch nicht einen einzigen grammatikalischen Satz zustande bringen. Diesen unleugbar höchst mangelhaften und der Verbesserung bedürftigen Zuständen sollte nun ein- für allemal ein Ende gemacht, das Volk sollte von der Wiege an erzogen und der Aberglanbe bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden. Ob man gründlich erwog, was vornämlich zu erwägen gewesen wäre, bleibe dahingestellt, denn der Begriff der Bildung ist äußerst relativ, und wie der ekelhafteste Rausch durchs Nippen aus allen Flaschen entsteht, so erzeugt das flache, enzyklopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mitteilen läßt, gerade jenen widerwärtigen Hochmut, der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe, in der sich die geil aufschießenden dialektischen Widersprüche und Gegensätze von selbst lösen, nie hinabdringt. Jedenfalls ergriff man das rechte Mittel, indem man auf der einen Seite Seminarien stiftete und auf der anderen Elementarschulen errichtete, so daß der Abkläricht, der dort ausgekocht und als Rationalismus in die leeren Schulmeisterköpfe hineingetrichtert wurde, sich von hier aus gleich über das ganze Land ergießen konnte. Das Resultat war, daß auf eine etwas abergläubische Generation eine überaus superkluge folgte, denn es ist erstaunlich, wie der Enkel sich fühlt, wenn er weiß, daß ein nächtliches Feuermeteor bloß aus brennbaren Dünsten besteht, während der Großvater den Teufel darin erblickt, der in irgend einen Schornstein mit seinen leuchtenden Geldsäcken hinein will. Doch, wie es sich hiermit auch im allgemeinen verhalten mochte, und ich wiederhole meine Überzeugung, daß der Durchschnittspunkt hier außerordentlich schwer zu treffen ist: für mich knüpfte sich an die Reform ein großes Glück. Auch Wesselburen erhielt nämlich seine Elementarschule, und an diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen ich nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben kann, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen

unermeßlichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er hieß Franz Christian Dethleffsen und kam aus dem benachbarten Eiderstedt, wo er schon eine kleine Bedienstung gehabt hatte, zu uns herüber.

9.

Kein Haus ist so klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt schiene, deren Wunder und Geheimnisse es erst nach und nach entdeckt. Selbst die ärmlichste Hütte hat wenigstens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinaufführt, und mit welchem Gefühl wird diese zum erstenmal erstiegen! Gewiß findet sich oben einiges altes Gerät, das unbrauchbar und vergessen in eine längst vergangene Zeit zurückdeutet und an Menschen mahnt, die schon bis auf den letzten Knochen vermodert sind. Hinterm Schornstein steht wohl eine wurmstichige hölzerne Kiste, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch sitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüssel zu suchen, denn man kann hineingreifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen tut, so zieht es einen zerrissenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das schon vor einem halben Jahrhundert beiseite gestellt wurde. Schaudernd schleudert es den Doppelfund wieder von sich, weil es sich unwillkürlich fragt: wo ist das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die diese in Schwung setzte? doch die Mutter hebt das eine oder das andere bedächtig wieder auf, weil sie gerade eines Riemens bedarf, der sich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausschneiden läßt, oder weil sie glaubt, daß sie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiste aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute sogar nötigte, getrocknete Mistfladen zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, so steckt doch im Dach noch eine verrostete Sichel, die einst blank und fröhlich zu Felde zog und tausend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederstreckte, und darüber hängt die unheimliche Sense, an der sich vor Zeiten ein Knecht die Nase ablief, weil sie zu dicht über der Bodenluke hing, und er die Leiter zu rasch hinanstieg. Daneben piepsen in den Ecken die Mäuse, es springen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hineinzuschlüpfen, ja ein blendend weißes Wieselchen wird für einen Augenblick sichtbar, das kluge Köpfchen samt den Vorderpfoten spähend und schnuppernd in die Höhe hebend, und der einzige Sonnenstrahl, der durch irgend eine verstohlene Spalte dringt, ist einem Goldfaden so vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln

möchte. Von einem Keller weiß die Hütte nichts, wohl aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des Weines, sondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Ärmere im Freien unter einem tüchtigen Erdhaufen birgt, den er im Herbst aufwirft und im Winter bei starkem Frost noch vorsichtig mit Stroh oder Mist bedeckt. In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen; wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf die eine oder andere Weise zu befriedigen wüßte. Es kann ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas heraufholen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Tür offen blieb, und sich auf eigene Faust hinunter wagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden, und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhaftester Mißgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde grünliche Wasser, das sich in den hier und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zum langen Verweilen ein. Aber, was tut's, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört!

Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum erstenmal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objekten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinn, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis ins Unendliche erweitern, als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle späteren, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum erstenmal teilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herum kamen! Und was traf man alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie rätselhaft und abenteuerlich klangen sie! „Nun sind wir auf dem Lollfuß! Das ist Blankenau, hier geht's zum Klingberg hinüber! Dort steht das Eichennest!“ Je weniger sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallne Stimme ich schon so oft gehört hatte, der Gottesacker

mit seinen düstern Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger"*) bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Tieres, organisch aufeinander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen, und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sankt Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe usw. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.

10.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susannas dumpfen Saal mit der neu erbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Mietwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Kontrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillenscheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susanna immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbengeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichem Taumel und als ich auf mein Lesen hin vom inspizierenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert: jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf den Platz vor der Tür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte sich bei seiner

---

*) „Achtundvierziger", die Regenten der alten dithmarsischen Bauernrepublik.

Verheiratung durch Übernahme einer Bürgschaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel schon viel früher ausgetrieben worden sein, wenn sein Gläubiger nicht glücklicherweise die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthause abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menschen, die das Böse des Bösen wegen tun und den krummen Weg sogar dann noch vorziehen, wenn der gerade rascher und sicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften Höllenblick, den niemand aushält und der in einer noch kindischen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeister entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil selbst notwendig vermehren zu müssen scheint. Krugwirt und Krämer seines Zeichens und für seinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichste und fröhlichste Existenz führen können, aber er mußte durchaus mit Gott und Welt in Feindschaft stehen und einem wahrhaft teuflischen Humor, von dem mir später selbst in Kriminalgeschichten kein zweites Beispiel vorgekommen ist, den Zügel schießen lassen. So ließ er seine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber am Sonntag nach protestantischem Brauch auch das Abendmahl zu nehmen, weil sie ihn darum nicht ersucht hatte. Wenn irgendeinem seiner Nachbarn ein junges schönes Pferd heranwuchs, so ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Tier. Wies dieser ihn ab, so sagte er: ich würde mir's doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man alles hergeben soll, worum einmal gehandelt wurde; wer weiß, was geschieht! Und sicher ward das Pferd trotz aller Überwachung, früher oder später, auf der Wiese oder im Stall mit durchschnittenen Fußsehnen gefunden und mußte erstochen werden, so daß er zuletzt kaufen konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegersohn half er bereitwilligst bei einem betrügerischen Bankerott, zu dem er ihn selbst verleitet haben mochte, als dieser jedoch nach geschworenem Meineid die unterschlagenen Sachen zurückverlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf, zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von seiner eigenen Magd überrascht und, ungeachtet seiner Schlauheit und seines eben so großen Glücks, auf der Tat ertappt, und diesen Umstand verdankte mein Vater, den er durch allerlei listige Vorspiegelungen in die Bürgschaft hineingeschwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Besitzes, deren er sich in seinem kurzen Leben erfreute. Sowie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander geteilt hatten; es war für mich und meinen

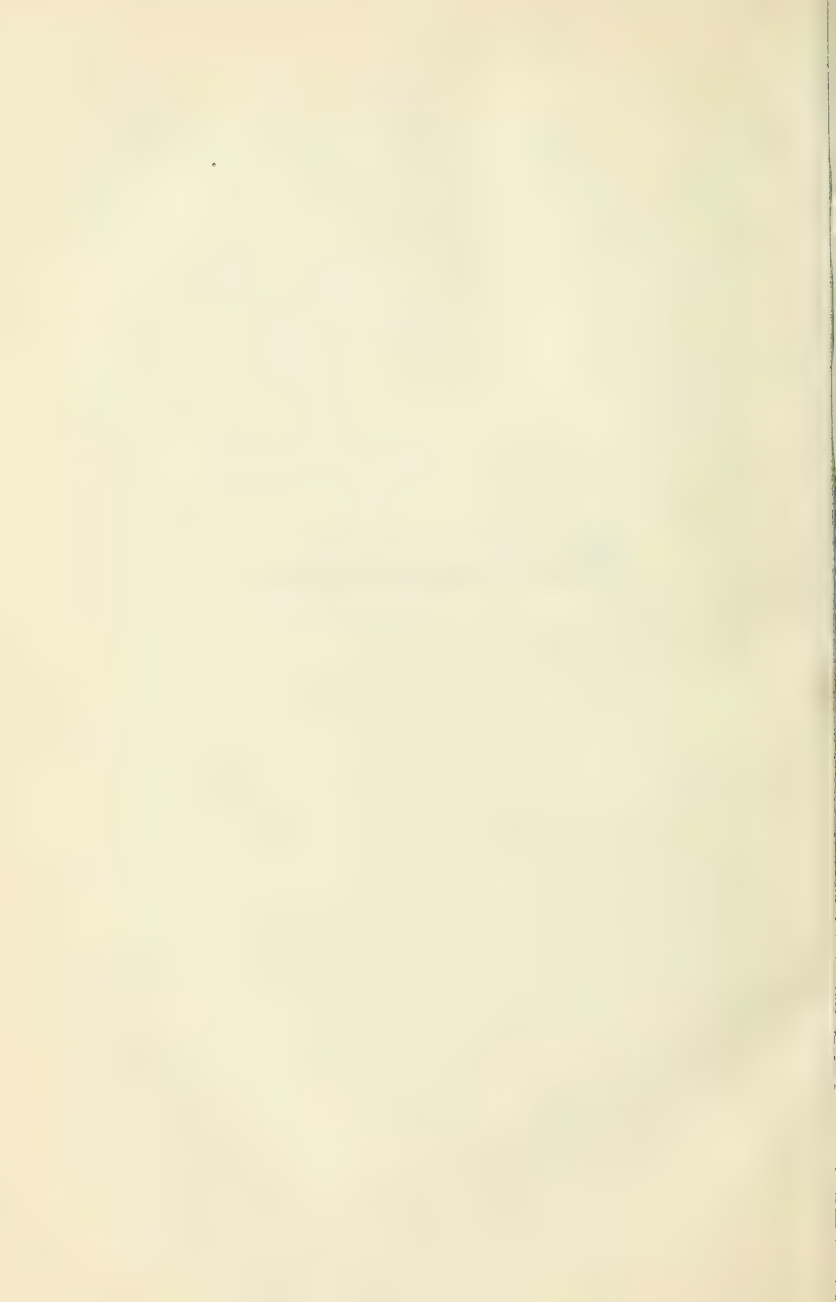
Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinauswanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnötigte, daß wir alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns, und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verloren gegangener bunter Pfeifenkopf in irgend einem Rattenloch wieder fand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien dies und jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz, von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen und hatte nun aufgehört es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Kätner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respekt wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Kätnerssohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken hatte, und mancher hartgefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man, durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf

Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Kontrakte zu realisieren, und Wilhelm stand ihr gegenüber immer als großmütiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit voneinander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knitteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat, oft wurden wir aber auch von dieser überrascht oder sonst ertappt, und dann holte Wilhelm sich ohne Erbarmen, und ohne sich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Teil des bedungenen Preises schon eingestrichen hatte, in günstiger Stunde seine Sachen wieder, indem er rasch über den Zaun sprang und sie mir wegriß. Dies alles hatte nun ein Ende, und die Folgen waren anfangs recht bitter. Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider" eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: „Armut sei keine Schande!" zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Prinzip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!" fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück und ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden; denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen muß; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja, die Pflegehausjungen drängten sich heran. Diese, arme Waisen, die auf öffentliche Kosten in einem Mittelding von Mildtätigkeitsanstalt und Hospital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterste Klasse; sie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eig'ne Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von allen gemieden, so daß sie sich selbst als halbe Aussätzige betrachteten und sich nur dem näherten, den sie verhöhnen zu dürfen glaubten.

Doch hatte das alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schoß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt ward ich ins tätige Leben hineingetrieben: es galt, sich seiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur nach langem Zögern und vielen, keineswegs kühnen Rettungsversuchen einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten oder vierten schon Geschmack fand. Unsere Kriegserklärungen waren noch lakonischer, wie die der Römer oder der Spartiaten. Der Herausforderer sah seinen Gegner während der Schulstunde, wenn der Lehrer für eine Minute den Rücken wandte, ernsthaft an, ballte die rechte Hand zur Faust und legte sie sich auf den Mund oder vielmehr aufs Maul. Der Gegner wiederholte das symbolische Zeichen in der nächsten sicheren Minute, ohne auch nur mit einem Blick auf ein ausführlicheres Manifest zu dringen, und mittags wurde der Handel auf dem Kirchhof in der Nähe eines alten Grabkellers, vor dem sich ein grün bewachsener Fleck befand, mit den Naturwaffen durch Ringen und Hauen, im äußersten Fall auch durch Beißen und Kratzen bündig vor der ganzen Schule ausgemacht. Ich erhob mich zwar nie zum Rang eines eigentlichen Triariers, der seine Ehre dareinsetzte, das ganze Jahr mit blauem Auge oder verschwollener Nase herumzugehen, aber ich verscherzte doch sehr bald das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu sein, das mir bis dahin so wohl getan hatte, und stieg dafür im Ansehen bei meinem Vater, der es mit seinen Söhnen verhielt, wie Friedrich der Große mit seinen Offizieren, indem er sie bestrafte, wenn sie sich prügelten, und sie verhöhnte, wenn sie sich etwas bieten ließen. Einst biß mich mein Gegner, als ich auf ihm lag und ihn gemächlich durchwalkte, bis auf den Knochen in den Finger, so daß ich die Hand wochenlang nicht mehr zum Schreiben brauchen konnte, das war aber auch die gefährlichste Wunde, deren ich mich erinnere, und sie führte, wie dies wohl auch noch später im Leben zu geschehen pflegt, zu einer innigen Freundschaft. — — — — — — — — — — — — — — — —



Reiseeindrücke.



Reisejournal von München nach Hamburg.

(Wörtlich nach dem unterwegs mit Bleifeder geschriebenen Original.)

Bei sehr schönem Frostwetter, Morgens um 6 Uhr, ging ich am 11. März aus München. Beppi trug mir mein Ränzchen bis ans Ende der Ludwigsstraße, dort nahm ich es selbst auf den Rücken. Einen Torzettel, den ich mir noch Tags zuvor mit vieler Mühe besorgte, brauchte ich nicht. Dies erregte mir eigentlich ein unangenehmes Gefühl, man mag nichts umsonst tun. Beppi begleitete mich über zwei Stunden, in einer Bauernschenke, die einsam im Walde stand, der sogenannten kalten Herberge, tranken wir das letzte Glas Bier zusammen, dann schieden wir unter unendlichen Tränen. In Unterbruck holte ich einen Forstkandidaten wieder ein, der mir schon bei der kalten Herberge vorüber gekommen war; ein rüstiger junger Mann mit roten Stiefeln, bescheiden, von gutem Aussehen. Mit diesem ging ich nach Pfaffenhofen, wo wir in der Posthalterei einkehrten. Die Gegend bis dahin war ermüdend kahl, das Wirtshaus war nicht besonders, schlechte Aufwartung für teure Bezahlung. Des Morgens um halb 7 Uhr brachen wir wieder auf und gingen, ohne inne zu halten, bis Ingolstadt, wo wir nachmittags um 4 Uhr todmüde ankamen. Es ist nicht ratsam, eine so große Strecke ohne Unterbrechung zu machen, die Ermüdung wird zu groß. In Ingolstadt besahen wir miteinander die Festung, ein kostbares und kostspieliges Werk, das seinen Zweck noch von der Zukunft hofft. Dann kehrte ich ins Wirtshaus, den goldnen Adler, zurück, woselbst ich jetzt, nachdem ich zu Abend gegessen, aus bloßer Langeweile diese nutzlosen Notizen niederschreibe. Am andern Morgen um halb 7 Uhr nach Eichstädt, wo ich um 12 anlangte. Mein Gefährte blieb in Ingolstadt, um Gustav Adolfs Schimmel zu sehen. Heller Sonnenschein, bald durch zusammenziehende Wolken erstickt. Dies war gut, denn es kam

kein Regen und der Weg blieb bis Eichstädt fest. Jetzt, wo ich im Wirtshaus schreibe, wieder klare Sonne und blauer Himmel. Der Weg, zwei Stunden vor Eichstädt, sehr malerisch. Ein Tal zwischen zwei Bergketten; düstre Tannen; Schläge im innern Walde; blauer Himmel darüber. Nahe vor Eichstädt eine Inschrift im Felsen: „Dem unvergeßlichen Eugen die Bewohner Eichstädts!“ Ein Pavillon, in der Luft schwebend, über der Inschrift. Eichstädt liegt schön in einem Bergkessel, ist freundlich. Dann nach Weißenburg. Anfangs Bergschlucht, sehr hoch hinauf. Schneefläche, von gelb-grünen Tannen eingefaßt. Unterwegs ein Brunnen, wo der heilige Wilibald Heiden getauft haben soll. Abends im Löwen in Weißenburg, ein äußerst miserables Wirtshaus, wo man essen muß, was auf den Tisch gestellt wird, und nicht einmal das Recht hat, es seinem Hund zu überlassen. Ein Nürnberger Hausierer, Pflaster über einem Auge, wie in der Holbergschen Komödie, der einem hinkenden Handwerksburschen ein Rezept gegen Frostbeulen verkaufte. Wie ich höre, kann ich nach Nürnberg in einem Tage kommen, doch glaube ich dies nicht. Den folgenden Tag kam ich über Roth bis Schwabach. Roth liegt sehr freundlich, und ist protestantisch; merkwürdig war es mir, daß die Kinder- und Mädchengesichter alle viel frischer und freier waren. In Roth ließ ich mich, hauptsächlich aus Rücksicht auf mein Hündchen, verführen, zu Mittag zu essen, und mußte für das nämliche Essen doppelt so viel zahlen, als ein Handwerksbursch, der dort ebenfalls aß. In Schwabach hatte ich ein sehr gutes Logis um äußerst billigen Preis. Am andern Morgen um halb 11 Uhr kam ich in Nürnberg an. Es war schönes Wetter; aber empfindlich kalt. Ich beschloß, mich einen Tag aufzuhalten, und bereue dies jetzt. Eines Rasttags bedurfte ich nicht, um aber eine solche Stadt kennen zu lernen, ist ein Tag zu wenig. Mittags fuhr ich auf der Eisenbahn per Dampf nach Fürth, Häuschen auf dem Schoß. Die Bewegung ist von steigender Geschwindigkeit; wie schnell es geht, bemerkt man am besten, wenn man gerade an einem Gegenstand vorüber kommt, Meilensteine, Bäume, Häuser verschwinden, wie sie auftauchen. Das Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg wurde ebenfalls besehen und erregte Empfindungen in mir, die mich später verdrossen, als ich erfuhr, daß es eine moderne Antike, eine restaurierte Altertümlichkeit, sei. Am andern Tag besuchte ich die Stadtbibliothek; gezwungen, weil ich wegen schlechten Wetters fahren mußte, und weil der Kutscher erst um 2 Uhr abfuhr. Ein alter, sehr gefälliger Bibliothekar, der sein Leben auf Abfassung eines Katalogs verwendete, führte mich herum; die Bücher waren in unheizbarem Lokale schlecht aufgestellt und

die Kälte so angreifend, daß ich nicht lange bleiben konnte; ich sah mancherlei Interessantes, viele Inkunabeln, ein Konzeptmanuskript von Luther, Handschriften von Frischlin, Regomontanus und andern. Um halb 2 Uhr fuhr ich nach Bamberg ab, mit mir im Wagen saß, die Kinder auf die Erwachsenen und die Hunde auf die Kinder gepreßt, eine reisende Künstlerfamilie. Der Vater war gemein in Manieren und Unterhaltung, und freute sich über den vielen Tabak, den man bei Nürnberg angepflanzt sah. Die Söhne, von denen einer ein verquollenes Auge hatte, standen ein paar Stufen höher, die kleineren Knaben, die Wunderkinder der Konzerte, waren leidlich. Schlecht verhehlter Zwist unter allen, unterwegs wurde ein grobes Brot verzehrt und dabei gegen mich weidlich geprahlt; sie blieben in Erlangen. Dort setzte sich ein pensionierter Gensdarm mit in den Wagen, der seinen Stand verfluchte, wahrscheinlich nur, weil er im Begriff war, in einen anderen einzutreten. Von dem Ludwigskanal und der Gegend sah ich nichts, das Wetter war mörderisch, und ich erbrach mich fortwährend, weil ich — was mir nie zuvor passierte — das Fahren nicht vertragen konnte. In Bamberg fuhren wir bei finsterer Nacht ein, ich ging des Morgens zeitig wieder heraus, die Stadt schien mir sehr ausgedehnt. Sie hatte ein festliches Ansehen, weil es eben Sonntag war. Von Bamberg bis Koburg sehr langer Weg; zwei Stunden vor Koburg traf ich einen leeren Postwagen, der mich um ein Billiges aufnahm. Der Wagenmeister sagte mir, ich könne um geringen Preis mit dem Brieffelleisen von Koburg nach Gotha hinauffahren. Ich ließ mich darauf ein und fuhr nachts um 3 Uhr ab. Ein Wägelchen, auf dem man kaum sitzen konnte; schneidende Kälte; ohne Mantel, mit nassen Stiefeln; eine wahre Tortur. Mehr fast, als ich selbst, dauerte mich mein armes Hündchen, das ich vergebens auf meinem Schoß zu erwärmen suchte; vom Laufen waren ihm die kleinen Füße wund und blutig, es war so erkältet, daß es fast jede Minute sein Wasser lassen mußte; auf dem Wagen erfror es. In Hildburghausen verließ ich das Fuhrwerk und ging über Schleusingen nach Suhl. Nach Suhl führte, außer der Chaussee, noch ein sich über die verschneiten Berge durchs Gehölz windender Fußweg; kurz bevor ich zu diesem gelangte, gesellte sich ein rothaarigter, höchst widerwärtiger Kerl zu mir und trug sich zum Gesellschafter an. Ich erklärte ihm, ich wolle allein gehen, aber er wußte es so einzurichten, daß er immer in meiner Nähe blieb. Bald blieb er stehen und betrachtete einen der Berge, die er als Einheimischer, schon tausendmal gesehen haben mußte; bald redete er einen der Begegnenden an und fragte nach Weg und Steg, die er, da er sich mir als

Wegweiser und Ränzchenträger angeboten hatte, ohne Zweifel kannte; bald machte er sich an seinen zerrissenen Schuhen etwas zu schaffen. Dann schwang er, indem er weiter schritt, seinen keulförmigen Knittel um den Kopf. Ich konnte mich zum Umweg über die Chaussee nicht entschließen und hütete mich nur, daß der unheimliche Gesell mir nicht in den Rücken kam, was bei dem schmalen, auf beiden Seiten von himmelhoch getürmten Schneebergen eingefaßten Paß, der nicht so viel Raum darbot, daß zwei Menschen nebeneinander hätten schreiten können, gefährlich gewesen wäre; in den Wipfeln der Bäume horsteten ganze Scharen von Raben. Von dem Kerl, der sich fleißig umwandte, fortwährend mit Frechheit beobachtet, machte ich den Weg durch den Wald; die Handschuhe hatte ich ausgezogen, um nötigenfalls meinen Stockdegen ziehen zu können, und eigentlich verdroß es mich, daß ich keine Gelegenheit fand, ihn zu gebrauchen. In Suhl fürchtete ich, mit einer Kneipe vorlieb nehmen zu müssen und wurde mit dem besten Wirtshaus überrascht, das ich noch auf der ganzen Reise getroffen; der Kerl stellte sich mir noch einmal in den Weg, nun aber als Bettler und in höchster Demut, ich gab ihm aber nichts. Ein schon geheiztes Zimmer nahm mich auf; ein zuvorkommender Kellner bemühte sich aufs freundlichste um den äußerlich nichts weniger als glänzenden Gast; da es mein Geburtstag war und ich schon um 3 Uhr ankam, ließ ich mir Kaffee bringen, der, köstlich bereitet, mich an Leib und Seele erfrischte; dann schrieb ich ein Gedicht. Abends sehr schönes Essen, die ersten guten Kartoffeln seit langer Zeit, Hecht und Kalbsbraten; nur dazu leider die unausstehliche Gesellschaft großprahlerischer Handlungsdiener. Abends Konzert und Ball, wozu ich von dem Wirt, der nebst dem Kellner im Kasino, jener dirigierend, dieser musizierend am Konzert tätigen Anteil nahm, eingeladen wurde, was ich jedoch, da ich keinen Frack, ja nicht einmal ordentliche Stiefel bei mir führte, ablehnen mußte. Von Suhl über Zella und Ohrdruf nach Gotha; ich mußte die höchste Höhe des Thüringer Waldes (2500 Fuß) ersteigen und hätte bei heitrem Wetter die Schneekoppe erblicken müssen, doch es schneite und der Himmel war bedeckt. Eine alte Frau, mit der ich eine Zeitlang ging, belehrte mich, wie die Einwohner in Ermangelung der Wiesen und Äcker vom Walde leben könnten: Holzhauen, Bretterschneiden, ein paar Kühe, die Butter und Käse geben, welche sie dann wieder verkaufen. Viel Schnee oben, und ein Denkmal, das der Gründer der freilich vortrefflichen Straße, der Herzog von Sachsen-Koburg, sich anscheinend selbst gesetzt hatte; seltsam-ergreifend traten die schwarzen Wälder auf dem weißen Grunde hervor; trotz der Winterkälte ein gött-

licher Eindruck. Von Gotha sah ich nichts, als meinen Gasthof, ein gegenüberliegendes großes Palais und beim Herausgehen ein hübsches Bäckermädchen, von dem ich sehr gutes Brot einkaufte; im Gasthof ein possierlicher Doktor, der ein ungemeines Mitleid mit der Liederlichkeit der Hunde an den Tag legte. Nun kam ich ins preußische Gebiet und mußte über die Größe der Dörfer und Städte erstaunen. In Mühlhausen, der ehemaligen freien Reichsstadt, übernachtete ich; von da nach Heiligenstadt. Bei Regenwetter traf ich in Göttingen ein. — — — — — — —

Von Göttingen nach Eimbeck, wo ich trotz des reichlichen Regens nachmittags 3 Uhr ziemlich trocken ankam. Von Eimbeck nach Elze, bis Alfeld in Gesellschaft eines aufschneiderischen hannöverschen Studenten, der mir sehr zuwider wurde; er hatte einen halbverhungerten Hund bei sich, dem er auch nicht das geringste zu fressen gab. Kurz vor Elze traf ich mit einem Kandidaten der Theologie zusammen, welcher den Namen Klingsohr führte, ein in Honig getauchtes Gesicht, lange Pfeife im Maul. Er blieb in Elze, wie ich, es war mir angenehm, weil ich mir von seiner Unterhaltung für den langen Abend etwas versprach, er war aber unbedeutend bis zur Durchsichtigkeit und, wie ich mich den nächsten Morgen überzeugte, eben so gemein. Die Wirtin kam nämlich des Morgens, als er hinunter gegangen war, zu mir aufs Zimmer, und fragte, ob ich für ihn mitbezahle; als ich dies mit Verwunderung verneinte, versetzte sie, sie hätte es wohl gedacht, er habe es jedoch behauptet und gesagt, es sei nicht nötig, daß sie mir die Zeche spezifiziert angäbe, ich sei kein Freund von Umständen, sie brauche mir nur die ganze Summe zu nennen; dies sei ihr verdächtig vorgekommen. Als der geistliche Freund wieder heraufkam, hielt ich ihm seine Schmutzigkeit vor; nun hatte die Frau ihn natürlich mißverstanden, als er aber seine paar Groschen hergeben mußte, wurde er kreideweiß vor Ärger, schimpfte über die ungeheuer teuren Preise und ergoß seine Galle ins Fremdenbuch. Ich dagegen fand die Zeche äußerst billig und sprach es ebenfalls im Fremdenbuch aus. Den Abend zuvor hatte er den Betrug schon einzufädeln gesucht, indem er, da wir das Zimmer miteinander teilten, mehrmals zu mir sagte: ich logiere also gewissermaßen bei Ihnen, worauf ich, ohne arges zu denken, erwiderte: oder ich bei Ihnen! Von Elze über Friedemannswiese nach Hannover; des Morgens heftiges Schneegestöber, so daß mein armes Hündchen, welches bisher immer auf seinen wunden Füßen so treu hinter mir her gekommen war, endlich verzweifelte und sich, wie zum Sterben, mitten auf dem Wege in einer tiefen Wagenspur niederlegte; nachmittags wurde es besser. In Hannover ließ ich mir die Haare schneiden, die so lang

waren, daß ich damit ein unangenehmes Aufsehen erregte. Von Hannover nach Celle; ein schöner Morgen, nachmittags starker Regen. An der einen Seite der Chaussee waren Steine aufgelagert, mein Hündchen lief hinter den Steinen, die es, wie eine Mauer gegen den Regen schützten, jeden Augenblick aber erhob es das kleine gelbe Köpfchen über die Steine, um sich zu überzeugen, daß ich noch da sei, dann wedelte es und setzte den Weg fort. Selten hat mich etwas so gerührt. In Celle vortreffliches Wirtshaus und nicht übertrieben teuer; ich schrieb ein paar unterwegs entstandene Gedichte ins Reine. Von Celle nach Soltau. In Soltau ließ ich dem Hündchen Milch geben, die mußte sauer gewesen sein, denn es fing an, sich aufs heftigste darnach zu erbrechen, was die ganze Nacht fortdauerte. Von Soltau nach Welle. Das Hündchen war ganz jämmerlich; unterwegs kehrte ich bei einem Bauer ein und ließ dem Tierchen Bouillon geben; es wollte sie nicht genießen, ich fragte den Bauer, ob er glaube, daß das Tier durchkäme. „Nein — versetzte er passend und die messingne Brille über die Nase schiebend — das glaube ich nicht, Sie täten wohl, den Hund bei mir zurückzulassen, dann hätten Sie keine Mühe mehr von ihm; ich sähe die Sache heute an und schlüge ihn morgen, wenn's nicht besser wäre, tot.“ Ich gab ihm keine Antwort und verließ sein Haus; es war mir ein unsäglich peinlicher Gedanke, daß das treue Tierchen unterwegs sterben solle; ich konnte die Tränen nicht zurückhalten, nahm es, ungeachtet ich einen schweren Ranzen zu schleppen hatte, auf den Arm, bedeckte es, so gut es ging, mit meinem Rock und versprach ihm, als ob es mich verstehen könne, in Hamburg das schönste Leben. In Welle ließ ich mich verleiten, mich wieder auf ein Brieffelleisenwägelchen zu setzen, wie in Koburg, um noch in derselben Nacht nach Harburg zu kommen; es war eine Torheit, ich konnte es nicht aushalten; des Abends um 10 Uhr, auf einer Station, verließ ich das Fuhrwerk, nun war aber im Wirtshaus kein Platz für mich vorhanden, ich irrte auf der Landstraße umher und fand zuletzt auf einem Bauernhofe Aufnahme. Eine unheimliche Nacht; schmutzige Betten; häßliche Menschen im Hause; mein Zimmer war nicht zu verriegeln, nicht einmal die Fenster hatten Läden; frech und kalt schien der Mond hinein. Am nächsten Morgen beizeiten nach Harburg, wo ich schon am Vormittag eintraf; beklemmendes Gefühl, als ich die Türme von Hamburg, die mir bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen sprangen, wieder erblickte; lauter halbe, zerrissene, in sich nichtige und bestandlose Verhältnisse; ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Elise! Diese, von Göttingen und über den Tag meiner Ankunft benachrichtigt, kam nachmittags mit

dem Dampfschiff in Harburg an; schmerzlich-süßes Wiedersehen, denn auch wir standen nicht zueinander wie wir sollten und schlecht vergalt ich ihr ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer, durch ein stumpfes, lebefaules Wesen. — Die Reise hatte mich doch sehr mitgenommen, ein Glück war es, daß das Wetter mich, mit Ausnahme der letzten Tage, fortwährend begünstigte, sonst hätt' ich mich unterwegs in den Postwagen setzen oder liegen bleiben müssen. Des Morgens, wenn ich in die frische Kälte hinausschritt, Mut und Kraft in jeder Ader und jedem Nerv, wie ein Schwimmer, den die Wellen schaukeln und der das ganze große Meer unter sich zu haben und es ordentlich zu drücken meint, wie ein keuchendes Roß; dann wurden Lieder gesungen oder gedichtet; lustig bergauf, lustiger bergab; auf einem Meilenstein oder im Walde auf einem hohlen Stamm gefrühstückt und sogar hin und wieder von dem verachteten Branntwein, den ich nur der Füße wegen in der Korbflasche mitgenommen hatte, ein Schluck versucht; eine solche Waldszene schwebt mir noch jetzt (ich schreibe dies 1843 in Kopenhagen) deutlich vor: ein stiller, abgeschlossener Platz, himmelhohe Bäume um mich herum, vor mir eine Niederung, jenseits derselben ein Berg und ein an demselben festgefrorner Wasserfall, ich auf einem morschen Stumpf, Häuschen, anmutig um sein Teil bittend und von Zeit zu Zeit einen seiner Füße aus dem Schnee erhebend, um ihn ein wenig zu erwärmen, vor mir. Mittags war ich kein Dichter mehr, aber immer noch ein rüstiger Wanderer, dann wurde im Wirtshaus ein Glas Bier oder, als ich Bayern hinter mir hatte, eine Tasse Kaffee getrunken und Brot dazu gegessen; Häuschen erhielt einen Teller Suppe oder was sonst Warmes zu haben war. Während ich mich eine halbe Stunde ausruhte, schrieb ich die Reisenotizen oder die unterwegs entstandenen Verse nieder; das reinliche Häuschen, statt es sich in der Wärme behaglich zu machen und unter den Ofen zu kriechen, leckte sich den Schmutz ab und war gewöhnlich fertig, wenn ich wieder aufbrach; auf eine fast unwiderstehliche Weise gab es mir, wenn ich zu Stock und Ränzchen griff, durch die lieblichsten Gebärden und Bewegungen zu verstehen, daß es noch bleiben möchte, aber ich durfte mich nicht daran kehren, sondern es hieß vorwärts. Nun war das Marschieren eine Arbeit, die Sonne hatte die Wege aufgeweicht, man konnte keinen festen Fuß fassen; statt Gedanken nachzuhängen und Phantasien abzuspinnen, wurden die Meilensteine gezählt und die Begegnenden nach der Entfernung des Ortes befragt; um 4 oder 5 Uhr noch einmal ein Glas Bier und dann kein weiterer Aufenthalt vor dem Nachtquartier. Abends wurde warm gegessen, Mut und Heiterkeit leuchteten ein wenig wieder auf, ein

halbes Stündchen den Gästen in der Wirtsstube zugehört, dann ein Licht gefordert und zu Bett, Hänschen mir zu Füßen unter die Decke schlüpfend.

Unterwegs einmal ein impertinentes Milchweib, die mich, auf meinen langen Bart anspielend, fragte: Sie sind gewiß aus Polen. Ich antwortete: nein, aber Sie sind ohne Zweifel aus Ungarn. —

Ein Diarium.

(Geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844.)

Es ist drei Uhr nachts, ich sitze in Chalons auf dem Dampfschiff, das um fünf Uhr nach Lyon abgehen wird, es regnet so stark, daß der Fall der Tropfen aufs Verdeck sich unten hörbar macht, hier im Saale schlafen einige auf Bänken, eine nur spärlich brennende Lampe gibt mir Licht, von ihr hängt es ab, ob ich meine Reisenotizen bloß anfangen oder zu Ende bringen soll. Vorgestern nachmittags um fünf Uhr verließ ich Paris, Felix Bamberg, mein Freund und Gefährte, den ich bei meiner anfangs so dürftigen Kenntnis der französischen Sprache Unendliches zu verdanken habe, begleitete mich auf die Messagerie. Ich kam eben zur rechten Zeit und wurde zum Einsteigen so gedrängt, daß mir kaum zum Abschiednehmen eine schmale Frist blieb; als der Wagen sich in Bewegung setzte, ward mir noch schnell von einem der Arbeitsleute ein Billet und ein sonderbar gesiegeltes Paket überreicht. Es war Bambergs Hand, ich öffnete das Billet und fand ein paar sehr schöne Verse, die in Verbindung mit unsern ernstesten Gesprächen standen; sie lauteten:

> Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt,
> Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
> Drum, wenn sich schwer Geschaff'nes auf dich legt,
> Denk' an den Adler, der die Beute trägt!

Das Paket enthielt eine prächtige Adlerfeder; ich erinnerte mich, daß ich einmal, mit Bamberg durch die Rue de la Paix spazieren gehend und eine solche Feder an einem Fenster neben andern Sachen ausgestellt erblickend, sagte: die wünschte ich mir, um — und seine Aufmerksamkeit rührte mich tief. Ich dankte dem Freunde noch mit einer Handbewegung, dann verlor ich ihn aus dem Gesicht, und der Wagen rasselte mit einer Eile, die erwünschter

sein mag, wenn man der Hauptstadt der Welt entgegen fährt, als wenn man sie verläßt, durch die Straßen dahin. — Die Lampe wollte eben erlöschen und ich zu schreiben aufhören, da kam ein Garçon herein und stachelte sie mit einer Nadel wieder auf; er hatte ein so verdrießliches Gesicht, als ob er schon seit drei Jahren an Leibschmerz litte, aber es sei ihm verziehen, denn ihm verdanke ich's, daß ich fortfahren kann und mich nicht schlaflos auf einer Bank niederstrecken muß. — Paris zeigte sich mir noch einmal in seinem höchsten Glanz, auf einige Regentage, die die Wege staublos gemacht hatten, war ein wunderschöner Sonntag gefolgt, es war, als ob die Sonne ihr Gold gespart hätte, um es beim Abschied verschwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch niemals besuchte, die Quais, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüber kam, sie alle hätten als Weihnachtsgeschenke auf den Tisch gesetzt werden können, so glitzerten und funkelten sie. Mir war, als sähe ich sie zum ersten und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen schon losgetrennt, und nun übten sie wieder den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf mich aus. Der Jardin des Plantes mit seinen vielen Spaziergängen und der Pont d'Austerlitz, der mich einst zur Julisäule und zu dem riesigen Elefanten geführt hatte, den Napoleon in grandioser Ironie als ein Symbol des die Bastille zerstörenden Volks in Erz gießen lassen wollte, waren die letzten großen Objekte, auf denen mein Auge ruhte. — Bisher bin ich aus Irrtum in der zweiten Kajüte gewesen, ich ging zufällig hinauf, und als ich oben auf dem Verdeck ankam, bemerkte ich einen jungen Geistlichen, ein weißes Kreuz auf der Brust, das trotz der Finsternis gegen den schwarzen Talar deutlich abstach. Er stand da, als ob er das Lamm sei, das alle Sünden der sich Einschiffenden tragen solle, gesenkten Hauptes, aber mit in die Höhe gedrängten Schultern, die ein für allemal entschlossen zu sein schienen, nicht zu erliegen. Ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, er wandte sich und stieg eine Treppe hinab, ich folgte ihm und machte so die Entdeckung, daß es hier eine erste Kajüte gibt. Schnell ließ ich meine Sachen hinüberschaffen und schreibe nun bei besserer Beleuchtung in einem stattlicheren Salon fort. Die Situation ist pikant, um mich herum sitzen Herren und Damen auf Bänken und Stühlen, einige plaudern, andere halten sich die Ohren zu und versuchen einzuschlafen, auf dem runden Tisch, an dem ich schreibe, steht ein Licht, mir vis à vis befindet sich ein alter Abbé und liest in seinem Brevier. Er läßt sich so wenig durch mich als durch andere stören, beantwortet aber jedes comment vous portez-vous mit

dem üblichen très bien, merci, und liest dann wieder fort, bald leise, bald laut. Es ist, als ob er auf der Himmelfahrt begriffen wäre und nur deshalb nicht anlangt, weil seine Freunde und Bekannten ihn durch ihre Glückwünsche, die zu wohl gemeint sind, als daß er sie zurückweisen dürfte, daran verhindern. Neben ihm sitzt noch ein zweiter Geistlicher, ein echtes Pfaffengesicht, spitze Nase, scharfe Augen, die sich der Brille, unter der sie hervorblitzen, wohl nur bedienen, um sich unter ihr zu verstecken, breiter, sinnlicher Mund. Dieser beobachtet mich unablässig; er würde, wenn der heilige Geist sich herabließe, ihn in seiner Divinationsgabe zu unterstützen, gewiß lieber das Blatt, das ich hier beschreibe, zum Gegenstand seiner Forschung machen, als einen dunklen Bibelspruch. Es ist Tag geworden, erst blauschwarze Dämmerung, dann ein Morgen ohne Sonne, es regnet fort, alles bleibt in der Kajüte, und so schön die Ufer der Rhone auch sein mögen, ich muß, wenn ich nicht durchnäßt werden will, dasselbe thun. Man wird doch ein anderer auf Reisen! Ehemals scheute ich mich, aus Furcht vor Ostentation, in Anwesenheit fremder Menschen auch nur eine einzige Notiz zu Papier zu bringen; jetzt fasse ich in einer Gesellschaft, die mir kaum ein Eckchen am Tisch frei läßt, ein ganzes Reisetagebuch ab und finde mich durch die mit Verwunderung auf mir haftenden Blicke meiner Umgebung so wenig gestört, als ob alle diese neugierigen Augen Schwalben, Spatzen und Tauben angehörten. Und das ist gut, denn der alte Goethe hat recht: Zustände gehen unwiederbringlich verloren, wenn man sie nicht zu fixieren sucht, so lange sie noch frisch sind. Es hat sich hier, während ich diese Bemerkung niederschrieb, eine Gruppe gebildet, die ich durchaus zeichnen muß, ehe sie sich wieder verändert. Die beiden Geistlichen sitzen noch immer am alten Platz, der eine hat zu lesen aufgehört, dafür haben aber beide zu beten angefangen, und ihnen vis-à-vis an der entgegengesetzten Kajütenwand haben sich ein paar junge Herren placiert, die neue Romane in der Hand halten. Der ältere der beiden Priester schlägt von Zeit zu Zeit die Augen auf und blinzelt, um zu sehen, welchen Eindruck seine sichtbare Frömmigkeit auf die beiden Weltkinder macht, dann gähnen sie ihn jedesmal an; er sollte sich dadurch eigentlich nicht beleidigt fühlen, denn es kann ja eben so gut ihrer Lektüre gelten, wie ihm, dennoch verdrießt es ihn. Sein Kollege nimmt von der Umgebung nicht die mindeste Notiz, er zwingt mich jedoch, die Frage aufzuwerfen, ob man andächtig sein Gebet verrichten und dennoch Mühe haben kann, das Gähnen zu unterdrücken. Es geht ihm selbst nämlich so; während sein Mund sich bewegt, wie eine Mühle, auf der ein Menschengeist zu lauter Paternostern ver-

mahlen wird, deuten gewisse, in die Quere laufende und nur leise aufzuckende Muskelbewegungen auf unwidersprechliche Weise an, daß er gähnen könnte, wenn er nicht beten müßte. — Ich habe das Verdeck bestiegen, das Wetter wechselt beständig zwischen Naß und Trocken, und es ist eben jetzt leidlich. Als ich hinaufstieg, wunderte ich mich nicht wenig, ein seltsames Gebäude, das ich erst eine Minute nachher für eine Brücke erkannte, über uns wegsegeln zu sehen. Die Sache verhielt sich aber so, daß der bewegliche Schornstein unseres Schiffes niedergelassen worden war, um das Durchpassieren möglich zu machen; es sah aus, wie eine Höflichkeitsbezeugung des Rauchfangs vor der Brücke, und wiederholte sich noch oft. Jetzt schwimmt ein Floß an uns vorbei, auf dem sich nur ein einziger Mensch befindet; dieser steht auf einem der über das Wasser emporragenden Balken, auf einem anderen ist ein Feuer angemacht, und über dem Feuer, an einem Staken befestigt, hängt ein Kochtopf: ein vortreffliches niederländisches Bild! Die Ufer der Rhone sind bis jetzt nicht schön und können es auch bei Sonnenschein nicht sein. Auf der rechten Seite ziehen sich leise anschwellende Berge hin, hier sieht man viel Wein; auf der linken erblickt man eine flache Ebene, und auf dieser viel Gebüsch und Gestrüpp, in der Ferne zeigt sich dünner Wald. Jene deuten auf Fruchtbarkeit, diese auf das Gegenteil; dort hat die Natur das Gesicht, das eine gute Hausmutter bei festlichen Gelegenheiten zu machen pflegt, hier die Miene, womit sie am folgenden Tage, um den Aufwand wieder einzubringen, die Reste auffetzt. Eben legen wir bei Macon an, es ist schon die zweite Stadt, die wir passieren, und unser Schornstein verneigt sich abermals ehrfurchtsvoll vor der Brücke, damit sie ihm nicht das Genick breche. Während die Passagiere aus- und einsteigen, nähert sich eine alte Frau mit Weintrauben, der Restaurateur des Dampfschiffs will ihr den ganzen Korb voll auf einmal abkaufen, ich komme ihm aber zuvor und bitte mir für zwei Sous aus. Sie reicht mir in einer Art von Schaufel eine solche Portion, daß ich glaube, sie hat mich mißverstanden, es ist aber alles in Ordnung, und nun habe ich ein Frühstück, wie man es nicht billiger und auch nicht köstlicher haben kann. Die Trauben sind gar zu schön, einzelne Beeren so groß, wie Kirschen; man freut sich eben so sehr, sie zu sehen, wie sie zu essen. Dabei erinnere ich mich lebhaft der ersten Weinbeere — denn mit Beeren fing ich an, an eine ganze Traube war in meinem von Bacchus verfluchten Vaterlande nicht zu denken — die ich in meiner Kindheit gegessen habe. Ich zitterte vor Wonne, wie mir die Beere geboten ward, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen; die Weintraube hatte, ihrer Seltenheit wegen, einen fast heiligen

Reiz für mich, aber es war eine unglückliche, eine unreine Hand, die mir den Erstling reichte, die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Gesicht durch eine scheußliche Krankheit entstellt war, und während meine Gefährten, weniger ekel, mit ihrem Anteil fröhlich davon sprangen, schwankte ich, ob ich die Gabe nehmen sollte oder nicht. Zuletzt siegte die Begierde, ich wusch die Beere jedoch, bevor ich sie genoß, sorgfältig im Wasser ab und tat dadurch auch meinem Widerwillen genug. — Es ist neue Gesellschaft an Bord gekommen, drei Nonnen in schwarzen Roben, mit weißen Flügelhauben, auf der Brust ein messingenes Kreuz, an der Seite mächtige Rosenkränze. Sie setzen sich mir gerade gegenüber, zwei sind ältlich, obgleich nicht alt, die dritte ist noch jung, und gerade die trägt eine Brille. Mit französischen Nonnen habe ich ein noch größeres Mitleid, wie mit anderen, sie können nicht so leicht resignieren, wie die deutschen, und sich nicht so glühend enthusiasmieren, wie die spanischen, sie müssen den härtesten Kampf mit dem Fleisch bestehen und werden dafür doch nicht mit einem Heiligenschein belohnt. Wie oft habe ich sie beklagt, wenn ich sie zu Paris im Tuilerien-Garten, oder wohl gar auf den Boulevards erblickte! — Jetzt scheint die Sonne schon seit einer Stunde ohne Unterbrechung, und die Ufer des Flusses werden reizender; die Berge, die wir anfangs zur Seite hatten, liegen hinter uns, und links und rechts erblickt man Dörfer und kleine Städte; eine Menge Brücken, von denen man in Deutschland gewiß manche gespart hätte, führen herüber und hinüber. — Nun endlich nach Paris zurück! Da wir die Stadt erst um halb sechs Uhr verließen, so wurde es bald dunkel, ich hatte mich stark erhitzt und fing, sobald der innere Rausch, der mit jedem Abschied verbunden ist, mich verließ, zu frösteln an. Wir hatten die ganze Nacht hellen Mondschein, ich schlummerte zuweilen ein, dann erwachte ich wieder und freute mich, wie ein Kind, nun endlich auf dem Wege nach Rom zu sein. Längst freilich hätte ich da sein können, wenn Paris nicht gar zu reizend für mich gewesen wäre. Ich verlängerte meinen Aufenthalt von Monat zu Monat, und was mich zuletzt forttrieb, waren nicht die Neckereien meiner Freunde, die schon Wetten darauf eingingen, daß ich Italien nie erblicken würde, sondern die Weintrauben. Ich ging eines Tages über die Boulevards und sah, daß frische Trauben feilgeboten wurden; dabei erinnerte ich mich, daß die Trauben mich bei meiner Ankunft in Paris zuerst begrüßt hatten, und rief aus: seid ihr schon wieder da? Kaum hatte ich das aber getan, so fiel mir ein, daß sie ein viel größeres Recht hätten, mir zuzurufen: bist du noch immer nicht fort? und diese eindringliche, nicht durch den Kalender ver-

mittelte Mahnung an das verstrichene volle runde Jahr bewog mich, endlich mit Ernst an die Abreise zu denken. — Am Morgen kamen wir durch Auxerois, gegen zehn Uhr wurde gefrühstückt, um fünf Uhr zu Mittag gegessen, und nachts um ein Uhr kamen wir in Chalons an. Schon des Morgens hatte die Sonne stark mit dem Nebel zu kämpfen und zeigte zuweilen das abgeblaßte Leichengesicht, das so furchtbar ist, sie überwand die feuchten Dünste jedoch gegen Mittag, und erst als sie ihre Macht verloren hatte, zur Zeit der Dämmerung, verdichteten diese sich zu schweren Wolken, die sich alsbald wieder in leisen Regen auflösten. In Chalons blieben wir bis fünf Uhr; ich ging in der tiefen Nacht, trotz des Regens, am Hafen auf und ab, eine alte Frau zerrte mich fast mit Gewalt in eine dort aufgeschlagene Boutike hinein, wo ihr Mann, wie sie versicherte, vortrefflichen warmen Kaffee ausschenke. Ich sperrte mich nicht lange, denn ich bedurfte einer Erfrischung, und die französischen Posthäuser kümmern sich bekanntlich sehr wenig um die Bequemlichkeit der Reisenden. Eine Dame, mit der ich von Paris gekommen und deren aufmerksamer Tischnachbar ich gewesen war, saß schon darin und hatte das Getränk bereits dampfend, aber unangerührt vor sich stehen; auch ich wurde gleich bedient und kostete auf der Stelle. Aber, was ich nicht geahnt hatte, geschah: in einem Augenblick, wo ich es mit meinem Lieblingsgetränk gewiß weniger genau nahm, wie jemals, trat es mir in einer Gestalt entgegen, daß ich es für ewig hätte verschwören mögen. Ich setzte das Glas sogleich wieder hin und zahlte; die Dame folgte meinem Beispiel, ohne auch nur zu versuchen. — Jetzt, ein Uhr Mittags, sind die Ansichten, welche die Rhone darbietet, in Wahrheit lieblich schön, sie tragen den Charakter des Neckartals und erinnern besonders an Heidelberg. Das Dampfschiff geht lustig, Wind und Wetter begünstigen uns ausnehmend, ich werde heute Abend um sechs Uhr in Lyon, ich kann, wenn ich morgen in der Frühe wieder abreise, nachmittags in Marseille sein. Das geht rascher, als ich gedacht habe, auch mein Französisch fließt ganz leidlich, zum eigentlichen Konversieren im deutschen Sinn wäre ich ohnehin nicht aufgelegt, denn ich habe innerlich genug zu verarbeiten und kenne gar keinen süßeren Zustand als denjenigen, in dem man eine Menge von Gedanken und Empfindungen nur halb durchdenkt und durchführt, weil sie zu schnell hintereinander kommen, und das Oberflächliche kann ich sehr gut traktieren. Auf dem Schiff befindet sich ein junger französischer Student, der mir freundlichst auf meine Fragen über die Städte und Örter, an denen wir vorübersegeln, Auskunft gibt; er wird im nächsten Jahr nach Heidelberg gehen, um deutsch zu lernen, und fragt

mich mit Naivetät, ob das wirklich so schwer sei, wie man ihm überall sage. Ich gab ihm den Rat, er möge, bevor er mit der Sprache beginne, sich in irgend etwas Deutsches verlieben, in die Literatur, die Geschichte oder ein schönes Mädchen, dann werde es schon gehen. Wir trafen schon um zwei Uhr in Lyon ein; die Gegend wird immer schöner; Villen, die mehr oder minder stolz von den Bergen herabschauen, kündigen die zweite Hauptstadt Frankreichs an, und bei einer plötzlichen Biegung des Flusses tritt sie selbst hervor. Der Augenblick des Ausschiffens ist immer ein widerwärtiger; dies Passen aufs Gepäck, das man sich nun einmal nicht stehlen lassen darf, weil man sich's ja gleich wieder anschaffen müßte, dies Kämpfen mit der Unverschämtheit der Träger, dies Suchen nach einem Hotel in einem Moment, wo man die neuen Gegenstände so gern ruhig auf sich wirken lassen möchte, alles dies verwischt den goldenen Duft der Frische, der so unendlich reizend ist, bevor er noch genossen wurde, und erzeugt eine ärgerliche Stimmung. Lyon liegt ungefähr wie Heidelberg, nur mit dem Unterschiede, daß alles, was es Heidelberg ähnlich macht, sich großartiger zeigt; es ist an der einen Seite ganz, an der anderen eine Stunde lang von Bergrücken eingeschlossen; die Rhone fließt mitten durch die Stadt und hat ein äußerst prächtiges Ansehen, imposante Brücken führen über den breiten Fluß, und links und rechts ziehen sich nach Art der Pariser Boulevards Spaziergänge hinunter, die mit Alleen bepflanzt sind. Man sieht es der Stadt an, daß die Kaufleute sie gebaut haben, die Häuser sind alle massiv und von Schwindel erregender Höhe, der Place Louis le Grand mit der Statue dieses von den Franzosen naiverweise so hoch gestellten Königs ist imposant und besonders hier tritt die Ähnlichkeit mit Heidelberg hervor, denn ungefähr wie in Heidelberg das Schloß auf den Karlsplatz, blickt hier ein ähnliches, obgleich nicht so mittelalterlich-romantisches Gebäude auf den Platz von einem ernsten Berge herab. Das Hôtel de Ville ist ein bedeutendes Gebäude; Heinrich der Vierte mit seinem gutmütigen Gesicht, der seinen Untertanen nur darum in die Töpfe gucken möchte, um sich zu überzeugen, ob sie Sonntags auch wirklich ein Huhn darin haben, nicht aber, um ein gestohlenes Stück Wild noch auf der letzten Station zum Magen zu ertappen, schaut vom Hauptportal, wie in Paris, zu Pferde auf die Ein- und Ausgehenden herunter, und wenn man das Gebäude durchschreitet, gelangt man ans Theater, dessen Fassade man schon vom Hof aus erblickt. Merkwürdig war mir das äußerst schlechte Straßenpflaster, das aus lauter spitzen Steinen besteht, die für das Zerstechen der Stiefel recht eigentlich geschliffen scheinen; man sollte glauben, daß lauter

Schuster und Hühneraugenoperateure im Magistrat sitzen. Ich erhielt im Hôtel de Provence, dem ersten der Stadt, ein Zimmer, ließ meine Sachen hineinbringen und ging dann aus. An den Boulevards traf ich ein Café, in dem außerordentlich viel Menschen versammelt waren, ich trat ebenfalls ein und fand gleich auf dem ersten Tisch die Allgemeine Zeitung, ein Beweis, daß sich in Lyon wie in Paris viele Deutsche aufhalten, die, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, sich durch die alte Großmutter in Augsburg, der die Giftzähne ausgebrochen sind, ihre politische Speise vorkäuen lassen. abends ging ich zeitig zu Bett und schlief so fest ein, daß, als der Garçon mich morgens um vier Uhr fürs Dampfschiff weckte, ich wirklich noch im tiefsten Schlafe lag, was mir auf Reisen selten begegnet; aber ich war so ermüdet, daß ich sogar einnickte, als ich im Café saß. Um halb fünf Uhr bestieg ich das Dampfschiff, das nach Avignon fährt. Gestern, beim Aufsuchen des Hotels, machte ich die Bekanntschaft eines Italieners, der mich, wie es mir zum Schaden meiner Börse oft begegnete, ohne weiteres für einen Engländer genommen hat, denn als ich ihn Abends wieder traf, sprach er fortwährend von London und Paris und dem Unterschied, den ich zwischen beiden Städten gefunden haben werde, und heute auf dem Dampfschiff setzt er das Gespräch fort. — Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das sich hier in der zweiten Kajüte zusammengestellt hat, während ich schreibe, abzuzeichnen. Es sitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Offizier mit seiner schwarz verschleierten Frau; sie haben sich zum Schlafen aneinander gelehnt und auf ihrer beider Schoß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber so mager, daß es scheint, als ob er nur mit Liebkosungen gefüttert würde; vielleicht ist die Auszeichnung, die er in diesem Augenblicke genießt, sein Diner. — Außer dem Italiener, der Schriftsteller ist, wie er mir sagt, und eine Nase hat wie Michel Angelo, nur daß sie dem schmächtigen Männchen mit seinen dünnen Knickbeinen nicht so gut steht, nimmt mich auch noch ein junger Franzose, der nach Korsika reist, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert sich, daß ich ihn nicht verteidige; er fragt mich spitzig, ob England außer seinen parlamentarischen, die er sehr plump finde, nach andere große Redner habe, und erstaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich lasse mir die Rolle, die man mir ohne Umstände zugeteilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die sehr schmerzliche Erfahrung, daß jeder, der nicht eben ein Deutscher ist, den Fremden schon durch seine bloße Nationalität imponiert, daß aber der Deutsche dieses historischen Beigewichts entbehrt und bankerott macht, wenn er sich nicht

auf persönliche Vorzüge und persönliche Bedeutung berufen kann. Das Dampfschiff fliegt davon wie eine Nußschale, die ein Knabe in den Fluß warf, wir haben die herrlichste Reise und nähern uns Avignon. Die Berge, die den Fluß lange Zeit eingekeilt hatten, weichen mehr und mehr zurück, alles wird öder, man erblickt viele Ruinen von alten Schlössern, wie in Süddeutschland, die Felsen nehmen seltsame Gestalten an. Der Italiener zeigt mir Savoyen, dessen blaue Gebirge, mit Schnee bedeckt, herüber schimmern; endlich erblicken wir die Stadt „des Papstes“, dem oberen Teil nach, der zuerst ins Auge fällt, auf ein mächtiges Felsenfundament gebaut. Am Ufer, wo wir anlegen, ist eine außerordentliche Menschenmenge versammelt, das deutet aber wohl mehr auf den Sonntag, als auf große Bevölkerung. Ein alter Mann trägt meine Sachen in die Stadt aufs Bureau der Messagerie; ich will sogleich weiter, aber es ist kein Platz mehr, für heute nicht umd wahrscheinlich auch nicht für morgen. Schöne Posteinrichtung! Doch in diesem Punkt steht Frankreich überall hinter Deutschland zurück. Ich werde verdrießlich, widerstehe aber nun einem zudringlichen Garçon, der mit seinen Kollegen auf die Reisenden fahndet, nicht länger, sondern lasse mich ins Hotel schleppen. Meine Bekannten vom Dampfschiffe sind glücklicher gewesen, wir dinieren noch zusammen und scheiden auf Nimmerwiedersehen. Nach dem Essen gehe ich, um mir die Stadt zu betrachten, ich komme bald aus dem Tor und finde eine Promenade, die sich am Fluß hinzieht. Sie ist voll von Spaziergängern, man erblickt besonders viele Mädchen, nicht sehr geputzt, aber mit interessanten Gesichtern, italienisch-scharf geschnitten und katholisch zusammengehalten. Um sechs Uhr kehrt alles in die Stadt zurück, ich schließe mich dem Zuge an und sehe mit Verwunderung, daß man nur die eine Promenade mit der anderen vertauscht, denn man setzt anf dem Place d'Horloge den Spaziergang fort; obgleich dieser Platz nur klein ist und der schönen Allee vor dem Tore keineswegs vorgezogen zu werden verdient. Der Platz ist von Gebäuden eingeschlossen, ich bemerke die Hauptwache, das Theater, das sich, nicht zu groß und nicht zu klein, recht hübsch und angemessen zeigt, und viele Kaffeehäuser, in denen das Militär zu dominieren scheint. Es wird finster, von den schönen Mädchen verschwinden viele, einzelne schwere Regentropfen fallen, falb-blaue Blitze zucken am Himmel auf und verbreiten für eine Sekunde ein gespensterhaftes Licht, das der schwarze Erdspiegel reflektiert. Plötzlich stellt sich ein militärisches Musikkorps zusammen, und meine Verwunderung ist gelöst. Es werden einige Stücke voll Kraft und Leben gespielt, ich wandle unter all den fremden Menschen auf und nieder, meine Brust hebt sich, meine

Füße werden elastisch, und doch beschleicht mich, wenn ein Blitz den Himmel aufreißt und ein Regenguß darauf folgt, ein ganz eigenes Gefühl. Ich bin in Avignon, wo mich keiner von meinen Freunden und Bekannten sucht, ich kann sterben, ich kann begraben werden, und sie würden vielleicht nie oder doch erst sehr spät erfahren, wo? — Dennoch ist dies Gefühl kein katzenjämmerlich-wehmütiges. Die Militärmusik ist vorbei, ich gehe in ein Café, ich glaubte, daß drinnen zum Tanz aufgespielt würde, aber ich habe mich getäuscht. Es wird nur Bier und Kaffee getrunken und zwei phantastisch herausgeputzte Mädchen mit roten Kleidern und spitzigen Vogelgesichtern, die nebst einem kleinem Kinde vor dem „Orchester“ stehen, singen in Pausen einen Chanson, der trotz der gläsern dünnen Stimmen regelmäßig beklatscht wird. Um acht Uhr begebe ich mich nach Hause, um mich schlafen zu legen, ich erhalte ein Zimmer ohne Fenster angewiesen; wie ich den Garçon darauf aufmerksam mache, öffnet er mit Gleichmut die Tür und zeigt mir die Fenster des Korridors. Am andern Morgen stand ich, vom Sonnenlicht abgesperrt, wie ich's war, erst um neun Uhr auf, ich eilte gleich auf die Messagerie, aber es war richtig kein Platz nach Marseille zu bekommen, doch wurde mir die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß auf dem aus Lyon für Marseille zu erwartenden Wagen noch einer vakant sein könne. Was war zu tun? Ich mußte mich der Notwendigkeit fügen und schweife jetzt denn wieder ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher. Die schönen Mädchen, die mich gestern begrüßten, lassen sich heute nicht blicken, man muß sie sich spinnend, nähend, Kartoffeln schälend, schmutzige Teller spülend vorstellen, die Straßen sind schmal und der hohen Häuser und Gartenmauern wegen dunkel, wie Kirchenhallen. Das schickt sich für die geistliche Stadt, das Pflaster ist so schlecht, als ob es für wallfahrtende Sünder ersten Ranges angelegt wäre, die ihre Füße martern sollen, um ihr Gewissen zu erleichtern, dies macht das Spazierengehen hier zur Arbeit. Ich besah mit einem Deutschen, der mich an einem vaterländischen Fluch als Landsmann erkannt hatte, mehrere Kirchen, er suchte ein Kreuz, und das war leicht zu finden, aber es sollte ein in seinem Wegweiser bezeichnetes elfenbeinernes sein, und das konnte er nirgends aufspüren. In der Kathedrale besahen wir das verwitterte Grabmal eines Papstes, dann trennten wir uns und ich ging allein in das sogenannte Hôtel du Pape. Es ist jetzt zu einer Kaserne hergerichtet, die roten Hosen trommeln und pfeifen, wo die schwarzen Röcke einst gelispelt und gewispelt haben, dicht neben dem Konklave wird gekocht, und die Kapelle selbst, die diesen stolzen Namen noch immer führt, ist zu einem ungeheuren Schlafzimmer hergerichtet. Eine

Beschließerin führte mich mit einem feierlichen Gesicht herum und sprach mir viel von kostbaren Malereien, die nicht mehr zu sehen waren, ich hätte ihr das Trinkgeld in einer Anweisung auf das Fünffrankenstück, das ich in Paris einmal verlor, zahlen sollen. In einem ganz zerstörten Teil des weitläufigen Gebäudes zeigte sie mir die Spuren der Revolution: Gräber und Keller von Abgrundstiefe, in die man Priester und Adelige zu hunderten hinunter gestürzt habe; es waren an den Wänden in der Tat noch die Blutspuren zu sehen. Ich machte sie auf den seltsamen Wechsel aufmerksam, der mit dem Gebäude vorgegangen sei; sie seufzte und sagte: die Soldaten sind allerdings schlechte Heilige. Ich erwiderte: die Heiligen müßten aber doch noch schlechtere Soldaten sein, denn sie sind im Besitz gewesen und haben sich vertreiben lassen! Die Rede schien ihr nicht zu gefallen, denn sie hielt plötzlich inne, streckte die Hand aus und bemerkte mir, jetzt habe sie mir alles gezeigt. Drei Meilen von hier liegt Vaucluse mit der berühmten Quelle des Petrarka. Die Spuren eines großen Daseins suche ich gern auf, denn sie sind für mich nicht bloß magnetisch, sondern auch elektrisch, aber weil ich nicht weiß, ob ich nicht doch noch heut abend einen Platz für Marseille erhalte, darf ich mich nicht von Avignon entfernen. In einer Straße bemerkte ich vor einem über der Tür eines Hauses in einer Nische angebrachten Madonnenbilde eine der Madonna geopferte Traube; sie war schon welk, das zeigt, daß ein solches Opfer hier vor der Lüsternheit der Schuljugend sicher ist, aber es wird mehr für die Wohlfeilheit der Weintrauben, wie für die Frömmigkeit der Knaben beweisen. Eine, dem Place des Armes benachbarte, ungewöhnlich enge Gasse ist ganz mit zerrissener Leinwand überhängt, mit deren Fetzen der Wind spielt, darunter hantieren Schlächter und Krämer. Ein wunderlicher Anblick und eine ganz unsinnige Einrichtung, denn die Leinwand befindet sich in einem Zustande, daß sie so wenig die Sonne als den Regen abzuwehren vermag, sie verschafft den Leuten bloß das Vergnügen, daß sie sich den Himmel, als mit Lumpen unterfüttert, vorstellen können. Man bemerkt in der Stadt des Papstes viele Steinhauerläden, in welchen Bischofsköpfe mit strengen Mienen und stolzen Mitren feil geboten werden; alles wird mehr und mehr exklusiv-katholisch. Avignon hat Festungswerke, hohe Mauern mit spitz zulaufenden, zinkenartigen Warttürmen ziehen sich rings um die Stadt herum, wie ein Stachelgürtel, aber sie werden schlecht unterhalten, aus Ritzen und Spalten schießt das grüne Unkraut lustig hervor und die Türme sind nicht mit Soldaten besetzt, sondern arme Familien scheinen darin zu wohnen. Wenigstens bemerkte ich dies an einem, von dem

oben ein brauner Mädchenkopf herunter sah, während unten vor der Tür eine alte Frau saß, welche einige Hühner, die aus dem düstern Souterrain ans Tageslicht wollten, zurücktrieb. Meine Gänge hatten keinen andern Zweck, als mir die Zeit zu vertreiben, die für mich, der ich an das Pariser Fahrwasser gewöhnt war, in diesem leblosen Ort ihren Faden noch einmal so lang wie gewöhnlich, auszuspinnen schien. Endlich war es fünf Uhr und ich konnte zum Diner gehen. Kaum aber saß ich, als ein Faktor von der Messagerie mir anzeigte, daß die Lyoner Diligence noch einen Platz für mich habe. Rasch sprang ich auf, er sagte mir jedoch, ich könne gern noch essen; ich verzehrte also noch, was ich bezahlt hatte, trank meinen Wein, steckte mein Dessert zu mir und eilte fort. In zwei Minuten ging es vorwärts, und nun kehrte das frische Lebensgefühl mir wieder zurück, das mich schon zu verlassen gedroht hatte. Es wurde bald finster, ich kann daher nicht beurteilen, ob der Weg von Avignon bis Marseille wirklich so öde ist, wie er mir auf der Post beschrieben wurde, als ich einige Neigung blicken ließ, ihn zu Fuß zu machen. Was ich am nächsten Morgen sah, die letzte Strecke, entsprach dieser abschreckenden Schilderung durchaus nicht, denn wenn man auch nur wenige Spuren von eigentlicher Fruchtbarkeit entdeckte, wenn die lachenden Weinberge auch ganz verschwunden und kahle Felsen, mit unbekannten Kräutern, namentlich einem breitblättrigen Rohr bewachsen, an ihre Stelle getreten waren, so boten auch diese doch Abwechslung genug dar und ließen keine Ermüdung aufkommen. Die Natur veränderte sich sichtlich und trat in ein neues Stadium. Schon in Avignon hatte ich auf dem Markt allerlei Früchte bemerkt, die ich nicht zu nennen und über deren Gebrauch ich mir nicht Rechenschaft zu geben wußte; neben dem Granatapfel ungeheure Birnen, krumm gezogen und kurzstieligt, und anderes Obst in gesteigerten Dimensionen und mit erhöhten Farben. Jetzt erblickte ich ganz fremdartige Bäume und Gesträuche, welche mir zudringliche Fragen vorlegten, die ich nicht beantworten konnte, und das ist für mich auf Reisen immer ein höchst wichtiger Moment. Unterwegs in der Nacht wurden uns einmal, während der Wagen eine Minute anhielt, bei dem Flackerlicht einer Laterne gelblich-weiße Trauben mit taubeneiergroßen Beeren angeboten; ich kaufte sie und sah später in Marseille ganze Körbe voll davon auf den Straßen stehen. Am Morgen sah ich einmal bei einer plötzlichen Biegung des Wegs im hellsten Sonnenschein das Meer vor uns liegen, schwarzblau, wie angelaufener Stahl, in der tiefen, geheimnisvollen Mutterfarbe, aus der sich alle übrigen sanft in leisen Übergängen auszuscheiden suchen; kreideweiße Felsen um-

gaben es, eine mit kleinen Häusern und Hütten übersäte Niederung, von der ich nicht begreife, wie sie gegen Sturmfluten gesichert sein kann, lag davor. Aber schnell, wie es aufgetaucht war, verschwand es wieder, mir blieb kaum die Zeit, ihm meinen Gruß zuzurufen. Ganz dicht vor Marseille erblickte ich's zum zweitenmal, ein kleiner hübscher Knabe, der mit seinem Vater neben mir im Coupé saß, jauchzte auf, als er das erste Schiff, das mit vollen Segeln ging, entdeckte, und so naiv der Ausbruch seines Gefühls war, so tief war es begründet, denn das ungeheure Element hat nur dann nichts Erdrückendes mehr für den Menschen, wenn er es bewältigt, wenn er es zum Medium menschlicher Geistestätigkeit herabgesetzt sieht. Nun fuhren wir in Marseille ein und ich hatte den letzten Punkt des südlichen Frankreichs erreicht. Marseille hat bei weitem kein so imposantes Ansehen, wie Lyon, ich hätte es mir viel größer vorgestellt. Die Häuser sind klein und schmutzig, die Straßen eng, die Hauptpromenade ist zugleich Markt, beim Einfahren bemerkte ich ein schönes, neues Tor mit trefflichen Skulpturen, aber es scheint bloß für die unsichtbar aus- und eingehenden Engel gebaut zu sein, denn Wagen und Fußgänger passieren es nicht, sondern umfahren und umgehen es, da es auf einem bis jetzt freien Platz steht; das sieht denn absonderlich aus. Das Bureau der Messagerie ist am Hafen, ich war auf ein achttägiges Vorankerliegen gefaßt, da ich aus den Zeitungen wußte, daß die Schiffe nach Civitavecchia nur dreimal im Monat gingen und da ich den Tag der Abfahrt in Avignon gezwungenermaßen versäumt hatte; wie angenehm wurde ich daher überrascht, als ich gleich beim Absteigen erfuhr, daß ich noch denselben Abend abreisen könne. Freilich hatten die Zeitungen recht gehabt, aber das Schiff war nicht abgesegelt, weil zu meinem Glück nicht Passagiere genug vorhanden gewesen waren. Augenblicklich ging ich aufs Schiffsbureau und von dort aufs dänische Konsulat, das durch den Hamburger Konsul mit versehen wird, um das nötige Visum beizeiten einzuholen. Ich traf einen alten Mann, in hechtgraues Tuch gekleidet, mit weißen Haaren und jenem selbstzufrieden gegen die ganze Welt abgeschlossenen, echt hamburgischen Gesicht, das sich, da es sich selbst nach dem Brande und den Almosen, die man infolgedessen von der ganzen Welt empfing, nicht verändert hat, wohl nie verändern wird. Ich wurde nicht landsmannschaftlich von ihm behandelt, und es war mir doch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump-rohe Mensch, den ich in ganz Frankreich traf, ein Deutscher und dann noch wieder ein Hamburger sein mußte. In meiner übergroßen Eile hatte ich mir mein Hotel nicht gemerkt, es kostete mir nicht wenig

Mühe, es wieder aufzufinden, da ich so wenig das Wahrzeichen als die Straße wußte, es gelang mir jedoch. Nun frühstückte ich und ging dann aus, die Stadt zu besehen. Ich ging durch die Rue de Paradis bis an den Cours Bonaparte, es war Mittag, die Hitze lag, wie sichtbar, auf den Bergen und brütete ihre Ungeheuer aus: in dem ihrer nicht gewöhnten Nordländer den Wahnsinn und in dem Südländer jene Wut der Leidenschaft, die man die vernünftige nennt. Der Cours Bonaparte führte mich langsam aufwärts, einem kastellartigen Gebäude entgegen, um das ich kleine Kapellen und Kreuze in Menge herum gesä't sah und das mit Soldaten besetzt war. Ich wußte nicht, ob das Ersteigen erlaubt sei, oder nicht, und grüßte, um ein gutes Vorurteil für mich zu erwecken, auf das Andächtigste einige Muttergottesbilder, was ich um so lieber tat, als es an heißen Tagen sehr angenehm ist, von Zeit zu Zeit den Hut abzunehmen. Dabei stieg ich immer höher, erreichte den Gipfel und trat nun, ohne von der Wache gehindert zu werden, in das Gebäude selbst ein. Es ist ein Glockenhaus, die Besuchenden erfahren es aus einer an der Wandglocke angebrachten Aufforderung, für die Notglocke U. L. F. beizusteuern, zugleich dient es zur Wohnung einer Familie, wahrscheinlich des Telegraphenwärters, denn auf der Höhe dieses felsigten Berges thront ein Telegraph. Man hat von hier aus eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer und die Stadt; tiefblau liegt jenes da, zackige Felsen ziehen sich noch weit hinein, aber endlich verschwinden sie und das erhabenste Bild der Unendlichkeit wird durch nichts mehr gestört. Lange genoß ich den köstlichen Anblick und glaubte, obgleich ich nur das Auge badete, den ganzen Körper zu erfrischen, indem ich die Hitze nicht mehr so spürte, wie vorher, dann stieg ich wieder herunter und streifte noch in der Stadt umher. Im Hafen sah ich Gondeln, die ersten, die ich jemals erblickte, vor der Börse, die aus Holz aufgeführt ist und einem Bretterverschlage ähnlich sieht, stand ein Trompeter und blies, wie bei uns vor den Buden der Equilibristen geblasen wird; wahrscheinlich war der Schluß nahe. Darauf kehrte ich in mein Hotel zurück, um zu dinieren, kaum hatte ich mich im Speisesaal an einen Tisch gesetzt, als eine Familie erschien, die in demselben Gasthof wohnte und, wie mir ein Kellner später vertraute, nach Nizza reiste. Ein Papa, ganz comme il faut, um die Schlecker und Lecker fern zu halten, ohne zugleich die Schwiegersöhne in spe, die honetten jungen Leute mit ernsthaften Absichten zu verscheuchen, eine freundliche, gesprächige Mutter und ein sehr holdselig-zartes Wesen von Tochter mit kastanienbraunen Haaren und leuchtenden Augen, das Köpfchen anmutig gesenkt. Das Mädchen kam mir vis-à-vis zu

sitzen und schenkte mir so viele Blicke, als wollte sie mich dafür entschädigen, daß ich sie nur einmal und dann niemals wieder sehen sollte. Nach dem Essen wechselte ich mir Gold ein und dann ging's zu Schiff. Auf dem Verdeck umherwandelnd, und während alles um mich herum arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum Brennpunkt sammelnd, so wie das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im voraus genießend, empfand ich jetzt stundenlang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie ich sie noch nie empfunden habe und sie vielleicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr, die Sonne senkte sich ins Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes, schönes Rot, das unten am Horizont anschoß und erst sehr spät, als das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinaus eilte, verlosch. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines Lebens abhänge, es war ein ganz einziger Zustand, der wohl darin seine Erklärung finden mag, daß ich nur durch eine Art von Wunder zu einer Reise nach Italien, von der ich früher kaum träumen durfte, auch wirklich nicht träumte, gekommen war. Dann Souper, komische Unterhaltung auf dem Verdeck mit englischen Bedienten, die mit ihrer Herrschaft die ganze Welt durchstreift sind und die verschiedenen Länder und Völker auf ihre Weise charakterisierten, und endlich eine ruhige Nacht ohne Anwandlung von Seekrankheit in bequemem Bett. Das war der erste Oktober, das Schiff heißt Elba, er geht trotz der Anwesenheit englischer Damen schon sehr italienisch darauf zu. die Leute, die unten bei den Maschinen arbeiten, kommen zuweilen splitternackt herauf und ziehen, wenn sie oben verweilen sollen, höchstens Hosen an. Am nächsten Tag erblickte ich schon vormittags die Küste von Korsika und nachmittags kamen wir ihr so nah, daß wir in die wilden, schauerlichen Bergschluchten, woraus sie besteht, deutlich hineinschauen konnten. Auch einige Mühlen und an die Felsen angebaute Hütten bemerkte ich; etwas von der Küste entfernt, wie durch einen titanenhaften Vorfahren Napoleons ins Meer hinein geschleudert, liegt ein einzelner Felsblock, auf dem ein verfallener Turm steht. Eben jetzt, abends gegen fünf Uhr, wenn ich nach den Vorbereitungen zum Diner schließen darf, fahren wir an der Insel Caprera vorbei, die ganz so aussieht, wie Korsika, und die Insel Elba liegt ge-

rade vor uns. Die Gedanken und Empfindungen, womit man diese welthistorischen Punkte erblickt, verstehen sich von selbst, vor Korsika habe ich den Hut abgezogen, oder vielmehr die mir von Bamberg geschenkte Mütze, die ich, der Bequemlichkeit wegen, auf dem Schiff trage. Eine schönere Reise, wie die meinige, kann nie gemacht sein, der Wind ist fortwährend der günstigste, wir kommen aufs schnellste vorwärts und müssen es nicht mit dem geringsten Unwohlsein bezahlen. Indem ich dies schreibe, erweist ein Engländer seiner Dame auf wunderbare Weise einen Kavalierdienst, er hält ihr, weil sie von der Sonne inkommodiert wird, seine plumpe Bärentatze als Parasol vor, es sieht unbeschreiblich komisch aus. Als wir bei der Insel Elba ankamen, stand hell und klar der Abendstern darüber, der einzige, der noch am Himmel hervorgetreten war, ich wollte einige Bemerkungen in mein Diarium eintragen, fand meine Bleifeder aber nicht mehr, so daß mir von jetzt an das Mittel fehlte, die Eindrücke in ihrer Frische gleich auf dem Papier festzuhalten, nun muß ich hier in Rom denn, wo ich dieses schreibe, aus der Erinnerung nachhelfen, so gut es geht. Ich hatte wieder eine ruhige, nicht von der leisesten Anwandlung der Seekrankheit gestörte Nacht, was freilich nicht jeder Passagier von sich rühmen konnte, und wie ich kaum erwacht war, stand das Schiff still und ich hörte, daß wir angekommen seien. Hurtig eilte ich aufs Verdeck, Civitavecchia lag vor mir unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübten Himmel, der Anblick erinnerte mich, so seltsam das klingen mag, an eine Theater-Dekoration aus der Viktor Hugo'schen Lukrezia Borgia, in der ich zu Paris die Georges gesehen hatte. Wir wurden rasch ans Land gesetzt und eben so rasch wurde ich trotz meiner verbotenen Bücher mit der Douane fertig; ein kleines Trinkgeld, unaufgefordert gereicht, erlöste mich von ihr. Nun belegte ich mir für den Mittag einen Platz auf der nach Rom gehenden päpstlichen Diligence, dann ging ich aus und besah das Städtchen. Es ist eng und knapp zwischen das Meer und das gleich hinter diesem emporschwellende Land hinein gekeilt und bietet, außer einem neugebauten, unverhältnismäßig groß erscheinenden Theater, an öffentlichen Gebäuden nichts Merkwürdiges dar. Auf dem Markt war ein reges Treiben, vor allem fiel mir die große Zahl der Geistlichen und Mönche und ihr von dem Wesen ihrer französischen Brüder grell abstechendes Benehmen auf; wenn diese das heilige Haupt bescheiden senken, heben jene es keck empor, wenn diese sich eines Bauchansatzes und strotzendfeister Backen schämen, sind jene stolz darauf.

„Pfaffen sah ich in Frankreich und sah in Italien Pfaffen,
Jene beugen das Haupt, diese erheben es stolz.
Dort, ach, sind sie verdammt, den Herrn zu tragen und das ist
Schwierig, hier trägt sie der Herr, das ist denn sanft
und bequem!“
(Siehe meine „neuen Gedichte.“)

Ich kaufte mir für drei Bajocco eine Weintraube, die so groß war, daß sie aus dem Lande Kanaan zu kommen schien, und daß ich sie eben so gut unter dem Arm wie in der Hand hätte tragen können. Diese verzehrte ich und spazierte dabei, nicht des Schattens, sondern des Spaßes wegen, in einer Art von Miniaturallee, die man am Meeresstrand angelegt, die aber ein erbärmlich schlechtes Gedeihen hat und eigentlich nur aus vertrocknetem Gesträuch besteht, das in den dürren Sandboden gesteckt ist. Alle Augenblick raschelte eine Eidechse mit ekelhaft-bunten Farben über den Weg und ich trat vorsichtig auf, weil ich dachte, daß der werten Kusine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte ich die erste Palme, die aus dem Treibhaus, in dem sie mir bis jetzt nur vorkam, ins Freie hinaus spaziert war; abermals ein neues Stadium der schaffenden Natur. Mittags um zwölf Uhr fuhr ich, mit noch fünf andern Passagieren ins Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam abends zwischen acht und neun Uhr mit einem vor Migräne fast zerspringenden Kopf vor den Toren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochsen belebte Wüstenei; auf den Poststationen elende, verfallene Häuser und bettelnde Postillone, ich sah aus allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte. Es war völlig finster, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die nichts beleuchteten, als sich selbst, wurden eben langsam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen schauend, eine Reihe kolossaler Säulen. St. Pierre! näselte ein Franzose, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.

Der Vesuv.

(Aus meinen Reisebriefen von 1845.)*)

Rom verließ ich den Sechzehnten, des Morgens in der Frühe. Der Abschied war mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren

*) Brief aus Neapel an Elise Lensing vom 7. Juli 1845, fortgesetzt am 12. Juli. Abgedruckt in Hebbels Briefwechsel, Bd. 1, S. 373—378.

würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion; es ist ja nicht mehr die Stadt der Cäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseins kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraussuchen und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll. Mit uns, mir und K*), im Wagen war noch eine römische Familie, für die die Reise nach dem benachbarten Neapel so viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol sein würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt und wir hatten herrliches Reisewetter. Die erste Nacht brachten wir in Cisterna zu, wo uns der Vetturin ein schlechtes Abendessen durch die Versicherung würzte, daß wir den nächsten Abend in Molo di Gaeta vortrefflich speisen würden; die zweite in Molo di Gaeta, wo er uns ein noch schlechteres durch die Erinnerung an das bessere in Cisterna genießbar zu machen suchte, ganz wie es der Mensch selbst auf der Reise durchs Leben macht, der so lange hofft, bis er sich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontinischen Sümpfe. Über diese mußte ich erstaunen, da sie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. — Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern strotzend; am Wege eine dichte Allee, mit prächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das aussah, als ob es der Teufel bebaute. Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müssen sie ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren sie schrecklich, und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde sich ausruhen mußten. Hier versuchte ich, die phantastischen, turmartig emporsteigenden Felsen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leisten. Terracina liegt fast am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot auf dieses von einem Balkon aus die prachtvollste Aussicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balkon zu verweilen, denn der edle Wirt hatte unter demselben einen die greulichsten Gerüche verbreitenden Misthaufen angelegt. Auch unsere Reisegesellschaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vergnügen; so fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geant-

*) Kolbenheyer.

wortet hätte: „Nein, die Wäscherinnen haben hier nur ihre Tröge umgestürzt!" mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: „Cosi piccolo è il mare?" so klein ist das Meer? Das letztere gefiel mir; ich mag es glauben, daß der menschliche Geist ein Maß in die Welt mitbringt, dem sie nicht entspricht. In Terracina erblickten wir schon den Vesuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die senkrecht von ihm aufstieg; ebenso Ischia, Capri usw. Nun kamen wir ins Neapolitanische, wo sich gleich eine ganz andere Agrikultur zeigte, als im römischen, d. h. apostolischen Gebiet. Einen äußerst wohltuenden Anblick gewährt die Campagna felice. Der Segen quillt aus dem Boden hervor, es ist wie ein Goldregen von unten herauf: Feigen, Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Molo di Gaeta hatten wir aus unserem Zimmer bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Dufte der Orangen, die das Leben, wie eben so viele Standarten seines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten Trümmerhaufen selbst. Ohnehin ist mir Cicero von jeher zuwider gewesen; ich interessiere mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tage hatten wir schon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Kaktus fing an, wild zu wachsen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Tore von Neapel; während die Douane unseren Wagen visitierte, betrachteten wir den Vesuv, den wir gerade vor uns sahen.

Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es ist ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantasie freilich sieht mehr, als das Auge; ihr schweben Herkulanum und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt hatten und es so teuer büßen mußten, und da sich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, so däucht er ihr ein Riese, der sich schlafend stellt, um desto sicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umstände und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalt, währenddessen unsere Römerin sich mit ihrem Mann begrüßt, d. h. einige unwirsche Reden über zu bezahlende Rechnungen mit ihm gewechselt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier rekommandiert; der Vetturin machte unterwegs noch allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße er-

reichten. Sie liegt in der allerschönsten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer und hatten nun von unserem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem stolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unseren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer steigende Klarheit verbreitend, langsam der eben voll gewordene Mond aufstieg, und am andern Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob sich der Vesuv mit seiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, sondern er spie, was keineswegs immer der Fall ist und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerstrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien ist außerordentlich bezeichnend, denn dies gewaltige Schauspiel macht weniger den Eindruck einer Erderuption, als eines bewußten Vernichtungsaktes einer ungeheuren dämonischen Macht, die sich, Verderben brütend, in die Schöpfung hineingestellt hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Atems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des Elements ist wie ein Entleeren von Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuerbündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etabliert ist, trieb alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seetiere, die Italiener ihre Makkaroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen. Letzteres auf eine ohrenzerreißende Weise, denn der Neapolitaner spricht seine schöne Sprache, wie ich die Flöte blase, und er singt, als ob er am Feuer gebraten würde und seinem Quäler aus Rache das Trommelfell sprengen wollte. Überhaupt hat Italien längst aufgehört, das Land der Musik und des Gesangs zu sein; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß sie sich selbst singen.

Sonnabend, den 19., bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Doktoren, einem Schlesier und einem Dänen*), die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Wir fuhren nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herkulanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines spindeldürres Kerlchen mit breit-

*) Hermann Hettner und der Däne Ussing.

krämpigem weißen Hut, sah aus, als ob er noch nie ein Pferd bestiegen hätte; um ihn zu vexieren, ritten wir, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der andern. Bald holten wir ein paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Kavalkade von 5 Personen aus. Es geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmählich; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herkulanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei, eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel von dem Hintergrund des Horizonts abgelöst, tritt schauerlich und nackt in öder Selbständigkeit hervor. Es war kein heller Tag, Wolken standen am Himmel, der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Nacken herum. Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung kontrastierte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheuren Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechteste Bewirtung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter, dann befanden wir uns am Fuße des Kegels und mußten unsere eigenen Kräfte versuchen. Er ist stufenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiedeschlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will, völlig in der Asche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das letztere vor, fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen, nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in einer guten halben Stunde, oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren.

Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergessen, und nun verlangten sie nach echt neapolitanischer Weise, das Zehnfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte sich doch erst mit ihnen abzanken, und das ist in solchen Momenten nicht viel besser, als ob man im Begriff, das Abendmahl zu nehmen

mit dem Priester erst über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns oben entgegentrat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört oder auch nur verringert werden können. Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammengeflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Laufe der Jahrhunderte aus dem geheimnisvollen Schoß des Berges hervorgebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauffahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammengesetzt und zum Teil ein unterirdisches ist, und ein roter Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, diesmal nicht breiter als ein mäßiger Fußsteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich herjagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten, und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, dies ist nur zu einer Zeit möglich, wo der Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der jetzt ruhte, sehr scharf von einer bestimmten Seite her weht und den Auswurf, nebst der alles einhüllenden Rauchwolke, abtreibt. Ich konnte mich anfangs, so lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutzsoldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammenstoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davonzutragen, als der Schädel.

Einen grauenhaften Anblick gewähren die erstarrten Lavaströme, die den Kegel, sich durcheinander windend, umringen; sie sehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa bloß für die Phantasie, sondern für das Auge; es ist, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kindertraum der Menschheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich sagte schon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deshalb die Aussicht beschränkt war, aber ich konnte das nicht bedauern, das

schreckliche Bild ging um so besser zur Totalität zusammen, Wolken und Nebel legten sich als Rahmen herum und schnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerspeienden Berg, die Hölle muß sich selbst beleuchten, erst nach ihrem Untergang schloß sich der Eindruck in seiner ganzen Eigentümlichkeit ab. Man kann jedoch für andere so wenig sehen, als Wein trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt schon weißt, wenn ich sage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen schien, daß die Steine, die er um sich herum säete, röter glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das zischende Geheul sich verstärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch sein mildes, unschuldiges Licht einige Versöhnung in die düstere Szene, die ein ergreifendes Vorspiel jenes letzten Zeitmoments abgab, wo die Erde sein wird, wie dieser Berg, kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerstörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelstunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann stiegen wir wieder herunter. Dies war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aschenseite unglaublich rasch und ohne die geringste Beschwerde; nun wieder zu Esel nach Resina, und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um zwölf Uhr nachts ankamen und uns im „Café di Europa" erfrischten.

Erinnerungen an Paris.

1850.

Paris, und wieder Paris! wird mancher Leser verdrießlich ausrufen. Und doch wird er dadurch nur beweisen, daß er noch nicht dort war, denn sonst würde er selbst einem Savoyardenknaben mit Interesse anhören. Ich bin durchaus nicht enthusiastisch für die Franzosen eingenommen, ich weiß, daß wir sie in vielem übertreffen und nur in wenigem hinter ihnen zurückstehen. Aber ich liebe ihre Hauptstadt, trotz des physischen und moralischen Schlammes, an dem sie reich ist, und trotz der Koketterie, durch den sie den großartigen Eindruck, den sie immer und überall machen könnte, so oft selbst wieder zerstört. Denn in ihr drängt sich zwar nicht die Welt, aber doch so viel von der Welt zusammen, als ein Mensch mit seinen Organen auf

einmal in sich aufzunehmen vermag, und wem sie nicht gefällt, der hat nicht bloß das Unglück gehabt, in Krähwinkel geboren zu werden, sondern er verdient auch in Krähwinkel zu sterben.

Ja, Paris ist eine Probe für den Besucher und nicht bloß in dem Sinn, daß er erfährt, wie ihm filtriertes Seinewasser bekommt, und wie viel Fett er nach einem Drei-Franken-Diner bei Herrn Richard im Palaisroyal ansetzt. Der grobe Egoismus, der auf Geld und Amusement versessene, mag dort gedeihen, der feinere wird erstickt. Es gibt Leute, die auf die Kirchtürme eifersüchtig sind, weil diese, wenn auch nur der Uhr wegen, öfter angesehen werden, als sie. Die sollen ja nicht hinreisen, denn sie, die vor Ärger erkranken, wenn unter zehn Personen, die ihnen begegnen, sich nicht neun nach ihrem Befinden erkundigen, werden es freilich nicht ertragen, daß sich in Paris keiner um sie bekümmert, als der sie betrügen, bestehlen oder zum besten haben will. Es gibt andere, gesteigerte Exemplare der nämlichen Spezies, die, wenn sie die Welt mit einem neuen Buch oder einem Gemälde beschenkten, kein Pferd und keinen Esel mehr besteigen, ohne in Gedanken auszurufen: Arme Kreatur, wüßtest du, wen du trägst! Die sollen auch zu Hause bleiben, denn an jeder Wirtstafel finden sie ihresgleichen, und es muß fatal sein, den Tischnachbar bei einer kitzlichen Wendung des Disputs durch rasches Aufknöpfen des Überrocks mit einem Orden zum Stillschweigen bringen zu wollen, und bei ihm auf denselben Schmuck zu stoßen. Doch, von den Narren abgesehen, es ist auch für den gewiegten Mann, auch für den, der nicht bloß seinen eigenen Kreis kennt, sondern der auch das Verhältnis dieses seines Kreises zum größeren und größten ausgemessen hat, keine kleine Aufgabe, sich mit den ungeheuren Elementen, die sich in Paris regen und durcheinander bewegen, in das Gleichgewicht zu setzen, und wer schnell damit fertig wird, der weiß gar nicht, worum es sich handelt. Darum deutet der fliegende Enthusiasmus, der gleich beim ersten Spaziergang über die Boulevards sich einstellende und unaufhörlich Beifall klatschende Bewunderungsschwindel, eben so gut auf Schwerpunktlosigkeit und innere Leere, wie die philisterhafte Nörgelei, welche die Stadt, ja Land und Volk nach der zerbrochenen Kaffeetasse, oder nach dem rauchenden Kamin beurteilt, und welche sich besser amüsiert, wenn sie die Beschreibung von Paris in Paris selbst hinterm Ofen nachliest, als wenn sie sich Paris mit eigenen Augen besieht, denn ob ein Ich verdunstet, oder vertrocknet, das ist völlig einerlei.

Die Metropole eines Landes ist die verkörperte Spitze seiner Geschichte, seines Entwicklungsprozesses. Der Deutsche, der dies

begreift, wird nicht ganz frohen Mutes in Paris hineinfahren, er wird die stolze Vignette des zentralisierten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja selbst zu kühnen Griffen und zur Befriedigung seltsamer Gelüste gerüsteten Frankreichs mit sehr gemischten Empfindungen und nicht ohne Kummer und Neid, wenn auch vielleicht ohne Angst erblicken. Was würden wir zustande gebracht haben, wenn wir, wie die Franzosen, unsere miserabeln Privatstreitigkeiten für den müßigen Sonntag aufschiebend, Hand in Hand gegangen und beizeiten bemüht gewesen wären, das Haus, das uns alle schützen soll, unter Dach zu bringen! Ich bitte mir zuweilen in patriotischen Träumen eine Gesellschaft von steinernen Riesengästen zusammen, die einen Begriff davon geben kann, wie die Hauptstadt Deutschlands wohl ungefähr aussähe, wenn Deutschland es wie Frankreich zu einer Hauptstadt gebracht hätte. Man denke sich den Wiener Stephansturm, den Straßburger und den Freiburger Münster, den Kölner Dom, die Hamburger Petrikirche und so viele andere architektonische Trophäen des deutschen Geistes in den Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt, und man frage sich, ob sich in dieser Stadt dann nicht notwendig auch eine granitne Kaiserburg erheben müßte und ob der darin thronende Kaiser nicht mit der Rechten den Zepter der römischen Imperatoren und mit der Linken den ehemals karthageniensischen, jetzt großbritannischen Dreizack schwingen würde. Es wäre doch herrlich, wenn diese Stadt nicht bloß in Vater Jahns Gehirn läge, und es ist geradezu lächerlich, wenn man unsere Zerrissenheit und Zersplissenheit, die man höchstens als ein nun nicht mehr abzuwendendes Unglück ertragen kann, zu einer Quelle von, ich weiß nicht welchen imaginären Vorteilen machen will. Allerdings würden wir keine gebornen Kosmopoliten sein, wenn wir in einem anderen als dem etymologischen Sinne Deutsche wären und sein könnten, denn auf die ganze Menschheit überträgt nur der seine Liebe, der keine Familie hat. Aber es ist keine beneidenswerte Lage, wenn man auf die Sonne zurückgehen muß, sobald man das Zentrum, mit dem man zusammenhängt, nachweisen soll. Die Sonne schützt nur die Planeten vor'm Schwindel, nicht die Menschen.

Solche Gedanken waren es ungefähr, die mir vorschwebten, als ich Paris zum erstenmal betrat. Sie wurden in mir nicht bloß durch die mir von allen Seiten zuströmenden gegenwärtigen Eindrücke hervorgerufen, sie wurden in mir eben so sehr durch die jüngst vergangenen, die ich in mir aufgenommen und frisch bewahrt hatte, geweckt. Ich kam, fast unmittelbar, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, von Dänemark, von Kopen-

hagen herüber. Dort hatte ich die Hauptstadt eines kleinen Landes gesehen, wie ich hier die Hauptstadt eines großen Landes erblickte, und mich überzeugt, welch ein Bollwerk der Nationalität Erzbischof Absoloms weise Schöpfung geworden war. Die Saat, die im letzten Jahre so blutig aufgegangen ist, wurde gerade während meiner damaligen Anwesenheit in Kopenhagen ausgestreut; die Dänen kämpften in Volks- und Wirtshaus-Versammlungen, sowie durch Zeitungsartikel und Petitionen an den König aufs eifrigste für das sogenannte „gute“ Recht ihrer Deputierten, in den Schleswig-Holsteinischen Ständekammern, auch bei vollkommener Kenntnis der deutschen Sprache, ja bei nur unvollständiger der dänischen — denn ein so schreiender Fall lag vor — dänisch reden zu dürfen; sie hatten so wenig die Logik, als die Geschichte für sich und hätten meine Sympathien nicht erhalten, wenn ich auch kein Dithmarscher gewesen wäre. Aber die Bewegung als energische Lebensäußerung eines numerisch so unbedeutenden Völkchens gewann meinen Anteil und ich mußte mir sagen: wäre nicht ein Bienenkorb, wie die Hauptstadt, vorhanden, in dem alles, was in dem kleinen Reich Stacheln hat, sich zusammenfindet, so würde die Erinnerung an die nordischen Seekönige, die in unvordenklicher Zeit alle Meere tyrannisierten und an Kanut den Großen, der einst über das stolze England, wie über das vereinte Skandinavien herrschte, ihnen nicht mehr helfen, wie uns die Träumereien von Kaiser Karl und von Barbarossa, welche bei uns nichts erzeugen, als die verdächtige Almanachs- und Prolog-Poesie. Doch sie haben in ihrem Kopenhagen eben ein steinernes Album, in das die Jahrhunderte sich auf eine auch nach dem englischen Bombardement noch nicht völlig unkenntliche Weise einzeichneten, und wenn die Enkel sich tapfer regen, wenn sie zuschlagen, statt zu rechnen, so geschieht es, weil sie ihre Urväter noch hinter sich stehen sehen!

Aus Agram.

1850.

I.

7. Juli. Der Fremde bemerkt, wenn er in ein Haus tritt, oft auf den ersten Blick, was dem Bewohner entgeht. Diese alte Wahrheit möge den Durchreisenden bei Ihrem gewöhnlichen Korrespondenten entschuldigen, wenn er seinen kurzen Aufenthalt in Kroatien und dessen Hauptstadt zu einer flüchtigen Schilderung der hiesigen Zustände benützt. Die Hauptstadt eines Landes ist fast immer die Silhouette desselben; lassen Sie mich deshalb mit Agram beginnen! Agram ist am besten mit einem erst halb angekleideten Menschen zu vergleichen; die blanken Stiefel, die neuen Pantalons hat er bereits an, ebenfalls das schillernde seidene Gilet, aber der alte zerrissene Schlafrock schlottert ihm noch um die Beine und Stroh und Feder sitzen ihm in den Haaren. Die Stadt kann, ihrer Lage nach, eine der schönsten Europas werden; an einen Berg hinan gebaut, wie sie ist, bietet sie die köstlichsten Aussichten dar und ist in ihrem untern Teil mit herrlichen Plätzen geziert. Aber auf diesen Plätzen wächst Gras und Unkraut und die Straßen sind der Art, daß man den Hals brechen könnte, wenn man einfach spazieren geht. Es laufen eben so viele Schweine als Hunde herum und an den Markttagen sieht man Bäuerinnen mit Ferkeln auf den Armen, die sie zärtlich wiegen, wie Kinder. Das würde nun freilich nichts machen, wenn sich auf diesen unsaubern Straßen nur ein wirklich kräftiger Volksstamm bewegte, der für den Mangel an Kultur durch ursprünglichen Gehalt und Sittenstrenge entschädigte; auch unsere deutschen Altväter mögen zu der Zeit, wo sie den Bären aus seiner Höhle vertrieben, wenn sie eine Wohnung brauchten, nicht sehr säuberlich angetan gewesen sein. Aber hier hapert's eben; nur selten begegnet man einer markigen, von Kraftfülle strotzenden Gestalt, vor der ein alter Römer Respekt gehabt haben würde; die meisten sind eben so unansehnlich als schmutzig. Dagegen sind die Gefängnisse überfüllt, und man kann fast nicht über die Straße gehen, ohne auf Truppen von Eingekerkerten zu stoßen, die an Händen und Füßen gefesselt sind, und zur Arbeit geführt werden. Ich schreibe dies wahrlich nicht mit schadenfrohem Vergnügen nieder; ich bin der Überzeugung, daß, wie alle Farben zum Regenbogen, so auch alle Völker zur Menschheit gehören und daß die Menschheit sich nur durch die verschiedenen Völker, wie durch eben so viele besondere

Organe, nach allen Seiten vollständig entwickeln kann. Darum ist es eine Torheit, die sich selbst straft, wenn eines auf das andere mit Verachtung herabsieht; es ist aber auch eine Torheit, und eine noch größere, wenn das zurückgebliebene oder noch gar nicht in den Gang gekommene, die Hilfsmittel verschmäht, die das benachbarte, fortgeschrittene ihm bietet. Und dieser Torheit macht man sich hier jetzt in hohem Grade schuldig. Ich will Ihnen dies an einem Beispiel, das in den Kreis meiner eigenen Erlebnisse fällt, veranschaulichen. Es besteht in Agram bekanntlich seit vielen Jahren ein deutsches Theater. Im letzten Winter wurde in demselben von Dilettanten illyrisch gespielt. Wie nun unter einer neuen Direktion zu Ostern die deutsche Saison wieder begann, verpflichtete sich die illyrisch-kroatische Partei gegenseitig mit Wort und Handschlag, keinen Fuß mehr hinein zu setzen. Das muß, ich bemerke es ausdrücklich, keinen Künstler abschrecken, hierher zu kommen; es sind hier Deutsche genug vorhanden, um die Lücke zu decken und sie bleiben nicht nach ihrer sonstigen Gewohnheit im Winkel sitzen, sie thun redlich das ihrige. Aber es zeigt, wie weit die nationale Gehässigkeit, die von den Magyaren auf die „Germanen" übertragen wurde, hier geht. Nun gesellt sich noch die Absurdität hinzu, daß die illyrischen Dilettanten, die nach dem Urteil eines gebildeten Mannes recht gut wären, wenn sie nur nicht Künstler vorstellen wollten, fortwährend deutsche Stücke spielen, weil es an einheimischen fehlt. Man kann also dem deutschen Wesen gar nicht entfliehen, und wenn man ein Vergnügen daran findet, unseren edlen Wein aus der Schweinsblase zu trinken, statt aus goldenen Bechern, so ist das höchst possierlich. Wäre nun der nationale Drang nur wirklich echt und stark, so könnte man sich am Ende auch mit solchen Absurditäten aussöhnen, aber das ist keineswegs der Fall. Erklärte doch ein einsichtsvoller slavischer Schriftsteller, der hier lebt, sogar alles für Strohfeuer, und die Tatsachen, die er mir erzählte, ließen sein Urteil wenigstens als beachtenswert erscheinen. So ist hier z. B. ein Lehrstuhl für slavische Sprache und Literatur errichtet worden. Der Professor fand anfangs großen Zulauf, aber als das Auditorium ungefähr wußte, ob er blond oder braun war und im Baß oder Diskant sprach, verlief es sich, und jetzt kann er aus Mangel an Zuhörern nicht mehr lesen. Fragt man nach dem Grund, warum man alles Deutsche haßt, so ist die Antwort die gewöhnliche, aus Furcht vor dem Germanisiertwerden. Diese Antwort erfüllt mich jedesmal, wo ich sie auch vernehme, mit Wehmut und mit Grimm. Mit Wehmut, weil ich wünsche, daß sie Grund hätte, indem wir, wenn der Trieb, uns geltend zu machen, in uns läge, längst etwas gelten müßten!

Mit Grimm, weil sie ganz aus der Luft gegriffen ist und weil diejenigen, die sie vorbringen, das selbst recht gut wissen! Wir und germanisieren! Wir selbst sind unter Regierungen, die seit den Tagen Hermanns des Cheruskers lieber die Präfekturen fremder Gewalthaber spielten, als sich auf ihre eigenen Füße stellten, schon romanisiert, französiert, russifiziert und danisiert worden, aber wir, von unserer Seite, werden niemand germanisieren. Ein Volksstamm, der uns nicht widerstehen kann, erliegt dem einfachen Größenverhältnis; wir selbst tun nichts dazu!

II.

9. Juli. Lassen Sie mich meine hiesigen Eindrücke vervollständigen! Während ich Ihnen schreibe, ist in Deutschland ein Ereignis eingetreten, das die törichte Furcht vor dem Germanisiertwerden auch in dem letzten Kroaten ersticken muß. Schleswig-Holstein! Der preußische Friede! Sie verstehen mich. Ein neues Stichwort, meine Herren Slaven, wenn wir bitten dürfen, mit dem alten wird's nicht mehr gehen. Zwischen euch und uns handelt es sich nur um einen Wettkampf um die Krone der Bildung; daß wir aber in diesem Wettkampf bis jetzt die Sieger waren, wird wenigstens der Kroate nicht bestreiten können. Und warum es nicht frei und freudig einräumen? Für jeden Schüler kommt die Zeit, wo er seinen Meister bezahlen kann, denn in jedem liegt etwas Eigentümliches, und auf gegenseitiger Ergänzung beruht die Welt. Glaubt ihr, es wird uns verdrießen, wenn sich der Gast in den Schenken plötzlich in den Wirt verwandelt und uns zum Dank neuen Nektar reicht? Das habt ihr bei uns am wenigsten zu fürchten, nur Spülicht muß es nicht sein, was ihr uns bietet, und ebensowenig der vor der Zeit ausgequetschte Saft unreifer Trauben. Pflanzt und begießt, das übrige wird sich finden! In Kroatien hat man es bis jetzt, wie ich auf meine Frage erfuhr, noch nicht einmal zu einer Grammatik gebracht, es gibt also für den Fremden noch gar keinen Weg zu der Sprache, die übrigens sehr wohlklingend ist, besonders aus weiblichem Munde. Diese Lücke kann nicht schnell genug gestopft werden und es läßt sich von der anerkennenswerten Energie der nationalen Partei erwarten, daß sie es tun wird. Ein Museum hat sie bereits gestiftet, ein eben so geschmackvolles, als zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, daß kein Durchreisender unbesucht lassen sollte. Die Sammlungen sind zwar noch dürftig, sie enthalten aber doch schon viel Interessantes, das in die Vorzeit zurückführt und auf uralte Zustände hinweist. Manche Kuriosa, die aber nichts weiter als solche sind, wird man später

gewiß ausscheiden; einstweilen füllen sie einen Platz aus. Im Museum sieht man auch mehrere Gemälde eines in Rom ausgebildeten und in der Tat sehr wackeren kroatischen Malers, Namens Carvas, unter anderem das Porträt einer zu ihrer Zeit renommierten Römerin, dessen große Ähnlichkeit Ihr Berichterstatter von seinem römischen Aufenthalt her verbürgen kann. Da wäre denn schon ein Anfang nationaler Kunst. Die Wissenschaft fände sehr viel zu tun; die historische schon durch das bloße Edieren vorhandener Manuskripte, die sich auf der bischöflichen Bibliothek befinden und auf die ich die kaiserliche Akademie aufmerksam machen möchte. Wahrlich, an Arbeit gebricht es nicht, und ohne Zweifel würden die Deutschen gern mit Hand anlegen, wenn man sie nur nicht zurückstieße. Doch die Versöhnung beider Parteien wird wohl bald erfolgen, und um so sicherer, als es auch hier nicht an einer mittleren fehlt, die allerdings das nationale Wesen gehoben sehen will, die aber wohl weiß, auf welch einer niedrigen Stufe es noch zurzeit steht, und die eben darum der Aufführung einer chinesischen Mauer, wie sie den Fanatikern recht wäre, aus allen Kräften widerstrebt. Alle Parteien erwarten das Außerordentliche vom Banus, der bis jetzt, was man auch darüber verbreitet haben möge, in Kroatien allgemein auf Händen getragen wird; natürlich erwarten die Repräsentanten der Extreme das Widersprechende von ihm, und so ist seine Aufgabe eine höchst schwierige. Wahrscheinlich wird er sich um das Geschrei, das sich ohne Zweifel bald auf der einen, bald auf der andern Seite erhebt, je nachdem er einen Schritt nach links oder nach rechts tut, gar nicht kümmern, sich aber bemühen, den noch so sehr darnieder liegenden materiellen Wohlstand des Landes zu steigern. Gelingt ihm dies, bringt er den Bauer, der bis jetzt, wie seine Lehmhütte und sein schlechtes Kleid beweist, mit der erbärmlichsten Existenz zufrieden ist, wirklich dahin, daß er den üppigen Boden gehörig bebaut und den hundertfältigen Ertrag erntet, welchen das Evangelium dem fleißigen Säemann verspricht, so wird er der eigentliche Schöpfer seines Volkes werden. Mit den reichlicheren Saaten werden auch die Dörfer und die Städte, an denen es bis jetzt fast noch gänzlich fehlt, aus der Erde hervorschießen, die nackten Kinder, die jetzt dutzendweise an den Landstraßen kauern, werden verschwinden, und diese Straßen selbst, die dem Bauer zurzeit völlig gleichgültig sind, da er sie nicht benützt, werden sich ebnen. Ist es nicht ein grausames Mißverhältnis? Im preußischen Schlesien möchten die Menschen sich die Hand mit Erde füllen und Kohl darin bauen, und von dem fruchtbaren Kroatien liegt ein Dritteil so gut wie brach. Ich habe es im Jahre 1848 schon ge-

sagt und ich wiederhole es: nur eine organisierte Völkerwanderung kann den gegenwärtigen Notzustand der Gesellschaft gründlich heben. Die unorganisierte kommt früher oder später von selbst, aber die überschwemmt dann auch die Zivilisation. — Lassen Sie sich zuletzt noch ein Bild zeichnen, wie man es nur in Kroatien und Ungarn sieht. Ich wohne in der Nähe des Komitatshauses, in dem ein Teil der Gefangenen steckt, und wurde heute Morgen durch einen starken Lärm ans Fenster gelockt. Was erblickte ich? Eine Zigeunerfuhre! Natürlich eilte ich sogleich auf die Straße und besah mir die ägyptischen Gäste. Weibergesichter, die man kaum noch unter die menschlichen rechnen konnte; schwarze, zottige Haare, die noch nie gekämmt worden waren; Augen, deren Blicke förmlich stachen. An gelben Brüsten säugten sie schmutzige Kinder, zugleich aber zankten sie in ihrer unverständlichen Mundart aufs heftigste mit den Soldaten, die ihre Wagen abluden, weil sie gestohlen hatten. Eine Alte, welche die Urmutter des ganzen Stammes hätte vorstellen können, lehnte sich mit dem Rücken gegen ein Pferd und schmauchte ruhig ihre kurzstielige Pfeife. Die Sachen, die sich auf dem Wagen vorfanden, waren der Art, daß ein zivilisierter Bettler sie ohne Zweifel mit Indignation unangerührt hätte liegen lassen, wenn sie ihm irgendwo vorgekommen wären; hier wurde darum gehadert, wie um Edelsteine und Gold. Zwei Kroaten niedrigster Bildungsstufe, wie wir sie zuweilen in Wien mit ihren rauhen Jacken durch die Gassen ziehen sehen, schlossen das Bild; sie schauten mit Verachtung auf die wilden Barbaren des Waldes herab. Es wäre etwas für den Historienmaler gewesen; ich dachte an unsern Freund D. in Wien. — Jetzt wird Meister Ludwig Löwe in Agram erwartet; er kann auf den höchsten Enthusiasmus rechnen, und wenn der wahre Künstler nur Liebe findet, so wird er nichts anderes vermissen. Der frühere Darsteller des Holofernes wird vor Entsetzen den Geist aufgeben, wenn er Löwes Meistergebilde erblickt.

Aus Berlin.

1851.

I.

Berlin, 16. April.

> Wunderbare Zeit des Lenzes,
> Wo man selbst das Unkraut liebt,
> Weil es einen grünen Faden
> Mit zum großen Teppich gibt.

Diese Verse summten mir unaufhörlich im Kopfe, als ich den Dampfwagen bestiegen hatte und nun in raschem Fluge von Süden nach Norden entführt wurde. Ach, es liegt für das menschliche Gemüt etwas unendlich Rührendes in diesem Keimen und Sprossen der ersten Frühlingstage; wie aus Gottes Munde kommt der erweckende Hauch, und nun regt sich's in den Tiefen wie auf den Höhen, und in naiver Werdelust, unbekümmert um das Wieweit? und Wozu? sucht sich das gemeinste wie das edelste Gewächs dem dunklen Mutterschoße zu entwinden. Ja, im Entstehen wie im Vergehen ist alles sich gleich; und gerade diese anscheinende Einheit der noch verhüllten Mannigfaltigkeit macht einen Eindruck, dem kein zweiter entspricht. Wer sieht im Wonnemond an der Brennessel etwas anderes, als daß sie grün ist, und wer sieht am Rosenstrauch mehr? Auch der Frühling der Menschenwelt hat einen ähnlichen Moment; wer denkt nicht an die schöne Kinderzeit zurück, wo alles, was sich jetzt durch Schwindel erregende Klüfte getrennt erblickt, auf dunkler Schulbank friedlich zusammensaß und mit glühenden Wangen am Katechismus stammelte, ja wo der künftige Grobschmied den künftigen Dichter nicht selten übertraf und ihm aus seinem Schatz der Abc-Weisheit großmütig einen sehr nötigen Vorschuß machte. Seltsam genug wollten diese Phantasien, die äußerst wenig zu meiner geräuschvollen Umgebung paßten, gar nicht weichen; kein Gespräch konnte sie verscheuchen, ja selbst die drolligste Fratze, deren mehr als eine unter den Reisegefährten auftauchte, vermochte nicht, mich ihnen zu entreißen. Anfangs dachte ich: sie werden schon mit dem Frühling selbst verschwinden, denn ich war darauf gefaßt, in Norddeutschland noch Eis und Schnee, oder doch wenigstens kahle Bäume anzutreffen. Aber ich hatte mich verrechnet, ich fand die Wiesen in Breslau eben so grün, wie in Wien, und ich würde sie in Berlin nicht anders gefunden haben, wenn es dort Wiesen gäbe. Da ließ ich die Empfindungen denn ruhig ausklingen, was um so länger dauerte, als sie jeden Augenblick frische Nahrung erhielten. So wunderte ich mich

z. B. nicht wenig, alle Dörfer, durch die wir kamen, voll Gesang und Musik zu finden, obgleich es keineswegs Sonntag war; später merkte ich, daß der Jubel von einer Kompagnie böhmischer Soldaten ausging, die mit uns übrigen auf der Eisenbahn befördert wurden und ihre sehr melodischen Nationallieder absangen. Eben so lustig waren eine Menge Handwerksburschen, von denen einige nach Bremen gingen, um sich dort den nach Amerika Auswandernden anzuschließen, wie mir einer von ihnen, mit dem ich mich auf einer Station ins Gespräch einließ, mitteilte. Auf mich macht die Freude dieser armen Teufel immer einen tiefen Eindruck; sie müssen sich am Gastmahl des Lebens mit den Trebern begnügen, wie der verlorne Sohn im Evangelium, und haben doch niemals gleich ihm gesündigt: ihr Frohlocken ist wie eine sittliche Tat. Zuletzt freilich wurde die Romantik überwältigt; einem Offizier gelang es, sie durch eine Anekdote in die Flucht zu schlagen, die er mir von seinem Bedienten erzählte. Haben Sie je etwas Ergötzlicheres gehört? Der Mensch wird in Berlin in ein bestimmtes Haus zu einem bestimmten Manne geschickt, um dort etwas abzugeben. Zurückgekommen und befragt, ob er seinen Auftrag erfüllt habe, erwidert er: allerdings, aber der Herr wohnt nicht im zweiten Stock, sondern im dritten, er ist auch nicht General, wie Sie mir sagten, sondern Posamentier, die Hausnummer allein war richtig. Es gibt ordinäre Dummheiten, die nur zu einer Ohrfeige herausfordern; es gibt aber auch andere, die man mit einem Lorbeerkranz belohnen möchte, weil die Genialität der Natur in ihnen so gut, wie in ihren positivsten Leistungen, zum Vorschein kommt, und diese scheint mir dazu zu gehören. Aus Dankbarkeit für die Mitteilung lieh ich dem Erzähler nun auch ein williges Ohr für seine politischen Ansichten, denn, so auffallend es klingen mag, noch nie, selbst im Jahre 1848 nicht, hat die Politik nach meiner Erfahrung die Menschen aller Klassen so angelegentlich, ja so ausschließlich beschäftigt, wie jetzt. Auf die Gründe dieser Erscheinung werde ich wohl noch zurückkommen; einstweilen sei sie selbst notiert! Es kommt den meisten so vor, als ob der Strom, der vor zwei Jahren aus seinem Bette trat, nicht sowohl in dies Bett zurückkehrt, als nur gefroren sei, und als ob die Linien und Figuren, welche die Schlittschuh laufende Diplomatie dem Eise einzuprägen sucht, keinen Bestand haben werden.

II.

Berlin, 19. April.

Da wäre ich denn einmal wieder in der Metropole deutscher Intelligenz, wie Berlin sich so gerne nennen hört. Wahr ist's,

Deutschland hat nur eine Stadt, die den Namen einer großen gleich auf den ersten Blick erobert, und diese eine Stadt ist Berlin. Was sind das für Straßen, für Plätze und Gebäude; man fühlt sich an Paris, sogar an Rom erinnert. Aber freilich, man darf nicht näher hinsehen, man darf nur blinzeln, wenn man den Eindruck nicht wieder verlieren soll. Denn genau betrachtet: wie leer sind diese Straßen, wie öde diese Plätze, wie wenig solid diese Gebäude! Alles ist wie auf den Kauf gearbeitet, die Erde braucht sich nicht zu schütteln, um es zu zerstören, es fällt schon von selbst wieder um. Wohl gibt es Zeugnis von einem außerordentlichen Dasein, aber nicht von dem Dasein eines Volkes, das sich behaglich einrichtete, sondern von dem Dasein eines mächtigen Individuums, das sich ein Denkmal setzte. Friedrich der Große ist es, der uns an allen Ecken und Enden entgegentritt, denn auf sein Kommando haben sich diese Häuser eben so gut in Reihe und Glied gestellt wie seine Soldaten, und man hat das Gefühl, daß sie ebensowenig in alle Ewigkeit so stocksteif stehen bleiben können, wie diese stehen geblieben sind. Wie ganz anders ist das mit Wien! Da ist alles gewachsen, nichts gemacht; der Stephansturm scheint unmittelbar in der Erde zu wurzeln, und Paläste und Hütten scheinen sich, wie Vasallen um ihren Herrn und Gebieter, in treuer Anhänglichkeit um ihn geschart zu haben. Dazu die üppige Natur, die hier nur fürs Herbarium produziert, so daß der Frühling notgedrungen seine Erquickungen ganz homöopathisch abmißt und den Duft einer Blume auf tausend Menschen verteilt!

Dagegen läßt es sich nicht leugnen, daß sich in Berlin von jeher die bedeutendsten Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft zusammen fanden. Die guten Berliner hatten freilich nichts davon, als daß sie sich den Instinkt, auf den die Massen nun einmal angewiesen sind, durch die Krittelei verdarben, ohne zur wahren Erkenntnis vorzudringen. Aber es kam Deutschland zugute, denn was sonst einsam in seiner Zelle gesessen und vor sich hingebrütet hätte, das berührte sich nun, und nur die Friktion steigert die Kräfte. Auch damit ist es nun fast vorbei, wenn auch noch ehrwürdige Reste vorhanden sind. Schelling klappert zwar noch immer mit seinem Schlüssel zur absoluten Wahrheit, aber niemand glaubt mehr daran, daß sich etwas damit aufschließen läßt. Der alte Tieck ist dem Tode, dem er fast schon verfallen war, noch einmal wieder entgangen, doch von irgend einer Tätigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede sein. Friedrich Rückert, der mir von jeher ein sehr zweifelhafter Gewinn schien, ist mit seinem preußischen Gelde wieder ins Vaterland zurückgekehrt. Nur Humboldt und Cornelius sind trotz ihrer

hohen Jahre noch frisch und lebendig. Doch halt, da beleidige ich eine Notabilität, da trete ich Ernst Raupach zu nahe! Wir alle kennen das Taschenspielerstück, daß aus einem einzigen Sacktuch eine Unzahl von Federbüschen hervorgezogen werden. Dies wiederholt die dramatische Muse mit Raupach; sie schüttelt eine solche Menge von Trauer-, Schau- und Lustspielen aus ihm heraus, daß man nun erst sieht, wie stiefmütterlich sie ihre früheren Lieblinge, z. B. den Shakespeare, der es bekanntlich nicht über einige dreißig brachte, behandelt hat. Da ist jetzt auf dem Königstädtischen Theater ein Märchen „Rübezahl" von ihm erschienen, auf das ich jeden Staatsmann aufmerksam mache. Der Dichter hat das Mittel entdeckt, wie man den Abgrund der Revolution für ewig schließen kann. Er bedarf zu dem Ende nicht der Armeen, noch weniger der Reformen, er bedarf bloß einiger Dutzend Ohrfeigen, die freilich zur rechten Zeit und durch den rechten Mann, in früher Jugend nämlich, und durch den Schulmeister, appliziert werden müßten. Mirabeau, Robespierre, ja selbst Napoleon, als Knaben gezüchtigt, hätten nicht als Männer von der Tribüne gedonnert, auf dem Grèveplatz guillotiniert und halb Europa bekriegt und besiegt; sie hätten sich ein bescheidenes Los zu gründen gesucht und „Nun danket alle Gott" gesungen, wenn das Geschäft einigermaßen gegangen wäre. Das wohlgemeinte und zeitgemäße Werk fand leider wenig Anerkennung beim Publikum und noch weniger bei der Kritik; ich besuchte die dritte Vorstellung und hätte die Anwesenden sehr leicht splendide bewirten können, ohne mich zu ruinieren. Doch das wird wohl noch kommen, denn die „Kreuzzeitung" bemüht sich aufs angelegentlichste, den Rübezahl ins rechte Licht und seine Gegner in den rechten Schatten zu setzen. Vor allem sucht sie den unbequemen Rötscher auf die Seite zu bringen, und freilich hat sie dazu gute Gründe, denn dieser Kritiker ist nicht bloß mit dem ästhetischen, sondern auch mit dem politischen Teile des Märchens unzufrieden. Er zeigt sich nicht allein stumpfsinnig genug, die tiefsinnige Pointe desselben zu tadeln, die darin besteht, daß umgestürzte Kegel durch Werfen wieder aufgerichtet werden; er geifert sogar gegen die Gesinnung des Dichters, zieht ein saures Gesicht zu der Verhöhnung des Geschwornengerichts und spricht die vermessene Meinung aus, die Geschichte lasse sich nicht zurückschrauben. Dafür hat er doch gewiß eine derbe Züchtigung verdient, und die wird ihm auch zuteil.

III.

Berlin, 21. April.

Berlin hat noch manchen bedeutenden Mann, obgleich die Epoche vorüber scheint, wo es den natürlichen Mittelpunkt bildete, dem jede hervorragende Entwicklung zustrebte. Aber, wenn sich auch alle auf einmal versammelten, etwa bei einem Jubiläum, dessen Hauptgenuß darin besteht, daß der Alte sich dem Ältern gegenüber jung fühlt und sein Podagra im Vergleich mit dem Asthma, das diesen quält, erträglich findet: sie würden sich gegen die einst so laute, jetzt so still gewordene Gemeinde außerordentlicher Geister, die ehedem von hier aus über ganz Deutschland ihre Strahlen aussandten, sehr winzig ausnehmen. „Kommen Sie," sagte am Karfreitag ein junger Dichter zu mir, „auch wir wollen einen frommen Gang zu Gräbern machen, die der Menschheit heilig sind und es ewig bleiben werden!" Ich folgte seinem Ruf, ein Maler, Professor S. aus Weimar, der mein undankbares Gesicht zeichnet, schloß sich an, die geheimnisvolle Drei, die das bindet, was sonst auseinander fiele, war also beisammen. Der Nachmittag war sehr schön, ein frischer Regen hatte sich hastig ergossen, jedes Blatt hauchte Duft. Was in Berlin auffällt, ist die unendliche Fülle von Hyazinthen, die man feil bieten sieht; jeder Markt ist voll davon, auf allen Straßen werden sie herumgetragen, in allen Häusern, sogar in den Restaurationen, trifft man Sträuße. Ein freundlicher Anblick! Mein Führer und Mitpilger war nicht der beste; er wußte nicht allein die Gräber nicht, er wußte nicht einmal den Kirchhof, wir kamen auf einen ganz verkehrten, wo uns die Frau Totengräberin, in Samt und Seide gekleidet, wie die vornehmste Dame, wenigstens so weit zurechtwies, daß wir erfuhren, vor welchem Tore wir das Ziel unserer Wanderung zu suchen hätten. Endlich fanden wir, bei schon einbrechender Dämmerung, den Gottesacker, es ist der Werdersche, still und anspruchslos, wie es sich für die Stätte geziemt, wo alle Eitelkeiten der Welt ihr Ende haben, zugleich aber auch ehrfurchtgebietend, wie es dem Orte wohl ansteht, wo der edelste Staub sich dem gemeinen wieder mischen soll. Hier war die Totengräberin, wenn ich sie anders nicht mit ihrer Magd verwechsle, keine Frau von Stande; aus einem schmucken Häuschen, dessen Fenster mit Blumen fast zugestellt waren, trat ein kurzes, dralles Weibchen hervor und beantwortete unsere Erkundigung nach dem Grabe Hegels und Fichtes ungefähr so, als ob wir bei Lebzeiten nach ihrer Wohnung gefragt hätten. „Folgen Sie mir, meine

Herren,„ sagte sie, „Sie sind hier durchaus nicht irre, ich werde Sie sogleich zu den Herren Professoren führen!“ Man sieht, es fehlt nur das: sie sind noch immer nicht ausgezogen, ich behandle meine Leute gut, bei mir bleibt ein jeder, bis er abreist! Dann fügte sie, ihre fetten Arme in die Schürze wickelnd, hinzu: „Es sind aber noch viel mehr hier, die können Sie auch gleich mitnehmen, wenn es nicht zu früh dunkel wird, es wird Sie nicht gereuen!“ Ich liebe den unfreiwilligen, unbewußten Humor, während ich gegen den bewußten, der seit Jean Paul so viel Glück macht, von Jahr zu Jahr stumpfer werde; jener kommt ungefähr so zustande, wie eine schnurrige Figur, wenn Tische, Stühle und Bänke, oder was sonst immer, durcheinander purzeln und so scheinbare Verbindungen eingehen, die freilich nur für unser Auge bestehen. Auf dem Kirchhof ist nun eigentlich alles Tun des lebendigen Menschen humoristisch, denn Leben und Tod sind nicht in Einklang zu bringen; am allerpossierlichsten nehmen sich aber die Dienstleute des Todes aus. Wer in Hamburg je eine Leiche bestatten sah, wer die roten, jugendlichen Gesichter der Träger unter den weißgepuderten Perücken erblickte, die sie zu Greisen stempeln sollen, der hat ohne Zweifel einen Eindruck wie aus dem Callot mit hinweggenommen, der hat ein Gefühl gehabt, als habe irgend ein verrücktes Menschengehirn den Schädel gesprengt und den tollsten seiner Träume in die Welt entlassen. Mir ging es nicht viel anders auf dem Werderschen Kirchhof, wie ich unsere Cicerone den Ruhm glossieren hörte, während sie uns von Grab zu Grab führte. „Das war der Philosoph Fichte, dem haben sie die messingenen Schilder vom Denkmal herunter gebrochen, er wird viel besucht; dort liegt ein Kollege von ihm, er heißt Hegel, etwas weiter weg findet sich noch ein anderer Kollege, Namens Solger, er verdient's doch auch, daß Sie die paar Schritte seinetwegen machen! Hier bemerken Sie die Dichterin Amalie v. Imhof, die hat ein schönes Grab usw.“ Gerade so, als ob ein Guckkasten vorgezeigt worden wäre! Mitunter wurden wir fast mit Gewalt zum Stehenbleiben gezwungen, um einem Toten die Reverenz zu bezeigen, der uns wenig kümmerte, den unsere Führerin aber protegierte; ganz gewiß — sagte sie dann — auch das war ein berühmter Mann, ich muß es doch wohl wissen! Auch rührende Verse ließ sie uns lesen; sie schien sich ihren Bedarf an Poesie von den Leichensteinen zusammenzukratzen, und so hat denn jeder Dichter sein Publikum, sogar der Inschriftenverfasser. Der Werdersche Kirchhof ist an interessanten Gräbern nun auch in der Tat überreich; so viel erloschene Fackeln auf einmal trifft man wohl nur in Paris auf dem Père Lachaise wieder bei-

sammen. Von den Majestäten, von Hegel, Fichte und Solger noch abgesehen: was ruht dort nicht alles aus! Der heitere, lebenslustige Eduard Gans, dies Musterbild eines echten Schülers, der, wie mein Begleiter mir erzählte, noch im Tode eine Demonstration gemacht, durch seinen Leichenzug nämlich den eben von Potsdam kommenden König am Weiterfahren gehindert hat; der gelehrte Burmann, die Plage jedes Tertianers, der Griechisch lernen muß; der unermüdliche und doch so rasch überholte Hufeland, der das menschliche Leben so kurz fand, daß er es durch sein Buch zu verlängern suchte*); der heitere Klenze, der in München die Glyptothek erbaute, ohne zu erwägen, ob der weiche Tonboden auch die Last des Gebäudes trüge; der breite, redselige Schadow, Hitzig, der treue redliche Freund, der sich erst niederlegte, nachdem er seinen Hoffmann und seinen Chamisso unsterblich gemacht hatte; schüchtern in einem Winkel, als ob er sich in so vornehmer Gesellschaft seiner Schwänke ein wenig schäme, sogar der spaßige Langbein; die alle, und noch mehr, liegen hier friedlich beieinander. An wie manchen dieser Namen knüpft sich eine ganze Epoche, die einem vor die Seele tritt, so wie er nur genannt wird! Nur Hoffmann, der phantasiereiche Verfasser der Nachtstücke, der Serapionsbrüder und so vieler anderer seltsamer Werke, der in Deutschland aus der Mode gekommen ist, in Frankreich aber enthusiastischer wie jemals gefeiert wird, fehlt hier, und ebenfalls Seydelmann, dem Rötscher ein so schönes Denkmal gesetzt hat, — sonst ist alles beisammen, was leuchtende Fußstapfen auf diesem Boden hinterließ!

IV.

Berlin, 23. April.

Man sieht die Natur eigentlich nur so lange, als man den Menschen noch nicht sieht; er drängt sie augenblicklich in den Hintergrund, sobald er hervortritt. Dies finde ich auch hier bestätigt; ich bemerke den Sand schon nicht mehr, ich vermisse die gewohnten Berge nicht, ich lasse die „Linden“ als eine Abbreviatur des Waldes gelten und bin zufrieden, wenn ihr bescheidenes Laub mich nur gegen die brennendsten Sonnenstrahlen schützt, ich frage die Veilchen nicht, ob sie aus den Treibhäusern oder von den Wiesen stammen, ich kaufe mir einen Strauß und stecke ihn an die Brust, ohne zu reflektieren. Das alles ist doch nur Dekoration, wenn freilich auch zwischen Italien nnd der Lüneburger Heide ein größerer Unterschied besteht, als Lessing zugeben wollte; es fesselt den Blick so lange, bis der Held des Stückes

*) Anspielung auf die „Makrobiotik“ von Hufeland.

erscheint, aber keine Minute länger. Unsere Gräberfahrt hat uns gelehrt, daß die Artustafel, die einst den Stolz Berlins und den Ruhm seines Königs ausmachte, nicht mehr vollständig besetzt ist; es ist jedoch noch mehr als ein Paladin zurückgeblieben, der von der Vergangenheit zeugt. Von Schelling rede ich nicht; er ist das mysteriöse X der Algebra und gleicht einem Manne, der sein Gold von Zeit zu Zeit wohl zeigt, um nicht für einen Bettler gehalten zu werden, der es aber nicht ausgibt, weil er es doch lieber allein behält, als es mit der Welt teilt. Ich kenne ihn von München her, habe ihn aber nicht besucht. Den alten ehrwürdigen Tieck habe ich gesehen, und zwar zum erstenmal; ich war ihm nie vorher persönlich im Leben begegnet. Von einem sehr schweren Krankheitsanfall erst halb hergestellt, ist er noch nicht imstande, das Bett zu verlassen, aber sein Geist ist schon wieder kräftig und frisch und sprüht Funken jenes köstlichen Humors, der nicht das blöde Resultat einer verzehrten Weltanschauung ist, sondern aus einer vollendeten Bildung hevorgeht, welcher nichts einzelnes mehr ungebührlich imponiert. Welch ein Auge hat dieser Mann; wie ein unsterbliches Wesen von der Höhe eines Turms, der unter ihm zusammenbricht, schaut es mit Siegermut und Stolz auf den gebrechlichen Leib herab, und wohl könnte dieser zu ihm sagen: Du hast des Feuers zu viel gebraucht, das muß ich büßen, darum verhöhne mich nicht! Wie ich den greisen Dichter in aller seiner Schwäche so ungebeugt da liegen sah, hätte ich ihm mit einem alten Vers von mir zurufen mögen:

Du bist mir der Unsterblichkeit
  Ein Zeugnis, ewigen Gewichts;
Des Todes Sense ist die Zeit,
  Trifft die uns nicht, so trifft uns nichts!

Die Situation, in der ich ihn fand, mußte mir die Pflicht auflegen, tiefere Gespräche zu vermeiden, ich überzeugte mich jedoch trotzdem, daß die Kluft zwischen ihm und den poetischen Bestrebungen der Gegenwart nicht so groß sein kann, als die Hegelsche Philosophie sie gemacht hat. Wie sollte sie auch! Zwischen dem Künstler der einen und dem der anderen Epoche wird sich zwar stets eine Differenz ergeben, die notwendigerweise aus ihrem verschiedenen Verhältnis zu der Materie dieser beiden Epochen, zu dem, was dieselben treibt und bewegt, entspringen muß Aber ewig und über allen Wechsel erhaben sind die Formen, in denen diese immer wandelbare Materie ihren dauernden Ausdruck finden soll, und sie verbinden wieder, was dem Philosophen auf seinem abstrakten Standpunkt unvereinbar erscheint.

Steht daher nur wirklich auf jeder Seite ein Poet, so wird die Vermittlung nicht ausbleiben, vorausgesetzt, daß nicht zufällig die höchste Abgestumpftheit des Alters und die erste ungebändigte Wildheit der Jugend zusammentreffen. Auch meinen alten Freund Cornelius sah ich wieder und traf ihn vor seinem großen Karton, der das Ende aller Dinge, das neue Jerusalem, darstellt. „Sehen Sie — rief er mir zu — daran glaube ich nun buchstäblich, das alles wird kommen, und es fragt sich bloß, ob früher oder später"; mancher wäre zurückgeprallt und hätte den Meister darauf angesehen, ob er nicht wahnsinnig geworden sei, Cornelius denkt aber natürlich nicht daran, daß das Tier mit sieben Hörnern einst auf Erden erscheinen, oder daß die Schale des Zorns ausgegossen werden wird, er hält nur die Zuversicht auf eine endliche Ausgleichung der Verwirrungen fest, die bis jetzt fast ausschließlich den Inhalt der Geschichte ausmachen, und diese teile ich mit ihm. Seine neuen Schöpfungen habe ich, beschränkt in meiner Zeit, wie ich es war, zu flüchtig gesehen, um mir ein Urteil darüber erlauben zu können; der hinreißend mächtige Eindruck versteht sich von selbst, und das will etwas sagen, da die Symbolik der Apokalypse der modernen Welt fast so fern liegt, wie die Hieroglyphik des alten Ägyptens. Er war sehr erfreut darüber, daß ich nicht, wie so viele, den Kopf hängen lassen, und rief mir beim Abschied zu: Ich hab's immer gesagt, die Hoffnung ist eine große männliche Tugend. Ein ebenso schönes, als tiefes Wort! Auch dieser außerordentliche Mann, obgleich von kaum mittlerer Größe, ist ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Versehen oder in einer Laune in ein so häßliches Gehäuse steckte, daß sie sich aber gewöhnlich nach einer Kristallvase für eine reine Flamme umsieht. Man rufe die ganze Armee der Leute zusammen, die jetzt in Deutschland den Pinsel führen, vom ersten bis zum letzten herunter, und jeder, der nicht selbst Fischaugen hat, wird Peter Cornelius als den gebornen Generalissimus herausfinden. Wilhelm von Humboldt, der mir von jeher als genialer Sprachforscher so wichtig war, weil nach meiner Überzeugung die tiefsten Mysterien des Geistes gerade in dem Gebiet, das ihn vorzugsweise beschäftigte, ihre Lösung finden müssen, ist leider geschieden, aber Theodor Mundt und seine liebenswürdige Gattin führten mich nach seinem vielgeliebten Tegel heraus. Man sollte wirklich einen so freundlichen Punkt in der Nähe Berlins nicht vermuten; ein allerliebstes Wäldchen, ein reizender See und in der Mitte eine anspruchslose und doch äußerst geschmackvolle Villa, die nicht, wie so oft, das Aussehen hat, als ob sie durch irgendein Mißgeschick aus Italien nach Deutschland verschlagen worden wäre,

sondern die zu dem Orte paßt, wo sie steht. Wir traten hinein, und selten habe ich ein Gebäude erblickt, das ich in dem Sinne, wie dies, ein lebendiges nennen möchte, es atmet den Geist seines Erbauers und ist vielleicht sein bestes Porträt. Nicht ohne Wehmut durchwandelte ich diese festlichen und doch engen Räume, in denen ein Reichtum waltet, der sich selbst beschränkt, wie es bei Humboldt selbst der Fall war: alles liegt und steht noch, wie er es verließ, man hat ein Gefühl, als ob er jeden Augenblick wieder hereintreten könnte, und weiß dennoch, daß es nicht geschehen wird. — Zum Schlusse werde noch auf ein kleines, aber wertvolles Büchlein aufmerksam gemacht, das bei uns gar nicht bekannt geworden ist, und das Goethes Verehrern doch manche schöne Gabe bietet. Es ist betitelt: „Goethe in Berlin." Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes am 28. August 1849. Berlin bei Duncker, 1849, und bringt unter anderem einige interessante Anekdoten, von denen ich zur Probe eine nacherzähle. Der einst bekannte, jetzt vergessene Dichter Burmann hatte an Goethe geschrieben und wurde infolgedessen von diesem, als er nach Berlin kam, besucht. Darüber fühlte sich Burmann so entzückt, daß er hoch in die Höhe sprang, sich dann niederwarf und auf dem Boden des Zimmers, wie ein Kind, herumkugelte. Goethe erstaunt und fragt, was das bedeute, Burmann erwidert, er könne seine Freude nicht anders ausdrücken. Nun, versetzt Goethe, wenn das ist, so lege ich mich zu Ihnen! — Verfasser des Büchleins ist der Hofrat Teichmann, von dem jetzt eine Geschichte des Berliner Theaters zu erwarten steht.

V.

Berlin, 5. Juli.

Wie verschieden ist die Physiognomie der Jahreszeiten! Der Frühling hat etwas von einem Traum und erweckt in jedem Menschen die Hoffnung, daß nun werden wird, was noch nie gewesen ist. Warum sollte es nicht neben den kleineren auch größere Zeitabschnitte geben, welche gebundene Kräfte entfesseln und in das Leben rufen, was der Erde bisher fehlte, um ganz ein Paradies zu sein! so phantasiert man und würde gar nicht erstaunen, wenn plötzlich ein Wunder geschähe, wenn die Luft sich wirklich, wie der Roué in der „Schauspielerin"*) es wünscht, bei dem bloßen Gedanken des Durstigen an eine Kirsche in seinem Munde zur Kirsche verdichtete und wenn die Sonnenstrahlen sich

*) Der Leser vergleiche das dramatische Fragment Hebbels: „Die Schauspielerin" in Bd. V.

mittags als Kerzen für die Nacht einsammeln ließen. Man stößt sich nicht im mindesten daran, daß der Kalender von solchen Zeitabschnitten nichts weiß, man findet das höchst einfach und natürlich, man denkt: Moses hat sich geirrt, als er von sieben Schöpfungstagen sprach, wir stehen noch beim ersten und Gott ermannt sich eben jetzt zum zweiten! Da ist man denn durchaus poetisch gestimmt und verbannt, um das heilige Werk nicht durch eigene Unwürdigkeit zu stören, alle Disharmonie aus der Seele, man rezitiert Goethe und Uhland, man fühlt sich empört, wenn irgend ein Reisegefährte nach der Uhr fragt und stellt sich lieber taubstumm, als daß man antwortete. Du lieber Himmel, wie ganz anders ist das im Sommer! Man hat es wieder so recht gründlich erfahren, daß alles Grünen und Blühen nur zu Äpfeln und Birnen, zu Gurken und Kartoffeln führt, und daß der ganze große Prachtaufwand der Natur an Duft und Farbe nicht mehr bedeutet, als der Lorbeerkranz, mit welchem die Hausfrau den Braten schmückt. Da kehrt der Mensch auch seinerseits ins alte Gleis zurück, zieht Notizen über die besten Gasthäuser ein, erkundigt sich nach dem Kurs und macht, um sich nur des Schlafes zu erwehren, dumme Witze und elende Späße, kommt wohl gar so weit, daß er sich mit einem Kartoffelfeld aussöhnt und sich freut, wenn er die edle Frucht herrlich gedeihen sieht. Merkwürdig ist dabei, daß sich jede Jahreszeit in irgend einem phantastischen oder skurrilen Naturbild verkörpert, das ein Hogarth nur auf die Leinwand zu übertragen braucht, um die ganze Zickzackreihe von Gedanken und Empfindungen, die sich an sie selbst knüpfen, wieder zu erwecken. Ist ein Zweig, der voll Knospen sitzt, nicht das treue Konterfei des Frühlings? Und kann — man verzeihe den Übergang, aber es gibt kein treffenderes Bild! — kann ein Hund, dem die Zunge vor Hitze aus dem Halse hängt und der uns an all die staubigen, vom grellsten Sonnenschein beschienenen Straßen erinnert, die wir vor oder hinter uns haben, nicht für die Vignette des Sommers gelten? Ich sehe von meinem Fenster aus eben jetzt einen solchen Märtyrer; unter ihm brennen die glutgetränkten Steine, von oben beschießt ihn Apoll mit seinen glühendsten Pfeilen; dabei ist er frei, wie der Mensch und weicht, wie dieser, dennoch nicht von der Stelle. Nur ein Fußtritt, der ihn gewaltsam in den kühlen Schatten des offenen Hausthores hineinschleudert, und nach dem er sich gewiß nicht sehnt, kann ihn noch retten, sonst wird er völlig geröstet und vom ersten besten Konsorten als Leckerbissen verzehrt, er ist schon jetzt nicht viel mehr als ein atmendes Beefsteak. Zu so prosaischen Betrachtungen fühlte ich mich bei meinem diesmaligen Ausflug von Wien aufgelegt, ich hatte keinen anderen Wunsch, als den,

das Ziel meiner Reise nur rasch zu erreichen und pries mich glücklich, im Zeitalter der Eisenbahnen zu leben, wenn ich mich auch eines kleinen Verdrusses darüber, daß die Luftschiffahrt noch immer nicht geregelt ist, nicht zu erwehren wußte. Links und rechts lag der Segen Gottes in sichtbarer Gestalt auf den Feldern; das Getreide stand so üppig, als ob die Erde das befruchtende: es werde! erst eben vernommen hätte, und rot und weiß gesprenkelte Mohnäcker waren wie glänzende Stücke eines zerschnittenen Prachtteppichs dazwischen gesäet. Aber ich hatte keine Augen dafür, ich freute mich nur der mit Sturmeseile dahinbrausenden Maschine und berechnete die Stunde, wo ich in Berlin eintreffen und das mir von liebevoller Freundeshand schon bereitgehaltene Logis beziehen würde. Das war ein Frevel, der gebüßt werden mußte, und die nimmer schlummernden Eumeniden waren, da doch nicht zu Jupiters Blitz gegriffen werden durfte, auch um eine Rute nicht verlegen. Wie wir des Nachts um zwei Uhr in Dresden ankamen und uns von einem Bahnhof zum andern befördern ließen, erfuhren wir, daß plötzlich eine Veränderung in der Abgangszeit der Personenzüge eingetreten sei, und daß wir, da wir uns nicht genug beeilt hätten, wovon uns der Kondukteur selbst abgehalten hatte, bis Nachmittag vor Anker liegen müßten. Die Überraschung war nicht die angenehmste; es schien mir nicht in der Ordnung zu sein, daß man auf dem ersten Bahnhof nicht wüßte, was auf dem ihm korrespondierenden zweiten vorgehe, und es war vielleicht verzeihlich, daß ich die sächsische Höflichkeit durch „ein Schock neuer Flüche“ auf die Probe stellte. Doch ich mußte mich fügen, und am nächsten Morgen betätigte sich der Frauentrost: wer weiß, wozu das gut ist! an mir auf die glänzendste Weise. Kaum hatte ich aus dem Fenster meines Gasthofs einen Blick auf die Straße geworfen, als ich mir in einem höchst wunderlichen Lichte erschien; ich dachte: du bist auf dem Wege zur Wüste und grollst, wenn man dich für ein paar Stunden im Paradiese zurückgelassen hat. Dresden ist gar zu freundlich; es scheint nur so hingemalt zu sein. Mit wahrem Vergnügen erging ich mich in diesen reinlichen Straßen, auf diesen fröhlichen Märkten; seit dem Rosenfeste in Genzano im Römischen habe ich nicht so viele Kinder der Flora beisammen gesehen. Man sieht Blumen auf allen Tischen, in allen Fenstern, in allen Händen; die Sträuße werden in ganz Deutschland nicht so geschmackvoll gewunden, eine Bäuerin trug sogar ein aus Rose geflochtenes Grabkreuz. Dann begab ich mich in die Galerie, um nach der überströmenden Fülle der Natur auch die der Kunst auf mich wirken zu lassen. Ich pflege um eines reinen Genusses sicher zu sein, bei einem nur flüchtigen Besuch immer zu dem

mir schon Bekannten zurückzukehren, und so verschloß ich auch diesmal die Augen so lange, bis ich vor der Sixtinischen Madonna stand. Wunderbar, daß Raphaels höchste Leistung — denn das ist sie, ich kenne alle ihre Schwestern aus eigener Anschauung — aus Italien nach Deutschland verschlagen werden mußte! Nicht weit von ihr hängt eine Madonna von Hans Holbein, auch ein recht wackeres Bild, ein Meisterstück der altdeutschen Schule. Aber welche Kluft zwischen beiden: sie scheinen kaum auf einem und demselben Stern entsprungen zu sein! Wenn Maria dem alten Holbein wirklich erschienen ist, so hat sie es aus Barmherzigkeit getan, aus Mitleid mit dem braven Altbürger, der sich doch nicht ganz umsonst plagen durfte; sie hat einen grauen Nebeltag gewählt und sich noch überdies in einen siebenfachen Schleier eingewickelt. Auf Raphael hat sie aus freier Liebe herabgelächelt, und ihm, wenn nicht himmlische Herrlichkeiten enthüllt, so doch den Blick für alle irdischen erschlossen. Das Werk ist durchaus eine Spitze, und der Maler, der es in sich aufgenommen hat und sich trotzdem an Madonnen wagt, ist entweder keiner, oder er arbeitet, was er freilich muß, um zu leben, auf Bestellung, denn die Aufgabe ist so verzweifelt, als wenn jemand der Sonne ein neues Gesicht geben oder mit einem Blütenzweig, der vielleicht recht duftig ist, über einen Stern wegwerfen sollte!

VI.

Berlin, 9. Juli.

Als ich im Frühling hier war, staunte ich über die unendliche Menge von Hyazinthen, die ich, wie aus Himmelshöhen, über die Stadt des „Sandes" ausgestreut fand. Jetzt, im Sommer, setzt mich die Fülle der Früchte in Verwunderung, womit die Märkte überschwemmt sind. Erdbeeren und Kirschen, wie wir sie in solcher Größe und Schönheit in Wien nur selten erblicken und noch seltener bezahlen können, werden hier zu den billigsten Preisen feilgeboten und kommen deshalb eben so gut auf den Tisch des Handwerkers, wie auf die Tafel des Geheimrats oder des Rentiers. Nur die Pfirsiche und Trauben machen sich nicht mit dem Proletarier gemein, alles übrige gehört ihm so gut, wie den Exklusiven. Das ist das Resultat der Eisenbahnen, die den Überschuß der Provinzen und der Nachbarstaaten aufs rascheste hierher befördern, denn früher war es allerdings anders. Welch ein Triumph des Geistes spricht sich in dieser einfachen Tatsache aus, und welch eine Perspektive öffnet sie für die Zukunft! Ja, wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die Erdteile sich

die Hände reichen, wie jetzt die einzelnen Länder, und sobald kein Halm mehr verfault, keine Frucht mehr verdirbt und kein Ochse mehr bloß der Haut wegen geschlachtet wird, kann auch kein Mensch zu viel mehr geboren werden. Das steht fest, und diesen Zustand möglichst bald herbeizuführen, ist die dringendste Aufgabe der Geschichte. Sie wurde freilich dadurch nicht erreicht, daß Demokraten vom reinsten Wasser den Damen, denen sie begegneten, die weißen Schnupftücher aus der Hand rissen, sich derselben bedienten und sie beschmutzt zurückgaben, wie es in den Straßen Berlins im Jahre 1848 mehrfach vorkam. Sie wird aber auch dadurch schwerlich erfüllt, daß die Staatslenker die furchtbare Macht der hungernden Mägen ignorieren oder wenigstens zu gering anschlagen, was doch hie und da, wenn auch nicht bei uns, zu geschehen scheint. Das jüngste Gericht hat Pausen und nur, wenn diese nicht benützt werden, brechen Himmel und Erde wirklich zusammen. Möge die gegenwärtige segenbringend sein; niemand kann es sehnlicher wünschen, als der Künstler!

Mein erster Gang war diesmal zum Denkmal Friedrich des Großen. Nun, Deutschland ist wirklich um ein bedeutendes Kunstwerk reicher geworden, und das will etwas sagen. Es war nicht leicht, den alten Fritz des Volkes, der sich des Krückstocks gern als Zepter, der Westentasche als Schnupftabaksdose bediente, und den Heroen des siebenjährigen Krieges in eins zu verschmelzen; aber es ist gelungen. Seiner Unsterblichkeit gewiß, blickt der König von seinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der sich fast unablässig zu seinen Füßen drängt, allein es sind nicht alle Züge der Verwandtschaft zwischen ihm und dem Stamm, aus dem er hervorging, verwischt, es ist etwas „Erde“ an seinem Stiefel sitzen geblieben, und gerade dies bißchen märkischer Erde erhält ihn lebendig. Nichts Abscheulicheres als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferstehung immer hinausläuft; dies idealistische Verblasen einer bedeutenden Menschengestalt ins Nichts der sogenannten reinen Form, oder das rohe Verbacken derselben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus sich gefällt. Beide Klippen sind glücklich vermieden und darum hat man einen Eindruck, als ob der Heros uns aus den Wolken noch einmal die Hand reichte. Es kann mir nicht einfallen, das Denkmal zu beschreiben; als Beweis des großen Sinnes, worin es gedacht und ausgeführt ist, werde nur noch bemerkt, daß neben der königlichen auf dem Sockel auch anderen Unsterblichkeiten, die sich nicht mit dem Degen, sondern mit einem friedlicheren Instrument ein Recht auf das Andenken der Jahrtausende eroberten, der schuldige Ehrenzoll zuteil

wird. Da findet sich nicht bloß der „Preußische Grenadier“, der alte Gleim, der mit seinen Kriegsliedern das Heer begeisterte; nicht bloß Ewald Christian Kleist, der auf dem Schlachtfelde an einer Kosakenlanze zu Tode blutete; nicht bloß Christian Garve; der Philosoph, den die Wissenschaft überhüpfen mag, der aber allen Leidenden in seinem erhabenen Duldungsmut ein ewiges Vorbild werden kann. Da findet sich auch Christian Wolf, der zähe Apostel Leibnitzens, den Friedrichs Vater aus dem Lande jagte und, falls er sich nach vierundzwanzig Stunden noch betreten ließe, mit dem Stock bedrohte; da findet sich Gotthold Ephraim Lessing, der kühne Johannes eines größeren Messias, den die Protestanten, denen er angehörte, noch eher in den Bann taten, als die Katholiken; da findet sich endlich Immanuel Kant, der die Welt von seinem Katheder herab noch viel gewaltiger bewegte und erschütterte, wie Friedrich mit all seinen Kanonen, und den später ein Wöllner, ein Individuum, das nur wegen dieses Attentats auf den letzten Zeus der Vergessenheit entgeht, unter Zensur stellte. Das heißt im Geist des großen Königs denken und gereicht dem Monarchen, welcher der Konzeption des Künstlers seine Sanktion nicht versagte, eben sowohl zum bleibenden Ruhme, wie diesem selbst.

VII.

Ich hatte Ihnen ein Tagebuch in Briefen zugedacht, und wahrlich es mangelte nicht an Stoff der mannigfaltigsten Art, aber ich hatte dabei nicht in Anschlag gebracht, daß der Reisende ein Gemeingut ist, wonach ein jeder greifen darf, dem es gefällt. Der eine bittet sich seinen Morgen aus, weil er ihm etwas Interessantes zu zeigen hat: der andere legt Beschlag auf seinen Mittag, weil er ihn mit Teilnehmenden, oder, um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, mit Wohlwollenden bekannt machen will; der dritte verlangt seinen Abend, weil man sich denn doch auch einmal ausplaudern muß. So ist der Tag aber herum, und da sich nach Mitternacht ein Gläubiger einzustellen pflegt, den niemand abweisen kann, so bleibt für das Tagebuch keine Zeit übrig, und es fällt weg. Lassen Sie mich nur noch einmal auf den ehrwürdigen Tieck zurückkommen!

Ich fand ihn leider nicht so weit fortgeschritten, als ich gehofft hatte; der kalte Sommer war ihm zu feindselig gewesen. Ein Diner in Potsdam, auf das er sich sehr zu freuen schien, konnte nicht zustande kommen, weil der Arzt ihm verbot, die Stadt zu verlassen; dennoch sah ich ihn oft und verlebte unvergeßliche Stunden in seiner Nähe. Nicht, als ob das Gegensätz-

liche, das in mancher Beziehung in unseren Naturen liegt, nicht zum Vorschein gekommen, oder gar absichtlich zurückgehalten worden wäre. Im Gegenteil, es wurde offen ausgesprochen, und da zeigte es sich in einem konkreten Fall, daß der Altmeister das Bestreben des Jüngeren, allen seinen Gebilden eine reale Basis zu geben und das Moment der Idealität ausschließlich in die Verklärung dieser Basis zu legen, für eine Art von Furcht hält, das Element in reiner Poesie aufzulösen, während der Jüngere sich nur dadurch vor der Abirrung ins Leere schützen zu können glaubt. Aber der Punkt wurde von beiden Seiten nicht ohne jene heilige Scheu berührt, welche die Achtung vor dem mit jedem Individuum gesetzten und immer nur zum kleinsten Teile enträtselbaren Mysterium erheischt, und freilich ist es ein anderes, ob ein Unterschied auf die Natur selbst zurückgeführt und aus der Weltwurzel abgeleitet wird, oder ob man bei Zufälligkeiten stehen bleibt und wohl gar, wie es oft geschieht, verschiedene Stadien eines und desselben Weges mit einander verwechselt, sich also an Differenzen abquält, die nur scheinbar vorhanden sind. Für mich waren diese Erörterungen unendlich fruchtbar, für Tieck waren sie jedenfalls anregend und darum heilsam; sein Geist ist ein Spiegel, der die Erscheinungen, so weit sie überall hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergibt, wer daher den Rahmen, der die Objekte zuweilen zerschneidet, abzuziehen versteht, was immer und überall notwendig ist, der trägt einen bleibenden Gewinn davon, wenn er sich mit ihm berührt. Wir Deutsche bewegen uns in einem höchst seltsamen Widerspruch, der wohl nur den wenigsten zum Bewußtsein kommt; in der Kunst verlangen wir eigentümliche, scharf umrissene Charaktere, die uns überraschen, sich mithin doch gewiß auch von uns unterscheiden sollen, im Leben können wir sie nicht ertragen, so daß der armselige nur auf die ganz unreife Jugend und die gestempelte Mittelmäßigkeit passende Spruch: „ex sociis noscitur“ bei uns wirklich, wie wir zu unserer Schande eingestehen müssen, im weiteren Kreise Anwendung findet. Wenige haben sich auf dem Wege unablässiger Fortbildung von dieser plumpen Schranke so frei gemacht, wie Tieck, und gerade in dieser Beziehung möchte ich der Nation den edlen Greis als Vorbild empfehlen. Es ist doch der entschiedenste Beweis von innerer Haltlosigkeit, wenn man seinem Gegensatz, mit dem man sich messen und an dem man sich stärken sollte, feig und zitternd ausweicht, und es verrät doch den dürftigsten Begriff von der Menschennatur, wenn bei uns fast allgemein angenommen wird, daß zwei prinzipielle Gegner nicht miteinander zu Mittag essen können, ohne daß der

eine oder der andere Gefahr läuft, die Seele einzubüßen, d. h. seine Grundüberzeugungen aufzugeben. Je bedeutender das Individuum ist, um so weniger ist es dem ausgesetzt, um so mehr bedarf es aber auch eines Reizes, den ein vielstimmiges Echo, wie es aus dem Umgang mit lauter unbedingt Gleichgesinnten hervorzugehen pflegt, niemals darzubieten vermag. Bei dem Dichter, wenn er anders nicht zu den Mückenfängern und Veilchenfängern gehört, versteht sich das von selbst, denn er kann das Gesetz nur aus der Totalsumme aller Erscheinungen abstrahieren, er steht der Welt gegenüber, wie einem difformierten Gemälde, einem jener zerschnittenen Vexierbilder, an denen kein Stück fehlen darf, wenn es richtig entziffert werden soll. Aber es dürfte auch im allgemeinen das Hauptkennzeichen echter Bildung sein, ob jemand imstande ist, den Menschen wie ein Kunstwerk, als ein nun einmal so und nicht anders Gegebenes, hinzunehmen und gelten zu lassen, oder nicht. Allein es wird bei uns wahrscheinlich noch lange dauern, ehe diese Ansicht der Dinge sich Bahn bricht, obgleich sie sich bei einigem Nachdenken von selbst ergibt; fällt es uns doch sogar noch schwer, sie auch nur in der Literatur festzuhalten, wie Tiecks eigenes Beispiel am besten beweist. Möge der seltene Mann sich bald so weit erholen, daß er an die Redaktion seiner Memoiren gehen kann; ein wertvolleres Geschenk kann er der Nation, nun sein höchst bedeutender Briefwechsel völlig geordnet und druckreif vorliegt, nicht mehr machen, und ich habe ihm die Herausgabe dringend ans Herz gelegt. Das Buch wird manches überraschende Urteil, manche frappante Anekdote bringen; eine, die für das Verhältnis der Hegelschen Philosophie zur romantischen Schule Epoche machend und verhängnisvoll geworden sein soll, darf ich erzählen. Tieck liest eines Abends in Anwesenheit Hegels und mehrerer seiner Schüler den Othello vor und erregt, wie gewöhnlich, einen mächtigen Eindruck, namentlich durch seine Reproduktion des Jago. Der Philosoph, ebenfalls stark ergriffen, schweigt lange, räuspert sich dann und bricht in die unglaublichen Worte aus: „Wie zerrissen muß dieser Mensch — Shakespeare nämlich! — in seinem Innern gewesen sein, daß er das so darstellen konnte!“ Der Dichter, seinen Ohren kaum trauend, antwortet lebhaft: „Professor, sind Sie des Teufels?“ und die entente cordiale war nicht bloß für den Abend gestört. Die Anekdote verbürgt sich selbst, noch ganz abgesehen von dem Munde, aus dem sie kommt, denn sie ist symbolisch und wird sich zwischen Philosophen und Poeten immer und ewig wiederholen, sonst würde sie hier von mir nicht aufgezeichnet worden sein. Tieck ist durch die Pietät seines Königs in eine nicht bloß sorgenfreie,

sondern möglichst behagliche Lage versetzt, und diese Pietät ist nicht genug anzuerkennen. Als Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung in Schelling, Cornelius, Tieck usw. die Repräsentanten einer vergangenen Zeit nach Berlin berief und die Gegenwart ausschloß, da war der Witz leicht gemacht, daß man in Preußen die niedergebrannten Kerzen teurer bezahle, wie die ganzen. Aber er war unverständig, denn die Jugend soll sich selbst helfen, und wenn sie das nicht kann, so steckt nichts hinter ihr, geht also auch nichts an ihr zugrunde; das Alter dagegen, das seine Kräfte ausgegeben und nicht sich in kleinlichem Eigennutz die Hütte gebaut, sondern unbekümmert um die eigene Zukunft den Tempel der Nation mit einem neuen Pfeiler versehen oder mit einem neuen Zierat geschmückt hat, soll im Prytaneum des Staats seines Platzes nicht entbehren. Dabei ist denn freilich zu wünschen, daß nicht die persönliche Sympathie oder Anthipathie der Leitenden, sondern allein die durch die Wirkung erprobte Bedeutung entscheide, denn dem Staat geziemt es noch mehr, als dem einzelnen, alle Gegensätze in sich aufzunehmen, da er, wie die Welt selbst, eben auf der Vermittlung derselben beruht.

Auch an jüngeren Männern von Geist und Talent ist Berlin noch immer reicher, wie jede andere deutsche Stadt, und mehr als einer ist darunter, der sich um Wissenschaft und Kunst schon unsterbliche Verdienste erworben hat. Vor allen wäre da Rötscher zu nennen, aber sein Kreis ist bereits so groß, und seine Position trotz aller Anfeindungen, so fest, daß er dessen überall nicht mehr bedarf. Also nicht von dem Hauptrepräsentanten der gegenwärtigen dramatischen Kritik sei hier die Rede; dieser wird sich der Nation nächstens durch eine gewichtige Arbeit über den Gervinusschen Shakespeare selbst in Erinnerung bringen. Aber ein Wort über den Mann und Menschen ist nicht überflüssig, da man von diesem ziemlich allgemein ein ganz verkehrtes Bild zu haben scheint. Niemand hat die Professorenperücke weiter weggeworfen, als Rötscher; er gleicht einem gebildeten Offizier, der, wenn er den Salon betritt, sich's gar nicht merken läßt, daß er den Degen je gezogen hat, wer im geselligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaubt, der verwechselt höchst wahrscheinlich den Hegelianismus mit dem Geist überhaupt und wähnt, dieser unbequeme Gast sei erst mit Hegel in die Welt gekommen; wer gar von gelehrtem Pedantismus redet, der muß im Verkehr an die allerleichteste Scheidemünze gewöhnt sein und sich einbilden, der Pedantismus fange an, wo die Unwissenheit und die Fadheit aufhört. Auch Theodor Mundt hat sich jetzt mit seiner reichbegabten Frau, seine Breslauer Professur mit

einer Bibliothekarstelle vertauschend, bleibend in Berlin angesiedelt und übt sein gar nicht genug zu schätzendes Vermittelungstalent in angestrengtester Tätigkeit nach allen Seiten. Sehr liebenswürdig steht seiner harmonisch abgeschlossenen Persönlichkeit die schöne Hingebung, deren sie fähig ist, wie mich denn die mir von ihm auf alle mögliche Weise dargelegte herzliche Freude über den Erfolg der „Judith", in dem er, wohl zu enthusiastisch, eine förmliche Rehabilitierung des Theaterpublikums erblickte, fast noch mehr erquickte, wie dieser Erfolg selbst. Eine eigentümliche, aber höchst bedeutende Erscheinung, mehr gehaßt und gemieden als geliebt und aufgesucht, ist J. L. Klein, als dramatischer Dichter bekannt, als Kritiker gefürchtet. Man kennt meine Vorliebe für Spezialitäten, für Menschen, deren Hintermann niemand nennen kann, und wahrlich, eine größere ist mir noch selten vorgekommen. Die Natur scheint zuweilen eine Fülle kostbarer Elemente in einem Individuum niederzulegen, aber die Mischung scheint ihr zu mißglücken oder das Individuum läßt es an sich fehlen und rundet sich nicht ab. Eines von beiden ist der Fall bei Klein. Wer kann seine Stücke: „Maria von Medicis", „Luines", „Schützling", „Kavalier und Arbeiter" usw. lesen, wer nur eine einzige seiner Kritiken, ohne über den Reichtum von Anschauungen und Gedanken zu erstaunen, der ihm entgegen blickt? Aber wer hat nicht eine Empfindung dabei, als ob er Irrlichter im Zugwind tanzen sähe, weil es überall an den reinen Linien mangelt, die freilich einschränken, aber nur, um fertig zu machen. Klein streut sein Pulver auf den Tisch, statt es in die Büchse zu laden, er ergötzt sich mehr daran, es in phantastischen Zickzackfiguren rasch verflackern zu lassen, als es zum Schuß zu verwenden. Er kehre die Sache einmal um, und er wird erlegen, was er aufs Korn nimmt; dann wird er sich aber auch mit manchem aussöhnen, wogegen er jetzt ungerecht ist. Meine warme Teilnahme kann er nicht verkennen, darum beherzige er meinen Fingerzeig! Übrigens ist er im „Schützling" schon auf gutem Wege. Bruno Bauer habe ich nicht gesehen, obgleich ich ihn aufsuchte und, dem mir gewordenen Rat folgend, mit dem Fuß, anstatt mit dem Finger bei ihm anklopfte; er bildet eine Art von Gegensatz zu Klein, indem in ihm ein einzelnes Vermögen auf Kosten aller übrigen ungebührlich hervorgetreten ist, und ich hätte mir ihn schon aus diesem psychologischen Grunde gern gegenständlich gemacht.

Aus Hamburg.

1853.

I.

Sie waren so freundlich, mich zu einigen Reiseberichten aufzufordern. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, denn ohne einen äußern Grund komm' ich selten oder nie dazu, Eindrücke zu fixieren, und doch verdient so mancher, festgehalten zu werden. Wird doch gerade das Eigentümlichste nur im Fluge erhascht, indem die feinsten Unterscheidungslinien gleich verschwinden, wenn man näher herantritt, um den Gegenstand in prosaischer Beschaulichkeit zu mustern, so daß man auf eine Traumerscheinung loszuschreiten glaubt und plötzlich vor einem ganz ordinären Baum steht, dessen Rinde zufällig so abgesprungen ist, daß der Stamm einem Menschenangesicht gleicht! Dennoch fürchtete ich fast, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen zu können. Nicht bloß aus dem gewöhnlichen Grunde, weil der neue Stoff sich immer schon zudrängte, bevor der alte noch bewältigt war, und weil es eben so schwer hält, eine Fülle aphoristischer Phantasien und Halbgedanken zu einem Totalbilde zu verknüpfen, als aus den Blumen des Feuerwerkers einen Strauß zu winden! Die Melancholie war diesmal meine Begleiterin, die alte Schlange, von der die Edda erzählt, die sich aber nicht bloß um die Erde, sondern auch um jeden Menschen, den sie trägt, herum ringelt, hörte nicht auf, mich zu stechen, und man soll sich nach meinem Gefühl bei düstern Stimmungen so fest in sich selbst verschließen, wie die Toten in ihre Gräber, die ja auch ihre Schmerzen und Geheimnisse nicht ausplaudern. Der unaufhörliche graue Regen, hin und wieder mit grellen Sonnenblicken vermischt, war wenig geeignet, diesen geistigen Nebel zu verscheuchen, der wohl jedes tiefere Gemüt von Zeit zu Zeit zu Boden drückt, aber Frühling, Sommer und Herbst, wenn sie in reizendster Mischung einmal zugleich hervorträten, würden auch nichts gegen ihn ausrichten. Es gibt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Dissonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, sondern das dem Leben selbst in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieses Weh ist nur derjenige geschützt, der die Weltwurzel auszuziehen versteht, wie die Köchin eine Petersilienwurzel. Der Mensch erwehrt sich seiner mit den Jahren zwar mehr und mehr, und wär' es selbst dadurch, daß er mit Swift ausruft: „Vive la bagatelle!“; aber es kehrt immer wieder, und

wer weiß denn, ob der Tod nicht gerade dann eintritt, wenn es uns zum erstenmal über den Kopf wächst, denn für rein zufällig kann ich ihn nicht halten, und auf die Verknöcherung der Organe und die Vertrocknung der Säfte möchte ich ihn auch nicht gern allein zurückführen. Die Tröstungen der Liebe und der Freundschaft vermögen über einen solchen Gemütszustand eben so wenig viel, wie die Natur; er muß durchgemacht werden, wie eine Krankheit, und sein Charakteristisches liegt eben in der gänzlichen Vereinsamung und der damit verbundenen Unzugänglichkeit. Jetzt ist er vorüber und die raschere Herstellung verdanke ich Helgoland; bevor ich aber von diesem wunderbaren Felsen spreche, sei mir ein kurzer Rückblick auf die vorhergegangenen Stationen gestattet!

In Dresden freute ich mich sehr, nach einem langen, langen Zwischenraum Gutzkow einmal wieder zu sehen und mich zu überzeugen, daß das Gesättigte seiner letzten und bedeutendsten Produktion, der „Ritter vom Geist", auf ihn selbst übergegangen ist; wir erinnerten uns der Tage, die wir in Hamburg miteinander verlebten, und nicht ohne Rührung sah ich einen Sohn neben ihm am Tisch Platz nehmen, der jetzt fast so groß war, wie der Vater selbst, und dessen Geburt ihm gerade angezeigt wurde, als wir einst in der „Stadt Petersburg" miteinander aßen. Die Kinder treten uns schon auf die Fersen, wir müssen uns beeilen, wenn wir noch etwas vollbringen wollen! Auch die Gemäldegalerie machte wieder den gewohnten tiefen Eindruck auf mich; nur ist dieser bei mir nie ein heiterer und war es jetzt natürlich am wenigsten. Ich kann eher in einem Beinhause ohne Erschütterung umher wandeln, als in einem Bildersaal, denn ein Haufen weiß gebleichter Knochen und ein Haufen Steine sind nicht weit auseinander; aber ein im Fluge durch den Pinsel aufgefangenes Lächeln, ein schmelzender Blick, ein Zucken des Mundes und dabei der Gedanke an Staub und Asche, das packt mich mit Überwältigung! Nur das, was nie gelebt hat, weil es entweder unter den Händen des Stümpers Schatten und Schemen blieb, oder weil es, wie die Raphaelsche Madonna, gleich bei der Geburt dem Dunstkreis des Atmens durch den Meister entrückt wurde, macht davon eine Ausnahme. In Berlin hatte ich Gelegenheit das große Talent eines österreichischen Landsmannes, des Professors Schramm aus Teschen, in neuen Proben zu bewundern und halte es für Schuldigkeit, auf seine Leistungen aufmerksam zu machen. Er hat ein Album der Zeitgenossen in Bleistiftzeichnungen angelegt und kam zu mir, um das schon vor drei Jahren angefangene Bild von mir zu vollenden. Daraus konnte wegen Kürze der Zeit freilich nichts werden, aber ich ließ

mir den inzwischen entstandenen Zuwachs zeigen und war namentlich über das Porträt Tiecks erstaunt, das in Auffassung und Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Einige Blätter aus diesem Album würden eine Zierde der Wiener Kunstausstellung sein. Hamburg empfing mich, wie schon so oft, mit einem Regen, der nicht von oben, aus des Äthers Höhen, sondern aus einem ausgedrückten Schwamm zu kommen schien; dabei wurde ich aus einem Orgelkasten, der fast im Schlaf gedreht wurde, angeorgelt: „Freut euch des Lebens!“

II.

So unfreundlich Hamburg mich auch begrüßte, so überreich hat es mich dafür durch eine ganze Reihe der schönsten Tage entschädigt. Hamburg ist und bleibt eine der allerinteressantesten Städte Deutschlands! Äußerlich mahnt es, so auffallend dies auch klingen mag, vielfach an Venedig. Die Alster mit ihren beleuchteten Böten, aus denen Gesang und Musik erschallt, steht an einem reizenden Sommerabend gar nicht zu weit hinter der Riva oder dem Canal grande zurück. Wer aus eigener Anschauung vergleichen kann, wird über die Ähnlichkeit staunen. Aber auch die Altstadt, mittelalterlich zusammengeschoben und finster, wie sie ist, bietet Punkte dar, die unmittelbar aus Venedig herübergeholt zu sein scheinen. Man stelle sich nur an eins der dunkelgrün dahinschleichenden Fleete, die sie in krausen Windungen durchziehen, und frage sich! Links und rechts sind Pfähle eingerammt, die einst vielleicht als stolze Eichen in einem schleswig-holsteinischen Walde aufwuchsen und jetzt gar demütig die Hamburger Kaufhäuser tragen; hie und da führt eine Brücke hinüber, und über den Wasser- oder vielmehr Sumpfspiegel gleiten die schwer beladenen Jollen langsam fort, um bei irgend einem Speicher anzuhalten. Freilich läuft überall eine mehr oder minder breite Straße nebenher, aber auch in Venedig kann zu Fuß gehen, wer keine Lust oder kein Geld hat, sich in die Gondel zu setzen. Ich hatte dieses Mal bei meinen Wanderungen durch Hamburg oft das Gefühl: dies sahst du schon im Traume, bis mir einfiel, daß ich es vor einem Jahr in Italien sah. Innerlich hat die alte Hansastadt allerdings mit der ehemaligen Meerkönigin nicht die geringste Verwandtschaft, und das erhöht noch das Eigentümliche des Eindrucks: dieselbe Retorte und eine so ganz andere Mischung! Hier haben wir den Norden vor uns, wie er sich ganz entschieden vom Süden lossagt, und nicht mit Schmerz und Resignation, sondern mit Lust und Behagen. Nicht an der Spree muß stecken bleiben, aber auch nicht über die Elbe muß

hinausgehen, wer ihn kennen lernen will; diesseits des Strichs gibt es noch Kampf und jenseits stellt sich die Trauer ein. Nur hier stehen Gewinn und Verlust im Gleichgewicht: Formen und Farben vertrocknen und erlöschen, aber das Mark wächst dafür in den Knochen, und was der Erscheinung mangelt, das wird in die Tat gelegt. Tanzen muß man die friesischen Volksstämme, die sich hier alle zusammenfinden, nicht sehen; sie haben mehr Grazie, wenn sie pflügen und eggen oder als Matrosen im Sturm den Mastkorb erklettern, als wenn sie sich rhythmisch nach den „Götterklängen" der Musik bewegen. Ganz anders nehmen sie sich schon aus, wenn sie zu Pferde sitzen, und ich selbst habe einen Jugendfreund, der so mit dem Tier, das ihn trägt, zusammengewachsen zu sein scheint, wenn er über Hecken und Gräben dahinstürmt, daß er gar wohl zu der Fabel von den Zentauren Anlaß geben könnte, falls sie nicht längst erfunden wäre. Schön aber werden sie erst auf dem Schlachtfeld, denn nur da fällt Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zusammen, und seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schlagen sie sich nicht bloß, weil es ihnen Pflicht dünkt, sondern noch mehr, weil es ihnen Wollust ist. Nicht selten begegnet man noch einer felsenhaft aufgebauten und dabei doch von Milde umflossenen Männergestalt, die an den starken Bauer mahnt, von dem die holsteinischen Chroniken erzählen, daß er alle Beleidigungen eingesteckt habe, weil er seine Fäuste gar nicht brauchen konnte, ohne zu töten. Doch glaube ich zu bemerken, daß der große Nivellierungsprozeß der Zeit, den Dampfböte und Eisenbahnen auf unberechenbare Weise fördern, das Charakteristische auch in Hamburg bedeutend angreift. Das gemeine Volk ist höflicher, natürlich auch pfiffiger geworden; wenn man nach dem Wege fragt, so wird einem, wie mir früher sehr oft begegnete, die Richtung nicht mehr stumm durch den ausgestreckten Arm oder den erhobenen Fuß angedeutet, sondern es wird eben so artig als umständlich Bescheid gegeben; auch lachen die Mägde nicht mehr hinter einem Schnurrbart her, den sie ehemals nie ohne Hohn passieren ließen. Die Sonntagsschulen haben dies Resultat geliefert, auch der Mäßigkeitsverein soll floriren, und vielleicht wird bald gar kein Arbeitsmann mehr gefunden, der, wenn er sich in trunkenem Zustande im Jungfernstieg an einen Baum stößt, sich indigniert umwendet und dem Baum zuruft: Kann Er S........l nicht sehen, daß Er nicht ausweicht? Dagegen hat der Kalender, der in der ganzen übrigen Welt stabil zu sein pflegt, in Hamburg an Eigentümlichkeit gewonnen, wenigstens die Ausgabe desselben, deren man sich auf den Komptoiren bedient. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich, ihn zufällig in die Hand nehmend,

mitten unter den Heiligen diverse Hamburger Kaufleute erblickte, als ich neben Cyrillus und Laurentius, Cyprian und Sylvester wohlbekannte Börsennamen, wie Schröder, Amsingk usw. eingetragen fand! Das ist ganz neu und geht denn doch etwas weit!

III.

Wienbarg war es, der mich nach Helgoland hinübertrieb. Niemand konnte mich leichter dazu überreden, als er, denn sein Name ist durch sein noch bei weitem nicht genug gewürdigtes Tagebuch so untrennbar mit Helgoland verbunden, daß man ihn den Genius des Eilandes nennen kann. Es war mir eine große Freude ihn nach langer Trennung einmal wieder zu sehen, und ich kann allen denjenigen, die ihn für verschollen halten, weil er mehr, wie sie, in der Tiefe zu tun hat und darum von Zeit zu Zeit für längere oder kürzere Frist verschwindet, die Versicherung geben, daß seine Taten keineswegs schon hinter ihm liegen. Man wirft die Lebendigen in unserer Periode überhaupt etwas vorschnell zu den Toten und greift dem ruhenden Herkules nur gar zu gern nach der Keule, weil er sie nicht gegen Ratten und Mäuse braucht. Der Verfasser der „Ästhetischen Feldzüge,“ die trotz mancher Einseitigkeiten einst um so tiefer einschnitten, als sie sich von aller Abstraktion fern hielten und dennoch meistens den innersten Lebensnerv trafen, wandelt jetzt mystische, tief verschlungene Wege. Er brütet über dem Geheimnis der Sprache und es sind ihm Lichter aufgegangen, die nur derjenige zu würdigen weiß, der sich selbst in den Gegenstand vertieft und wenigstens seine allumfassende Natur erkannt hat. Denn die Sprache ist das erste Produkt des großen poetischen Prozesses, der alle Elemente der Welt in sich aufnimmt, um sie zu steigern und zu verklären; sie ist selbst ein Gedicht und schwebt wie ein solches auf wunderbare Weise zwischen Willkür und Gesetz in der Mitte. Das muß man freilich wissen, wenn man gegen Wienbargs Bestrebungen gerecht sein soll. Übrigens denkt er daran, auch seine journalistische Tätigkeit wieder aufzunehmen, und es wäre zu wünschen, daß seine „Norddeutsche Zeitung“ recht bald zustande käme, damit Gutzkows „Telegraph“ endlich in Hamburg ersetzt würde. Wienbarg sollte ich denn auch die Bekanntschaft mit seinem geliebten Helgoland schuldig werden und wenn, wie ich glaube, ein durchaus eigentümlicher, mit gar keinem anderen vergleichbarer Eindruck ein Gewinn fürs Leben ist, so muß ich ihm danken, denn dieser Fels hat eine wirkliche Urphysiognomie.

Von der Überfahrt nach Helgoland sage ich nichts. „Der Schiffe mastenreicher Wald" im Hamburger Hafen, an sich allerdings imponierend genug, wird jedes Jahr hundertmal beschrieben; Nienstädten, Blankenese usw. findet jeder, der vorbei kommt, reizender als ich, der ich das Neue und Niedliche in der Natur ebensowenig als in der Kunst leiden kann, und dem Kraken, von dem der Walfisch eine bloße Laus sein soll, bin ich nicht begegnet. Doch will ich Ihnen eine hübsche Geschichte nicht vorenthalten, die mir erzählt wurde, als wir den Brunsbüttler Kirchturm, die äußerste Spitze meines Vaterländchens Dithmarschen, im Gesicht hatten. Dort strandet vor Jahren ein Schiff, auf dem sich ägyptische Mumien befinden. Diese werden aufgefischt, als menschliche Leichname erkannt und von meinen Landsleuten nach frommem christlichen Brauch begraben. Die Glocken werden geläutet, die Chorknaben singen, der Prediger spricht ein Vaterunser, und vielleicht ist es König Rampsenit nebst Familie, dem die Ehre widerfährt. Regt das nicht zu ganz eigenen Gedanken über unser Schicksal im Tode an?

Wir hatten konträren Wind und brauchten deshalb etwas länger Zeit wie gewöhnlich; gegen sechs Uhr abends tauchte der rötlich gesprenkelte Fels aber vor uns auf. Denken Sie sich einen kolossalen steinernen Würfel, notdürftig mit Erde bedeckt, so daß Kartoffeln und Rüben eben gedeihen, überall steil abschüssig, vielfach zerklüftet und zersägt, und Sie haben Helgoland vor sich. Denken Sie sich ein emsiges Völkchen dazu, das sich in ewiger Rührsamkeit ameisenhaft anklammert, als ob von dem ganzen großen Planeten nur noch dieser kleine, dem Zerbröckeln nahe Rest übrig geblieben wäre, und Sie sehen die Helgoländer. Nirgends wird mehr eingesetzt, um weniger zu gewinnen, als hier, aber gerade die schmale Situation ist dem Durchschnittsmenschen am zuträglichsten, und darum haben die hiesigen Fischer und Schiffer mehr Rundes und Abgeschlossenes, als alle Dichter und Philosophen zusammengenommen. Mich begünstigte das Wetter ausnehmend; es veränderte sich jeden Augenblick und so hatte ich Gelegenheit, Insel und Meer während meines kurzen Aufenthalts in allen möglichen Schattierungen kennen zu lernen. Den ersten Tag erlebte ich einen Sturm, der die Bänke auf dem Oberland umstürzte, obgleich sie in die Erde eingegraben sind, und die Schafe, die der Milch wegen zahlreich gehalten werden, fast heruntergefegt hätte. Mit Entzücken sah ich, auf die einzige alte Kanone gelehnt, durch die England sich hier gegen das mächtige Deutschland verteidigt, dem tobenden Wogenspiel zu meinen Füßen stundenlang zu; die Nordsee ist ja auch meine Amme, wenn sie an der dithmarsischen Küste ihr wildes Zerstörungslied

auch nicht ganz so grausenhaft singt, und sie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich selbst weiß, denn ich höre sie viel zu gern, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen sollte. Diesmal erleichterte sie mich: auf einem Schlachtfeld tut niemand der Finger mehr weh, und wer einem Kampf zwischen der Erde und dem Meer zuschaut, dem löſ't sich die Spannung in der eignen Brust. Der Abend spannte einen Regenbogen über die Insel, wie ich nie einen ähnlichen erblickte, und der folgende Tag endigte mit einem herrlichen Sonnenuntergang.

Doch gehört das Schöne eigentlich nicht hierher, so wenig wie die lackierten Häuser oder wie die Kursäle und Konversationshallen mit ihren Pharotischen und Musikbanden, es stimmt nicht zum Grundton und man möchte es nach Italien heimschicken, woher es kommt. Rührend und höchst charakteristisch für die engen, knappen Verhältnisse der Insel schien mir eine Anekdote, die mir mein Freund Franz, ein geborener Helgoländer, der seinem Felsen treu geblieben ist, mitteilte. Eine alte Frau kommt in ihrem Leben zum erstenmal aufs feste Land. „Mein Gott, mein Gott — ruft sie mit Tränen aus — wie groß ist deine Welt!"

Ein Schloß und eine alte Familiengruft.*)

Die Zeitungen meldeten vor einiger Zeit ein furchtbares Unglück. Auf einem Schloß in Steiermark, hart an der ungarischen Grenze gelegen, wird der Sonntagsgottesdienst abgehalten. Es ist ein wunderbar schöner Morgen, die Kapelle kann die Zahl der von allen Seiten heranströmenden Andächtigen nicht fassen, und der Geistliche muß sich, wie es in ähnlichen Fällen schon öfter geschah, zu einer Predigt im Freien entschließen. Der Schloßhof ist groß, die steyrische und die ungarische Ritterschaft pflegte sich seiner in früheren Jahrhunderten zu den glänzendsten Turnieren zu bedienen, und die für den „reichen Kranz" der schönen Damen bestimmten Galerien spinnen sich noch jetzt in länglichen, weit gestrecktem Oval um ihn herum. Dort, vor einem halb verwitterten steinernen Kruzifix, wird die Kanzel auf-

*) Vom 10. bis 16. September 1856 verweilte Hebbel auf Bertholdstein, der Besitzung seines Freundes, des Hofrat Nordberg. Eine kürzere Skizze, welche später zu dem hier vorliegenden Aufsatze erweitert wurde, findet sich im 2. Bande der Tagebücher, von S. 436—439.

geschlagen, und das heilige Werk beginnt. Aber plötzlich türmen sich Regenwolken, der blaue Himmel verfinstert sich, und ein schreckliches Wetter kommt zu raschem Ausbruch. Die Menge stiebt auseinander. Einige finden Schutz unter den dichten, dunkeln Zweigen des riesigen Nußbaums, der in der Mitte steht, die meisten stürzen die Treppe hinauf, die zu den noch immer wohl bedachten Galerien führt. Aber diese, längst gewohnt, nur noch den Gutsherrn oder einen seiner Gäste auf einer späten Wanderung in der Abenddämmerung zu tragen, brechen zusammen unter der neuen Last, die vermorschten Balken geben nach, die Pfeiler wanken, und wie der entsetzte Menschenhaufe sich nach und nach aus dem Chaos der Stein- und Holztrümmer wieder loswickelt, bleibt mehr als einer liegen und wartet auf die Posaune des jüngsten Gerichts.

Diese Zeitungsnachricht war für mich der letzte Strich an einem mir wohl bekannten Bilde, das in voller Farbenfrische wieder vor mir auftauchte, als sie mir vor die Augen kam, und ich rief unwillkürlich aus: so mußte es kommen, wenn das Ganze einen Abschluß erhalten sollte, nun ist es endlich rund! Ich war nämlich mit dem alten Schlosse so vertraut, wie eine der Mäuse, die auf seinen Böden oder in seinen Kellern hausen, denn ich war vor Jahren einmal drei Tage lang darin herumgeklettert und hätte es schon damals natürlich gefunden, wenn es eingestürzt wäre, so wie ich ihm wieder den Rücken gewandt hatte. Als nun bald darauf in den Blättern eine offenbar vom Gutsherrn selbst hervorgerufene Berichtigung erschien, die zu beweisen suchte, daß die Wunden eigentlich keine Wunden, die Toten keine Toten gewesen seien, da trat auch dieser mein Freund, überall ein ernster, Ehrfurcht gebietender und erzwingender Mann, aber hier wider Wissen und Willen eine durchaus humoristische Erscheinung, in heller Beleuchtung wieder vor meine Seele hin, und mit ihm sogleich der seltsamste Kontrast, der vielleicht jemals zwischen der Natur eines Besitztums und der seines letzten Eigentümers bestanden hat. Wenn der Sarg Karls des Großen bei der neuesten Eröffnung des Grabes mit allen Resten durch irgendeinen der rätselhaften Zufälle, an denen die Weltgeschichte reich ist, in die Hände eines Trödlers, statt in die des ehrwürdigen Domkapitels geraten wäre, so hätte sein Schicksal nicht wunderlicher ausfallen können, wie das des alten Schlosses. Die Knochen würden durch sich selbst, als die eines Menschen und mutmaßlichen Christen, wenn auch nicht die eines Kaisers und unsterblichen Helden, vor Profanierung geschützt worden sein und ihr stilles Plätzchen innerhalb der Kirchhofsmauer neben der Asche eines ehrsamen Schuster- oder Schneidermeisters eingeräumt er-

halten haben. Aber die Überbleibsel der byzantinischen Seide und des venetianischen Samts, die unzerstäubt gebliebenen Fetzen alter Pracht und Herrlichkeit, in die man sie eingeschlagen fand, hätten sich nur zu leicht in die Bude eines Puppenspielers verirrt, um den abgeschabten Purpurmantel König Davids zu ersetzen, und der Sarg, wenn er anders, was ich nicht weiß, was sich aber bei der langen Dauer doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, nicht von Holz, sondern von Marmor oder von Blei war, hätte in dem einen Fall ohne Zweifel an die Stelle eines Brunnentroges treten, in dem anderen in Dachrinnen- oder Kanonenkugelgestalt seine unfreiwillige Auferstehung feiern müssen. Nicht besser war das Los des alten Schlosses gewesen, nur mit dem Unterschied, daß mein Freund, weit entfernt, bei der Veränderung desselben durch den Vorteil bestimmt zu werden, im Gegenteil sein Geld mit beiden Händen aus dem Fenster warf, um das zu beseitigen, was er ein wüstes Durcheinander nannte und was ihn in innerster Seele anwiderte. Er ging in der verfallenen Totenburg wie ein modernes Gespenst umher und hätte die Geister der Abgeschiedenen, wenn er ihnen sichtbar geworden wäre, gewiß mehr erschreckt, wie sie ihn.

Seltsame, phantastisch-eigentümliche Stunden, die mich märchenhaft zwischen zwei entgegengesetzten Welten schaukelten, soll ich euer Gedächtnis wieder herauf rufen? Es werde hier in flüchtigen Umrissen versucht! Ungern folgte ich der Einladung meines Freundes, so sehr die klaren, goldenen Herbsttage auch zu einem letzten Ausflug vor der nahen Wintersperre lockten, denn ich hatte mich schon tief in eine Arbeit eingesponnen, und die künstlerische Produktion hat das mit dem Traum gemein, daß man sich auf sie ebensowenig vorbereiten, als sie, einmal unterbrochen, willkürlich wieder aufnehmen kann. Aber ich hatte ein Versprechen gegeben, wenn auch allerdings nur, wie in solchen Fällen gewöhnlich, in der sicheren Erwartung, daß ich an die Erfüllung nie gemahnt werden würde; ich wurde wider Erwarten daran erinnert, wie ein ehrlicher Schuldner an den Verfalltermin seines Wechsels, und mir blieb, da mein Freund kein Mann der Ausreden war und, wie ein spanischer Zahori*), unter dem üppigsten Gras- und Blumenwuchs noch die Toten in der Erde liegen sah, durchaus nichts weiter übrig, als alles beiseite zu werfen und das Gelübde abzulegen, künftighin vorsichtiger zu sein. Doch war es nicht ganz so; alte Schlösser, um die Leben und Tod miteinander zu ringen scheinen, haben von

*) Zahori: eine Person, die nach einem spanischen Volkswahn, alles Verborgene sieht, wenn es auch unter der Erde liegt.

Jugend auf einen unendlichen Reiz für mich gehabt, und auch mit meinem Freunde verkehrte ich trotz des schneidenden Widerspruchs unserer Naturen von Zeit zu Zeit sehr gern, denn wir standen, die großen Verhältnisse beiseite gesetzt und den Vatermord, sowie die Verschwörung von Brutus und Cassius abgerechnet, ungefähr so in der Welt zueinander, wie Hamlet und Julius Cäsar im Shakespeare, und es imponierte mir gewaltig, wenn er, von seinem ausgebreiteten amtlichen Wirkungskreise her an rasches Handeln gewöhnt, in viel kürzerer Frist tausend Pläne realisierte, als ich einen einzigen ersann, und das im Handumkehren vollbrachte, wo ich eines monatelangen Anlaufs bedurft hätte, wogegen er meinen Träumen zuweilen auch nicht ungern ein geneigtes Ohr lieh. So ergab ich mich denn auch bald in mein Schicksal, und kaum war ich auf der Eisenbahn, als die alte Reiselust in mir mit voller Gewalt wieder erwachte und mich vorwärts trieb. In früher Morgenstunde, nach einer nächtlichen Fahrt, die durch ein interessantes Gespräch mit Unbekannten, wie ich es liebe, rasch genug verstrich, erwartete mich auf einer Hauptstation mein Freund mit seiner Equipage, und nun ging's ins Land hinein, tief und immer tiefer, an allen Raabfürsten vorbei, wie Kaiser Josef die breit über den ganzen Fluß gelagerten Müller nannte, bis das alte Schloß mit dem seltsamen steinernen Ausrufungszeichen, das seinen Turm vorstellte, aus dunkelm Waldesgrün vor uns auftauchte. „Das ist das einzige, was ich nicht verändern werde," sagte mein Freund, indem er auf die phantastische Turmspitze deutete, „denn ich denke sie ganz abtragen zu lassen, wozu brauchen wir Türme, wenn keine Glocken darin hängen?" Wir kamen an einem Garten vorbei, aus dem uns eine Menge goldener Tafeln mit türkischen und persischen Inschriften anblitzten; er gehörte dem größten Orientalisten unserer Tage und stach in seiner minutiösen Zierlichkeit höchst wunderlich gegen die Urzustände ab, die bei der Nähe von Ungarn schon auf unzweideutige Weise hereinzubrechen begannen. Bald erreichten wir unser Ziel, mußten aber auf der letzten Strecke, wo es etwas rasch in die Höhe ging, den Wagen verlassen, wenn wir den Hals nicht riskieren wollten, so sehr verschlechterte sich der Weg, an dessen Aufbesserung finster blickende und kaum grüßende Bauern langsam und widerwillig arbeiteten. Eine alte Fassade, dicht mit Weinlaub umsponnen und von ehrsamer Steinmetzenhand mit plumpen Figuren geschmückt, lud zum Eintritt ein; ein ungeheurer Hof, um den eine lange Reihe von Generationen im widersprechendsten Geschmack die grell voneinander abstechenden Gebäude zusammengeschoben hatte, empfing uns; ein unheimlicher Brunnen von schwindelerregender Tiefe, über

den ein gewiß hundertjähriger Nußbaum seine düstern Zweige senkte, bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Ich fühlte mich in eine ferne Vergangenheit entrückt und wäre dem Eindruck gern noch ruhig nachgehangen, aber mein Freund rief mir zu: „Stoßen Sie sich jetzt an nichts, das wird alles in ein paar Jahren ganz anders aussehen; die Fassade lasse ich einreißen, den Brunnen verschütten, und auch der Baum hat uns die längste Zeit hier die Schlafzimmer dunkel und feucht gemacht!“ Ehe ich mich noch von dieser entsetzlichen Eröffnung erholt hatte, durchschritten wir schon die Säle, welche der verschönernden und umbildenden Hand meines Freundes bereits zum größten Teil erlegen waren. Kolossale Räumlichkeiten, durch längere oder kürzere Korridore miteinander verknüpft, breiteten sich labyrinthisch verschlungen vor mir aus; die Korridore waren noch unverändert, geputzte Mohren-Könige und Königinnen, seltsam grimassierend, grinsten aus verblichenen Goldrahmen von den Wänden auf mich herab, von geschwollenen allegorischen Gestalten, als da sind: Sommer und Winter, Liebe und Gerechtigkeit, fratzenhaft unterstützt; die Säle trugen schon den modernen Stempel. Sie waren an Schränke gewöhnt, in deren Schubladen ein Pariser Salle à manger Platz gehabt hätte, an Tische, die für das ganze Corps de ballet einer kleinen fürstlichen Residenz geräumig genug gewesen wären; das sah man an den Kaminen, die mit Bequemlichkeit einen mäßigen Eichbaum auf einmal in ihren Molochbauch aufnehmen konnten. Jetzt standen elegante Diwans und Stühle der neuesten Façon umher, die hier früher ganz vortrefflich als Nippesachen zur Belustigung der Kinder hätten dienen können, und darüber hingen alte Familienbilder, worunter ein zornig darein schauender Gaugraf besonders hervortrat, der mit seinem Richterstab auf einen hinter ihm auflodernden Scheiterhaufen deutete, und dem gegenüber seine Gemahlin, eine gespreizte Dame mit stumpfblödem Gesicht, die einen scheußlichen Affen liebkoste, placiert war. Nur der Trinksaal war unverändert, und ein Loch in der Mauer, durch das er mit dem Keller in unmittelbarer Verbindung stand, so daß der Wein, in gewaltigen Krügen von Hand zu Hand gereicht, gleich vom Faß auf den Tisch wandern konnte, mahnte eindringlich an das goldene Alter der deutschesten aller Künste, der edlen Methologie oder, wie Lichtenberg will, Methyologie, an die fernen, fernen Tage, wo der „Stiefel“ erfunden wurde, der auch den herzhaftesten Enkel noch jetzt mit Ehrfurcht und schaudernder Rührung erfüllt, wenn er ihm in einer Raritätenkammer, denn dahin ist er leider verbannt, einmal vor die Augen tritt; an die Heroenzeit, wo die Zecher sich gar nicht niedersetzten, als mit dem feierlichen Gelübde, vor Ablauf von vollen dreimal

vierundzwanzig Stunden nicht wieder aufzustehen, und wo sie sich, selbst den Schwächen einer Urweltsnatur mißtrauend und bekannt mit den Verlockungen einer Streu im Winkel, gleich fest zusammenbanden, um sich das Halten des Schwurs gegenseitig zu erleichtern. Mit Staunen betrachtete ich mir dies Loch und überzeugte mich so recht, daß jede Generation Schöpfergeist genug besitzt, um das hervorzubringen, was ihr gerade am nötigsten ist, und daß darum keine auf die andere mit Hochmut und Dünkel herabschauen, die der Eisenbahnen und der Dampfschiffe z. B. in ihrer Aufgeblasenheit die bescheidene des „Trink-Stiefels“ nicht verachten soll, obgleich sie unleugbar rascher vorwärts kommt, wie diese, die sich mehr auf Sitzen- und Liegenbleiben eingerichtet hatte. Eine Wendeltreppe von nur drei weit auseinander liegenden Stufen führte in den Keller hinunter, aber mit welcher Weisheit war sie erbaut, so eng nämlich, daß niemand seines benebelten Kopfes wegen umfallen konnte, der dahin gestellt wurde, um die Löschanstalt mit versehen zu helfen, was gewiß, wenn man die Verhältnisse in billige Erwägung zieht, eben so viel Anerkennung verdient, wie die Konstruktion der so allgemein angestaunten künstlichen Achse, die unsere Lokomotive vor Stockungen bewahrt. Dieser mir so unerwartet aufgestoßene neue Beweis der ursprünglichen Tüchtigkeit und Solidität „Deutscher Nation“, die sich nicht einmal in dem verleugnet, was die Nachbarvölker unsere Laster zu nennen pflegen, brachte mich fast zum Schwärmen, und schon wollte ich, in immer höhere Gebiete aufsteigend, und nach Anleitung von Sturms Morgenandachten der heilsamen dreifachen Verwendbarkeit des menschlichen Mundes gedenkend, mit Stolz ausrufen: mag der närrische Franzos' den ersten Einfall gehabt und also auch aller Welt das erste Wort weggeschnappt, mag der Ur-Britannier die erste Langeweile verspürt und das erste mustergültige Gähnen zustande gebracht haben, sicher hat der Teutone den ersten Schluck getan. Da aber klopfte mein Freund mich auf die Schulter und sprach: „Das alles wäre schon im Frühling beseitigt worden, wenn nur Maurer zu bekommen gewesen wären, doch der Schnee soll nicht fallen, bevor nicht auch hier aufgeräumt ist.“ Jetzt überließ er mich mir selbst, weil er mit Verwalter und Jäger zu verhandeln hatte, und ich konnte nach Lust und Laune herum steigen und klettern. Ich traf überall dasselbe: versunkene Pracht und Herrlichkeit und notdürftige Restauration, kümmerliche Herstellung des einzelnen durch mühsames Zusammenflicken, ohne Sinn für das Ganze, ein Totengerippe, in Halskrause und Manschetten gesteckt, aber darum im Winde nicht weniger gräßlich klappernd. Die Dämmerung brach allmählich herein, und indem ich, die rasch

durchstöberten Böden verlassend, meinen Entdeckungsgang beim letzten Licht des scheidenden Tages auf dem im Eingang geschilderten Galerien-Oval fortsetzte, geriet ich unversehens in ein neues Labyrinth von größeren und kleineren Gemächern hinein, welche ehemals die Pfarrwohnung vorgestellt haben mochten. Sie waren ganz leer und ich wäre gleich wieder umgekehrt, wenn ich nicht eine menschliche Gestalt bemerkt hätte, die unheimlich an den Wänden dahin schlich und sich offenbar vor mir zu verbergen suchte. Ich schritt auf sie zu, sie wandte sich, als sie dies sah, augenblicklich um und bat mich, sie nicht zu verraten. Es war ein Mann, der dieses verdächtige Gesuch mit heiserer Stimme vorbrachte, und im höchsten Grade erstaunt, forderte ich ihn auf, mir aus der Halbfinsternis der dumpfen Räume auf die Galerie ins Freie zu folgen. Er gehorchte ungern, aber er tat's, und welch ein Jammerbild stand vor mir, als er in die roten Strahlen des verglühenden Abends hinaus trat! Ein bleiches Gesicht mit sanften Christusaugen blickte schüchtern zu mir auf, ein Rock, aus so vielen Fetzen und Lumpen zusammengestückt, daß er an Papagenos Federkittel erinnerte, und auch, wie dieser, vor dem leisesten Luftzug in flatternde Bewegung geriet, war um einen fast durchsichtigen Körper geschlungen, und die mageren Hände hielten ein halb verzehrtes Stück Schwarzbrot. Es war kein Missetäter, der sich vor mir zu verstecken gesucht hatte, es war der Schulmeister, der den Kindern der wenigen Dorfhütten, die in der Nähe herumlagen, den notdürftigsten Unterricht erteilte und der sein undankbares Handwerk, wie ein Verbrecher, in einem Schlupfwinkel betrieb, zu dem sich seine Zöglinge selbst ängstlich hinauf stehlen mußten. Das hing, wie ich auf meine Fragen erfuhr, so zusammen. Das alte Schloß war nur als eine an sich wertlose, aber von dem übrigen Güterkomplex nicht zu trennende Beigabe neben den Äckern und Waldungen in den Besitz meines Freundes gekommen als ein Trümmer- und Steinhaufen, der höchstens die Materialien zu einem neuen Bau liefern konnte. Dezennien lang hatte es wüst und öde dagelegen, ja in so weit geradezu herrenlos, als niemand Eigentumsrechte geltend machte; durchstreifende Zigeunerbanden hatten darin ihr Quartier aufgeschlagen, versprengte Honveds ihr Asyl gefunden, kein Wunder, daß auch die Bauern sich dort eine wohlfeile Schulstube ausgesucht hatten. Das war nun alles anders geworden, und der arme Mensch, vom Verwalter nur halb und halb und auf Bedingung geduldet, fürchtete, daß er ausgejagt werden möchte wie Vagabunden und Räuber, und mied darum das Auge des Gutsherrn. Darüber konnte ich ihn nun nicht nur beruhigen, sondern ihm auch bei dem Charakter meines

Freundes, ohne das Geringste zu wagen, eine gründliche Verbesserung seiner traurigen Existenz versprechen, und so wurde er für seinen Schreck durch eine Hoffnung belohnt, die gleich am nächsten Tage glänzend in Erfüllung ging. Die Nacht senkte sich, und mir wurde neben der Kapelle, in der sich zugleich die Gruft befand, mein Schlafgemach angewiesen; nur ein einziger Saal, von dem aus eine Treppe mit unverschlossener Tür hinunterführte, trennte mich von ihr, der Nußbaum klopfte mit seinen Zweigen, wenn ein Windhauch hindurch strich, ab und zu an mein Fenster, zuweilen warf er auch, wie ich in der Stille an dem Plätschern des Wassers deutlich vernehmen konnte, eine seiner schweren Früchte in den Brunnen hinunter. Doch bekam ich die Ohren für dies alles erst später, als ich schlaflos in meinem Bette lag, denn ich und mein Freund blieben lange beisammen, und er teilte mir eine Menge Sagen mit, die sich an das Schloß knüpften. Besonders eine scheint mir erhaltungswert. Es steht im Hof ein steinerner Johannes, der sich dadurch von allen übrigen Standbildern des vielverehrten Heiligen unterscheidet, daß er bedeutungsvoll den Finger der rechten Hand auf den Mund gelegt hält; er war mir in seiner Nische, trotz des wilden Ahorns, der ihn zur Hälfte verdeckte, keineswegs entgangen. Dieser soll so zustande gekommen sein. Eine schöne junge Dame, vom Grafen heimgeführt, zieht als Gebieterin ein und waltet des Amts der Schlüssel etwas strenger, als dem Gesinde, das bis dahin sich selbst überlassen war, lieb sein kann. Sie wird eines Abends ans Fenster gelockt, durch einen Brief, wie es heißt, den man mit dem roten Siegel gegen die Scheiben drückt, und den sie in Empfang nehmen will; wie sie aber näher tritt, fällt ein Schuß, und wohl getroffen sinkt sie ihrem rasch und bestürzt vom Familientisch herbeispringenden Gatten tot in die Arme. Der Verdacht haftet auf jedermann und darum auf keinem; viele Jahre später aber stirbt die Försterin, welche die Wirtschaft vor ihr geführt und nach ihr wieder übernommen hatte, und diese ordnet in ihrem Testament bei Strafe der Enterbung die Errichtung der rätselhaften Statue mit dem Attribut des Schweigens an, denn der heilige Johannes habe ihr sein Wort gehalten und sie wolle ihm auch das ihrige nicht brechen. Bevor wir auseinander gingen, vertraute mein Freund mir noch, daß er mich aus einem ganz besonderen Grunde gerade jetzt auf sein Schloß zitiert habe, und holte mit geheimnisvollem Lächeln aus dem Hintergrund des Zimmers ein großes Bild hervor. Es war ein Familienstück und, wie man auf den ersten Blick erkannte, aus alter, alter Zeit; um einen ernsten, geharnischten Ritter und seine demütig aus steifer Halskrause

hervorschauende Gemahlin gruppierte sich eine anmutige, zahlreiche Kinderschar. „Das sind die Grafen von L—,“ sagte mein Freund, „als das Gut von der Familie kam, haben sie dies Bild behalten; jetzt ist die letzte Enkelin gestorben und diese hat es mir unter der Bedingung vermacht, daß ich es in der Gruft aufhängen lasse. Das soll nun geschehen und Sie werden nicht ungern dabei sein!“ Damit verabschiedete er mich, folgte mir aber fast auf dem Fuß nach und legte ein Pistol neben mein Wasserglas. „Genieren Sie sich ja nicht, Gebrauch davon zu machen,“ rief er mir zu, „wenn Sie ungebetenen Besuch erhalten sollten, der Gast wird sich auch nicht genieren. Drei Stunden von hier hat man zu Mittag eine ganze Tischgesellschaft überfallen und sich zum Andenken nicht bloß die silbernen Löffel, sondern auch einige Ohren mitgenommen, und ich habe einen Brief vom benachbarten Postamt vorgefunden, worin ich aufgefordert werde, eine für mich eingelaufene Summe Geldes in Person zu erheben, weil man das Risiko des Schickens nicht mehr übernehmen könne. Wir sind an der ungarischen Grenze.“ Ich konnte nicht schlafen, doch nicht die Räuber des Bakonierwaldes störten mich in der Ruhe, sondern das Bild mit den frischen, rotwangigen Kindern, die auf der Tafel des Malers noch gaukelten wie Schmetterlinge im Sonnenschein, und die doch seit Jahrhunderten schon Staub und Asche waren und in meiner nächsten Nähe schlummerten. Ich horchte auf Nußbaum und Brunnen und ihr seltsames Zwiegespräch, ich dachte des humoristischen Fürsten S., der mir tausendmal auseinandersetzte, daß das Recht der Notwehr nach den neuesten Prinzipien der Juristen erst eintrete, wenn einem die Gedärme bereits um die Knie schlotterten und wenn man einen Zeugen darüber habe, aber nichts wollte helfen. Eine Beinkammer oder Schädelstätte hat nie etwas Schreckliches für mich gehabt; der dürre Knochen, der nackte Totenkopf stehen dem Stein schon viel zu nah, um mich noch lebhaft an den Menschen, dem sie einst angehörten, zu erinnern. Aber eine Gemäldegalerie, besonders wenn sie eine reiche Porträtsammlung hat, kann durch den auf der Leinwand festgehaltenen schalkhaften Augenstrahl und das mir von längst verblichenen Wangen entgegenflatternde Lächeln wahre Gespensterschauer in mir erwecken. Mit einer Waffe, deren ich nicht bedurfte, war ich versehen, aber an Schwefelhölzern fehlte es mir, und da man leider nicht Young zu sein braucht, um Nachtgedanken zu haben, und diese, je länger man sie gewähren läßt, um so finsterer zu werden pflegen, so entschloß ich mich zuletzt zu einem eigentümlichen Mittel, um mir wenigstens Licht zu verschaffen. Ich wußte, daß in der Kapelle die ewige Lampe

brannte, und ich dachte, daß ich als Ketzer mich ihrer wohl im Notfall zu einem profanen Zweck bedienen dürfte, ich ergriff daher meine Kerze und tastete mich nach dem Zwischensaal hinüber. Von dort leitete mich der schwach durch die gebrochene Tür dringende Schimmer sicher zur Treppe, und bald stand ich vor dem Altar und entzündete meine weltliche Flamme an der heiligen, die dort der Mater dolorosa loderte und sie spärlich beleuchtete. Nun sah ich mich flüchtig um, denn ich hatte die Kapelle, da sie von außen verschlossen war, noch nicht betreten. Sie war klein und eng, vergitterte Schränke waren an den Wänden aufgestellt, aus denen staubige Marien-Kronen, zerfetzte Priestermützen, verbogene Kelche und ähnliche Reliquien vorschauten, zu meinen Füßen befand sich eine kolossale steinerne Falltüre, die fast ein Dritteil des gesamten Raumes einnahm und ohne Zweifel ins Gruftgewölbe hinab führte. Ich eilte in mein Bett zurück und schlief nun sehr bald ein, verkehrte aber im Traum mit lauter Toten, mit einem Spielgefährten der frühesten Kindheit, mit der ersten Jugendgeliebten usw. Der Morgen war wunderbar schön, mein Freund gab wegen der Eröffnung des Grabes die nötigen Befehle, dann setzten wir uns in den Wagen, um die Umgebung zu besehen. Welch eine Baum- und Wälderpracht, welches Farbenspiel, welche Luft! In der Nähe Römergräber, reich an Münzen aus der Kaiserzeit, die Riegersburg, die man in ihrem Trotz architektonisch die unvergängliche nennen möchte, wie sie militärisch die unüberwindliche ist, Gleichenberg mit seiner Heilquelle usw. Erst spät kamen wir heim, und wie wir bei vortrefflichen Wein unsere fetten Rebhühner verzehrten, erfuhr ich von meinem in allen Gebieten bis aufs kleinste Detail unterrichteten Freunde einen neuen humanen Zug, durch den der Mensch seinen stummen Mitbrüdern auf gewohnte Art seine Liebe beweist; das Rebhuhn wird nämlich nicht abgestochen, sondern abgefedert, indem die Köchin ihm an einer bestimmten, durch die Tradition der Jahrhunderte ein für allemal festgesetzten Stelle eine starke Feder aus dem eigenen Leibe reißt und ihm mit dieser den Hals durchsticht. Aber welch eine Überraschung stand uns am nächsten, zum Aufhängen des Bildes anberaumten Morgen bevor! Die Eröffnung des Gruftgewölbes hatte während unserer Abwesenheit stattgefunden und war sogar viel leichter vor sich gegangen, als man zu hoffen gewagt hatte. Allein, was hatte man entdeckt! Statt der langen Reihe von kupfernen und bleiernen Särgen mti Silberschilden und Trophäen, wie sie im Laufe von wenigstens drei Jahrhunderten hinab gesenkt worden waren, einen wüsten Haufen von Totenschädeln und Gebeinen, unordentlicher

herumgesät, wie die aufgepflügten Überbleibsel der Tiere auf einem Ackerfeld. Ein schauerliches Verbrechen lag vor: Gräberschändung und Totenberaubung im scheußlichsten Grade, aber es konnte eben so gut vor fünfzig wie vor fünf Jahren verübt sein, und nur dies stand fest, daß die Missetäter viel Zeit gehabt haben und vor Störung sehr sicher gewesen sein mußten. Wir gingen in die Kapelle und schauten in den Schlund hinab: es war ein grauenvoller Anblick. Mein Freund sagte: „Es tut mir leid um Sie, nun müssen wir uns, wenigstens einstweilen, begnügen, das Bild vor dem Altar aufzustellen. Später werde ich die entweihten Reste meiner Vorgänger noch einmal feierlich bestatten lassen und mein eigenes Lager über dem ihrigen aufschlagen." Dabei lächelte er seltsam und reichte mir ein altes vergilbtes, mit stolzen Siegeln versehenes Dokument. Es war die Stiftungsurkunde des Erbauers, des Ahnherrn, dem nun sein ganzes Geschlecht in die ewige Nacht gefolgt war, und der in rührenden Worten die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß er „in diesem seinem lieben Schlafkämmerlein ruhig und ungestört schlummern werde bis an den jüngsten Tag".

Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke
in zwölf Bänden

*

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und
einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben
und eingeleitet von
Adolf Stern

*

Neunter Band

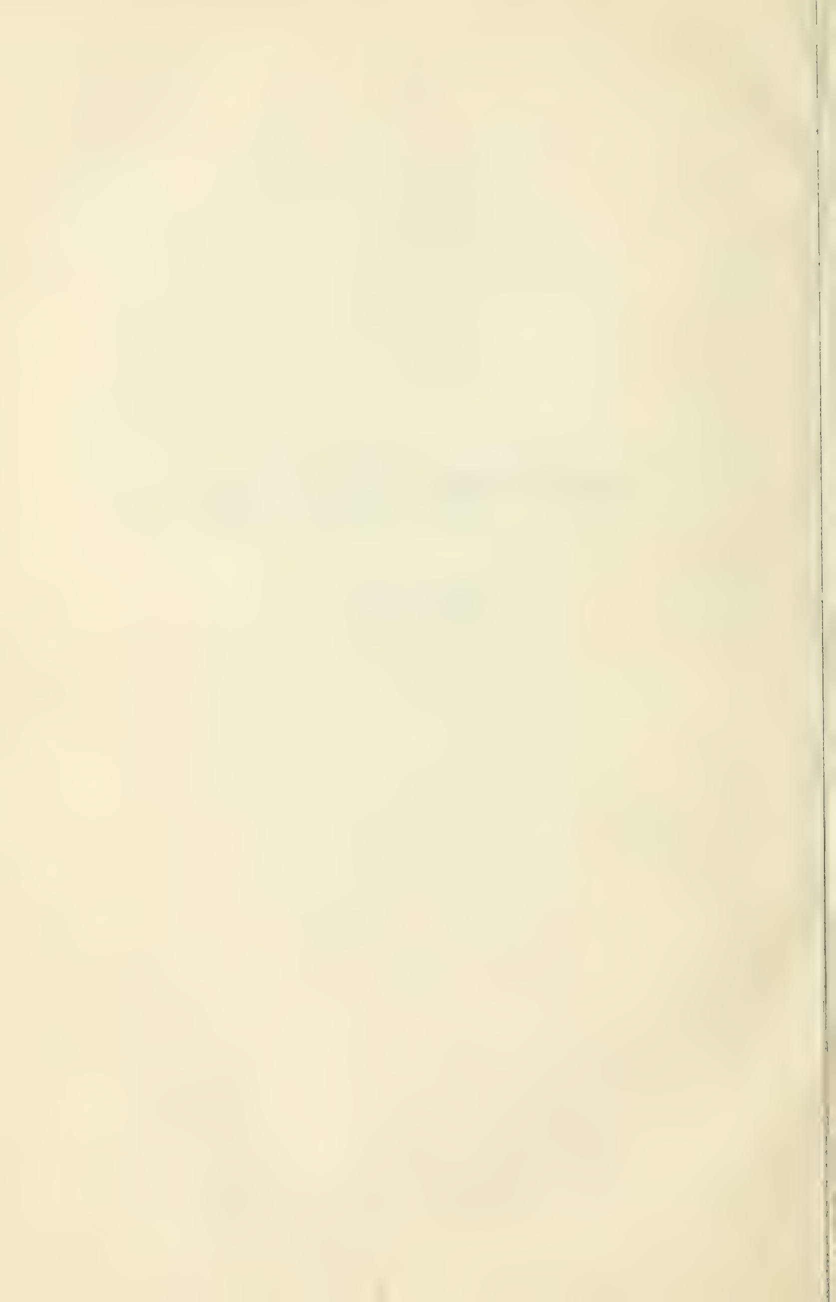
Berlin – Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Kritische Schriften.

Erster Teil.



Einleitung.

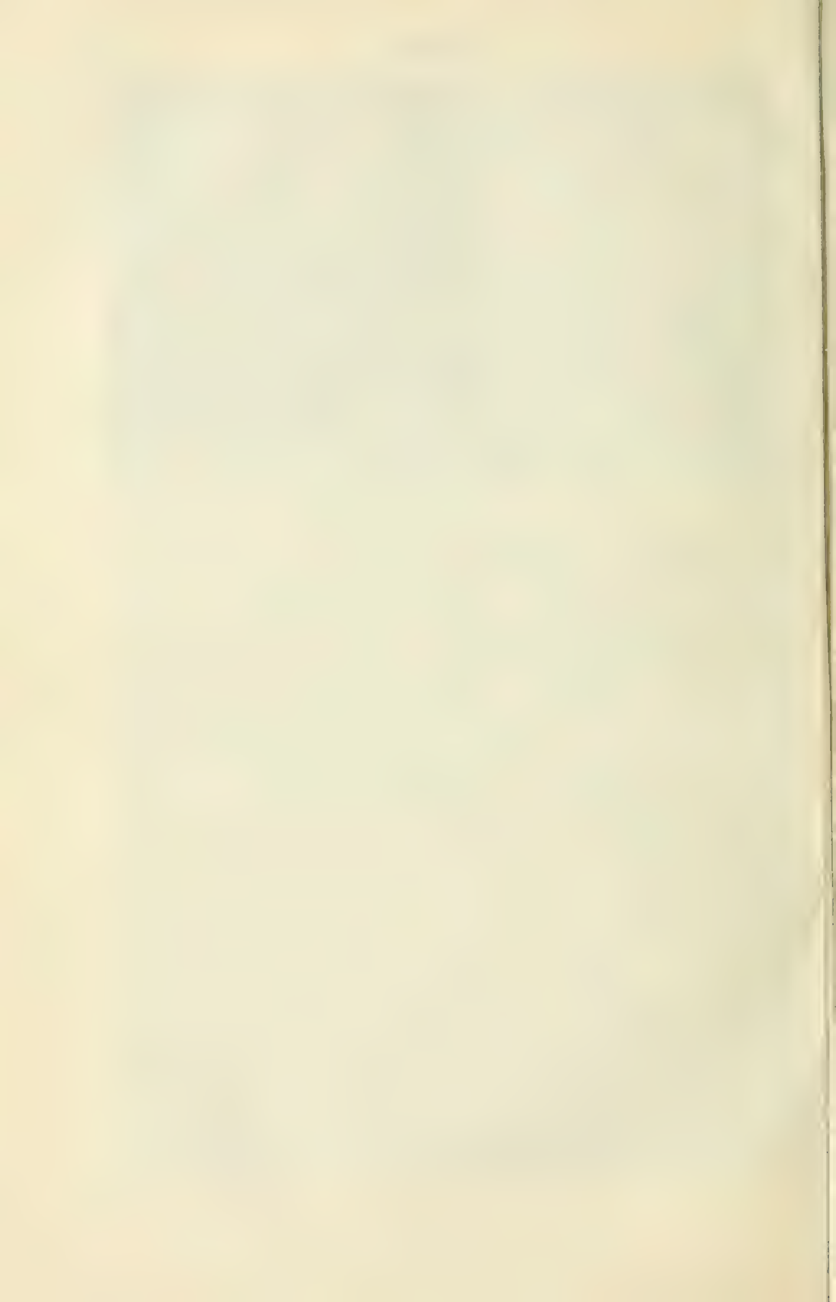
Auch Friedrich Hebbel hat — wie mit Ausnahme Heinrichs von Kleist fast alle hervorragenden deutschen Dichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts — neben seinen poetisch-schöpferischen Leistungen sich als Ästhetiker von tiefster Einsicht in das Wesen der Kunst, als Kritiker von feinster Schärfe und untrüglicher Sicherheit des Urteils betätigt. Als er am 13. Dezember 1842 zum erstenmal vor Christian VIII. von Dänemark, dem Königherzog seines holsteinischen Heimatlandes stand, durfte er sich seiner Kompetenz die Ästhetik vorzutragen und seiner Befähigung sie zu erweitern, mit allem Recht berühmen. Und wenn er in jener Audienz in der Christiansburg zu Kopenhagen äußerte, daß er der Kunstwissenschaft einige neue Begriffe zu vindizieren habe, so sollte seine ganze langjährige, der dichterischen Produktion zur Seite gehende, von den verschiedensten Anlässen hervorgerufene, kritische Tätigkeit den entscheidenden Beweis liefern, daß seine Selbstschätzung sich eher zu karg, als zu voll gemessen hatte. Hebbel kam niemals in den Fall, den er an jenem Dezembertage im Auge hatte: als Dozent im systematischen Zusammenhange und in Wiederholungen seine ästhetischen Anschauungen, Einsichten und Erkenntnisse vorzutragen. Die Reihe seiner Schriften und bedeutenderen Beiträge zur Ästhetik und Literaturkritik, begann schon im nächstfolgenden Jahre 1843 mit der polemischen Schrift gegen den Dramaturgen J. L. Heiberg „Mein Wort über das Drama" und setzte sich bis in Hebbels letzte Lebensjahre fort, ohne jemals so im Vordergrunde zu stehen, daß Hebbel, der Kritiker, im allgemeinen Bewußtsein neben Hebbel, den Dichter, getreten wäre. Erst die Herausgabe der „Sämtlichen Werke" durch Emil Kuh ergab auch für weitere Kreise die Bedeutung der kritischen Schriften Hebbels und ließ ihren Zusammenhang mit seiner poetischen Eigenart und gewaltigen künstlerischen Selbständigkeit erkennen. Nur von Zeit zu Zeit war es ihm Bedürfnis sich über das Mysterium der Kunst, „in dem alle anderen, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind" und in das er sich fort und fort versenkte, auch öffentlich auszusprechen und der umfassendste Aufsatz wie die epigrammatisch-knappste Buchkritik, brachten allezeit Größe und Tiefe seiner Anschauung zutage. Die fragmentarischen Aussprüche Hebbels zur Theorie der Kunst, namentlich des Dramas, seine tiefsinnigen Offenbarungen über die Wechselbezüge des Lebens und der Kunst, die Folge seiner gewichtigen Urteile über eine lange Reihe literarischer Erscheinungen, ergeben, durch des Dichters Tagebücher und Briefe ergänzt, den Gesamt-

eindruck einer Persönlichkeit, die auf Tod und Leben an ihre höchsten Erkenntnisse und die sich daraus ergebenden Forderungen gebunden, zu jedem Kompromiß mit den Augenblicksverhältnissen der Literatur unfähig war. Ist die Sammlung von Hebbels größeren und kleineren kritischen Arbeiten in erster Linie ein Zeugnis für Wesen und Werden des Dichters selbst, legt sie nahezu alle Fäden dar, die Hebbel mit dem Leben seiner gärenden Zeit, mit den Zuständen verbanden, in die ihn seine Lebensschicksale hineingestellt hatten, gibt sie einen Begriff von der Rastlosigkeit seines Gedankenlebens, vom Umfang und dem Ernst seiner selbstherrlichen autodidaktischen Bildung, so gewährt sie zugleich Aufschluß über die Weite und die Grenzen seiner Aufnahmefähigkeit, über sein Verhältnis zu den zeitgenössischen Literaturrichtungen und Einzelerscheinungen. Man darf schlechthin behaupten, daß nichts Zufälliges, noch weniger etwas Leeres und Gleichgültiges, in den größeren und kleineren kritischen Aufsätzen Hebbels vorhanden ist; selbst wo er irrt oder einseitig erscheint, spürt man den lebendigen Hauch unerschütterlicher Überzeugung. Je mehr sich Hebbel bewußt war, daß er die strengsten Maßstäbe, wie an sich selbst, so an fremde Produktion und Geistesarbeit anlegte, um so mehr rang er im Ausdruck Maß zu halten und bezwang seine streitbare Natur selbst da noch, wo ihm gegnerische Böswilligkeit ein Recht auf leidenschaftliche Zurückweisung gab.

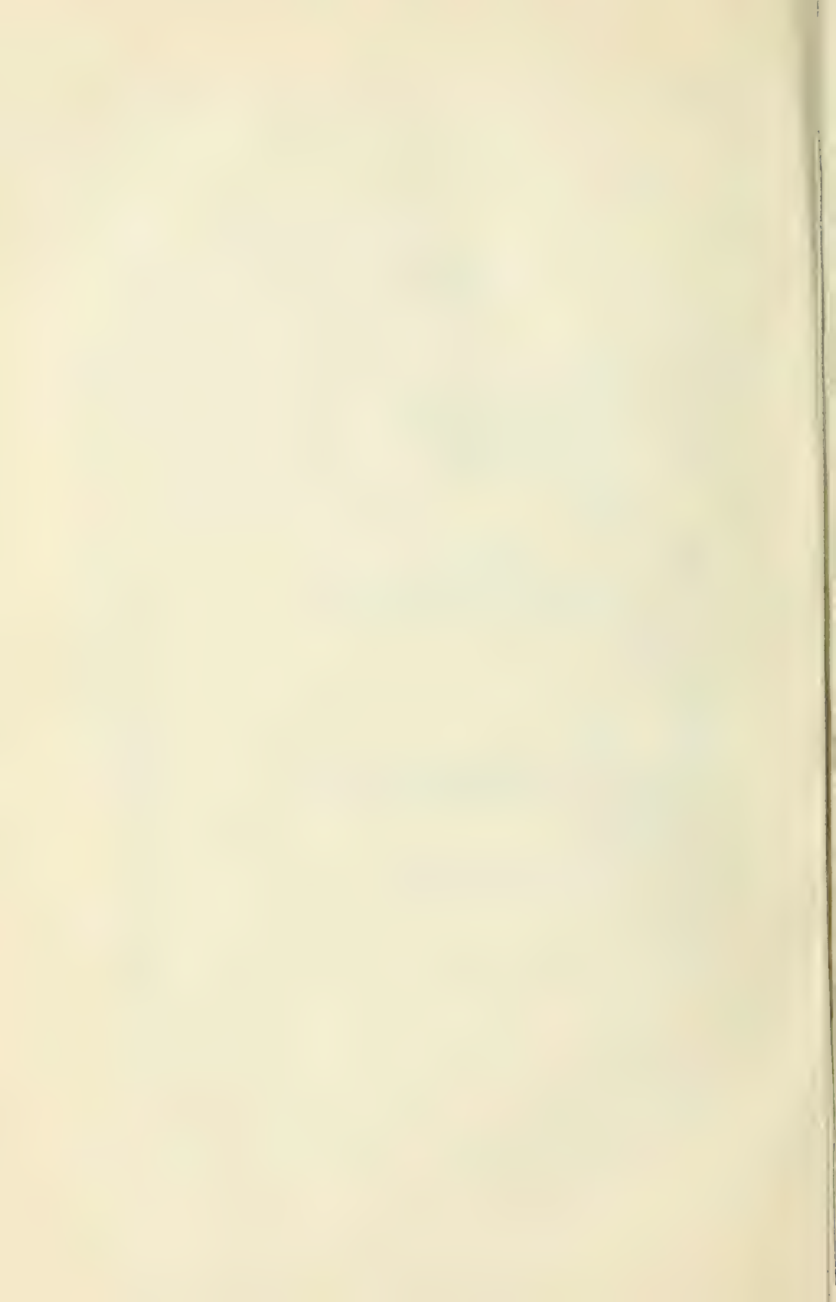
Die beiden Bände „Kritischer Schriften" unserer Ausgabe umfassen alles, was aus Hebbels reifer Zeit an ästhetischen Abhandlungen und Studien, an Vorreden und Einleitungen, an eingehenden und umfänglichen Charakteristiken, wie an einzelnen Beurteilungen neuer Bücher- und Dramen, an literarischen Korrespondenzen für Zeitschriften vorhanden ist. Der neunte Band enthält die Aufsätze Hebbels, die Emil Kuh in seiner Ausgabe unter den Titeln „Zur Theorie der Kunst" und „Charakteristiken" vereinigt hat; der zehnte Band bringt die Kritiken Hebbels von den ältesten Rezensionen, die der junge Schriftsteller, oft widerwillig, für Gutzkows Hamburger Zeitschrift „Der Telegraph" schrieb, bis zu den letzten Briefen „Aus Wien und Österreich" die wiederum in einer Hamburger Zeitschrift, dem von Ad. Strodtmann redigierten „Orion" veröffentlicht wurden. Dazwischen liegen mannigfache Beiträge für Wiener Zeitungen, die bestätigen, daß der Dichter von Zeit zu Zeit mit seinen Grundanschauungen und Urteilen auch in der Wiener Presse Fuß zu fassen versuchte. Daß dies meist vergeblich blieb, hatte seine Ursachen wohl nicht bloß im Abstand der Hebbelschen Kritiken von den üblichen Rezensionen, an die das Publikum der Kaiserstadt gewöhnt war, sondern vor allem auch darin, daß Hebbel zu regelmäßiger, den zufälligen Erscheinungen des Tages anbequemter Teilnahme an Bühnenvorstellungen und Büchern, nur vorübergehend gestimmt war. Was Hebbel 1846 an Charlotte Rousseau in Ansbach, die Schwester seines frühverschiedenen Jugendfreundes Emil Rousseau, schrieb: „Ich weiß nicht, woher es rührt, aber die Kluft zwischen mir und einer Feder ist so groß, als sollte ich sie jedesmal wo ich sie brauchen will, dem schnellsten Adler erst ausrupfen. — — Niemand spricht mehr und schreibt weniger wie ich" blieb in der Hauptsache Hebbels Leben hindurch wahr. Darum haben auch die kleinen Kritiken Hebbels den besondern

Reiz von Aussprüchen, die eine innere Notwendigkeit dem Dichter abgedrungen hat. Selbst die im Ton verhältnismäßig leichten „Literaturbriefe", aus der Leipziger „Illustrierten Zeitung", die sich über Jahre hinweg erstreckten, schließen eine Fülle der feinsten künstlerischen Beobachtungen und der schärfsten Unterscheidungen ein, legen, je kürzer sie sind, oft mit einem Wort und einer Wendung den innersten Lebensnerv eines Buches bloß und bekräftigen überall die große und edle Anschauung Hebbels.

Weder eine Ästhetik noch eine Literaturgeschichte läßt sich aus der Gesamtheit der kritischen Schriften Hebbels schöpfen, aber keine neuere Ästhetik und keine Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kann an diesen bedeutsamen Beiträgen zur Theorie der Kunst und zur Kritik der Literatur achtlos vorübergehen. Seiner Natur getreu hat Friedrich Hebbel überall nicht bloß die Bedeutung und Geltung der einzelnen Erscheinung in ihrem eigenen Kreise, sondern auch die Geltung dieses Kreises im allgemeinen Zusammenhang der menschlichen Dinge geprüft. Die Ergebnisse dieser Prüfung reichen hin, die Grundlagen für ernste Auffassungen, wie für umfassende Arbeiten anderer zu bilden und ihre Nachwirkungen werden bereits überall sichtbar.



Inhalt.



Mein Wort über das Drama.*)

Eine Erwiderung an Professor Heiberg in Kopenhagen.

1843.

Die Kunst hat es mit dem Leben, dem innern und äußern, zu tun, und man kann wohl sagen, daß sie beides zugleich darstellt, seine reinste Form und seinen höchsten Gehalt. Die Hauptgattungen der Kunst und ihre Gesetze ergeben sich unmittelbar aus der Verschiedenheit der Elemente, die sie im jedesmaligen Fall aus dem Leben herausnimmt und verarbeitet. Das Leben erscheint aber in zwiefacher Gestalt, als Sein und als Werden, und die Kunst löst ihre Aufgabe am vollkommensten, wenn sie sich zwischen beiden gemessen in der Schwebe erhält. Nur so versichert sie sich der Gegenwart wie der Zukunft, die ihr gleich wichtig sein müssen, nur so wird sie, was sie werden soll, Leben im Leben; denn das Zuständlich-Geschlossene erstickt den schöpferischen Hauch, ohne den sie wirkungslos bliebe, und das Embryonisch-Aufzuckende schließt die Form aus.

Das Drama stellt den Lebensprozeß an sich dar. Und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß es uns das Leben in seiner ganzen Breite vorführt, was die epische Dichtung sich ja wohl auch zu tun erlaubt, sondern in dem Sinne, daß es uns das bedenkliche Verhältnis vergegenwärtigt, worin das aus dem ursprünglichen Nexus entlassene Individuum dem Ganzen, dessen Teil es trotz seiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben ist, gegenübersteht. Das Drama ist demnach, wie es sich für die höchste Kunstform schicken will, auf gleiche Weise ans Seiende, wie ans Werdende verwiesen: ans Seiende, indem es nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, die Schuld nicht bloß zufällig erzeugt, sondern sie notwendig und wesentlich mit einschließt und bedingt; ans Werdende, indem es an immer

*) Mein Wort über das Drama. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1843.

neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederschlag, die Geschichte, sie ihm entgegenbringt, darzutun hat, daß der Mensch, wie die Dinge um ihn her sich auch verändern mögen, seiner Natur und seinem Geschick nach ewig derselbe bleibt. Hierbei ist nicht zu übersehen, daß die dramatische Schuld nicht, wie die christliche Erbsünde, erst aus der Richtung des menschlichen Willens entspringt, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, hervorgeht, und daß es daher dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung scheitert.

Den Stoff des Dramas bilden Fabel und Charaktere. Von jener wollen wir hier absehen, denn sie ist, wenigstens bei den neueren, ein untergeordnetes Moment geworden, wie jeder, der etwa zweifelt, sich klar machen kann, wenn er ein Shakespearsches Stück zur Hand nimmt und sich fragt, was wohl den Dichter entzündet hat, die Geschichte oder die Menschen, die er auftreten läßt. Von der allergrößten Wichtigkeit dagegen ist die Behandlung der Charaktere. Diese dürfen in keinem Fall als fertige erscheinen, die nur noch allerlei Verhältnisse durch- und abspielen und wohl äußerlich an Glück oder Unglück, nicht aber innerlich an Kern und Wesenhaftigkeit gewinnen und verlieren können. Dies ist der Tod des Dramas, der Tod vor der Geburt. Nur dadurch, daß es uns veranschaulicht, wie das Individuum im Kampf zwischen seinem persönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, der die Tat, den Ausdruck der Freiheit, immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Notwendigkeit, modifiziert und umgestaltet, seine Form und seinen Schwerpunkt gewinnt und daß es uns so die Natur alles menschlichen Handelns klar macht, das beständig, so wie es ein inneres Motiv zu manifestieren sucht, zugleich ein widerstrebendes, auf Herstellung des Gleichgewichts berechnetes äußeres entbindet — nur dadurch wird das Drama lebendig. Und obgleich die zugrunde gelegte Idee, von der die hier vorausgesetzte Würde des Dramas und sein Wert abhängt, den Ring abgibt, innerhalb dessen sich alles planetarisch regen und bewegen muß, so hat der Dichter doch, im gehörigen Sinn und unbeschadet der wahren Einheit, für Vervielfältigung der Interessen, oder richtiger, für Vergegenwärtigung der Totalität des Lebens und der Welt zu sorgen und sich wohl zu hüten, alle seine Charaktere, wie dies in den sogenannten lyrischen Stücken öfters geschieht, dem Zentrum gleich nah zu stellen. Das vollkommenste Lebensbild entsteht dann, wenn der Hauptcharakter das für die Neben- und Gegencharaktere wird, was das Geschick, mit dem er ringt, für ihn ist, und wenn sich auf solch-

Weise alles, bis zu den untersten Abstufungen herab, in, durch und miteinander entwickelt, bedingt und spiegelt.

Es fragt sich nun: in welchem Verhältnis steht das Drama zur Geschichte und inwiefern muß es historisch sein? Ich denke, so weit, als es dieses schon an und für sich ist, und als die Kunst für die höchste Geschichtschreibung gelten darf, indem sie die großartigsten und bedeutendsten Lebensprozesse gar nicht darstellen kann, ohne die entscheidenden historischen Krisen, welche sie hervorrufen und bedingen, die Auflockerung oder die allmähliche Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Wort: die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen. Die materielle Geschichte, die schon Napoleon die Fabel der Übereinkunft nannte, dieser buntscheckige ungeheure Wust von zweifelhaften Tatsachen und einseitig oder gar nicht umrissenen Charakterbildern, wird früher oder später das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, und das neuere Drama, besonders das Shakespearsche, und nicht bloß das vorzugsweise historisch genannte, sondern das ganze, könnte auf diesem Wege zur entfernteren Nachwelt ganz von selbst in dieselbe Stellung kommen, worin das antike zu uns steht. Dann, eher wohl nicht, wird man aufhören, mit beschränktem Sinn nach einer gemeinen Identität zwischen Kunst und Geschichte zu forschen und gegebene und verarbeitete Situationen und Charaktere ängstlich miteinander zu vergleichen, denn man hat einsehen gelernt, daß dabei ja doch nur die fast gleichgültige Übereinstimmung zwischen dem ersten und zweiten Porträt, nicht aber die zwischen Bild und Wahrheit überhaupt, herausgebracht werden kann, und man hat erkannt, daß das Drama nicht bloß in seiner Totalität, wo es sich von selbst versteht, sondern daß es schon in jedem seiner Elemente symbolisch ist und als symbolisch betrachtet werden muß, ebenso wie der Maler die Farben, durch die er seinen Figuren rote Wangen und blaue Augen gibt, nicht aus wirklichem Menschenblut heraus destilliert, sondern sich ruhig und unangefochten des Zinnobers und des Indigos bedient.

Aber der Inhalt des Lebens ist unerschöpflich, und das Medium der Kunst ist begrenzt. Das Leben kennt keinen Abschluß, der Faden, an dem es die Erscheinungen abspinnt, zieht sich ins Unendliche hin, die Kunst dagegen muß abschließen, sie muß den Faden, so gut es geht, zum Kreis zusammenknüpfen, und dies ist der Punkt, den Goethe allein im Auge haben konnte, als er aussprach, daß alle ihre Formen etwas Unwahres mit sich führten. Dies Unwahre läßt sich freilich schon im Leben selbst aufzeigen, denn auch dieses bietet keine einzige Form dar, worin alle seine

Elemente gleichmäßig aufgehen; es kann den unvollkommensten Mann z. B. nicht bilden, ohne ihm die Vorzüge vorzuenthalten, die das vollkommenste Weib ausmachen, und die beiden Eimer im Brunnen, wovon immer nur einer voll sein kann, sind das bezeichnendste Symbol aller Schöpfung. Viel schlimmer und bedenklicher jedoch, als im Leben, wo das ganze stets für das einzelne eintritt und entschädigt, stellt sich dieser Grundmangel in der Kunst heraus und zwar deshalb, weil hier der Bruch auf der einen Seite durchaus durch einen Überschuß auf der andern gedeckt werden muß.

Ich will den Gedanken erläutern, indem ich die Anwendung aufs Drama mache. Die vorzüglichsten Dramen aller Literaturen zeigen uns, daß der Dichter den unsichtbaren Ring, innerhalb dessen das von ihm aufgestellte Lebensbild sich bewegt, oft nur dadurch zusammenfügen konnte, daß er einem oder einigen der Hauptcharaktere ein das Maß des Wirklichen bei weitem überschreitendes Welt- und Selbstbewußtsein verlieh. Ich will die Alten unangeführt lassen, denn ihre Behandlung der Charaktere war eine andere, ich will nur an Shakespeare, und mit Übergehung des vielleicht zu schlagenden Hamlet, an die Monologe im Macbeth und in Richard, sowie an den Bastard im König Johann erinnern. Man hat, nebenbei sei es bemerkt, bei Shakespeare in diesem offenbaren Gebrechen zuweilen schon eine Tugend, einen besonderen Vorzug erblicken wollen (sogar Hegel in seiner Ästhetik), statt sich an dem Nachweis zu begnügen, daß dasselbe nicht im Dichter, sondern in der Kunst selbst seinen Grund habe. Was sich aber solchemnach bei den größten Dramatikern als durchgehender Zug in ganzen Charakteren findet, das wird auch oft im einzelnen, in den kulminierenden Momenten, angetroffen, indem das Wort neben der Tat einhergeht, oder ihr wohl gar voraneilt, und dies ist es, um ein höchst wichtiges Resultat zu ziehen, was die bewußte Darstellung in der Kunst von der unbewußten im Leben unterscheidet, daß jene, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen will, scharfe und ganze Umrisse bringen muß, während diese, die ihre Beglaubigung nicht erst zu erringen braucht, und der es am Ende gleichgültig sein darf, ob und wie sie verstanden wird, sich an halben, an Ach und O, an einer Miene, einer Bewegung, genügen lassen mag. Goethes Ausspruch, der an das gefährlichste Geheimnis der Kunst zu ticken wagte, ist oft nachgesprochen, aber meistens nur auf das, was man äußerlich Form nennt, bezogen worden. Der Knabe sieht im tiefsinnigsten Bibelvers nur seine guten Bekannten, die vierundzwanzig Buchstaben, durch die er ausgedrückt ward.

Das deutsche Drama scheint einen neuen Aufflug zu nehmen.

Welche Aufgabe hat es jetzt zu lösen? Die Frage könnte befremden, denn die zunächst liegende Antwort muß allerdings lauten: dieselbe, die das Drama zu allen Zeiten zu lösen hatte. Aber man kann weiter fragen: soll es in die Gegenwart hineingreifen? soll es sich nach der Vergangenheit zurückwenden? oder soll es sich um keine von beiden bekümmern, d. h. soll es sozial, historisch oder philosophisch sein? Respektable Talente haben diese drei verschiedenen Richtungen schon eingeschlagen. Das soziale Thema hat Gutzkow aufgenommen. Vier seiner Stücke liegen vor und sie machen in ihrer Gesamtheit einen befriedigenderen Eindruck als einzeln, sie sind offenbar Korrelate, die den gesellschaftlichen Zustand mit scharfen, schneidenden Lichtern in seinen Höhen und Niederungen beleuchten. Richard Savage zeigt, was eine Galanterie bedeutet, wenn sie zugleich mit der Natur und der Rücksicht aufs Dekorum schließt; je grausamer, um so besser; es war nicht recht, daß der Verfasser den ursprünglichen Schluß veränderte, denn gerade darin lag das Tragische, daß so wenig die Lady, als Richard, über ihr näheres Verhältnis zueinander klar werden konnten. Werner genügt am wenigsten; er scheint mehr aus einem Gefühl, als aus einer Idee hervorgegangen zu sein. Patkul hat gerade darin seine Stärke, worin man seine Schwäche suchen könnte, im Charakter und in der Situation des Kurfürsten; er zeigt, wer an einem Hof die unabhängigste Person ist, und es gilt gleich, ob die Zeichnung auf August den Starken paßt oder nicht. Die Schule der Reichen lehrt, daß die Extreme von Glück und Unglück in ihrer Wirkung auf den Menschen zusammenfallen. — Andere haben sich dem historischen Drama zugewandt. Ich glaube nun und habe es oben ausgeführt, daß der wahre historische Charakter des Dramas niemals im Stoff liegt und daß ein reines Phantasiegebilde, selbst ein Liebesgemälde, wenn nur der Geist des Lebens in ihm weht und es für die Nachwelt, die nicht wissen will, wie unsere Großväter sich in unsern Köpfen abgebildet haben, sondern wie wir selbst beschaffen waren, frisch erhält, sehr historisch sein kann. Ich will hiermit keineswegs sagen, daß die Poeten ihre dramatischen Dichtungen aus der Luft greifen sollen; im Gegenteil, wenn ihnen die Geschichte oder die Sage einen Anhaltspunkt darbietet, so sollen sie ihn nicht in lächerlichem Erfindungsdünkel verschmähen, sondern ihn dankbar benutzen. Ich will nur den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas anderes geben könne, als sich selbst, als seinen eigenen Lebensprozeß, bestreiten; er kann es nicht und hat es auch nicht nötig, denn wenn er wahrhaft lebt, wenn er sich nicht klein und eigensinnig in sein dürftiges Ich verkriecht, sondern durchströmt wird von den unsichtbaren Elementen, die

zu allen Zeiten im Fluß sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten, so darf er dem Zug seines Geistes getrost folgen und kann gewiß sein, daß er in seinen Bedürfnissen die Bedürfnisse der Welt, in seinen Phantasien die Bilder der Zukunft ausspricht, womit es sich freilich sehr wohl verträgt, daß er sich in die Kämpfe, die eben auf der Straße vorfallen, nicht persönlich mischt. Die Geschichte ist für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber ist umgekehrt der Dichter der Auferstehungsengel der Geschichte; und was die deutsche Geschichte speziell betrifft, so hat Wienbarg in seiner vortrefflichen Abhandlung über Uhland es mit großem Recht in Frage gestellt, ob sie auch nur Vehikel sein kann. Wer mich versteht, der wird finden, daß Shakespeare und Äschylos meine Ansicht eher bestätigen, als widerlegen. — Auch philosophische Dramen liegen vor. Bei diesen kommt alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll. In dem einen Fall wird etwas Gesundes, aber gerade keine neue Gattung entstehen, in dem andern ein Monstrum.

Nun ist noch ein Viertes möglich, ein Drama, das die hier charakterisierten verschiedenen Richtungen in sich vereinigt und eben deshalb keine einzelne entschieden hervortreten läßt. Dieses Drama ist das Ziel meiner eigenen Bestrebungen, und wenn ich, was ich meine, durch meine Versuche selbst, durch die Judith und die nächstens erscheinende Genoveva, nicht deutlich gemacht habe, so wäre es töricht, mit abstrakten Entwickelungen nachzuhelfen.

* *
*

Professor Heiberg in Kopenhagen hat meinen vorstehenden, vor längerer Zeit im Morgenblatt erschienenen, und jetzt, wie ich sehe, ins Dänische übertragenen Aufsatz: Ein Wort über das Drama, in Nr. 31 seines Intelligenzblattes einer kritischen Beleuchtung unterzogen. Nicht diese Kritik selbst, nur der Zeitpunkt, in welchem Professor Heiberg damit hervortritt, kann mich zu einer Erwiderung veranlassen. In dem Augenblicke, wo mir von der Großmut meines Königs zum Behuf meiner weiteren Entwickelung ein Reisestipendium ausgesetzt worden ist, muß ich es für meine Pflicht halten, die starken Behauptungen, die sich Professor Heiberg in jener Kritik erlaubt, auf ihr Nichts zu reduzieren. Zu jeder anderen Zeit würde ich dem hochgebildeten dänischen Publikum, das ohne Zweifel den angegriffenen Aufsatz in Fädrelandet Nr. 1261 mit der Beleuchtung verglich, ehe es urteilte, die Widerlegung ruhig anheimgestellt haben. Ich kann nicht dringend genug bitten, diesen alleinigen Beweggrund meines

persönlichen Hervortretens gehörig zu würdigen und zu bedenken, daß ich jetzt zu dem mir gemachten Vorwurf eines „philosophischen oder kritischen Bankerotts" nicht stillschweigen darf, obgleich meine Verteidigung, wie ich wohl weiß, kaum etwas anderes dartun kann, als daß sie unnötig war.

Zuerst eine Erörterung, die nicht der wissenschaftlichen Kategorie angehört, die aber, wie ich fast fürchte, auf die Stellung, die mein Gegner mir gegenüber eingenommen hat, ein ganz eigentümliches Licht werfen wird. Professor Heiberg spricht über meine Judith, aber er spricht nicht über die Judith, die ich bei Hoffmann und Campe in Hamburg in den Druck gegeben habe und die der Kritik als Objekt vorliegt, er spricht über eine andere, über eine von mir für die Bühne abgeänderte Judith, die Manuskript geblieben und Manuskript zu bleiben bestimmt ist. Zur Kenntnis dieses Manuskripts ist er als Mitdirektor des Kopenhagener Theaters gelangt, nicht ich habe dasselbe der Theaterdirektion vorgelegt, sondern ein geistreicher dänischer Schriftsteller, Herr P. L. Mœller, der mich um die Mitteilung ersuchte, und dem ich, da ich ihn achten und schätzen lernte, seinen Wunsch mit Vergnügen gewährte; wie konnte Professor Heiberg sich erlauben, ein Aktenstück, in dessen zeitweiligen Besitz er nur als Beamter kam, zu rezensieren? Lessing macht es mit Recht zur moralischen Bedingung aller Kritik, die sich nicht von vornherein um den Kredit bringen will, daß dem Kritiker von einem Autor nie mehr bekannt sein dürfe, als das zu besprechende Werk selbst ihm verrate; auf den Mißbrauch amtlicher Erfahrungen sind sogar angemessene Strafen gesetzt. Professor Heiberg, um alles, was zu seinen Gunsten spricht, hervorzuheben, konnte aus öffentlichen Blättern wissen, daß ich die Judith zum Zweck der Aufführung verändert habe, aber nur der Blick in das ihm anvertraute Manuskript konnte ihn über das Wie, auf das er doch sein ganzes Räsonnement stützt, belehren. Ich begnüge mich, die einfache Tatsache anzuführen und enthalte mich jeder Bemerkung; das Urteil über ein solches Verfahren ergibt sich von selbst.

Professor Heiberg stempelt die Abänderung meiner Judith zu einer ästhetischen Sünde. Er hat recht, es ist eine Sünde, aber eine solche, die unter gleichen Umständen jeder Dichter, Professor Heiberg selbst nicht ausgeschlossen, begehen wird. Ich fragte nicht etwa, mein korrumpiertes Manuskript in der Hand, bei den Bühnen herum, ob irgendeine so gnädig sein wolle, mein Erstlingswerk in Szene zu setzen. Im Gegenteil, mir kam das erste Theater Norddeutschlands mit größter Bereitwilligkeit entgegen, bedeutende Künstler drangen in mich, mein Drama bühnengerecht zu machen, und ich war keineswegs gleich

bereit, ihnen zu willfahren, ja auf die Hauptveränderung ließ ich mich bei der Aufführung in Berlin überall nicht ein, sie wurde ohne mein Wissen von fremder Hand getroffen. Vielleicht hätte ich noch hartnäckiger sein, vielleicht hätte ich mit Pathos ausrufen sollen: Alles oder nichts! Doch Professor Heiberg wird als Theaterdirektor zu gut wissen, daß wenig Dichter in eine ähnliche Versuchung geführt werden, um es nicht zu entschuldigen, daß ich ihr halb erlag. Ohnehin wird ein Drama gedruckt und dadurch für jedermann zugänglich gemacht. Die Bühnen, wenn sie es für ihre Zwecke geeignet halten, fragen nicht lange, ob sie durch ihre „Bearbeitung" den darin veranschaulichten Ideen zu nahe treten und den Dichter prostituieren, sie streichen, setzen hinzu und führen auf. Nun wäre es doch seltsam, wenn jede dritte Person berechtigt sein sollte, mit einem Werk eine solche Prozedur vorzunehmen, nur der Verfasser nicht. Übrigens wirft Professor Heiberg, indem er über die Manuskript gebliebene Judith spricht, beiläufig auch einen Blick auf die wirklich gedruckte. Er sagt, er wolle sie nicht kritisieren, und kritisiert sie doch, denn er versichert, sie sei verwerflich, aber es sei nicht der Ort, das Warum zu entwickeln. Man sollte nun glauben, daß da, wo der Ort ist, ein Drama herabzusetzen, auch der Ort sein müsse, das Urteil mit Gründen zu belegen. Doch mache ich diesen Einwurf nur im allgemeinen, weil ich es verhüten möchte, daß die aus der Justiz mehr und mehr verschwindenden unmotivierten Richtersprüche in die Ästhetik übergehen, keineswegs aber, weil ich daran zweifle, daß Professor Heiberg Gründe hat. Er braucht sich nur an die von ihm schon in seinem Aufsatz rot angekreideten „Kraftstellen" zu halten und Grund und Zweck des Ganzen zu ignorieren, um zu einer uneingeschränkten Verdammung meines Werkes zu gelangen. Wie leicht ist nicht ein Holofernes in einer Zeit, wo es keine römische Imperatoren mehr gibt, die sich vergöttern lassen, lächerlich gemacht! Warum nach den vielleicht unter den rohesten Zynismen versteckten psychologischen Angeln fragen, worin dieser Charakter sich dreht! Warum gar über die behandelte Anekdote wegsehen und den Ideenhintergrund ins Auge fassen! Es wäre ja schlimm, wenn es sich fände, daß ein Dichter, der nach Professor Heiberg in seinem Räsonnement über die Kunst das Moment der Idee übergangen haben soll, in seinem Drama nur Ideen, ja die absolute, die dem gesamten Geschichtsverlauf zugrunde liegende höchste Idee, so weit das menschliche Bewußtsein sie bei Heiden und Juden erfaßt hatte, dargestellt hat! Ich würde zu Angriffen auf eine meiner dichterischen Produktionen selbst dann schweigen, wenn niemand als der Angreifer sie kennte. Jetzt freilich, wo

sich in Deutschland längst die kompetentesten Richter über mein Werk ausgesprochen haben, liegt in meinem Schweigen nichts Verdienstliches. Ich darf aber diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne Professor Heiberg für das Lob zu danken, das er dadurch über die Auffassungsweise meines Dramas ausgesprochen hat, daß er sie zu der allein möglichen, zu der objektiv mit dem Stoff selbst gegebenen erhöhte. Denn ein so glänzendes Lob liegt in seinem Tadel, daß ich mein Sujet bei der Umarbeitung, in welcher nämlich, wie die reale Bühne es verlangte, Judith wohl noch mit dem Kopf des Holofernes, nicht aber er mit ihrem Herzen davon geht, alles Safts und aller Kraft beraubt habe, indem eine Judith, die sich nicht persönlich aufopfere, keine Judith mehr sei, sondern eine Charlotte Corday. Er hat recht, durchaus recht, ein Weib, das eine so ungeheure Tat nicht noch vor dem Vollbringen bezahlt, das vorher nicht moralisch und sittlich eben dasselbe leidet, was sie ihrem Feind nachher physisch zufügt, ist alles, nur keine tragische Heldin. Es ist ihm nur ein kleiner Irrtum mit untergelaufen, denn — die Judith der Bibel ist eben nichts, als eine Charlotte Corday, ein fanatisch-listiges Ungeheuer, sie singt und tanzt drei Tage lang um die Bundeslade und gibt ihren „lieben Brüdern" in den Aufatmungspausen die Versicherung, daß sie von dem greulichen Tyrannen keineswegs „verunreinigt" worden sei. Erst meine Erfindung, erst die furchtbare Situation am Schluß, daß sie dem Ermordeten einen Sohn gebären und so nach dem alten Diktum: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, den Muttermörder, also die Nemesis, in ihrem eigenen Schoß tragen kann, hat sie in den tragischen Kreis erhoben. Ich darf zweifeln, ob Professor Heiberg mir das obige Zugeständnis gemacht haben würde, wenn er vorher das Buch Judith in der Bibel nachgelesen hätte, er kann es mir daher nicht verdenken, wenn ich Beschlag darauf lege.

Professor Heiberg entwickelt hierauf seine Ansichten über das eigentliche Verhältnis des Dramas zum Theater. Ich könnte diesen Abschnitt seiner Abhandlung unberührt lassen, da er sich nicht persönlich mit mir beschäftigt, aber an und für sich ist der Gegenstand zu wichtig, als daß ich nicht auch meine Bemerkungen daran knüpfen sollte, und dann vermisse ich hier bei Professor Heiberg das, was ich gerade bei ihm suchen durfte, da er ein so außerordentliches Gewicht darauf zu legen scheint, den praktischen Blick. Ob es Deutschland an der dramatischen Literatur fehlt und ob man schon deshalb kein Dramatiker sein kann, weil man ein Deutscher ist, bleibe unerörtert; ich führe es nur an, um zu zeigen, daß Professor Heiberg nicht bloß dann sehr viel

auf einmal behauptet, wenn er von mir als einzelnem Deutschen redet, sondern daß er ganz Deutschland auf ähnliche Weise behandelt. So viel gebe ich zu, daß den deutschen Dichtern, weil sie sich zu sehr bemühen, alle innere Motive zu ergründen, eben deshalb der Effekt, welcher Konzentration und rasches Fortschreiten verlangt, nicht selten entgeht, und daß das, was sie durch die schärfere psychologische Zeichnung bei ihren Lesern gewinnen, nicht jedesmal für das entschädigt, was sie durch das den Strom der Handlung aufhaltende immer neue Knotenknüpfen bei ihren Zuschauern verlieren. Aber Professor Heiberg würde doch vermutlich in einige Verlegenheit geraten, wenn ich ihn aufforderte, nachzuweisen, wo denn seit 1770 größere dramatische Taten verrichtet worden sind, als in Deutschland. Doch das ist gleichgültig. Im Prinzip stimme ich mit ihm völlig überein. Die Trennung zwischen Drama und Theater ist unnatürlich, sie sollte nicht sein. Aber sie ist, und sie wird schwerlich wieder beseitigt, denn die Idealbühne ist nur einmal, bei den Griechen, wo das Drama aus der Religion hervorging und in Stoff und Form heilig und geweiht war, verkörpert gewesen, das moderne Theater dagegen schwebte zu allen Zeiten mehr oder weniger in der Luft, da es sich wohl zuweilen zum Nationalausdruck erhob, aber nie im Sinne der Griechen zum Nationalakt wurde, noch werden konnte. Es war von jeher Unterhaltungsmittel, Zeitvertreib. Wer es nicht zugeben will, der zeige mir im Bewußtsein derjenigen Völker, die es unter den neueren wirklich zu einem Drama brachten, das innere Entwicklungsmoment auf, aus dem dieses mit Notwendigkeit hervortrat. Ich sage: das allgemein-nationale Entwicklungsmoment, nicht das speziell literaturhistorische, das hier nicht genügt, noch weniger die äußeren Umstände, die hie und da die Ausbildung des Theaters begünstigten, ohne ihm darum die wahre und hohe Bedeutung, die es für das Volksbewußtsein haben soll, zu verleihen. Ich kenne die meisten schönen Reden, die von witzigen Köpfen über diesen Gegenstand gehalten worden sind, ich weiß namentlich, daß man sich in geistreichen Wendungen erschöpft hat, um den wunderbaren Umstand, daß die Shakespearschen Stücke unter der jungfräulichen Königin fast eben so viel Aufsehen erregten, als die Bärenhetzen, zu einem solchen Entwicklungsmoment zu stempeln, aber ich weiß leider auch, daß schöne Reden und geistreiche Wendungen nichts beweisen und daß ein äußeres Interesse für das Institut, selbst wenn es sich, wie bei den Franzosen in ihrer klassischen Zeit, zur Nationaleitelkeit steigert, etwas ganz anderes ist, als ein inneres Bedürfnis, dessen Befriedigung das Volksbewußtsein zu einer höheren Stufe hinüberführt. Und warum soll man der Sache

den rechten Namen nicht geben? So lange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks, bleibt, ist es nicht verloren, denn das Volk hat Phantasie, es läßt sich hinreißen und erschüttern, und der ihm einwohnende Instinkt für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Gesamtheit urteilt, offenbart, schützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, besser vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geschmack“ der Halbwisser. Erst wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menschenklasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist und die nicht von den Mühen des Lebens, sondern vom Leben selbst ausruhen will, fängt es zu sinken an, dann sinkt es aber auch schneller, als es je zuvor stieg, denn wahrlich alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst und wenn sie diesen auch allerdings nach Schillers Worten in heiterem Spiel auflösen und bewältigen soll, so ist es doch nicht so zu verstehen, als ob es ihre Aufgabe sei, ihn hinweg zu spötteln oder ihn tändelnd und gaukelnd zu überhüpfen. Zeitvertreib der „Gebildeten“, Unterhaltungsmittel während der Verdauung, ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden. Das Volk wagt sich in die stolzen Prachtgebäude, die wir anstatt der bescheidenen Buden errichtet haben, nur noch zagend hinein, es fühlt sich unheimlich in den weiten glänzenden Räumen, die es, nicht ideell, aber materiell an eine ganz andere Welt erinnern, als diejenige ist, in der es lebt und webt, und die hohen Eintrittspreise erlauben ihm nicht, so oft zu kommen, daß der befangende erste Eindruck sich abstumpfen und ihm seine geistige Freiheit zurückgeben könnte. Da kann sich denn recht ungestört jene Zartheit des Gemüts entwickeln, die sich die abgeschmackteste Dialektik über erkünstelte Leiden gefallen läßt, die sich aber, halb verdrießlich, halb schaudernd, abwendet, wenn ein wirkliches, dem die Poesie Sprache verleiht, seinen Schmerzschrei ausstößt; da kann jede Dezenz, die die Unschuld schamrot macht und die, wenn sie konsequent wäre, mit der eigenen Mutter darüber hadern müßte, daß sie sie zur Welt geboren und die Natur nicht zu einer Ausnahme von der alten plumpen Regel gezwungen hat, den höchsten Gipfelpunkt der Albernheit erreichen. Was soll nun aber in solcher Periode der Dichter beginnen? Der Seidenwurm hört nicht zu spinnen auf, weil wollene Zeuge Mode werden, und der dramatische Geist nicht zu gestalten, weil man ihm das Theater verschließt. Nichts bleibt ihm übrig, als sein Kunstwerk „schweigend in den unermeßlichen Abgrund der Zeit zu werfen“ und sich ruhig und stolz in der Überzeugung, daß die Geschichte zur rechten Stunde jeden Goldfaden in ihr großes Gewebe zu verflechten wissen wird, zu neuen Schöpfungen zusammenzu-

fassen. Alle diese **rein praktischen** Seiten hätte Professor Heiberg nicht übersehen sollen, dann würde er mit mir den faktischen Zustand der Dinge beklagt, aber nimmermehr dem Strom der dramatischen Literatur nach der jetzigen Kulissenwelt das Bett abgesteckt haben. Der Dichter tut genug, wenn er seine Werke so einrichtet, daß sie aufgeführt werden können, daß sie sich nicht in die epische Breite oder die lyrische Tiefe verlaufen; ob sie aber wirklich zur Aufführung gelangen, davon konnte wohl in Griechenland, wo das gesamte Volk in seiner durch feierliche Opfer erhöhten Stimmung darüber entschied, wer von den Bewerbern um den tragischen Kranz die Juwelen der religiösen und heroischen Mythen in das reinste Gold der Darstellung gefaßt habe, ihre Bedeutung für die Nation abhängen, aber gewiß nicht bei uns. Ich sprach in meinem Aufsatz, und Professor Heiberg erzeigt mir die Gerechtigkeit, es vorauszusetzen, allerdings nicht von jenem hohlen Scheingebild, das vor den Lampen zittert und sich zum Teetisch flüchtet, weil es sich seiner Mark- und Maßlosigkeit bewußt ist, ich sprach vom wahren, wirklichen, für die Szene bestimmten Drama, denn dieses hat auch nach meiner Ansicht allein Interesse und Wert für die Zukunft, doch man muß billig auch zwischen der Bühne, wie sie ist, und der Bühne, wie sie sein sollte und könnte, unterscheiden und nicht alles als undarstellbar an sich verwerfen, was von der Bequemlichkeit der Regie und der Schauspieler als undarstellbar ignoriert oder geradezu beiseite geschoben wird, am wenigsten in einer so verworrenen Zeit, wie die unsrige, wo das Drama durchaus, wenn es nicht kümmerlich hinter der Philosophie und dem öffentlichen Leben einherhinken will, neue und zum Teil bedenkliche Wege einschlagen muß und wo es dessenungeachtet bei der eingerissenen Unsitte des Publikums, Akt für Akt, ja Szene für Szene und Rede für Rede, kurz, die Einzelheiten als Einzelheiten, ohne Rücksicht auf das Ganze, zu beurteilen, über eine in der Mitte hervortretende und erst am Schluß aufgelöste ungewöhnliche Dissonanz, ja über einen starken Pinselstrich, einen gewaltigen Ausdruck, wenn er auch hinter dem

„Halt' doch den Stier von der Kuh!"
Äschylos, Agamemnon.

der Kassandra noch weit zurückbleibt, den Hals brechen kann.

Ich gehe weiter. Aber nun kreuzen sich die seltsamsten Sophismen so wunderbar, daß ich kaum weiß, wo ich mit meiner Berichtigung anfangen und wo ich enden soll. Es ist ein Tirailleurfeuer, ich kann unmöglich jeden einzelnen Schuß erwidern, aber ich will den blauen Dampf, den dieses Geplänkel hinter-

lassen hat, zu zerstreuen suchen, dann stellt sich der Stand der Dinge wohl von selbst heraus. Zuerst muß ich bemerken, daß, als ich: „ein Wort über das Drama“ schrieb, ich keine den Gegenstand nach allen Seiten erschöpfende Abhandlung, keine Dramaturgie, liefern wollte. Ich wollte die Resultate meines Nachdenkens über einige sehr wichtige Punkte der dramatischen Kunst mitteilen, und ich glaube Dank dafür zu verdienen, daß ich diese ohne Umschweife gab, und daß ich, um ein paar Dogmen näher zu bestimmen, nicht nach der Art der gelehrten Handwerker den ganzen dramatischen Katechismus repetierte. Freilich habe ich jetzt die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man vom Apfel spricht, die Bemerkung vorausschicken muß, daß er auf dem Baum wächst, und daß der Baum in der Erde wurzelt, wenn gewisse Leute nicht behaupten sollen, man stelle dies in Abrede, oder gar, man scheine es nicht zu wissen. Dann muß ich daran erinnern, daß mein Aufsatz aus zwei Hälften besteht, einer theoretischen und einer praktischen, und daß sich zwischen beiden natürlich der bekannte breite Graben befindet, der Theorie und Praxis überall, wie Leib und Seele, trennt. Wenn ich also, nachdem ich in dem ersten Teil die Aufgabe des künftigen Dramas zu entwickeln suchte, in dem zweiten davon rede, daß das deutsche Drama einen neuen Aufschwung zu nehmen *scheine*, so habe ich durch diese gewiß nicht prahlerische Wendung so wenig direkt gesagt, als indirekt angedeutet, daß das künftige Drama in Deutschland bereits geboren sei. Dennoch läßt Professor *Heiberg* mich dieses und etwas noch Stärkeres behaupten, wenn er sagt, daß das deutsche Drama nach mir nicht bloß neu sein wolle, sondern daß es absolut neu, daß es das erste sein wolle. Mit gleichem Rechte könnte er mir vorwerfen, wenn ich davon gesprochen hätte, daß wir Menschen tugendhaft, großmütig, gottähnlich sein sollen, ich hätte zu verstehen gegeben, daß ich, und etwa auch meine Freunde, tugendhaft, großmütig, gottähnlich seien. Ja, wer sollte es glauben, den einfachen Schlußworten meines Aufsatzes schiebt er einen Sinn unter, als hätte ich mich selbst vor aller Welt als Norm und Muster der Kunst, als praktische Ergänzung der Theorie, als ins Leben getretene Regel des Polyklet, aufstellen wollen. Ich darf mir nicht erlauben, auf diese Beschuldigung im Ernst einzugehen. Mein Aufsatz liegt vor, jeder sieht auf den ersten Blick, daß die zweite Hälfte desselben nichts ist und nichts sein soll, als eine kurze Charakteristik der neuen dramatischen Literaturbewegung in Deutschland, als eine flüchtige Skizzierung der bis jetzt hervorgetretenen Richtungen einzelner Dichter, die ich, wie es angemessen war, abbrach, als ich meiner eigenen Versuche zu erwähnen hatte. Oder würde Professor *Heiberg*

mir den Vorwurf eines philosophisch-kritischen Bankerotts, den er mir eben bei dieser Gelegenheit macht, erspart haben, wenn ich, statt mich mit einer bescheidenen Andeutung des mir bei meinen Bestrebungen vorschwebenden Ziels zu begnügen, meine Gedanken so ausgeführt hätte: es ist ein Drama möglich, das den Strom der Geschichte bis in seine geheimnisvollsten Quellen, die positiven Religionen, hinein verfolgt und das, weil es in dialektischer Form alle Konsequenzen der diesen zugrunde liegenden innersten Ideen an den zuerst bewußt oder unbewußt davon ergriffenen Individuen veranschaulicht, ein Symbolum der gesamten historischen und gesellschaftlichen Zustände, die sich im Lauf der Jahrhunderte daraus entwickeln mußten, aufstellt? Vermutlich hätte er seinen Vorwurf dann umgekehrt und ausgerufen: das sind Worte, beweise die Möglichkeit eines solchen Dramas durch die Tat! Die merkwürdigste aller Beschuldigungen ist aber die, daß ich Gutzkow als dramatischen Dichter überschätze; eine Beschuldigung, mir so neu, so ungewöhnlich, daß sie mir der Auswechslung wegen fast angenehm wird. Gutzkow ist der erste unter den neueren Schriftstellern gewesen, der sich des Theaters wieder zu bemächtigen gewußt hat, seine Stücke werden auf allen Bühnen gegeben, schon aus diesem Grunde muß man seiner gedenken, wenn man über die Regeneration des Dramas spricht. Ich sagte über ihn: „Gutzkow hat das soziale Thema aufgenommen. Vier seiner Stücke liegen vor, und sie machen in ihrer Gesamtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, sie sind offenbar Korrelate, die den gesellschaftlichen Zustand in seinen Höhen und Niederungen mit scharfen schneidenden Lichtern beleuchten." Dies ist ein richtiges, wohl abgemessenes Wort und die Literaturgeschichte wird es ohne Zweifel bestätigen, denn in demselben Augenblick, wo sie die Untersuchung anstellt, wie weit Gutzkow hinter der höchsten Aufgabe des Dramas zurückgeblieben ist, wird sie auch untersuchen müssen, wie weit er sich über die dramatischen Handwerker, die des Zeitvertreibs wegen dramatisieren, wie die Kinder der Buchstaben wegen schreiben, erhoben hat, und dann wird sie finden, daß er nach Ideen arbeitet, was, beiläufig gesagt, Iffland, mit dem ihn Professor Heiberg zusammenstellt, nicht tat. Nun sehe man, wie Professor Heiberg dieses Wort interpretiert! Ich sage: Gutzkow hat das soziale Thema aufgenommen usw. Damit ist nichts ausgesprochen, als das simple Faktum, wie es Professor Heiberg selbst durch die Inhaltsanzeige der Gutzkowschen Stücke bestätigt. Es heißt nichts weiter, als: Gutzkow hat zum schwarzen, nicht zum weißen Bogen gegriffen. Professor Heiberg läßt mich sagen: Gutzkow ist der Repräsentant der von ihm eingeschlagenen

neuen Richtung. Das würde heißen: Gutzkow hat geradezu ins Schwarze getroffen. Ist beides einerlei? Man sieht, die Deutung, die Professor Heiberg meinen Worten gibt, ist keck. Aber bei weitem kecker noch ist der Schluß, den er daraus zieht. „Von Gutzkow" — fährt er fort — „sollen wir also abstrahieren, welche Forderungen das Zeitalter an den dramatischen Dichter macht!" Wie! Nun ist Gutzkow nicht bloß auf dem von ihm gewählten Standpunkt ein guter Schütze, nun ist er absolut der Musterschütze? Professor Heiberg muß das Publikum des Intelligenzblatts sehr wenig achten, wenn er glaubt, daß es sich durch solche Künste verblenden läßt. Doch, es kommt noch besser. Ich gebrauche an einer Stelle meines Aufsatzes den Ausdruck: Atmosphäre der Zeiten. Professor Heiberg stellt sich, als ob er den metaphorischen Sinn dieses Ausdrucks nicht kennt und übersetzt sich ihn ohne weiteres mit Dunstkreis. Dann stellt er meinem Ausdruck Atmosphäre den Ausdruck Zeitgeist gegenüber, um durch den Scheinkrieg, worin er die beiden Redefiguren verwickelt, die Gedanken und Begriffe zu verwirren. Doch, es ist nicht einmal ein Scheinkrieg, denn auch im gewöhnlichen Sinn genommen, würde der Ausdruck Atmosphäre dem Ausdruck Zeitgeist noch immer adäquat sein, da die Atmosphäre die leibliche Lebensquelle, die Luft, umschließt, wie der Zeitgeist die geistige, den Strom der Ideen. Mit dieser Spielerei hat Professor Heiberg also nichts gewonnen. Aber auch nichts verloren, kann man sagen, denn vielleicht war ihm die metaphorische Bedeutung jenes Ausdrucks wirklich unbekannt, vielleicht hat er ihn für einen neu geschaffenen gehalten, den er anfechten zu müssen glaubte, weil er nicht wußte, daß es Goethe war, der ihn zuerst in Umlauf brachte. Möglich, obgleich nicht wahrscheinlich. Aber auch zugegeben hülfe ihm das zu nichts, denn über den Sinn, den ich im vorliegenden Fall mit meinem Ausdruck verband, konnte er nicht im unklaren sein, da ich ihn, wie der Augenschein lehrt, vorher ausdrücklich festgestellt habe. Ein gleiches Manöver erlaubt sich Professor Heiberg noch zweimal mit meinen Ausdrücken, ich werde es gehörigen Ortes nachweisen, ich werde es mir dann jedoch ersparen dürfen, alle seine Spinnwebsfäden, vom ersten bis zum letzten abzuwickeln, wie diesmal. Ich frage nun: wie viel Ehrlichkeit kann man in der philosophischen Sphäre, wo sich, da wir doch am Ende eben sowohl individuell denken, als individuell dichten, die Grenzen unmöglich haarscharf abmarken lassen, von einem Manne erwarten, der sich schon in einem untergeordneten Gebiet, wo die Enthüllung verhältnismäßig leicht ist, solche „Subreptionen" gestattet? Ich muß noch einmal auf Gutzkow zurückkommen. Professor Heiberg sagt über ihn: „seine vier

Stücke sind vier Nullen, die zusammenaddiert nur eine einzige Null ausmachen; die Sprache oszilliert zwischen der breitesten Trivialität und dem dicksten Schwulst; die Ideen sind veraltet." Als ästhetische Organismen müssen dramatische Gebilde sich selbst vertreten, die beiden ersten Vorwürfe gehen mich hier also nichts an, aber ich habe behauptet, daß sie nach Ideen gearbeitet sind, und das muß ich dartun, um so mehr, da ohne Zweifel nur mein wohlgemeintes Wort Gutzkow diesen Angriff zugezogen hat. Vorher ersuche ich Professor Heiberg, die Gutzkowsche Rezension meiner Genoveva im Telegraphen nachzulesen, damit er sich überzeugt, daß hier nicht, wie er vielleicht glaubt, ein Freund über den Freund spricht. Die Rezension ist nicht eben günstig für mein Werk und ich bin nicht der einzige, der sie für ungerecht hält, aber um so eher darf ich sie zitieren, um so nachdrücklicher wird sie beweisen, was sie gerade beweisen soll. Nun zur Sache! Das Thema der Gutzkowschen Stücke ist der Mensch im Kampf mit der Gesellschaft. Sie wollen zeigen, daß dieselben Formen, die dem Geschlecht Halt und Bestand geben, das einzelne Individuum in extremen Fällen vernichten können, und daß dieser unabwendbare Fluch jener Formen sich, wie es Patkul und die Schule der Reichen veranschaulichen, eben so gut geltend machen kann, wenn sie sich zu sehr um den Menschen erweitern, als wenn sie sich zu sehr um ihn verengen. Dies ist, wenn anders Professor Heiberg seinen Ausspruch nicht einseitig auf den materiell-stofflichen Inhalt der fraglichen Stücke, für den ich keineswegs aufzukommen gedenke begründen will, nicht alt und noch weniger veraltet; an Darstellungen, die uns den Menschen vorführen, wie er trotz innerer Existenzberechtigung an äußeren Verhältnissen zugrunde geht, hat es freilich niemals gefehlt, aber es ist denn doch wohl ein großer Unterschied, ob diese äußeren Verhältnisse, wie es früher geschah, in ihrer reinen Zufälligkeit, insofern sie nämlich von dem Entschluß des einen oder des andern der im Drama vorkommenden Charaktere abhängig gedacht sind, dargestellt werden, oder in ihrer tieferen Notwendigkeit. Allerdings tritt dieses zweite bedeutendere und allein bedeutende „realistisch-pragmatische" Element, das auch der strenge Immermann in seinen Memorabilien mit Liebe an den jüngeren Schriftstellern anerkannte, bei Gutzkow noch mehr instinktmäßig, als mit entschiedener Klarheit, hervor, aber er hat es in den beiden letzten Stücken noch besser zu bewältigen gewußt, als in den ersten, namentlich im Patkul, der jenes verzweifelte credo des Mephistopheles: „am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten!" (Faust 2. Teil), zu dem sich selbst Napoleon, der doch wohl ein Selbstherrscher war, be-

kannte, kommentiert und sich dadurch für das „Fräulein Anna von Einsiedel“ und das „Examen über die Unsterblichkeit der Seele“ Verzeihung ausgewirkt, wenigstens bei mir.

Ich kann mich nach Abfertigung aller dieser nur halb zur Sache gehörigen, von Professor Heiberg aber in den Vorgrund gerückten Dinge endlich zu dem allgemein-wissenschaftlichen Teil seiner Beleuchtung wenden. Hier habe ich eine schwierige Aufgabe, ich kann mir unmöglich denken, daß ich wirklich so auffallend mißverstanden bin, wie es den Anschein hat, und ich muß mich doch stellen, als ob ich es glaube. Zweierlei Methoden gibt es, um das Lebendigste und Eigentümlichste in den Augen vieler, die diese unredlichen Nihilierungsprozesse nicht durchschauen, herabzusetzen. Entweder führt man es auf einen Gemeinplatz zurück, der, wie die zerschnittene Ochsenhaut der Dido das gesamte Karthago, eine unendliche Masse unentwickelter Begriffe, und unter diesen zufällig auch den eben in Frage stehenden, in chaotischem Gewirr umfaßt, und ruft dann triumphierend aus: seht Ihr, das ist bereits gesagt! Hiernach hat der Glückliche, der zum erstenmal die beiden großen Worte Gott und Welt aussprach, alle Philosophen zu seinen Nachtretern gemacht, denn er hat den ganzen Inhalt der Philosophie vorweggenommen. Oder man treibt es auf die äußerste Spitze, man zieht daraus die Konsequenz des Wahnsinns und spricht dann: es muß doch unhaltbar sein, denn dies folgt daraus. Professor Heiberg hat sich abwechselnd beider Methoden gegen mich bedient, doch das kann bei einem Mann nicht verwundern, der, wie ich nachwies, meinen Ausdrücken offenbar Gewalt antat, um meine Gedanken durch den Buckel, den er ihrem Körper andichtet, zu verunstalten, ja, der sogar mit mir darüber hadert, daß ich, das logische wie das ästhetische Alphabet voraussetzend und darum die sich von selbst verstehenden Mittelglieder „überspringend,“ das Schulknabenmenuett zwischen Prämissen und Konklusion nicht regelmäßig erst aufführe, bevor ich das Resultat hinstelle.

Professor Heiberg bemerkt im Anfang, daß er mir in manchen Punkten unbedenklich beistimmen würde, wenn er nur gewiß wäre, welche Begriffe ich mit meinen Worten verbunden habe. Welche Begriffe? Die gewöhnlichen, die wie Münzen im geistigen Verkehr gäng und gäbe sind und die höchstens dann unklar werden, wenn man sie lang und breit zu entwickeln sucht. Schon der Ort, wo mein Aufsatz stand, das Publikum, für welches er geschrieben war, konnte Professor Heiberg hierüber belehren. Aber er hat den Zweifel auch nur aufgeworfen, um selbst da, wo sich mir nicht offen mit sophistischen Wendungen beikommen

ließ, noch mäkeln zu können. So würde er, wie er versichert, gleich meinem ersten Satz, daß das Leben, das äußere und innere, Gegenstand der Kunst sei, beipflichten,*) „dersom man" — fährt er fort — „ikke befrygtede, at han tager Livet i en abstract Betydning, nemlig i dets Adskillelse fra de objective Magter, som bestemme det. Men isafaald vilde man da komme til den usande Paastand, at Kunsten, og navnlig den dramatiske Kunst, idet den fremstiller Individer, ikke kan fremstille Andet, end et reent individuelt Liv, at den foelgelig ikke kan fremstille dette som et Moment i det Ewige, ikke kan vise den guddommelige Verdensstyrelses Virken i det Individuelle. Hermed vilde da Kunstens egenlige Idee väre fornägtet, de stärste dramatiske Digteres Total-Anskuelse maatte betragtes som forfeilet, og et underordnet, tildeels tilbagelagt Standpunct vilde sättes som Maalet for Dramets fremtidige Udvikling." Freilich. Aber eben weil dies alles folgt, hätte er eine solche Interpretation meiner Worte von vornherein als unstatthaft abweisen sollen, denn Anschauungen und Gedanken, aus denen sich geradezu die verkehrte Welt deduzieren läßt, sind selten unter dem Monde, sie kommen wenigstens bei der Zudringlichkeit des gesunden Menschenverstandes, der es gleich merkt, wenn irgendwo der Versuch gemacht wird, das Spinnrad vom Faden abzuleiten, nicht ungestört zur Reife, und ich würde sie bei einem Schriftsteller, gegen den ich ein ganzes Heft schriebe, niemals voraussetzen, obwohl ich recht gut einsehe, daß man sich die Sache dadurch beträchtlich erleichtern mag. Ich hätte behauptet, die Kunst könne nur das rein individuelle, nur das von den objektiven Mächten, die es bestimmen, losgetrennte und gesonderte Leben darstellen? Dann hätte ich eigentlich behauptet, sie könne gar nichts darstellen, denn mit einem solchen Unbegriff wäre nicht bloß die Idee der Kunst vernichtet, wie Professor Heiberg sich noch sehr gemäßigt ausdrückt, sondern ihre Möglichkeit selbst wäre aufgehoben, es gäbe gar keinen Weg mehr, auf dem sie Form erlangen könnte, da diese ja eben nur das Verhältnis des Individuellen zum Allgemeinen zeichnet, und da die Unterscheidungs-

*) „Wenn man nicht befürchtete, daß er „Leben" in einer abstrakten Bedeutung faßt, nämlich losgelöst von den objektiven Mächten, die es bestimmen. Aber dann würde man zu der unwahren Behauptung kommen, daß die Kunst, insbesondere die dramatische Kunst, sofern sie Individuen darstellt, nichts anderes darstellen kann als ein rein individuelles Leben, daß sie folglich es nicht als ein Moment im Ewigen darstellen, nicht der göttlichen Weltleitung Einwirkung im Individuum nachweisen kann. Hiermit würde die eigentliche Idee der Kunst geleugnet werden, der größten dramatischen Dichter Weltanschauung müßte als verfehlt betrachtet werden, und ein untergeordneter, zum Teil überwundener Standpunkt würde als Ziel gesetzt werden für des Dramas zukünftige Entwicklung.

linie, die das Einzelgebilde in seinen Grenzen vom Ganzen abschneiden soll, mit dem Hintergrund, von dem es abzuschneiden ist, von selbst wegfällt. Ich darf mir den Beweis, daß ich etwas so Widersinniges wirklich nicht behauptet habe, ersparen, meine Leser werden ihn selbst führen, der flüchtigste Blick in meinen Aufsatz, ja die einfachen Worte Maß und Schuld, die gleich zu Anfang vorkommen, müssen sie vom Gegenteil überzeugen. Setzt denn das Maß nicht ein zu Überschreitendes, die Schuld nicht ein zu Beleidigendes voraus, und wird der ärgste Sophist wagen, dies zu Überschreitende, dies zu Beleidigende, dem ersten gegenüber, in das zweite, dritte oder vierte Individuum, mit dem es in Konflikt gerät, zu verlegen und es in Abrede zu stellen, daß die Individuen so viel Recht haben, als sie Kraft besitzen, wenn man sie nicht eben als Glieder der sittlichen Weltordnung, als Monaden, worin die höchste Idee sich geheimnisvoll zu manifestieren sucht, betrachtet? Und ist hiermit nicht erwiesen, daß ich von Maß und Schuld nur sprechen konnte, weil ich „den guddommelige Verdensstyrelses Virken i det Individuelle“ oder das uralte Sophokleische Wort:

— an Göttlichem darf
Nie freveln der Mensch! Großsprecherisch Wort
Der Vermessenen fühlt den gewaltigen Schlag
Der bestrafenden Hand
Und lehret im Alter die Weisheit!
(Antigone, Schlußchor.)

das ich als tragischen Kanon freilich vorziehe, im Auge hatte? Die Sonnenflecke soll ich bemerkt und die Sonne selbst soll ich übersehen haben!

Wie kommt nun Professor Heiberg dazu, mir solche Absurditäten in den Mund zu legen? Etwa weil ich das Moment der Idee, das, wie ich genügend dartat, meiner Betrachtung des Dramas, wie der seinigen und wie der jedes Menschen von ästhetischer Bildung zugrunde liegt, nur im allgemeinen nannte, während ich Fabel und Charaktere ausführlich besprach? Er wäre dazu nicht berechtigt gewesen, wenn ich es auch ganz übergangen hätte, denn die Basis versteht sich überall von selbst, und eben dadurch, daß man sie als sich von selbst verstehend behandelt, zeigt man am besten, daß man das gehörige Gewicht auf sie legt. Aber ich erinnere mich, ich habe jenes Moment ja ausdrücklich als dasjenige, von dem Würde und Wert des Dramas abhänge, definiert. Das kann es also nicht sein. Was ist es denn? Muß ich die kleine Unvorsichtigkeit, daß ich, als ich aus der Schule heraustrat, um in ästhetischen Dingen zwischen ihr

und dem gebildeten Publikum zu vermitteln, aus Rücksicht auf letzteres das abschreckende Handwerkszeug, die Methode, dahinter ließ, so schwer büßen? In der Tat, das ist es. Weil ich nicht A-B-C sage, sondern gleich mit C anfange, indem ich erst zu D eine Bemerkung zu machen habe, murrt mein Gegner von dunkeln Wegen und verworrenen Begriffen und macht mich für jeden Teich, in den er hineingerät, für jede Ecke, an der er sich den Kopf zerstößt, weil er durchaus nicht zugeben will, daß wir uns schon auf der zweiten oder dritten Station befinden und weil er sich deshalb eigensinnig an die Biegungen und Warnungstafeln der Straße nicht kehrt, verantwortlich. Und er weiß sich zu rächen! Da du mit D anfängst, denkt er, so betrachte ich D als dein A, da du die psychologische Seite des Dramas, die Charaktere, so sehr hervorhebst, so mache ich, ohne mich darum zu bekümmern, daß du es bei der dir gestellten Aufgabe mit Recht tust, daraus dein Alpha und Omega, und da du die Mittelglieder, die deine Resultate miteinander verknüpfen, überspringst, so will ich dir schon die gehörigen unterschieben. Ich habe gegen diese mir geborgten Mittelglieder nicht zur rechten Zeit protestieren können, denn ich konnte Professor Heibergs Feder, da ich nicht die Ehre habe, ihn persönlich zu kennen, in ihrem Lauf nicht aufhalten, aber ich gebe sie jetzt öffentlich zurück, und zwar ohne mich zu bedanken, denn ich glaube das Darlehn dadurch, daß ich von dem einen oder dem andern Leser des Intelligenzblatts vielleicht eine Zeitlang für den Eigentümer angesehen worden bin, mehr als hinreichend verzinst zu haben. Hier ist mein eigener Gedankengang:

Kunst und Philosophie haben eine und dieselbe Aufgabe, aber sie suchen sie auf verschiedene Weise zu lösen. Wenn die Philosophie sich bemüht, die Idee unmittelbar zu erfassen, so bescheidet die Kunst sich, alles, was ihr in der Erscheinungswelt widerspricht, zu vernichten. Die Philosophie hat ihrem Teil der gemeinschaftlichen Aufgabe noch nicht genügt, sie hat die Peripherie um das mysteriöse Zentrum enger und enger zusammengezogen, aber der Sprung von der Peripherie ins Zentrum hinein ist noch nicht geglückt, denn die Vereinzelung ist noch nicht auf ihre innere Notwendigkeit zurückgeführt. Die Kunst dagegen hat ihr Geschäft bei Alten und Neuern noch stets zur rechten Zeit vollbracht, sie hat die Vereinzelung durch die ihr eingepflanzte Maßlosigkeit selbst immer wieder aufzulösen und die Idee von ihrer mangelhaften Form zu befreien gewußt. In der Maßlosigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maßlos ist, weil es, als unvollkommen, keinen Anspruch auf Dauer hat und deshalb auf seine

Zerstörung hinarbeiten muß, die Versöhnung, so weit im Kreise der Kunst darnach gefragt werden kann. Diese Schuld ist eine uranfängliche, von dem Begriff des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende, sie ist mit dem Leben selbst gesetzt. Sie zieht sich als dunkelster Faden durch die Überlieferungen aller Völker hindurch und die Erbsünde selbst ist nichts weiter, als eine aus ihr abgeleitete, christlich modifizierte Konsequenz. Sie hängt von der Richtung des menschlichen Willens nicht ab, sie begleitet alles menschliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Bösen zuwenden, das Maß können wir dort überschreiten, wie hier. Das höchste Drama hat es nur mit ihr zu tun, und es ist nicht bloß gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebung zugrunde geht, sondern es ist, wenn das erschütterndste Bild zustande kommen soll, notwendig, daß jenes, nicht dieses, geschieht. Professor Heiberg findet die meisten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Resultat, absurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er statt des allgemeinen Schuldbegriffs nur einen dürftigen, speziellen Sündenbegriff in sich ausgebildet zu haben scheint, sich von der Wahrheit meiner Aussprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings ist nicht gesagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müssen, und wenn er mich so verstand, so hatte er alle Ursache, darauf zu bestehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich sei. Hier kann ich ihm also seinen Vorwurf nicht übel nehmen, im Gegenteil, ich bin ihm Dank schuldig, daß er ihn so gelind einrichtete und mir nicht einen ganz andern machte. Begriffsverwirrung hätte er mir nun freilich in dem Augenblicke, wo ich die Begriffe aufs strengste schied und er sie wieder ineinander nestelte, nicht vorwerfen sollen, doch er hatte vergessen, daß an dem Ort, wo ich die Erbsünde ausschloß oder richtiger einschloß, indem ich sie dem Gattungsbegriff, dem sie angehört, unterordnete, vom Drama überhaupt, nicht vom christlichen Drama, die Rede war, und das kann begegnen. Wie er aber dazu kam, vor allem das letzte Resultat anzufechten, begreife ich nicht. Fiel ihm denn der größte der Tragiker, Sophokles, fiel ihm das Meisterstück der Meisterstücke, Antigone, dem sich bei Alten und Neueren nichts an die Seite setzen läßt, nicht ein? Antigone will eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Verwandten- und Liebespflicht gegen den unbegraben daliegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter, dennoch geht sie unter, obgleich sie nichts, als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares und nur der Form nach die Idee des Staats repräsentierendes Gesetz übertritt. Es ist klar, entweder habe ich ein Axiom ausgesprochen, oder die

Antigone ist auf eine Nichtigkeit gegründet. Zuletzt bemerkt Professor Heiberg noch wider mich, daß ich bei meiner Auffassung des Dramas das Ziel desselben in eine Dissonanz setze, indem ich die Schuld unaufgehoben stehen lasse. Hier können wir uns vielleicht verständigen, nur muß ich mir andere Ausdrücke ausbitten. Das Drama, wie ich es konstruiere, schließt keineswegs mit der Dissonanz, denn es löst die dualistische Form des Seins, sobald sie zu schneidend hervortritt, durch sich selbst wieder auf, es stellt, wenn ein Gleichnis erlaubt ist, die beiden Kreise aus dem Wasser dar, die sich eben dadurch, daß sie einander entgegen schwellen, zerstören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerrissenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Dissonanz unerledigt, und zwar die ursprüngliche Dissonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelung, ohne nach der causa prima zu forschen, als mit oder ohne Kreation unmittelbar gegebenes Faktum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies ist die Seite, wo das Drama sich mit dem Weltmysterium in eine und dieselbe Nacht verliert. Das Höchste, was es erreicht, ist die Satisfaktion, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst widerstrebenden Individuums verschafft, eine Satisfaktion, die bald unvollständig ist, indem das Individuum trotzig und in sich verbissen untergeht und dadurch im voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollständig, indem das Individuum im Untergang selbst eine geläutertere Anschauung seines Verhältnisses zum ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte der Riß geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden, und keiner wird sie finden, der ernstlich frägt.

Professor Heiberg gibt nun seine eigene Ansicht über die Aufgabe, die das künftige Drama lösen soll. „Den idealistiske Fremgang fordrer,“ — sagt er — „at Charactererne nu skulle sees i deres Afhängighed af Ideen, og at folgelig denne skal indtage det Overherredomme, som inden Shakspears Tid var indrommet Fabelen. Det hører til den nyere Tids Udvikling, at der mere spørges om Hvad end om Hvem. Ogsaa i det nyere Drama vil derfor Interessen mere hvile paa den fremstilte Idee, paa hvad man kunde kalde Dramets Tendens, end paa Charactererne, tagne umiddelbart for sig selv, thi nu er Touren til

dem at nedsättes til Momenter."*) Das verstehe ich nicht, oder wenn ich es verstehe, so schreibt Professor Heiberg dem Drama einen Schritt vor, den es entweder längst getan hat, oder den es niemals tun kann. „In dem neueren Drama wird das Interesse mehr auf der dargestellten Idee, auf dem, was man die Tendenz des Dramas nennt, verweilen, als auf den Charakteren, unmittelbar für sich selbst betrachtet?" Das ist entweder immer der Fall gewesen, oder — Doch, treten wir behutsam auf, denn hier ist der Ort, wo wir in Gefahr stehen, alles wieder zu verlieren, was wir schon so sicher gewonnen zu haben glaubten. „Die Charaktere werden nicht mehr in sich selbst, sondern in der Idee des Ganzen ruhen, und nur noch so weit Zentralpunkte im Drama bleiben, als sie selbst sich um ein noch tieferes Zentrum herum bewegen?" Wie? Was? Ich müßte alle Interjektionen auf einmal ausstoßen, wenn ich meine Verwunderung, mein Erstaunen genügend ausdrücken wollte. Statt dessen will ich hier ein offenes Bekenntnis ablegen. Wenn die Idee dem Drama bisher gefehlt hat, wenn sie sich nicht in jeder dramatischen Dichtung, die für die Kunst irgend in Betracht kommt, als Zentrum aufzeigen läßt, und wenn die Charaktere nicht beständig in diesem Zentrum, um das sie sich in größerer oder geringerer Sonnennähe und -ferne „planetarisch" herum bewegen, ihren Ausgangs- und Zielpunkt gehabt haben, dann fehlt das Moment der Idee auch meinem Begriff des Dramas, dann habe ich mit allen meinen vorhergehenden Erörterungen gegen Professor Heiberg nicht allein nichts bewiesen, sondern auch nichts beweisen wollen, dann hat er eine Ansicht, die nicht bloß jetzt gründlich neu ist, sondern die, ich bürge ihm dafür, auch bis ans Ende der Tage neu und jüngferlich frisch bleiben wird, da sie auf keinerlei Art durch künstlerische Verleiblichung abgenutzt werden kann. Hier kehrt sich denn aber, wie jeder sieht, das ganze Verhältnis zwischen mir und meinem Gegner um. Er steht auf dem abstraktesten aller Standpunkte, ich auf dem praktischen oder empirischen, während nach seiner Versicherung das Gegenteil der Fall sein soll; er spinnt die vermessenste aller Theorien aus und fragt nicht, ob auch Flachs um den Rocken sitzt, sondern ist zufrieden, daß das Rad schnurrt und die Finger

*) Der idealistische Fortschritt fordert, daß die Charaktere jetzt gesehen werden sollen in ihrer Abhängigkeit von der Idee und daß folglich diese jene Oberherrschaft einnehmen muß, welche in Shakespeares Zeit der Fabel eingeräumt war. Es gehört zur Entwicklung der neueren Zeit, daß jetzt mehr nach dem Was als nach dem Wer gefragt wird. Auch in dem neueren Drama wird deshalb das Interesse mehr an der dargestellten Idee haften, an dem, was man des Dramas Tendenz nennen könnte, als an den Charakteren, unmittelbar für sich genommen, denn nun ist die Reihe an ihnen, zu Momenten herabgesetzt zu werden."

die Bewegung des Fadenziehens macht, ich, der ich nach seiner Behauptung: „over Aaen efter Vand“*) gehe, abstrahiere meinen Begriff der dramatischen Kunst von den Kunstwerken und hüte mich sehr, ein Moment in denselben aufzunehmen, das ich bei Sophokles und Shakespeare vermisse. Nie hat das Drama, das den Namen verdient, anders, als durch seine Totalität, wirken wollen, nie hat es sich eine geringere Wirkung, wenn es sie unglücklicherweise hatte, aneignen mögen; es ist und war von jeher die lockende Arabeske um eine Chiffre von Geisterhand, die sich nur darum so farbig-bunt, so neckisch-verzogen um die geheimnisvolle Schrift herum schlingt, damit der Mensch, der am Gastmahl des Lebens schwelgende Belsazar, während er sich an den schnörkelhaft-putzigen Umrissen erfreut, auf denen sein trunkenes Auge mit Wohlgefallen ruht, zugleich auch unbewußt und unwillkürlich das dunkle Warnungswort gewahre und entziffere, das ihn über seine Natur und sein Geschick belehrt. Eben aber mit der unmittelbar im Leben selbst aufgehenden, wenn auch in der Form des Widerspruchs hervortretenden, nimmermehr jedoch mit der eigentlich spekulativen Seite der Idee hat es die dramatische Kunst zu tun. Menschen-Natur und Menschen-Geschick, wie sie sich wechselseitig bedingen, soll sie erforschen und darstellen, nicht aber, wie Professor Heiberg will, in die unergründlichen Tiefen der Metaphysik hinabsteigen. Jenes hat sie, wie ich oben bereits sagte, immer getan, dieses wird sie nie tun, Professor Heibergs veredeltes Lehrgedicht wird ohne Zweifel in der Sphäre der Ununterscheidbarkeit, worin er es in der Eile stecken ließ, verharren müssen, denn seine „Eenhed af det Speculative og det Poetiske“ widerspricht, wenn dieser neue Ausdruck nicht etwa auf die uralte Wahrheit geht, daß ein Drama immer dem jedesmaligen Entwickelungsstadium der allgemeinen Weltanschauung entsprechen muß, der Natur der Kunst und kann höchstens ein kaltes allegorisches Puppenspiel, das sich um eine äußere Angel dreht, hervorrufen, nicht aber eine in sich selbst ruhende Schöpfung voll warmblütiger, lebendiger Gestalten. Das wäre kein Fortschritt auf dem Wege, den Shakespeare einschlug, als er die Charaktere von der Oberherrschaft der Fabel befreite, wie Professor Heiberg meint, das wäre ein Sprung zur Seite, ins Nichts hinein. Shakespeare kehrte nur das um, was man die Ökonomie des Dramas nennt, und das mußte er tun, weil das Individuum durch das Christentum eine größere Bedeutung erhalten und eine veränderte Stellung erlangt hatte; er wandte die Mittel des Dramas

*) „Über den Bach nach Wasser“.

anders an, und vermehrte sie, aber er steckte ihm kein anderes Ziel. Ich habe nicht vergessen, was ich weiter oben über die Möglichkeit eines symbolischen Dramas, das den Geschichtsstrom bis in seine innersten Quellen, die religiösen, hinein verfolge, gesagt habe, aber ich tue vielleicht wohl, wenn ich hier ausdrücklich bemerke, daß ich dabei keineswegs ans Dialogisieren des dogmatischen Teils der Kirchenhistorie dachte, sondern an eine großartige Darstellung der wenigen Charaktere, die die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende, als organische Übergangspunkte vermitteln und die zuweilen, wie z. B. Luther, mit den Ideen, deren individuelle Träger sie sind, selbst in Konflikt geraten, weil sie vor den anfangs ungeahnten Konsequenzen derselben zu schaudern beginnen. Dies Drama könnte ein allgemeines werden, da es in Stoff und Gehalt für alle Völker gleiches Interesse haben müßte; und an ein solches zu denken, ist in einer Zeit, wo die nationalen Unterschiede mehr und mehr verschwinden, nicht allzu gewagt.

Jetzt habe ich mich noch über einen „Taschenspielerkniff", über meine „kümmerliche Anschauung der Geschichte" und über eine „Krudität" zu verantworten. Ich kann mir die Satisfaktion nicht versagen, diese Ausdrücke, deren mein Gegner sich bedienen zu müssen glaubte, und die sich den vorangegangenen und von mir ehrlich aufgezählten Vorwürfen eines „philosophisch-kritischen Bankerotts", so wie der „Absurdität" und der „Begriffsverwirrung" würdig anschließen, zu wiederholen, damit meine Leser, die jetzt schon einigermaßen wissen werden, mit wie viel Recht Professor Heiberg mich angriff, doch auch sehen mögen, mit wie viel Chevalerie er sein Recht bis zum letzten Augenblick verfolgt hat.

Mit der kümmerlichen Anschauung der Geschichte mache ich den Anfang, weil mit ihr der Taschenspielerkniff von selbst wegfällt. Die Anklage beruht zum Teil wieder auf einem mißverstandenen oder mißgedeuteten Ausdruck. Ich nenne die Geschichte den Niederschlag der wandelnden Zeit, Professor Heiberg übersetzt sich das mit Hefe oder Bodensatz und frägt dann, ob die Anschauung eines Schriftstellers, der in der Geschichte nichts erblickt, als Hefe und Bodensatz, nicht eine kümmerliche sei. Wenn er wirklich nicht weiß, was der Ausdruck Niederschlag im Deutschen besagt, so lasse er sich eine öffentliche Belehrung gefallen! Der Astronom Gruithusen nennt die Sterne den Niederschlag des Äthers, Immermann die Lehre den Niederschlag der Forschung, in keinem geringeren Sinne ich die Geschichte den Niederschlag der Zeit. Der Ausdruck entspricht dem chemischen: Präzipitat und bezeichnet in jedem Zeugungs- und Gestaltungsprozeß das

Dauernde, Bleibende, das sich im Gegensatz zu den verfliegenden Elemente fixieren läßt. Dieser erste Grund, aus dem meine kümmerliche Anschauung der Geschichte gefolgert wurde, beweist also das Gegenteil von dem, was er beweisen sollte; mit dem zweiten steht es nicht besser. In dem Augenblick, wo ich, auf Napoleons entscheidende Autorität gestützt, die materielle Hälfte der Geschichte durchstreiche, um der geistigen, die durch die Kunst wiedergeboren werden soll, die Bedeutung, die ihr gebührt, zu erobern, läßt Professor Heiberg mich behaupten, die Geschichte sei nichts, als das tote Porträt der Begebenheiten. Unbegreiflich! Nach der von mir entwickelten Ansicht ist sie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger, als das. Weil sie weniger ist, weil Karl der Große unstreitig größer war, als das Bild, das sein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, spreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dies Bild ängstlich zu kopieren und die Gestalt des Kaisers, wie sie in seinem eigenen Geist aufdämmert, wenn er sich in die Zeit, die er beherrschte, versenkt, zu ersticken; weil sie mehr ist, weil eine ganz andere Wahrheit durch sie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälschende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlassen, ohne der Geschichte und dem Utilitätsverhältnis, worin das Drama zu ihr steht, etwas zu vergeben. Dieser Satz, wenn irgendeiner, beweist sich selbst, und meine Anschauung ist als eine lebendige und eigentümliche gerechtfertigt, wenn ich sie auch nur in simplen Worten, die hinter Professor Heibergs „Tidernes levende og uforgaengelige Aand“ *) weit zurückstehen, vortrug. Übrigens äußert sich Lessing, was die dramatische Seite dieser Frage betrifft, ganz in meinem Sinn, nur daß er, als er seine Ansicht aussprach, die Gründe, gegen seine Gewohnheit, zurück behielt. Professor Heiberg freilich ist hier seines Sieges so gewiß, daß er den Triumph im voraus feiert und ausruft, ich sei, der Ausdruck Niederschlag beweise es, schwerlich der Messias, den das Drama erwarte. Wie grausam! Aber wenn ich nun noch grausamer sein, wenn ich erklären wollte: Professor Heiberg ist der Messias! Würde er nicht in Verlegenheit geraten, wenn er nun das Werk der Erlösung vollbringen sollte?

Auf den Taschenspielerkniff brauche ich nun wohl kaum noch zurückzukommen. Ich soll ihn dadurch begangen haben, daß ich, als ich von Shakespeares Unterordnung der Fabel unter die Charaktere sprach, mich des Ausdrucks Geschichte bediente, statt den Ausdruck Fabel zu wiederholen. Es leuchtete ein, daß, wenn

*) „Der Zeiten lebender und unvergänglicher Geist.“

ich die mir vorgeworfene kümmerliche Anschauung der Geschichte nicht hatte, auch zu der mir angeschuldeten Subreption kein Grund vorhanden war und daß mit dem Grund sie selbst wegfällt. Aber auch hier, es ist entsetzlich, denn es ist das drittemal, habe ich die jammervolle Aufgabe, einen schiefgedeuteten Ausdruck zu rechtfertigen, da Professor Heiberg seine Anklage einzig und allein auf diesen stützt. Es ist bekannt, daß man nach deutschem Sprachgebrauch eben so gut von merkwürdigen Geschichten, wie von der Geschichte spricht, und daß man damit gerade wunderbare Ereignisse und schauerliche Vorgänge, wie Novellen- und Dramendichter sie wohl zu benutzen pflegen, bezeichnet. In diesem Sinne gebrauchte ich den Ausdruck, und eben bei Shakespeare, der so oft seltsame Geschichten behandelt hat, war er richtig angewandt. In einem andern Sinne konnte ich ihn gar nicht gebrauchen wollen, denn der eigentlich historischen Stücke sind bei Shakespeare ungleich weniger, als der dem Stoff nach phantastischen und sagenhaften, und es versteht sich doch wohl von selbst, daß man, wenn man bei einem Dichter das Charakteristische hervorheben will, die Mehrzahl seiner Werke ins Auge faßt. Ohnehin spreche ich, wie mein Aufsatz lehrt, von der Historie, der wirklichen Welthistorie, viel später; auch setzte ich, und dies entscheidet, am fraglichen Orte für den Ausdruck Charaktere den Ausdruck Menschen, wie für den Ausdruck Fabel den Ausdruck Geschichte, und zeigte dadurch deutlich genug, daß es mir um strenge Handhabung der herkömmlichen Terminologie keineswegs zu tun sei.

Nun ist die Krudität noch übrig. „Es kommt," sage ich, „bei philosophischen Dramen alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob umgekehrt das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll." Nur einem einzigen, nur Professor Heiberg, kann der Sinn meiner Worte dunkel sein, dieses einzigen wegen werde hier denn erläuternd bemerkt, daß ich an den unermeßlichen Unterschied erinnern wollte, der zwischen den Tiefsinnigkeiten eines Hamlet, den ein ungeheures Schicksal in die Abgründe seines Innern hinein treibt, und zwischen den kahlen Spitzfindigkeiten einer philosophischen Gliederpuppe, durch die, wie wir es in Deutschland schon erlebten, ein „Liebhaber der Weisheit" den „reinen Begriff" zur Abwechselung einmal in Szenen und Akten, statt in Paragraphen und Kapiteln, zu veranschaulichen sucht, besteht.

Ich bin zu Ende, und was ich mir nicht verhehlte, als ich diese Verteidigung begann, das hat sich bestätigt: sie beweist der Hauptsache nach nichts, als daß sie überflüssig war, denn ich habe auch an keinem einzigen Orte Gelegenheit gehabt, die in

meinem Aufsatz niedergelegten Ideen, in denen ich freilich die Resultate jahrelangen Nachdenkens gab, zu berichtigen, sondern mein ganzes Geschäft hat darin bestanden, die von meinem Gegner in meinem Gedanken-Haushalt durch willkürliche Interpretation angerichtete Verwirrung wieder zu beseitigen. Aber vielleicht muß in unserer Zeit, wie jedes Recht, so auch das Recht zum Stillschweigen erkämpft werden. Ich glaube es jetzt erkämpft zu haben und werde davon vermutlich in wieder vorkommenden Fällen, selbst wenn die Angriffe mir nicht entgehen sollten, was aber, da ich Deutschland allernächstens verlasse, leicht geschehen könnte, mit noch größerer Ruhe, wie bisher, Gebrauch machen.

Vorwort zur „Maria Magdalena",

betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte.

1844.

Das kleine Vorwort, womit ich meine Genoveva begleitete, hat so viel Mißverständnis und Widerspruch hervorgerufen, daß ich mich über den darin berührten Hauptpunkt noch einmal aussprechen muß. Ich muß aber ein ästhetisches Fundament und ganz besonders einigen guten Willen, auf das Wesentliche meines Gedankenganges einzugehen, voraussetzen, denn wenn die Unschuld des Worts nicht respektiert und von der dialektischen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegensatz beruht, abgesehen wird, so kann man mit jedem eigentümlichen Ausdruck jeden beliebigen Wechselbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine stillschweigende Verneinung aller übrigen zu legen.

Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältnis zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden sittlichen Zentrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, d. h. das höchste, das Epoche machende, denn es gibt

auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein subjektiv-individuelles, die sich zu jenem verhalten, wie einzelne Szenen und Charaktere zum ganzen Stück, die dasselbe aber so lange, bis ein alles umfassender Geist erscheint, vertreten, und wenn dieser ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in seine Stelle rücken — das Drama ist nur dann möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht, es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will.

Bis jetzt hat die Geschichte erst zwei Krisen aufzuweisen, in welchen das höchste Drama hervortreten konnte, es ist demgemäß auch erst zweimal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivetät in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der christlichen eine ähnliche Selbstentzweiung eintrat. Das griechische Drama entfaltete sich, als der Paganismus sich überlebt hatte, und verschlang ihn, es legte den durch alle die bunten Göttergestalten des Olymps sich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es gestaltete das Fatum. Daher das maßlose Herabdrücken des Individuums, den sittlichen Mächten gegenüber, mit denen es sich in einen doch nicht zufälligen, sondern notwendigen Kampf verstrickt sieht, wie es im Ödipus den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht. Das Shakespearische Drama entwickelte sich am Protestantismus und emanzipierte das Individuum. Daher die furchtbare Dialektik seiner Charaktere, die, so weit sie Männer der Tat sind, alles Lebendige um sich her durch ungemessenste Ausdehnung verdrängen, und so weit sie im Gedanken leben, wie Hamlet, in eben so ungemessener Vertiefung in sich selbst durch die kühnsten entsetzlichsten Fragen Gott aus der Welt, wie aus einer Pfuscherei, herausjagen möchten.

Nach Shakespeare hat zuerst Goethe im Faust und in den mit Recht dramatisch genannten Wahlverwandtschaften wieder zu einem großen Drama den Grundstein gelegt, und zwar hat er getan, oder vielmehr zu tun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialektik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen, er hat den Widerspruch, den Shakespeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Zentrum, um das das Ich sich herum bewegt, d. h. in der diesem erfaßbaren Seite desselben, aufzuzeigen und so den Punkt, auf den die gerade, wie die

krumme Linie zurückzuführen schien, in zwei Hälften zu teilen gesucht. Es muß niemand wundern, daß ich Calderon, dem manche einen gleichen Rang anweisen, übergehe, denn das Calderonsche Drama ist allerdings bewunderungswürdig in seiner konsequenten Ausbildung und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: das Leben ein Traum! ein unvergängliches Symbol einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft, es setzt in seiner starren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweisen soll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, so doch dem Gehalt nach, nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewiesen, man kann kaum sagen, daß er den ersten Schritt getan hat, denn im Faust kehrte er, als er zu hoch hinauf und in die kalte Region hinein geriet, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtschaften setzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweisen oder zu veranschaulichen hatte. Wie Goethe, der durchaus Künstler, großer Künstler, war, in den Wahlverwandtschaften einen solchen Verstoß gegen die innere Form begehen konnte, daß er, einem zerstreuten Zergliederer nicht unähnlich, der, statt eines wirklichen Körpers, ein Automat auf das anatomische Theater brächte, eine von Haus aus nichtige, ja unsittliche Ehe, wie die zwischen Eduard und Charlotte, zum Mittelpunkt seiner Darstellung machte und dies Verhältnis behandelte und benutzte, als ob es ein ganz entgegengesetztes, ein vollkommen berechtigtes wäre, wüßte ich mir nicht zu erklären; daß er aber auf die Hauptfrage des Romans nicht tiefer einging, und daß er ebenso im Faust, als er zwischen einer ungeheuren Perspektive und einem mit Katechismusfiguren bemalten Bretterverschlag wählen sollte, den Bretterverschlag vorzog und die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menschheit, die wir mit Recht im ersten Teile erblickten, im zweiten zu bloßen Krankheitsmomenten eines später durch einen willkürlichen, nur notdürftig-psychologisch vermittelten Akt kurierten Individuums herabsetzte, das ging aus seiner ganz eigen komplizierten Individualität hervor, die ich hier nicht zu analysieren brauche, da ich nur anzudeuten habe, wie weit er gekommen ist. Es bedarf hoffentlich nicht der Bemerkung, daß die vorstehenden, sehr motivierten Einwendungen gegen den Faust und die Wahlverwandtschaften diesen beiden welthistorischen Produktionen durchaus nichts von ihrem unermeßlichen Wert abdingen, sondern nur das Verhältnis, worin ihr eigener Dichter zu den in ihnen verkörperten Ideen stand, bezeichnen und den Punkt, wo sie formlos geblieben sind, nachweisen sollen.

Goethe hat demnach, um seinen eigenen Ausdruck zu

gebrauchen, die große Erbschaft der Zeit wohl angetreten, aber nicht verzehrt, er hat wohl erkannt, daß das menschliche Bewußtsein sich erweitern, daß es wieder einen Ring zersprengen will, aber er konnte sich nicht in gläubigem Vertrauen an die Geschichte hingeben, und da er die aus den Übergangszuständen, in die er in seiner Jugend selbst gewaltsam hineingezogen wurde, entspringenden Dissonanzen nicht aufzulösen wußte, so wandte er sich mit Entschiedenheit, ja mit Widerwillen und Ekel, von ihnen ab. Aber diese Zustände waren damit nicht beseitigt, sie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja sie haben sich gesteigert und alle Schwankungen und Spaltungen in unserem öffentlichen, wie in unserem Privatleben, sind auf sie zurückzuführen, auch sind sie keineswegs so unnatürlich, oder auch nur so gefährlich, wie man sie gern machen möchte, denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Dies ist, nach meiner Überzeugung, der welthistorische Prozeß, der in unseren Tagen vor sich geht; die Philosophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zersetzend und auflösend, vorbereitet, und die dramatische Kunst, vorausgesetzt, daß sie überhaupt noch etwas soll, denn der bisherige Kreis ist durchlaufen und Duplikate sind vom Überfluß und passen nicht in den Haushalt der Literatur, soll ihn beendigen helfen, sie soll, wie es in einer ähnlichen Krisis Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes, die nicht von ungefähr und etwa bloß, weil das Schicksal es mit dem Theater der Athener besonders wohl meinte, so kurz hintereinander hervortraten, getan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Teil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinander flutend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit, in welcher alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Manne wieder gegenüber stehen wird, wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee, erzeugen. Damit ist nun freilich der Übelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann, und da ein Erdbeben sich nicht anders

darstellen läßt, als durch das Zusammenstürzen der Kirchen und Häuser und die ungebändigt hereindringenden Fluten des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rücksicht auf die harmlosen Seelen, die ein Trauerspiel und ein Kartenspiel unbewußt auf einen und denselben Zweck reduzieren, einen Übelstand, denn diesen wird unheimlich zumute, wenn Spadille nicht mehr Spadille sein soll, sie wollen wohl neue Kombinationen im Spiel, aber keine neue Regel, sie verwünschen den Hexenmeister, der ihnen diese aufdringt, oder doch zeigt, daß sie möglich ist, und sehen sich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders mischt, auch wohl hin und wieder, denn Abwechselung muß sein, einen neuen Trumpf einsetzt, aber im übrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Naturgesetz selbst, respektiert. Hier wäre es am Ort, aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernst überzugehen, denn es ist nicht zu sagen, bis zu welchem Grade eine zum Teil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Teil aber auch perfide Kritik, sich den erbärmlichen Theaterverhältnissen unserer Tage und dem beschränkten Gesichtskreis des großen Haufens akkomodierend, die einfachen Grundbegriffe der dramatischen Kunst, von denen man glauben sollte, daß sie, nachdem sich ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtausende hindurch bewährte, unantastbar seien, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf gestellt hat. Der Maler braucht sich, und er mag dem Himmel dafür danken, noch nicht darüber zu entschuldigen, daß er die Leinewand, aus der auch Siebbeutel gemacht werden könnten, bemalt, auch verlacht man ihn noch nicht, wenn man sieht, daß er auf die Komposition seines Gemäldes Mühe und Fleiß verwendet, daß er die Farben, die ja doch auch schon an sich dem Auge schmeicheln, auf Gestalten und die Gestalten wieder auf einen inneren, für den bloßen Gaffer nicht vorhandenen Mittelpunkt bezieht, statt das Farbenbrett selbst mit dem eingerührten Blau, Gelb und Rot, für das Gemälde zu geben, oder doch den bunten Gestalten- und Figurentanz; aber jene Kunst, die, wie alles Höchste, nur dann überhaupt etwas ist, wenn sie das, was sie sein soll, ganz ist, muß sich jetzt, wie über eine Narrheit, darüber hudeln lassen, daß sie ihre einzige, ihre erste und letzte Aufgabe im Auge behält, statt es sich bequem zu machen, und für den Karfunkel den Kiesel zu bieten, für ein tiefsinniges und unergründliches Lebenssymbol ein gemeines Lebensrätsel, das mit der gelösten Spannung ins Nichts zerplatzt, und, außerstande, auch nur die dürftigste Seele für einen Moment zu sättigen, nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues! was Neues! Ich sage es euch, ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt, wenn ihr euch

damit begnügt, Anekdoten, historische oder andere, es ist gleich, in Szene zu setzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht ihr, ihr mögt nun die Tränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie ihr wollt, um nichts höher, als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunst etwas zu schaffen, wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in eurem Geist, denn beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wiederfindet, da ergreift es und kümmert euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da ihr doch nur den Übergang zur Gesundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen, denn dieser Pöbel, der euch über die Paroxismen, die ihr darstellt, zur Rechenschaft zieht, als ob es eure eigenen wären, müßte, wenn er Konsequenz besäße, auch dem Richter, der dem Missetäter das Verbrechen abfragt, um seine Stellung zum Gesetz zu ermitteln, ja dem Geistlichen, der Beichte hört, den Vorwurf machen, daß er sich mit schmutzigen Dingen befasse, und ihr seid für nichts, für gar nichts, verantwortlich, als für die Behandlung, die, als eine freie, eure subjektive Unabhängigkeit vom Gegenstand und euer persönliches Unvermischtsein mit demselben hervortreten lassen muß, und für das letzte Resultat, ja auch das Resultat braucht nicht im Lanzenspitzensinn die Spitze eures Werkes zu sein, es darf sich ebensogut als Ausgangspunkt eines Charakters hinstellen, wie als Ausgangspunkt des ganzen Dramas, obgleich freilich, wenn letzteres der Fall ist, das Drama der Form nach einen höheren Grad von Vollendung für sich in Anspruch zu nehmen hat. Man kann, wenn man sich genötigt sieht, über Dinge, die niemandem ohne innere Erfahrung ganz verständlich werden, zu sprechen, sich nicht genug gegen Mißdeutung verwahren; ich füge also noch ausdrücklich hinzu, daß man hier nicht an ein allegorisches Herausputzen der Idee, überhaupt nicht an die philosophische, sondern an die unmittelbar ins Leben selbst verlegte Dialektik denken muß, und daß, wenn in einem Prozeß, worin, wie in jedem schöpferischen, alle Elemente sich mit gleicher Notwendigkeit bedingen und voraussetzen, überall von einem Vor und Nach die Rede sein kann, der Dichter (wer sich für einen hält, möge sich darnach prüfen!) sich jedenfalls eher der Gestalten bewußt werden wird, als der Idee, oder vielmehr des Verhältnisses der Gestalten zur Idee. Doch, wie gesagt, die

ganze Anschauungsweise ist eine unzulässige, die aber noch sehr verbreitet zu sein scheint, da, was aus ihr allein hervorgehen kann, selbst einsichtige Männer nicht aufhören, mit dem Dichter über die Wahl seiner Stoffe, wie sie es nennen, zu hadern und dadurch zeigen, daß sie sich das Schaffen, dessen erstes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtsein liegt und zuweilen in die dunkelste Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes, Machen vorstellen, und daß sie in das geistige Gebären eine Willkür verlegen, die sie dem leiblichen, dessen Gebundensein an die Natur freilich heller in die Augen springt, gewiß nicht zusprechen würden. Den Gevatter Handwerker, dessen ich oben gedachte, mag man schelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das eine so gut liefern als das andere, er hat sich, als er seine Anekdote auswählte, bloß im Effekt verrechnet, und für Rechenfehler ist jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurück verdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebenso gut, wie eine leibliche, die Vernichtung, sei es nun durch den Tod, oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethes Jugendgenossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe!

Ich sagte: die dramatische Kunst soll den welthistorischen Prozeß, der in unseren Tagen vor sich geht, und der die vorhandenen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen, religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen. In *diesem* Sinne soll sie, wie alle Poesie, die sich nicht auf Superfötation und Arabeskenwesen beschränkt, *zeitgemäß* sein, in *diesem Sinn, und in keinem andern, ist es jede echte*, in *diesem* Sinn habe auch ich im Vorwort zur Genoveva meine Dramen als *künstlerische Opfer der Zeit* bezeichnet, denn ich bin mir bewußt, daß die individuellen Lebensprozesse, die ich darstellte und noch darstellen werde, mit den jetzt obschwebenden allgemeinen Prinzipienfragen in engster Verbindung stehen, und obgleich es mich nicht unangenehm berühren konnte, daß die Kritik bisher fast ausschließlich meine Gestalten ins Auge faßte, und die Ideen, die sie repräsentieren, unberücksichtigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den besten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieser Gestalten erblickte, so muß ich

nun doch wünschen, daß dies ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Faktor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren lassen möge, da sich natürlich ein ganz anderes Urteil über Anlage und Ausführung ergibt, wenn man sie bloß in bezug auf die behandelte Anekdote betrachtet, als wenn man sie nach dem zu bewältigenden Ideenkern, der manches notwendig machen kann, was für jene überflüssig ist, bemißt. Der erste Rezensent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majestät der Poesie nicht würdige Konzession an die Zeitungspoetik unserer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen sei. Ich habe ihm hierauf nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht so identisch finde, wie er zu tun scheint, falls sein sonderbarer Einwurf anders ernst gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakonisch hingestellten Gedanken abzudringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß sich heutzutage eine ganz andere Zeitpoesie in Deutschland geltend macht, eine Zeitpoesie, die sich an den Augenblick hingibt, und die, obgleich sie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gärung im Blut mit dem Hautsymptom, wodurch sie sich ankündigt, verwechselt, doch, insofern sie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu schelten wäre, wenn nur sie selbst sich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatisch-rhetorischen Existenz toleriert, ja gehegt und gepflegt zu werden, will sie allein existieren, und gibt sich, polternd und eifernd, das Ansehen, als ob sie Dinge verschmähte, von denen sie wenigstens erst beweisen sollte, daß sie ihr erreichbar sind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat sie das Quartier aufgeschlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Kontroversen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings usw., die toten, wie die lebendigen, zu stoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produzieren, wenn sie damit auftreten, solche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er sich lächerlich gemacht hatte, als er es zu spielen versuchte. Lieben Leute, wenn einer die Feuerglocke zieht, so brechen wir alle aus dem Konzert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphiert. Auch daraus, daß die Epigramme, die ihr bekannten Personen mit Kreide auf den Rücken schreibt, schneller verstanden werden und

rascher in Umlauf kommen, als Juvenalsche Satiren, müßt ihr nicht schließen, daß ihr den Juvenal übertroffen habt; sie sind dafür auch vergessen, sobald die Personen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechseln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtausenden gelesen würde. Als Goethe der schönsten Liederpoesie, die uns nach der seinigen geschenkt worden ist, der Uhlandschen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menschengeschick Aufregendes und Bezwingendes" hervorgehen, so hatte er freilich recht, denn Liliendust ist kein Schießpulver, und auch der Erlkönig und der Fischer, obgleich sie Millionen Trommelschlägerstückchen aufwiegen, würden im Krieg so wenig den Trompeter- als einen anderen Dienst versehen können. Die Poesie hat Formen, in denen der Geist seine Schlachten schlägt, die epischen und dramatischen, sie hat Formen, worin das Herz seine Schätze niederlegt, die lyrischen, und das Genie zeigt sich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weise ausfüllt, indes das Halbtalent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zersprengen sucht, um trotz seiner Armut reich zu erscheinen. Ein solcher von einem total verkehrt gewählten Gesichtspunkt aus gefällter Ausspruch, den Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann schon modifizierte, hätte der Kritik zu nichts Veranlassung geben sollen, als zu einer gründlichen Auseinandersetzung, worin sich Uhland und der piepsende Ratten- und Mäusekönig, der sich ihm angehängt hat, die „schwäbische Schule", voneinander unterscheiden, da ja nicht Uhland, sondern ein von Goethe unbesehens für ein Mitglied dieser Schule gehaltener schwäbischer Dichter den Ausspruch hervorrief. Es ist hier zu dieser Auseinandersetzung, die sich übrigens um so eher der Mühe verlohnte, als sich, wenn man bis zum Prinzip hinabstiege, wahrscheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüts- und eine gemeine Reflexionslyrik gleich nullenhaft sind und daß ein Einfall über den „Baum" der „Menschheit", an dem die „Blüte" der „Freiheit" unter dem „Sonnenkuß" des „Völkerlenzes" aufbricht, wirklich nicht mehr besagen will, als ein Hausvatergefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterschied selbst dringend aufmerksam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodielose Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn sie ihre Werkeltagsempfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgelesene Altweibersage in platte Verse zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar, schon der spröden Einseitigkeit wegen, niemals zur Poesie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dies gelingt, auch zur Charakterbildung führt. Man soll

die Flöte nicht nach dem Brennholz, das sich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abschätzen, aber das gemeine Brennholz soll sich noch weniger auf seine eingebildete Verwandtschaft mit der Flöte dicke tun. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben, zur schwäbischen Schule rechne, denn auch Kerner rc. ist ein Schwabe.

Vielleicht sagt der eine oder der andere: dies sind ja alte, bekannte, längst festgestellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erschrecken, wenn es sich anders verhielte, denn wir sollen im Ästhetischen, wie im Sittlichen, nach meiner Überzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt demjenigen, der die alten Gesetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, immer noch sein bescheidenes Verdienst. Es hat sich ein gar zu verdächtiges Glossarium angesammelt. Die Poesie soll nicht bleiben, was sie war und ist: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menschheit im allgemeinen, sie soll Spiegel des Tags, ja der Stunde werden. Am allerschlimmsten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel oder das Verkehrte von ihm verlangt, sondern weil man gar nichts von ihm verlangt. Es soll bloß amüsieren, es soll uns eine spannende Anekdote, allenfalls, der Pikantheit wegen, von psychologisch-merkwürdigen Charakteren aetragen, vorführen, aber es soll bei Leibe nicht mehr tun; was im Shakespeare (man wagt, sich auf ihn zu berufen) nicht amüsiert, das ist vom Übel, ja es ist, näher besehen, auch nur durch den Enthusiasmus seiner Ausleger in ihn hineinphantasiert, er selbst hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der sich freute, wenn er durch seine wilden Schnurren mehr Volk wie gewöhnlich zusammentrommelte, denn dann erhielt er vom Theaterdirektor einen Schilling über die Wochengage und wurde wohl gar freundlich ins Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauspieler, jetzt verstorben, hat, wie ihm von seinen Freunden nachgesagt wird, dem neuen Evangelium die praktische Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernstes behauptet, daß der „Poet“ dem „Künstler“ nur ein Szenarium zu liefern habe, welches dann durch diesen extemporierend auszufüllen sei. Die Konsequenz ist hier, wie allenthalben, zu loben, denn man sieht doch, wohin das Amüsementprinzip führt, aber das Sachverhältnis ist dies. Eine Dichtung, die sich für eine dramatische gibt, muß darstellbar sein, jedoch nur deshalb, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem

Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedankenschemen blieb. Darstellbar ist nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören also nicht an sich, sondern immer nur so weit, als sie sich unmittelbar zur Handlung umbilden, ins Dramo hinein; dagegen sind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigstens keine dramatischen, wenn sie sich ohne die sie vorbereitenden Gedanken und die sie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgerissenheit, wie Naturvorfälle, hinstellen, sonst wäre ein stillschweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Aktion. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Kluft zwischen Handeln und Leiden keineswegs so groß ist, als die Sprache sie macht, denn alles Handeln löst sich dem Schicksal, d. h. dem Weltwillen gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranschaulicht, alles Leiden aber ist im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unser Interesse mit ebenso großer Befriedigung auf dem Menschen ruht, wenn er sich auf sich selbst, auf das Ewige und Unvergängliche im zerschmetterten Individuum, besinnt und sich dadurch wieder herstellt, was im Leiden geschieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Gebundenheit Trotz bietet und dafür von diesem, das über alle Manifestation hinausgeht, wie z. B. unser Gedanke über die Hand, die er in Tätigkeit setzt, und das selbst dann, wenn ihm der Wille nicht entgegentritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke stoßen kann, die strenge Zurechtweisung empfängt, so ist das eine auch ebenso gut darstellbar, wie das andere und erfordert höchstens den größeren Künstler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die sich für eine dramatische gibt, muß darstellbar sein, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedankenschemen blieb. Dieser innere Grund ist zugleich der einzige, die mimische Darstellbarkeit ist das allein untrügliche Kriterium der poetischen Darstellung, darum darf der Dichter sie nie aus den Augen verlieren. Aber diese Darstellbarkeit ist nicht nach der Konvenienz und den in steter Wandlung begriffenen Modevorurteilen zu bemessen, und wenn sie ihr Maß von dem realen Theater entlehnen will, so hat sie nach dem Theater aller Zeiten, nicht aber nach dieser oder jener speziellen Bühne, worin ja, wer kann es wissen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präsidium führen und dann, ihren unschuldigen Bedürfnissen gemäß, darauf bestehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht über das Niveau von: quäle nie ein Tier zum Scherz usw. oder: Schwarzbeerchen bist du noch so schön usw.

hinausgehen sollen, zu fragen. Es ergibt sich bei einigem Nachdenken von selbst, daß der Dichter nicht, wie es ein seichter Geschmack, und auch ein unvollständiger und frühreifer Schönheitsbegriff, der, um sich bequemer und schneller abschließen zu können, die volle Wahrheit nicht in sich aufzunehmen wagt, von ihm verlangen, zugleich ein Bild der Welt geben und doch von den Elementen, woraus die Welt besteht, die widerspenstigen ausscheiden kann, sondern daß er alle gerechten Ansprüche befriedigt, wenn er jedem dieser Elemente die rechte Stelle anweist, und die untergeordneten, die sich nun einmal wie querlaufende Nerven und Adern mit im Organismus vorfinden, nur hervortreten läßt, damit die höheren sie verzehren. Davon, daß der Wert und die Bedeutung eines Dramas von dem durch hundert und tausend Zufälligkeiten bedingten Umstand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, also von seinem äußern Schicksal, abhänge, kann ich mich nicht überzeugen, denn wenn das Theater, das als vermittelndes Organ zwischen der Poesie und dem Publikum sehr hoch zu schätzen ist, eine solche Wunderkraft besäße, so müßte es zunächst doch das lebendig erhalten, was sich ihm mit Leib und Seele ergibt; wo bleiben sie aber, die hundert und tausend „bühnengerechten“ Stücke, die „mit verdientem Beifall“ unter „zahlreichen Wiederholungen“ über die Bretter gehen? Und um von der Fabrikware abzusehen, werden Shakespeare und Calderon, die ja doch nicht bloß große dramatische Dichter, sondern auch wahre Theaterschriftsteller gewesen sein sollen, gespielt, hat das Theater sie nicht längst fallen lassen und dadurch bewiesen, daß es so wenig das Vortreffliche als das Nichtige fest hält, geht daraus aber nicht mit Evidenz hervor, daß nicht, wie diejenigen, die nur halb wissen, worauf es ankommt, meinen, das faktische Dargestelltwerden, das früher oder später aufhört, ohne darum der Wirkung des Dichters eine Grenze zu setzen, sondern die von mir aus der Form als unbedingt notwendig abgeleitete und ihrem wahren Wesen nach bestimmte Darstellbarkeit über Wert und Bedeutung eines Dramas entscheidet? Hiermit ist nun nicht bloß die naive Seidelmannsche Behauptung beseitigt, von der ich zunächst ausging, und die eigentlich darauf hinausläuft, daß ein poetisches Nichts, das sich in jeder Fasson, die der Künstler ihm aufzudrücken beliebt, noch besser ausnimmt, als in der von Haus aus mitgebrachten, der Willkür des genialen Schauspielers freieren Spielraum verstattet, als das zähe poetische Etwas, an das er sich hingeben muß; sondern es ist damit auch all das übrige Gerede, dessen ich gedachte, auf sein Körnlein Wahrheit reduziert, es ist gezeigt, daß der echte dramatische Darstellungsprozeß,

ganz von selbst und ohne nach der Bühne zu blinzeln, alles Geistige verleiblichen, daß er die dualistischen Ideen-Faktoren, aus deren Aneinanderprallen der das ganze Kunstwerk entzündende schöpferische Funke hervorspringt, zu Charakteren verdichten, daß er das innere Ereignis nach allen seinen Entwickelungsstadien in einer äußeren Geschichte, einer Anekdote, aus einander fallen und diese Anekdote, dem Steigerungsgesetz der Form gemäß, zur Spitze auslaufen lassen, also spannend und Interesse erweckend gestalten, und so auch denjenigen Teil der Leser- und Zuschauerschaft, der die wahre Handlung gar nicht ahnt, amüsieren und zufriedenstellen wird.

Kann aber, ich darf diese Frage nicht umgehen, die so weit fortgeschrittene Philosophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein lösen, und ist der Standpunkt der Kunst nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten? Wenn die Kunst nichts weiter wäre, als was die meisten in ihr erblicken, ein träumerisches, hin und wieder durch einen sogenannten ironischen Einfall über sich selbst unterbrochenes Fortspinnen der Erscheinungswelt, eine gleichsam von dem äußeren Theater aufs innere versetzte Gestalten-Komödie, worin die verhüllte Idee nach wie vor mit sich selbst Versteckens spielt, so müßte man darauf unbedingt mit Ja antworten und ihr auflegen, die viertausendjährige Sünde einer angemaßten Existenz mit einem freiwilligen Tode zu büßen, ja selbst die ewige Ruhe nicht als einen durch ihre erst jetzt überflüssig gewordene Tätigkeit verdienten Lohn, sondern nur als ein ihr aus Rücksicht auf den von ihr der Menschheit in ihren Kinderjahren durch ihre nicht ganz sinnlosen Bilder und Hieroglyphen verschafften nützlichen Zeitvertreib bewilligtes Gnadengeschenk hinzunehmen. Aber die Kunst ist nicht bloß unendlich viel mehr, sie ist etwas ganz anderes, sie ist die realisierte Philosophie, wie die Welt die realisierte Idee, und eine Philosophie, die nicht mit ihr schließen, die nicht selbst in ihr zur Erscheinung werden und dadurch den höchsten Beweis ihrer Realität geben will, braucht auch nicht mit der Welt anzufangen, es ist gleichgültig, ob sie das erste oder das letzte Stadium des Lebensprozesses, von dem sie sich ausgeschlossen wähnen muß, wenn sie ohne Darstellung auskommen zu können glaubt, negiert, denn auf die Welt kann sie sich, als auf eine solche Darstellung, nicht zurück beziehen, ohne sich zugleich mit auf die Kunst zu beziehen, da die Welt eben erst in der Kunst zur Totalität zusammengeht. Eine schöpferische und ursprüngliche Philosophie hat dies auch noch nie getan, sie hat immer gewußt, daß sie sich eine Probe, die die von ihr nackt reproduzierte Idee selbst sich nicht ersparen konnte, nicht unterschlagen darf, und deshalb

in der Kunst niemals einen bloßen Stand-, sondern ihren eigenen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt; dagegen ist es charakteristisch für jede formale, und aus nahe liegenden Gründen auch für die Jüngerschaft jeder anderen, daß sie selbst da, wo sie lebendige Gestalt geworden ist, oder doch werden sollte, nicht aufhören kann, zu zersetzen, und, gleich einem Menschen, der, um sich zu überzeugen, ob er auch alles das, was, wie er aus der Anthropologie weiß, zum Menschen gehört, wirklich besitze, sich Kopf-, Brust- und Bauchhöhle öffnen wollte, die Spitze aller Erscheinung, in der Geist und Natur sich umarmen, durch einen zugleich barbarischen und selbstmörderischen Akt zerstört. Eine solche Philosophie erkennt sich selbst in der höheren Chiffre der Kunst nicht wieder, es kommt ihr schon verdächtig vor, daß sie dieselbe aus der von ihr mit so viel Mühe und Anstrengung zerrissenen Chiffre der Natur zusammengesetzt findet, und sie weiß nicht, woran sie sich halten soll; da stößt sie aber zu ihrem Glück im Kunstwerk auf einzelne Partieen, die (sollten's unter einem Gemälde auch nur die Unterschriften des Registrators sein!) in der ihr allein geläufigen Ausdrucksweise des Gedankens und der Reflexion abgefaßt sind, weil entweder der Geist des Ganzen dort wirklich nicht zur Form durchdrang, oder weil nur eine der Form nicht bedürftige Copula hinzustellen war; die hält sie nun für die Hauptsache, für das Resultat der Darstellung, um das sich das übrige Schnörkelwesen von Figuren und Gestalten ungefähr so herum schlinge, wie auf einem kaufmännischen Wechsel die Arabesken, Merkur und seine Sippschaft, um die reelle Zahl, mit Eifer und Ehrlichkeit reiht sie diese Perlen, Sentenzen und Gnomen genannt, am Faden auf und schätzt sie ab; da das Resultat nun aber natürlich eben so kläglich ausfällt, als wenn man die Philosophie nach ihrem Reichtum an Leben und Gestalt messen wollte, so spricht sie mit voller Überzeugung ihr endliches Urteil dahin aus, daß die Kunst eine kindische Spielerei sei, wobei ja wohl auch, man habe Exempel, zuweilen ein von einem reichen Mann auf der Straße verlorenes Goldstück gefunden und wieder in Kurs gesetzt werde. Wer diese Schilderung für übertrieben hält, der erinnere sich an Kants famosen Ausspruch in der Anthropologie, wo der Alte vom Berge alles Ernstes erklärt, das poetische Vermögen, von Homer an, beweise nichts, als eine Unfähigkeit zum reinen Denken, ohne jedoch die sich mit Notwendigkeit ergebende Konsequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer stammelnden Mannigfaltigkeit nichts beweise, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten.

Wenn nun aber das Drama keine geringere, als die welt-

geschichtliche Aufgabe selbst, lösen helfen, wenn es zwischen der Idee und dem Welt- und Menschenzustand vermitteln soll, folgt nicht daraus, daß es sich ganz an die Geschichte hingeben, daß es historisch sein muß? Ich halte mich über diesen wichtigen Punkt an einem andern Ort, in der Schrift: Ein Wort über das Drama, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1843, auf die ich hier wohl verweisen darf, dahin ausgesprochen, daß das Drama schon an und für sich und ohne spezielle Tendenz (die eigentlich, um recht geschichtlich zu werden, aus der Geschichte heraustritt und die Nabelschnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchschneidet, um sie an die tote Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden fest zu binden) historisch und daß die Kunst die höchste Geschichtschreibung sei. Diesen Ausspruch wird keiner, der rückwärts oder vorwärts zu schauen versteht, anfechten, denn er wird sich erinnern, daß uns nur von denjenigen Völkern der alten Welt, die es zur Kunst gebracht, die ihr Dasein und Wirken in einer unzerbrechlichen Form niedergelegt haben, ein Bild geblieben ist, und hierin liegt zunächst der nie zu verachtende faktische Beweis; er wird aber auch erkennen, daß der sich schon jetzt verstrengernde historische Ausscheidungsprozeß, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das uns völlig Abgestorbene, wenn auch in sich noch so Gewichtige, von dem noch in den Geschichtsorganismus hinüber Greifenden sondert, sich immer steigern, daß er die Nomenklatur dereinst einmal bis auf die Alexander und Napoleone lichten, daß er noch später nur noch die Völkerphysiognomien und dann wohl gar nur noch die durch die Phasen der Religion und Philosophie bedingten allgemeinsten Entwickelungsepochen der Menschheit festhalten, ja sogar, der Humor kommt hier von selbst, darum verzeihe man ihn, die deutschen Lyrici, die mit niemand anstoßen, der ihnen nicht vorher die Unsterblichkeit einräumt, lieblos fallen lassen wird; da nun aber die großen Taten der Kunst noch viel seltener sind, als die übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben erst aus diesem *resultieren*, und da sie sich deshalb langsamer häufen, so leuchtet ein, daß die *Kunst* in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verschlingt, noch lange *Baken* stecken und der Nachwelt den *allgemeinen* und allerdings an sich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgehenden *Gehalt der Geschichte* in der *Schale der speziellen Perioden*, deren Spitze sie in ihren verschiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr also, wenn auch nicht das weitläufige und gleichgültige Register der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, so doch die Frucht mit Fleisch und Kern, auf die es allein ankommt, und außerdem noch den Duft der Atmosphäre, in der sie reifte, darbieten

kann. Endlich freilich wird auch hier der Punkt der Unübersehbarkeit erreicht werden, Shakespeare wird die Griechen, und was nach Shakespeare hervortritt, wird ihn verzehren, und ein neuer Kreislauf wird beginnen, oder Kunst und Geschichte werden versanden, die Welt wird für das Gewesene das Verständnis verlieren, ohne etwas Neues zu erzeugen, wenn sich nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen ließe, daß dem Planeten mit dem Geschlecht, das er trägt, die schöpferische Kraft zugleich ausgehen wird. Die Konsequenzen dieses Gesichtspunktes ergeben sich von selbst, die Geschichte, insofern sie nicht bloß das allmähliche Fortrücken der Menschheit in der Lösung ihrer Aufgabe darstellen, sondern auch den Anteil, den die hervorragenderen Individuen daran hatten, mit Haushälterin-Genauigkeit spezifizieren will, ist wirklich nicht viel mehr, als ein großer Kirchhof mit seinem Immortalitätsapparat, den Leichensteinen und Kreuzen und ihren Inschriften, die dem Tod, statt ihm zu trotzen, höchstens neue Arbeit machen, und wer weiß, wie unentwirrbar sich im Menschen die unbewußten und bewußten Motive seiner Handlungen zum Knoten verschlingen, der wird die Wahrheit dieser Inschriften selbst dann noch in Zweifel ziehen müssen, wenn der Tote sie sich selbst gesetzt und den guten Willen zur Aufrichtigkeit dargelegt hat. Ist nun aber solchem nach das materielle Fundament der Geschichte ein von vornherein nach allen Seiten durchlöchertes und durchlöcherbares, so kann die Aufgabe des Dramas doch unmöglich darin bestehen, mit eben diesem Fundament, diesem verdächtigen Konglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Gestalten-Schemen, einen zweifelhaften Galvanisierungsversuch anzustellen, und der nüchterne Lessingsche Ausspruch in der Dramaturgie, wonach der dramatische Dichter die Geschichte, je nach Befund der Umstände, benutzen oder unbenutzt lassen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel, oder in dem ersten ein spezielles Lob zu verdienen, wird, wenn man ihn nur über die Negation hinaus dahin erweitert, daß das Drama dessenungeachtet den höchsten Gehalt der Geschichte in sich aufnehmen kann und soll, in voller Kraft verbleiben, am wenigsten aber durch Shakespeares Beispiel, in dessen historischen Dramen die auf das Aparte zuweilen etwas versessene romantische Schule plötzlich mehr finden wollte, als in seinen übrigen, des größeren Gesichtskreises wegen unzweifelhaft höher stehenden Stücken, umgestoßen werden, denn Shakespeare scheuerte nicht etwa die „alten Schaumünzen“ mit dem Kopf Wilhelms des Eroberers oder König Ethelreds wieder blank, sondern mit jenem großartigen Blick in das wahrhaft Lebendige, der diesen einzigen Mann nicht sowohl auszeichnet, als ihn macht, stellte er dar, was noch im Bewußt-

sein seines Volks lebte, weil es noch daran zu tragen und zu zehren hatte, der Krieg der roten Rose mit der weißen, die Höllen-Ausgeburten des Kampfes und die in der deshalb so „fromm und maßvoll“ gehaltenen Person Richmonds aufdämmernden Segnungen des endlichen Friedens. Wenn dies von aller Geschichte gilt, wie es denn der Fall ist, so gilt es noch ganz besonders von der deutschen; es betrübt mich daher aufrichtig, daß bei uns, ungeachtet so viel schlimmer Erfahrungen, das Dramatisieren unserer ausgangs- und darum sogar im untergeordneten Sinn gehaltlosen Kaiser-Historien immer wieder in die Mode kommt. Ist es denn so schwer, zu erkennen, daß die deutsche Nation bis jetzt überall keine Lebens-, sondern nur eine Krankheits-Geschichte aufzuzeigen hat, oder glaubt man alles Ernstes, durch das In-Spiritus-Setzen der Hohenstaufen-Bandwürmer, die ihr die Eingeweide zerfressen haben, die Krankheit heilen zu können? Wenn ich die Talente, die ihre Kraft an einen auf diesem Wege nicht zu erreichenden, obgleich an sich hochwichtigen und realisierbaren Zweck vergeuden, nicht achtete, so würde ich die Frage nicht aufwerfen. Es gibt hiefür eine andere, freilich sekundäre Form, die nicht so sehr, wie die dramatische, auf Konzentration und Progression angewiesen ist, und die durch die ihr verstattete Detailmalerei ein Interesse, das sie im Volk nicht vorfindet, ohne daß das Volk darum zu schelten wäre, erwecken kann, die von Walter Scott geschaffene Form des historischen Romans, die in Deutschland keiner so vollständig ausgefüllt, ja erweitert hat, als Wilibald Alexis in seinem letzten Roman: der falsche Waldemar. Auf diesen Roman, der, an Brandenburg anknüpfend, alle deutschen Verhältnisse der dargestellten wichtigen Epoche zur Anschauung bringt und Geschichte gibt, ohne sie auf der einen Seite in Geschichten aufzulösen, oder auf der anderen einem sogenannten historischen Pragmatismus die Fülle des Lebens und der Gestalten zu opfern, nehme ich hier zur Verdeutlichung meiner Gedanken gern Bezug.

So viel im allgemeinen! Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publikum jetzt vorlege! Der Bänkelsängerstab, vor dem Immermann so gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und dessen Ökonomie (obgleich ich einige Ursache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva fast auf den Kopf gestellt, man hat mir in der ersteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienst liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die sie eine Katze, wenn man will, eine heroische, geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der Tat aus eben dieser Verwirrung, die

nur dadurch eine tragische, d. h. eine in sich, des welthistorischen Zwecks wegen notwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen seiner partiellen Verletzung des sittlichen Gesetzes vernichtende, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir also geradezu die Tugend als Sünde angerechnet), ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es ist ein bürgerliches Trauerspiel. Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißkredit geraten, und hauptsächlich durch zwei Übelstände. Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Äußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Überfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Notwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (dreißig Taler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen usw.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial, und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tage mit größerer Bereitwilligkeit als sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln, dafür haben sich aber die resp. Armen-Vorsteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatische Kunst. Dann auch dadurch, daß unsere Poeten, wenn sie sich einmal zum Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Mensch sein dürfe, um ein Schicksal, und unter Umständen ein ungeheures Schicksal haben zu können, die gemeinen Menschen, mit denen sie sich in solchen verlorenen Stunden befaßten, immer erst durch schöne Reden, die sie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorstreckten, adeln, oder auch durch stöckige Borniertheit noch unter ihren wirklichen Standpunkt in der Welt hinabdrücken zu müssen glaubten, so daß ihre Personen uns zum Teil als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere respektable Notabilitäten der Tierwelt, sondern in schnöde Bäckermädchen und

Schneidergesellen verwandelt hatte, zum Teil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns schon Wunder nehmen mußte, daß sie Ja und Nein sagen konnten. Dies war nun, womöglich, noch schlimmer, es fügte dem Trivialen das Absurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine sehr in die Augen fallende Weise, denn jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Tropen, deren sie sich eben so gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fischen, sondern daß der Handwerker sie sich in seiner Werkstatt, der Pflüger sie hinter seinem Pflug zusammen liest, und mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß diese simplen Leute sich, wenn auch nicht aufs Konversieren, so doch recht gut aufs lebendige Reden, auf das Mischen und Veranschaulichen ihrer Gedanken, verstehen. Diese beiden Übelstände machen das Vorurteil gegen das bürgerliche Trauerspiel begreiflich, aber sie können es nicht rechtfertigen, denn sie fallen augenscheinlich nicht der Gattung, sondern nur den Pfuschern, die in ihr gestümpert haben, zur Last. Es ist an und für sich gleichgültig, ob der Zeiger der Uhr von Gold oder von Messing ist, und es kommt nicht darauf an, ob eine in sich bedeutende, d. h. symbolische, Handlung sich in einer niederen, oder einer gesellschaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroischen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der sich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewissen Grad für die Mängel der tragischen Form entschädigt, so hängt im bürgerlichen Trauerspiel alles davon ab, ob der Ring der tragischen Form geschlossen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einesteils nicht mehr die kümmerliche Teilnahme an dem Einzelgeschick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemutet, sondern dieses in ein allgemein menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes, aufgelöst wird, und wo uns andernteils neben dem, von der sogenannten Versöhnung unserer Aesthetici, welche sie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vornherein zuzugebenden Faktums zu Beseitigenden zu tun hat — unmöglichen, in dem auf konventionelle Verwirrungen gebauten aber leicht herbeizuführenden schließlichen Embrassement der anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, aufs strengste zu unterscheidenden Resultat des Kampfes, zugleich auch die Notwendigkeit, es gerade auf diesem und keinem andern Wege zu erreichen, entgegentritt. In dem letzten Punkt, der Erläuterung wegen werde

es bemerkt, ist die Ottilie der Wahlverwandschaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meisterstück, und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethes künstlerisches Recht, ein so ungeheures Schicksal aus einer an den Ödipus erinnernden Willenlosigkeit abzuleiten, da die himmlische Schönheit einer so ganz innerlichen Natur sich nicht in einem ruhigen, sondern nur im allergewaltsamsten Zustande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächst z. B. nach dem Verhältnis der Anekdote zu den im Hintergrund derselben sich mit ihren positiven und negativen Seiten bewegenden sittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der sogenannten „blühenden Diktion", diesem jammervollen bunter Kattun, worin die Marionetten sich spreizen, oder nach der Zahl der hübschen Bilder, der Prachtsentenzen und Beschreibungen und anderen Unterschönheiten, an denen arm zu sein, die erste Folge des Reichtums ist. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerspiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unstreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das möchte ich am liebsten von den einsichtsvollen Beurteilern meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literarische Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geistreichen Rezensionen öffentlich meinen Dank ausspreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.

Über den Stil des Dramas.*)

1847.

Der Dialog ist leicht! Der Dialog ist schwerfällig! Das ist das einzige, was die Rezensenten, und selbst die besseren, über den Stil eines Dramas zu bemerken pflegen. Diese Bemerkungen zeigen ihre Flachheit aber schon durch ihre Allgemeinheit. Denn gingen sie aus wahrer Sachkenntnis hervor, so müßten sie auf einzelne Szenen, ja auf einzelne Reden, beschränkt werden, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteristisches Kennzeichen eines ganzen Dramas sein kann.

Unstreitig ist die Sprache das allerwichtigste Element, wie der Poesie überhaupt, so speziell auch des Dramas, und die Kritik tut schon darum wohl, bei ihr zu beginnen, weil sie,

*) Rötschers Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur.

wenn sie hier nicht befriedigt wird, gar nicht weiter zu gehen braucht. In der Idee, selbst in den Charakteren, versteckt sich das Abstrakte sehr tief und wird um so schwerer entdeckt, als in diesem Kreise auch das Konkreteste bei seiner symbolischen Natur darauf zurückführt, es sich also um die immer äußerst schwierige Ermittelung handelt, ob eine an sich schon bis zur Unmerklichkeit feine Linie überschritten wurde, oder nicht. In der Sprache offenbart es sich dem ästhetischen Sinn sogleich, denn nur durch sie und in ihr wird die lange adjektivlose Arbeit des poetischen Geistes, die in einigen Stadien sogar mit dem Geschäft des Denkers, der Tätigkeit des Psychologen in freilich modifizierter Form zusammentrifft, zur entschiedenen Dichtertat. Aber allerdings muß man, um sich an die Analyse der Sprache wagen und aus ihrer Beschaffenheit das Urteil ableiten zu dürfen, den spezifischen Unterschied zwischen einer Relation und einer Darstellung erkannt haben, und diese Erkenntnis scheint selten zu sein.

An der Sprache ist es die wunderbarste Seite, wie der allgemeine Geist des Volks, dessen Produkt sie ist, und der individuelle, der sich ihrer zu seinen Einzelzwecken bedient, ineinander wirken und, sich gegenseitig ergänzend und beschränkend, ein drittes erzeugen, das beiden gemeinschaftlich angehört. Der allgemeine Geist und der individuelle stehen sich in diesem Prozeß wie Zeichner und Kolorist gegenüber; der eine zieht die Linien, hält sich deshalb streng in der Sphäre des Fundamentalen und trennt, um dies zu können, alles Begleitende aufs schärfste vom Wesentlichen; der andere gibt die Farben und sieht sich hierin eben durch diese Trennung, die nicht allein die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse an sich von den Dingen abgeschnitten, sondern auch für die graduelle Bestimmung derselben eine mehr oder weniger ausgedehnte Freiheit übrig gelassen hat, vorgearbeitet und unterstützt. Die Sprache erscheint hiebei als fest und flüssig zugleich; als fest, indem sie die Überschreitung des nach den ihr zugrunde liegenden Uranschauungen und Erfahrungen einmal gezogenen Kreises, der sie zur Trägerin einer bestimmten Nationalität macht, nicht gestattet; als flüssig, indem sie sich der freien Bewegung innerhalb dieses Kreises, der größeren Vertiefung in diese Anschauungen und Erfahrungen und der weiteren Verknüpfung derselben nicht widersetzt. Dies gilt von allen Sprachen ohne Ausnahme; von dem Maß der Enthaltsamkeit, die der allgemeine Geist an seinem Teil bewies, und der Freiheit, die demgemäß der individuelle vorfindet, hängt der Wert jeder einzelnen ab, nicht aber von dem Grade des an sich relativen, weil klimatisch und sonst, bedingten Wohllauts, denn eine

Sprache kann äußerst musikalisch und nichtsdestoweniger geistlos und unpoetisch sein, ihre Zeichen können dem Ohr durch Vokalfülle schmeicheln und dennoch dem Geist durch Dürftigkeit des Sinnes und Mischungsunfähigkeit trotzen. Darauf aber kommt es an, daß der Geist in der Sprache möglichst vollständig zur Erscheinung gelange, daß er hier an der Grenze der sich bereits verflüchtigenden materiellen Welt den letzten, durchsichtigen Leib erhalte; nicht darauf, daß durch unendliches Sichten, Wägen und Messen ein Zwitter-Medium herausgebracht werde, das doch nicht Musik wird, noch bei der zwiefachen Verwendbarkeit des Tons zu werden braucht, das aber die Eitelkeit, sich der Musik um einen Schritt zu nähern, mit dem unschätzbaren Vorzug, den Geist mit jeder seiner Lebensregungen unverkürzt und unverdunkelt in sich aufzunehmen, bezahlen muß.

Das Leben des Geistes tritt nun in doppelter Gestalt, als Denken und Dichten, in der Sprache hervor. Natürlich ist dies schon in der Sprachbildung selbst, seiner ersten und größten Tat, zu der alle übrigen sich verhalten, wie die Kinder zur Mutter, der Fall, und wenn hier die Tätigkeit dieser beiden Faktoren auch unmittelbar zusammenging, so geschah das doch nicht auf eine in dem Produkt nicht mehr zu unterscheidende Weise. Im Gegenteil setzen sich Denker und Dichter nur durch strenge Sonderung der einem jeden dieser Faktoren angehörigen Formen und Zeichen gründlich in den Besitz der Sprache und versichern sich ihrer Kraft, machen aber freilich auch zuweilen, und nicht selten zur Unzeit, die Erfahrung, daß der eine hie und da für den andern, aushelfend oder vorgreifend, eingetreten, oder gar daß die ganze Arbeit nach irgend einer Seite hin, z. B. sehr oft, wo die gespenstisch-abstrakte Vorsilbe un sich aufdrängt, zu früh eingestellt worden ist. Hier ist der Punkt, auf dem der Gedanke an eine Universalsprache, gegen die sich die verschiedenen Nationalsprachen wie eben so viele ihr vorhergegangene Exerzitien verhielten, deren Zweck auf relative Ermittelungen und Vorbereitungen hinaus liefe, wenigstens nicht unvernünftig und willkürlich erscheint. Allerdings deckt in den letzteren immer eine die Lücken der anderen, auch sind diese Lücken selbst durchaus charakteristisch, müssen also nicht als rohe Zufälligkeiten betrachtet werden, sondern als notwendige Konsequenzen des den ganzen Schöpfungsprozeß beherrschenden Individualisierungsgesetzes, als stumpfe Linien an den geistigen Physiognomien der Völker, die sich vor dem rechten Auge ganz von selbst in sprechende an der Physiognomie der Menschheit verwandeln. Aber die Kenntnis der Rahmen erweitert nicht die Spiegel, und die Hoffnung, sie alle dereinst näher und näher zusammen rücken, dann zerbrechen

und auf dem Gipfel der Zivilisation in einem einzigen verschmelzen zu sehen, ermangelt keineswegs des Fundaments. Denn es handelt sich hierbei nicht um die Abfindung eines unberechtigten, nicht aus dem Wesen der Sache selbst hervorgehenden, sondern nur von einer ihr fremden Sphäre aus an sie angeknüpften Gelüstes, etwa nach größerer Gemächlichkeit im äußern Verkehr, im Handel und Wandel; es handelt sich um die Befriedigung des tief in der Natur des Geistes begründeten Bedürfnisses, in jedem Kreise, also auch in dem der Sprache, von den niedrigeren Organismen in allmählicher Erhebung zu den höheren und zum höchsten, sie alle in sich aufnehmenden vorzudringen. Auch soll, um zu diesem Ziel zu gelangen, nicht aus dem Stegreife ein Sprung unternommen, es soll nur einfach fortgeschritten werden, da man, wenn kein Stillstand eintritt, auf demselben Wege, und ungefähr auch mit denselben Opfern in bezug auf das dahinter zu lassende gar zu individuelle Beiwerk, von der Nationalsprache zur Universalsprache kommen muß, auf dem und mit denen man von der Individualsprache, um die ersten stammelnden Verständigungs- und Mitteilungsversuche so zu nennen, zur Familien-, Provinzial- und Nationalsprache kam.

Weiter nun und entschiedener gehen Denken und Dichten in dem Individuum, das sich der Sprache zu seinen Einzelzwecken bedient, auseinander; doch muß man sich auch hier keine absolute Trennung vorstellen. Der menschliche Geist wirkt immer in ungebrochener Totalität, und wenn er sich auch gewöhnlich nur mit der einen oder der andern seiner Fakultäten gegen die Welt herauskehrt, so sind die übrigen darum nicht minder vorhanden, weil sie die bescheidene Arbeit der Ernährung verrichten und auf das Zeugungsgeschäft Verzicht leisten. Uns interessiert hier vornehmlich der spezifische Unterschied, der zwischen dem Denk- und dem Dichtungsvermögen besteht; an die höhere Einheit derselben müssen wir uns aber auch erinnern, weil beide eine Seite haben, worin sie zusammenlaufen und weil gerade diese Seite das Hervortreten gewisser Zwitter-Erscheinungen und die Verwechselung derselben mit den normalen erklärt, die sonst unerklärlich sein würde. Das Denkvermögen betätigt sich in der Bildung reiner Begriffe und gelangt zur Form im philosophischen System; das Dichtungsvermögen in der unmittelbaren Aufnahme und freien Reproduktion symbolischer Anschauungen und gipfelt im geschlossenen Kunstwerk. Der Begriff wurzelt aber in der Anschauung und tritt zunächst als Vorstellung auf; die dichterische Anschauung partizipiert durch ihre symbolische Beschaffenheit, die sie eben über die gemeine erhebt, am Begriff, und beide unterscheiden sich ihrer

Richtung nach darin, daß der Begriff in unendlicher Ausbreitung alles Besondere ins allgemeine auflöst, die dichterische Anschauung in eben so unendlicher Vertiefung das allgemeine im besonderen aufdeckt. Wenn man dieses Grundverhältnis gehörig erwägt und dabei berücksichtigt, wie schwer überall ein letztes zu fassen ist und wie viele Stufen hinauf und hinunter führen, so wird man nicht allein die Entstehung einer sogenannten poetischen Philosophie und einer philosophischen, bald didaktischen, bald rhetorischen Poesie begreifen, sondern es auch natürlich finden, daß Philosophie und Poesie die Masse in der Regel um so mehr anziehen, je weniger sie ganz sind, was sie sein sollen. Es wird nicht alles Philosophie, was dazu ansetzt, nicht alles Poesie oder gar Kunst, was sich poetisch anläßt, und dies schnöde Mittlere, das im Werdeprozeß stecken bleibt und die rohen Elemente zu wohlfeilem und mühelosem Genuß darbietet, verursacht alle jene Verwirrungen, die den Künstler in seinem instinktiven Bewußtsein, den Philosophen in seinem Prinzip beirren könnten, wenn beide die Unvermeidlichkeit und Konsequenzlosigkeit derselben nicht gerade vermöge dieses Bewußtseins und dieses Prinzips erkennen lernten.

Die Dichtung erwächst also aus der Anschauung, sie hat es mit dem Leben zu tun und ist dessen Spitze. Das sprachliche Produkt, das entsteht, wenn ein positiv individueller Geist (denn negativ individuell sind alle) den allgemeinen auf die oben entwickelte Weise durchdringt und befruchtet, wird Stil genannt; es setzt beide Faktoren mit gleicher Notwendigkeit voraus, ist darum Ausdruck zugleich der Bildung, wie der Artung eines Individuums und kann schon deswegen nicht, wozu die leere Schönschreiberei unserer Tage es gern machen möchte, eine beiläufige Eigenschaft des Nichts sein, der Zähler einer Null, das Fleisch einer Luftblase. Anschauungen beruhen, näher oder entfernter, auf Überlieferungen der Sinne, der poetische Stil ist daher, dem Grundelemente nach, ein sinnlicher; er bedient sich, so weit der Schatz reicht, nur der lebendigen Wörter, das heißt derjenigen, welche den Dingen nicht, wie die toten, zahlenhaften, willkürlich eingeschrieben, sondern ihnen durch Ohr und Auge abgewonnen wurden; er reiht sie so aneinander, daß sie sich durch den Schatten, den sie werfen, den Glanz, den sie verbreiten, gegenseitig nach jedesmaligem Bedürfnis des Kolorits verdunkeln oder heben; er wird die ihm notwendige Bildlichkeit aber nie durch die Verstandes-Operation der Bilderhäufung erreichen wollen, denn er weiß, daß ein sogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache heraus geboren, sondern mühsam aufgejagt und umständlich ausgemalt wird, selten etwas anderes ist als eine

chinesische Laterne, die der bankerotte Poet neben einer graueu Abstraktion aufhängt, um Blödsichtige zu täuschen. Dies gilt von aller Poesie, also auch von der dramatischen; für diese ergeben sich jedoch in bezug auf Sprache und Stil noch ganz besondere Gesetze. Das Drama ist die höchste Form der Poesie und der Kunst überhaupt, hat aber nichtsdestoweniger die Aufgabe, das Leben in seiner Unmittelbarkeit zur Anschauung zu bringen und den alles umfassenden Verstand, der ihm im ganzen zugrunde liegen muß, im einzelnen hinter anscheinender Willkür zu verstecken; es soll eine Welt sein, keine Uhr. Die Lösung dieser Aufgabe hängt nun zwar zunächst von dem Wechselgeflecht der Charaktere und Situationen ab, von dem Grade, wie diese sich gegenseitig bedingen und bei dem Verhältnis, worin sie zum Ideenzentrum stehen, sie findet ihre vollständige Realisierung aber erst in der Sprache. Alles übrige mag beschaffen sein, wie es will, es ist bloßer Chylus, oder, wenn es hoch kommt, Blut vor dem Atemzug; nur durch die Sprache wird es was es werden soll oder kann: Darstellung oder Relation, die Sache selbst oder ein Bericht über die Sache. Die Darstellung gibt den Werdeprozeß in seiner ganzen Tiefe und begleitet alles, was sie in ihren Kreis aufnimmt, von der Wurzel bis zum Gipfelpunkt, die Menschen, ihre Neigungen und Leidenschaften, zum Teil sogar das Medium, dessen sie selbst sich bedient, die Sprache; sie führt das Leben in der ihm wesentlichen Gestalt eines rastlosen Sichumgebärens vor, bei dem das Kind augenblicklich wieder zum Vater wird, und erzwingt sich darum auch einen unbedingten Glauben, denn sie ist die Probe ihrer selbst. Die Relation dagegen ist an das Fertige, sei es auch das Fertige im Werdenden, gebunden, sie legt das Leben wohl den entscheidenden Momenten nach auseinander und zieht ein Resultat, aber sie dringt nicht in die Übergänge; deshalb nötigt sie uns auch nie ein: So ist es! ab, sondern höchstens ein: So kann es sein; und es ändert hieran nichts, ob das Individuum aus sich selbst schöpft oder aus der Welt. Es ist dies alles nicht etwa so aufzufassen, als ob der auf Relationen beschränkte Geist erst in der Sprache anfinge, sich von dem darstellenden zu unterscheiden; es wird nur behauptet, daß sobald er sich in ihr zu verleiblichen sucht, jede Täuschung über die eigentliche Beschaffenheit seines Vermögens aufhört und daß sie das einzige Kriterium ist, das niemals trügt. Das Charakteristische des dramatischen Relationenstils im Gegensatz zu der Natur der Darstellung ergibt sich aus den vorhergehenden Bemerkungen von selbst; er wird immer kurz oder phrasenhaft sein, kurz, weil er meistens nur ein oder einige Linien zu ziehen hat, phrasenhaft, weil er hiemit zu früh fertig

zu werden fürchtet und dann allerlei überflüssige Schnörkel hinzufügt. Die Kürze ist seine Tugend, man kann ihm kein größeres Lob beilegen, als daß er leicht und gedrungen sei. Ganz anders verhält es sich mit der Darstellung. Bei jedem Schritt, den sie tut, drängt sich ihr eine Welt von Anschauungen und Beziehungen auf, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, und die sie alle mitnehmen muß; die Lebensäußerungen kreuzen sich und heben sich auf, der Gedankenfaden reißt, bevor er abgesponnen wurde, die Empfindung springt um, das Wort sogar vervollständigt sich und kehrt einen geheimen Sinn hervor, der den gewöhnlichen paralysiert, denn jedes ist ein auf mehr als einer Seite gezeichneter Würfel. Hier wäre der Häckerling kleiner Sätze, der Blutkügelchen nach Blutkügelchen, Faser nach Faser hinzählt, sehr wenig am Platz; es handelt sich um Vergegenwärtigung der Zustände in ihrer organischen Gesamtheit, nicht bloß ihrer Ergebnisse, wie bei der Relation, und Rauhigkeit des Versbaus, Verwickelung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerspruch der Bilder erheben sich zu wirksamen und unumgänglichen Darstellungsmitteln, wenn sie auch dem oberflächlichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck Ausdruck ist, als Ungeschicklichkeiten und Schwerfälligkeiten erscheinen mögen. Bei diesen Andeutungen über das Unsagbare lasse ich es bewenden, ich habe sie an den Sprachbildungsprozeß selbst anknüpfen zu müssen geglaubt, weil das Rätsel, das ich einigermaßen ins Enge zu bringen suchte, unmittelbar auf ihn zurückführt und keine einzige Frage anregt, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Es sollte mich freuen, wenn ich gezeigt hätte, daß Shakespeare nicht ohne zureichenden inneren Grund seinen Dialog vor sich herwälzt, wie Sisyphus den Stein und daß man kein Recht hat, ihn etwa auf den Kotzebueschen, als auf ein Muster, zu verweisen, obgleich dieser zierlich tanzt und hüpft wie der Kreisel vor der Peitsche des Knaben.

Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zueinander?*)

Wenn die Poeten unsrer Zeit, namentlich die dramatischen, das Ziel verfehlen, so redet man sich und ihnen gewöhnlich ein, das rühre daher, weil sie einen verkehrten Weg eingeschlagen, und erspart sich die Untersuchung, ob denn auch von vornherein die nötigen Mittel vorhanden gewesen sind, und ob die meisten derselben, wenn sie sich auch über die Anlage selbst nicht täuschten. sich doch nicht über den Grad derselben getäuscht haben. Unstreitig ist der Verstandesirrtum, der so herauskommt, auch leichter zu ertragen, als der innere Mangel, der sonst eingeräumt werden müßte, und darin mag der Grund liegen, warum man so hartnäckig an ihm festhält; in diesen müßte man sich ein für allemal mit unbedingter Resignation ergeben, jenem dagegen wäre abzuhelfen, wenigstens scheinbar, da eine Legion mißlungener Versuche die Befugnis, immer neue wieder anzustellen und die Hoffnung endlich einmal das Rechte zu treffen, nicht ausschlösse, der Tag der letzten Rechenschaft also niemals käme. Aber wenn nun der Beweis geliefert werden sollte, daß ein solcher Irrtum ohne einen solchen Mangel auch nur möglich wäre, so würde sich's schnell zeigen, welch eine Widersinnigkeit man behauptet hätte. Denn daß die schaffende Natur auf jeder Stufe, die sie auf ihrem langen Wege von der Basis bis zur Spitze zurücklegt, eine Weile ausruht und das hervorruft, was sie auf ihr schon hervorrufen kann, ist klar, und nicht minder, daß auf diese Weise in der physischen, wie in der geistigen Sphäre hin und wieder an gewissen Punkten mit Notwendigkeit ein Übergangsgeschöpf hervortreten muß, das der Idee nach einer höheren Gattung angehört, als es durch seine noch mangelhaften Organe zu realisieren vermag. Wie könnte solch ein Geschöpf nun aber wohl dem Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen entfliehen? Der fliegende Fisch wird aus dem leichten Element, in das er hinein strebt, immer wieder in das schwerere, dem er sich zu entziehen sucht, zurückfallen, die Fledermaus wird niemals Vogel und ist doch unleugbar mehr als das Tier, mit dem sie den Namen teilt, der unzulänglich begabte Dichter zieht im Traume phantastische Fäden, bringt es aber nie zum Gewebe und ist darum das Spiel jedes Windes, der in seine luftige Schöpfung hineinbläst. Das alles ist einfach; wie jedoch mit entschiedener Kraft

*) Rötschers Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur. 1847.

eine unentschiedene Richtung, mit dem Vermögen für das Bestimmteste, worin eine solche Kraft eben besteht, ein unbestimmtes Abirren ins Wüste und Leere hinein vereinbar sein könnte, ist durchaus nicht zu begreifen.

Man wird daher wohl zu der entgegengesetzten Betrachtungsweise zurückkehren und einräumen müssen, daß der Poet, der den rechten Weg nicht zu finden weiß, schon darum nicht der rechte sein kann, wenn damit auch die meisten unsrer sogenannten Literaturhoffnungen wegfallen. Kraft und Erkenntnis bedingen sich im Dichter, wie überall, gegenseitig. Die Natur ist nicht so grausam, dem Individuum, dem sie die Kraft versagte, die Erkenntnis aufzudrängen, denn sie würde es dadurch vernichten, sie ist noch weniger so unverständig, dem Individuum, dem sie die Kraft verlieh, die Erkenntnis vorzuenthalten, denn sie würde dadurch die höchsten Wirkungen, die sie durch dasselbe bezweckt, schwächen, ja aufheben. Wo die Erkenntnis mangelt, da gebricht es sicher an der Kraft, ihr zu genügen, und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntnis nimmermehr fehlen.*) Man hat sich in Deutschland freilich den Begriff des Naiven, den man noch instinktmäßig als die Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens festhielt, auf eine Weise zurecht gemacht, die diesem Axiom widerspricht, aber das ist eben ein Unbegriff. Man setzt das Naive in einen beharrlichen Zustand dumpfer Unbewußtheit, in dem das Schöne nicht bloß, wie allerdings geschieht, empfangen, sondern auch geboren werde, und reduziert so die zwei Momente, in die der schöpferische Prozeß zerfällt, ohne daß eins das andere beeinträchtigt, auf einen. Es ist nun zwar seltsam genug, daß sich diese Vorstellung gerade bei uns festsetzen konnte, da wir doch in dem Briefwechsel, den unsre beiden größten Dichter in der Fülle ihrer Kraft, zu der Zeit, wo sie ihr Bestes lieferten, miteinander führten, die schlagendste Widerlegung derselben haben; oder waren Schiller und Goethe sich fast nicht bis zur Durchsichtigkeit klar? Sie steht aber offenbar noch bis auf diesen Tag in Ansehen, und der Grund ist, wie öfter in ästhetischen Dingen, in der Verwechselung der Karrikatur mit dem Wesen der Sache zu suchen. Es gibt nämlich eine doppelte Naivetät, die triviale, deren sich der Besitzer nicht rühmen würde, wenn er wüßte, daß sie auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geist, und also auch nicht das von diesem unzertrennliche Bewußtsein,

*) Etwas vorsichtiger äußert sich Hebbel in der Kritik über Meinholds Sidonia von Bork: „Kraft und Erkenntnis gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand, und höchstens kann in Ausnahmsfällen der Erkenntnis die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntnis."

ausschließt, wohl aber eine bestimmte Form des Geistes, die Reflexion. Beide muß ich etwas näher charakterisieren.

Die triviale Naivetät wurzelt allerdings, jener Vorstellung gemäß, im vollständigsten Erkenntnismangel und wird nur durch diesen, nur durch das, was ihr fehlt, in Tätigkeit gesetzt. In ihr feiert die Natur den possierlichsten ihrer Triumphe und erreicht durch Versagen und Nehmen, was sie durch Gewähren und Geben nie erreichen wird, unerschütterliche Selbstgefälligkeit und unerschöpfliche Produktivität. Ihr beweist die Abwesenheit einer Eigenschaft immer die Anwesenheit einer andern, die Leere an allem idealen Gehalt z. B. die Fülle konkreten Lebens. Sie weiß von keinem Gesetz, weil kein Gesetz auf sie rechnet, und kann sich deshalb auch an keins stoßen; sie soll nur spielen und sie spielt das Königsspiel in dem schrankenlosen Bereich des Nichts. Desungeachtet erlaubt sich die Natur nicht etwa bloß einen neckischen Scherz mit ihr, sondern erfüllt eine mütterliche Pflicht gegen sie, wenn sie das Licht von ihr abhält. Übergehen konnte sie sie nicht, sie war möglich und darum notwendig, aber eben weil sie ihr alle und jede Ausstattung für Tat und Wirkung vorenthielt, war sie ihr einen Ersatz in erhöhtem Selbstgenuß schuldig, und den hat sie. Freilich gibt es auch, und das ist natürlich, da ja jede Stufe weiter führt und alle Übergänge sich in einander verlaufen, in dieser trivialen Naivetät Grade, und es finden sich Individuen, die zuweilen eine Ahnung des inneren Defizits durchfröstelt; so haben wir jetzt in Deutschland einen erwachten Iffland, der sicher mehr ist, wie der frühere schlafende, und der doch wie weniger aussieht, weil er sich selbst bezweifelt. Doch das geschieht nur in einzelnen seltenen Momenten, und von einem Durchbruch der Erkenntnis ist nicht die Rede, sie unterdrücken ihn mit Gewalt. Der fliegende Fisch tröstet sich, wenn er wieder herunter taumelt: Ich bin Bruder des Adlers und des Leviathans zugleich, und die Fledermaus denkt: Mir gehört der Tag, wie die Nacht! Dennoch tritt, solchen Individuen gegenüber, unbedingt die Zurechnung ein, die bei den übrigen, noch unter sie gestellten, wegfällt, denn wenn sie ein mangelhaftes Talent, dessen Lückenhaftigkeit sie, ungleich diesen, selbst fühlen, mit entschlossener Resignation wegwürfen, so könnten sie sich als Geister vollenden und aus den letzten Produzenten die ersten Kritiker werden. Sie ziehen vor, sich und die Welt zu betrügen und büßen als Menschen, was sie als Künstler verbrechen, da ästhetische Sünden, so gut wie moralische, ethische Nachwirkungen haben, wenn sie auch keine kriminelle Strafen nach sich ziehen, sondern nur innerlich am Kern des Wesens zehren. Hier gilt Schillers tiefer Ausspruch: „Das kleine Ich,

das sich nicht so weit zu erweitern vermag, daß es dem Ideal genügt, verengert das Ideal nach sich!" Das ist ein Frevel, aber doch gewiß auch ein Fluch!

Von diesem allen trifft nun nichts die echte Naivetät. Nichts? Doch, der Schein, und aus diesem Schein eben ist die widersinnige Vorstellung, die uns hier beschäftigt, hervorgegangen. Das werden wir gleich sehen. Wenn die triviale Naivetät vom Gesetz nichts weiß und nichts wissen darf, weil sie eben des Selbstgenusses wegen hervorbringen muß und doch nichts hervorbringen kann, was vor dem Gesetz Bestand hätte, so ist die echte, als reinste Erscheinung des Genies und als einzige des vollen und ganzen, so gesetzmäßig organisiert, daß das Gesetz sich ganz von selbst in ihr vollzieht, daß sie sich auf dasselbe nicht erst zu besinnen, nicht erst die Probe zu machen braucht. Bei der einen fällt also, wie bei der anderen, das Moment der Reflexion weg; aus den verschiedenartigsten Gründen zwar, aber was tut's, der gemeine Beobachter findet einen Vergleichungspunkt heraus und konfundiert nun nach Lust und Belieben. Ein Denken, das, wie schon A. W. Schlegel bemerkt, nur darum nicht als Nachdenken auftritt, weil es zu schnell vonstatten geht, ist ihm überhaupt kein Denken mehr und fällt mit dem trivialen Denkunvermögen zusammen; der Blitz ist kein Feuer, weil er ohne Zündhölzchen zustande kommt, Ideen, die wie Goldadern den Berg, das Kunstwerk in seiner Tiefe durchkreuzen, sich aber nirgends in klingende Sentenzen-Scheidemünzen umsetzen, sind keine oder doch nur zufällig, ohne Wissen und Wollen des Künstlers hinein geraten und eher dem, der sie entdeckt, als ihm selbst anzurechnen, wie dem Erwachsenen die Reflexion über ein Kinderspiel, dem er zusieht. Es liegt der ganzen Betrachtungsweise offenbar außer der Oberflächlichkeit des Geistes auch einige Gemeinheit des Herzens zugrunde. Man wollte der unbequemen Ehrfurcht vor dem Ursprünglichen, das im Genie zur Erscheinung gelangt, los sein und erfand sich deswegen von der Naivetät, die es unzertrennlich begleitet, einen Begriff, der es an sich zwar in seiner Würde und Bedeutung unangetastet läßt, den Träger aber, das damit ausgestattete und nach der Meinung von ehedem bevorzugte Individuum, noch unter die gewöhnlich begabte Menschennatur hinabdrückt. Wenn ein Kind spielend eine Uhr zusammensetzte, aber gar nicht ahnte, daß sich damit die Zeit messen ließe, sondern sie zum Kegeln benutzen wollte, könnte man ihm das Ding nicht aus der Hand nehmen und es brauchen, das Werk hochschätzen und doch über das Kind lächeln? Solch ein Kind wollte man gern aus dem Genius machen!

Wir haben uns überzeugt, daß dieser Übergriff nur das Wesen der trivialen Naivetät ausspricht und auf die echte nicht paßt; er kann also gegen das oben ausgesprochene Axiom nichts beweisen

---

Das Komma im Frack.*)

Demjenigen, welcher der Literatur und der Kunst eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit zuwendet, kann es nicht entgangen sein, daß jetzt in allen Gebieten der Genre eine ganz unverhältnismäßige Rolle spielt. Er wird nicht allein an sich in seinen sämtlichen zahllosen Spielarten auf das sorgfältigste gehegt und gepflegt, er greift auch mehr und mehr aus dem ihm angewiesenen Kreise in die höheren Sphären hinüber, indem die idealen Formen in seinem Sinne behandelt und dadurch zerstört, wenigstens verrückt oder verunstaltet werden. Es wimmelt z. B. auf unseren Gemäldeausstellungen nicht bloß an allen Ecken und Enden von spielenden Kindern und säugenden Müttern, sondern auch das historische Bild nimmt Zwitterelemente in sich auf, die es scheinbar dem Gemüt näher führen, es in demselben Grade aber auch dem Geist entfremden und es im Grunde vernichten.

Die Erscheinung ist an und für sich keineswegs unnatürlich oder unerklärbar. Die Kunst drängt nach ihrem ewigen Entwickelungsprinzip zunächst unaufhaltsam zur Spitze und verweilt auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als sie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn sie aber auf der Höhe angelangt ist, steht sie ebensowenig still, um fort und fort Universalschöpfungen zu produzieren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menschen, zu feiern, sondern sie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft sich, in treuem Ernst nachholend, was sie in der ersten Begeisterung übersprang, bei jedem Schritt inniger ins Detail. So entspringt der Genre und mit ihm die einzige Quelle ästhetischen Genusses für alle diejenigen, die nicht imstande sind, ein Ganzes aufzufassen und in sich aufzunehmen, wohl aber, sich am einzelnen zu erfreuen.

Das ist nun kein Unglück, im Gegenteil, es wird auf diese Weise wirklich eine neue Seite der Welt erschlossen, in die sich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz

---

*) Stimmen der Zeit. Von F. Kolatschek.

seiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es wächst, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm ist nur, daß die Grenze leicht überschritten und das Maß verrückt wird, und das geschieht immer, früher oder später. Weil das Moos sich viel ansehnlicher ausnimmt, wenn der Maler sich um den Baum nicht bekümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verschwindet, so entsteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und sich auch instinktiv die Aufgabe nicht höher stellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz schon darum nicht schildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht sichtbar ist. Da fängt das „Nebenbei" überall an zu florieren; der Kot auf Napoleons Stiefeln wird, wenn es sich um den großen Abdikationsmoment des Helden handelt, ebenso ängstlich treu gemalt, wie der Seelenkampf auf seinem Gesicht; dem Jambus der Tragödie wird es als eine positive Tat angerechnet, wenn er den Hiatus zu vermeiden weiß, und die Wucht des Gedankens wird ihm dafür erlassen; die Statue buhlt mit der Nipsfigur um ihre Reize und unterscheidet sich zuletzt nur noch durch die Dimensionen von ihr usw. Kurz, das Komma zieht den Frack an und lächelt stolz und selbstgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein seine Existenz verdankt.

Es ist vollkommen hinreichend, die Erscheinung zu markieren, und darum überflüssig, sie in allen Kreisen der Kunst im einzelnen nachzuweisen; wir wollen sie daher nur in einer Branche der Literatur verfolgen, in der sie am schlagendsten hervortritt, und hier den Moment aufzeigen, wo sie sich vermöge der sich mit unausweichbarer Notwendigkeit ergebenden letzten Konsequenzen selbst wieder aufhebt. Daß sie vorhanden ist, wird niemand leugnen, der sich an den Dorfgeschichtenschwindel unserer Tage erinnert und sich dabei vergegenwärtigt, welch eine bescheidene Rolle die eigentlichen Schöpfer dieses Genre, Jung-Stilling, Pestalozzi und Ulrich Hegner, deren Leistungen ihre Zeitgenossen doch auch zu würdigen wußten, gespielt haben. Unterstützt wird sie durch eine Theorie, die das Ideal und das Abstrakte miteinander verwechselt und dem dumpfen Realismus, der die Warze ebenso wichtig nimmt, wie die Nase, auf der sie sitzt, eifrig das Wort redet, weil sie nicht ahnt, daß jedes Bild ohne Ausnahme ein hieroglyphisches Element in sich aufnehmen muß, welches nach allen Seiten die Grenzen zieht. Dem Maler, der die perspektivischen Gesetze beobachtet und Vordergrund und Hintergrund durch Zeichnung und Kolorit gehörig auseinanderhält, wird nicht vorgeworfen, daß ihm bei den Figuren, die nicht in greller Beleuchtung dastehen, die Linien mißraten und die

Farben ausgegangen seien; aber der Dichter, der nicht im Genre stecken bleibt, muß diesen Vorwurf alle Tage hören. Darum stürzen sich auch alle mittleren Talente Hals über Kopf in den Genre hinein und die großen müssen ihren mühevollen Weg einsam fortsetzen und werden um die rasche Wirkung gebracht. Als Immermann die Dorfgeschichte, um endlich auf diese zurückzukommen, durch seinen Hofschulzen wieder ins Leben rief, fand er noch nötig, seinem markigen westfälischen Idyll ein allgemeines Weltgemälde gegenüber zu stellen, das freilich in den forcierten komischen Partien nicht besonders gelungen war, das aber doch den Blick ins Weite und Freie offen ließ. Seine nächsten und bedeutendsten Nachfolger schlossen die Fenster schon zu und waren auf den erstickenden Brodem, der sich bei dem Mangel an Luftzug nun in ihren Bauernstuben entwickeln mußte, nicht wenig stolz. Sie hielten aber doch wenigstens noch den Menschen fest, wenn auch nur auf höchst untergeordneter Stufe, und der hervorragendste von ihnen, Jeremias Gotthelf, knüpfte immer, wenn auch nicht an Ideen, so doch an didaktische Gesichtspunkte an, um der Stagnation vorzubeugen. Erst dem Mann der ewigen Studien, dem behäbigen Adalbert Stifter, war es vorbehalten, den Menschen ganz aus dem Auge zu verlieren, und in diesem vollzog sich denn auch die Selbstaufhebung der ganzen Richtung, die in seinem „Nachsommer" entschieden den letzten denkbaren Schritt getan hat. Denn dies Produkt ist schon bei Ersch und Gruber oder bei Junkers „Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse" angelangt, und selbst derjenige, der dem Verfasser noch durch das Gebiet der Botanik mit Ruhe und Geduld gefolgt ist, muß einsehen, daß die ästhetische Tat aufhört, wo die Rezepte anfangen. Es ist aber durchaus kein Zufall, daß ein Stifter kam und daß dieser Stifter einen „Nachsommer" schrieb, bei dem er offenbar Adam und Eva als Leser voraussetzte, weil nur diese mit den Dingen unbekannt sein können, die er breit und weitläufig beschreibt. Darin liegt Folgerichtigkeit nach beiden Seiten. Der ausartende Genre reißt sich mehr und mehr vom alles bedingenden, aber auch alles zusammenhaltenden Zentrum los und zerfällt in demselben Moment in sich selbst, wo er sich ganz befreit zu haben glaubt. Und das überschätzte Diminutivtalent kommt eben so natürlich vom Aufdröseln der Form zum Zerbröckeln und Zerkrümeln der Materie, schließt damit aber auch den ganzen Kreis vollständig ab.

Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers.

(S. Grenzboten, IV. 1850. Seite 721—733.)

Andere Zeiten, andere Erscheinungen und andere Notwendigkeiten! Schiller beschwerte sich einmal bitterlich über Leute, die im Schweiß ihres Angesichts das Schöne richteten; was würde er zu Leuten gesagt haben, die es ohne diesen Schweiß richten, die vom Spezifischen der Kunst nichts wissen, und doch wie Orakel sprechen. Leute dieser Art führen jetzt an vielen Orten das große Wort und verpflanzen die politische Kannegießerei, die bekanntlich darin besteht, daß der Philister, dem die ersten Begriffe der Kriegskunst fehlen, hinter seinem Ofen die Feldzüge der Cäsaren und Napoleone korrigiert und die Heroen zehnmal ohrfeigt, ehe er ihnen einmal ein sparsames Lob erteilt, ins ästhetische Gebiet. Da ihre Zahl sich mehrt und ihre Frechheit steigt, so ist es nötig geworden, die Spezies einmal gründlich zu beleuchten, und wenn ich zu diesem Ende den jetzigen Redakteur der Grenzboten, den Herrn Julian Schmidt in Leipzig, vornehme, so geschieht es zunächst, weil er ein höchst ausgezeichnetes Exemplar ist, indem sich in ihm alle Eigenschaften vereinigt finden, die ich sonst getrennt aufsuchen müßte, und dann auch, weil er sich vorzugsweise, von schüchternen Angriffen zu den maßlosesten fortschreitend, mit mir zu schaffen macht. Herr Schmidt nimmt in seinem letzten Aufsatz alles wieder auf, was jemals gegen mich eingewendet wurde, auch das, was die respektabelste Kritik längst erledigt hat; er denunziert mich der Nation als ein krankes Individuum, das sich unablässig in der Region des Widerwärtigen, Scheußlichen, Wahnwitzigen und also Unsittlichen (oder ergibt sich, wenn er das Wort auch vermeidet, aus solchen Faktoren die Unsittlichkeit nicht von selbst?) herumtreibe; er insinuiert meinen dramatischen Mitbewerbern, daß ich von ihnen allen, ja sogar von den Toten,

*) Julia. Ein Trauerspiel in drei Akten von Fr. Hebbel. Nebst einer Vorrede und einer Abhandlung „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers“. (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1851.) Die Abhandlung S. XV—XLIV.

mit der größten Verachtung spreche und mich selbst als den Propheten einer neuen Zeit hinstelle; er karrikiert, um alles dies glaubhaft zu machen, meine Praxis und tut meiner Theorie Gewalt an. Und dies geschieht mit augenscheinlicher Berechnung in einem Moment, wo vermöge der eingetretenen politischen Konstellationen jede etwas kühnere Leistung der Kunst und der Wissenschaft wieder mit den mißtrauischsten Augen angesehen wird, und wo ich mit fünf neuen Werken, mit der Erzählung Schnock und mit den Dramen Herodes, Rubin, Trauerspiel in Sizilien und Julia vor dem Publikum erscheine. Darum muß ich meinen Freunden recht geben, wenn sie glauben, daß ich ein Stillschweigen, was ich sonst zu beobachten pflege, bei diesem Anlaß einmal brechen müsse, weil die Schwere der vorgebrachten Anschuldigungen das Physiognomielose der Person, von der sie ausgehen, überwiege. Ich hoffe, daß der geneigte Leser an der Detail-Erörterung, die ich ihm nicht erlassen kann, aus dem Grunde ein lebhafteres Interesse nehmen soll, weil er dadurch Gelegenheit erhält, in unsere jetzigen literarischen Zustände einige Blicke zu tun, die zwar unerfreulich, aber belehrend sind und ihn in dem hoffentlich längst gefaßten heilsamen Entschluß bestärken werden, in allen Fällen selbst zu prüfen, wo ihm nicht eine Autorität durch gediegene Leistungen in dem zu beurteilenden Kreise die nötigen Garantien bietet.

Herr Schmidt hat schon einmal über mich geschrieben, damals, wie Arnold Ruge mir sagte, aus Geist des Widerspruchs, und nach dem Anfang seines gegenwärtigen Aufsatzes sollte man glauben, daß er einen erkannten Irrtum zurücknehmen und für verübten Unglimpf Satisfaktion geben wolle. Aber davon ist er weit entfernt. Er hat sich freilich überzeugt, daß ich nicht, wie er sich früher einbildete, Gefahr laufe, verrückt zu werden; er meint, daß er die Anarchie, die er in meiner Poesie entdecken will, zu voreilig in meine eigene Seele hineingelegt habe, wo sie sich übrigens auch jedenfalls auffinden lassen müßte, wenn sie in der Poesie wirklich vorhanden wäre. Dafür spricht er mir nun aber auch alle positiven Eigenschaften ab, die er mir früher einräumte, und ist also ein Kritiker, welcher einen Dichter so lange für außerordentlich erklärt, als er in ihm mit dem verhüllten Wahnsinn zu tun zu haben glaubt, ihn aber in demselben Augenblick vom Postament herunter stößt und mit Füßen tritt, wo er eingestehen muß, daß es mit seinem gesunden Menschenverstand nicht so ganz übel bestellt ist. Herr Schmidt wird hiergegen Protest einlegen und auf die großen Vorzüge verweisen, die er mir auch jetzt noch gleich zu Anfang seines Auf-

satzes zugesteht. Aber was er mit der rechten Hand gibt, nimmt er mit der linken vollständig wieder zurück, wenn er auch, für einen solchen Dialektiker auffallend genug, versichert, daß das nicht geschehen solle, und gerät dadurch in den heillosesten Widerspruch mit sich selbst. Dies ist zunächst darzutun. Es wird mir zugestanden:

1. „eine unerbittliche Konsequenz in der Zeichnung der Charaktere und in Erfindung und Durchführung der Fabel; jede Erfindung, jeder Einfall, jede Handlung stehen in direkter Verbindung mit dem beabsichtigten Grundton. Dies Verdienst — fügt der Verfasser hinzu — ist um so größer und anerkennungswerter, je seltener es in einer Zeit ist, wo die Reflexion alle Bestimmtheit so zersetzt und zerfressen hat, daß die meisten poetischen Figuren nach dem Bilde ihrer Urheber in der Form von Mollusken auftreten."

Das Glossarium hiezu lautet einige Seiten später:

„Jene Konsequenz ist im strengsten Sinne des Worts eine gemachte. Hebbel führt den Entschluß, seine Personen nichts anderes sprechen und tun zu lassen, als was ihre Eigentümlichkeit ans Licht setzen kann, und diese Eigentümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen heraus zu forcieren, mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit durch, die etwas Ängstliches hat; er läßt sie nichts sprechen, als Epigramme, aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer bestimmten gleichen Richtung hin macht so wenig einen organischen Charakter, wie die Figuren La Bruyères, und dieser ist sein direktes Vorbild. Ja, zuletzt werden die Motive so subtilisiert, daß seine scheinbar in äußerster Festigkeit erstarrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen."

Nun versuche man einmal Text und Glossarium in Einklang zu bringen! Wie kann man von der unerbittlichen Konsequenz in der Durchführung der Charaktere reden, wie kann man in derselben ein anerkennungswertes Verdienst erblicken, wenn gar keine Charaktere vorhanden sind, wenn man in meinen Dramen nur Sammlungen von Epigrammen und La Bruyèreschen Schablonen antrifft, ja, wenn selbst diese Schablonen sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen! Kann man nicht mit dem nämlichen Recht sagen: mein Nachbar, der Schmied, liefert scharfe Messer, aber freilich, es sind keine Messer, und sie sind auch nicht scharf, ja sie sind nicht einmal von Eisen? Also: der schreiendste Widerspruch! Aber eben deshalb darf man die Wahrheit mit demselben Recht im Glossarium, wie im Text suchen und vielleicht ist ein Charakter von mir wirklich nur eine La Bruyèresche Schablone, ein Haufen von zusammengetragenen

abstrakten Zügen, dem, wie bei Calderon, ein nomen proprium vorgesetzt wird. Nun, das wollen wir gleich sehen, denn zwischen einer bloßen Abstraktion und einem lebendigen Charakter besteht der empirische Unterschied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt, und dieser Unterschied ist entscheidend, da das Leben sich dem Begriff entzieht und nicht definiert, nur empfunden werden kann. Vermutlich bleibt Herr Schmidt so kalt bei meinen Dramen, wie bei der Lektüre La Bruyères, und dann habe ich wenigstens einen Zeugen gegen mich, der erst durch einen andern aufgewogen werden muß. Doch nein. Es wird mir ausdrücklich weiter zugestanden:

2. „Er versteht das Fieber der Leidenschaft mit einer Virtuosität, einer hinreißenden Gewalt zu schildern, daß sie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutschen Dichtern überhaupt nicht ihresgleichen findet. Ich führe nur die Szene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt antut, inkl. des Vorspiels und der Nachwirkungen. Die Schilderung wird vielleicht empören, aber sie wird hinreißen; ebenso die Reihenfolge der Empfindungen Klaras in der Maria Magdalena. Hebbel hat scharf genug beobachtet, und die Saiten seines Innern vibrieren lebhaft genug, daß ihm dieses Fieber im Detail aufgeht. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die eben darum Hebbels Stücke unter keiner Bedingung spielen würde, weil die Produktion des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie sie auch Viktor Hugo verschmäht, der wenigstens in der Intention, ungewöhnliche Leidenschaften zu detaillieren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann."

Hieraus folgt, daß Herr Schmidt bei meinem Dramen nicht kalt bleibt, auch jetzt noch nicht, und daraus wieder, daß — — Doch, nicht zu eilig, hören wir erst das Glossarium. Dies lautet:

„Er wendet, um seine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen, zweierlei Mittel an. Zunächst ein mechanisches: er erregt einen so heftigen Wirbelwind, daß sie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Dann auch ein chemisches: er schärft die Hitze der Leidenschaft dadurch, daß er das physikalische, tierische, unverständlich trübe und darum geheimnisvoll dunkle Moment über das menschliche hervortreten läßt."

Damit ist nun die mir zugestandene Virtuosität in der Schilderung der Leidenschaft ebenfalls wieder aufgehoben. Wie? Es wäre die Stimme der Leidenschaft, wenn ein Beingeripp im Wirbelwind klappert oder wenn ein Mensch im Tier ertrinkt und etwa noch ein letztes Gewimmer ausstößt? Nichts da! In dem einen Fall hören wir nichts Besseres, als ein materielles

Geräusch, wie von Steinen, die geschüttelt werden, in dem andern hören wir bestialische Töne, wie von Hunden, die sich beißen, oder von Pferden, die sich anwiehern. Und um Herrn Schmidt von den Konsequenzen seiner abgeschmackten Gleichnisse zu erlösen: es ist absurd, von den Leidenschaften knöcherner Figuren zu reden; Leidenschaften — dies wollte ich oben sagen, als ich abbrach — setzen Charaktere voraus, und nur ein Blödsinniger wird behaupten, daß das Ebben und Fluten eines Stroms vortrefflich dargestellt sei, daß der Strom selbst aber nicht existiere. Also abermals ein schreiender Widerspruch! Man kann allerdings ein materielles Feuer auf einem steinernen Herde anmachen, zu dem es nicht im wahlverwandtschaftlichen Verhältnis steht, doch das edle geistige Feuer, das sich in der Leidenschaft zur Flamme entzündet, ist das ausschließliche Resultat eines lebendigen Organismus, und wer dies leugnet, wer Ursache und Wirkung trennen zu können glaubt, der weiß nichts vom Spezifischen der Kunst, der zeigt, daß ihm die notwendigsten Grundanschauungen fehlen, der ist, trotz seines dialektischen Geklappers, ein ästhetischer Kannegießer.

Zu meinen Vorzügen rechnet Herr Schmidt endlich auch noch eine hohe Auffassung der Kunst. Da aber diese Auffassung mich, wie sich später aus dem Glossarium ergibt, zu lauter Irrtümern in der Praxis verleitet, so hätte auch sie zu meinen Fehlern gerechnet werden sollen. Wir haben daher wiederum einen schreienden Widerspruch vor uns.

Hiermit ist dargetan, daß Herr Schmidt mir, wie ich oben sagte, alle früher eingeräumten positiven Eigenschaften abspricht, nun er mich nicht mehr für einen Irrenhauskandidaten erklären darf, denn sein Glossarium hebt den Text, den es nach seiner Versicherung nur einschränken soll, vollständig auf, und es ist evident, daß er die scheinbaren Zugeständnisse nur macht, damit die Kluft zwischen seinem zweiten und seinem ersten Aufsatz nicht gar zu groß sei. Bei einem Kunstrichter ist nun, wie bei jedem andern Richter, Konsequenz die Hauptsache; untersuchen wir daher, ehe wir weiter gehen, wie sich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält. Der Herr Schmidt von 1847 (S. A. Allg. Zeit. vom 7. Juli) ist in seinem Innersten von der ursprünglichen Kraft und grandiosen Naturwahrheit ergriffen, womit ich dem blasierten Zeitalter einmal wieder das Bild ganzer Menschen entgegenhalte. Er hat sich von dem Hauch des Genius erquickt gefühlt, und die Reflexion, die ihm das süße Gefühl der Bewunderung verkümmern will, tut ihm ordentlich weh. Ich bin ein größerer Dichter, wie Lenz, Hölderlin, Grabbe und Kleist, wenn auch ihr Geistesverwandter. Freilich sind die Probleme, die ich mir stelle, ano-

nyme, individuelle Krankheitsgeschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Aber was tut's? Alle meine Verirrungen tragen das Gepräge eines großen Talents; die dämonische Glut des Hasses wird von mir mit eben so sinnlicher Wahrheit vor die Seele geführt, als das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kennt Herr Schmidt keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbittlichen Härte gehalten wäre. Ich habe vor diesen beiden sogar den Vorzug, daß meine Dichtungen auch den musikalischen Reiz nicht entbehren, den poetischen Duft, der jene harten Formen dem Gemüt näher führt. Die Abschiedsszene zwischen Siegfried und Genoveva ist eines der reizendsten Bilder, welche die deutsche Poesie hervorgebracht, und mein Meister Anton eine der kühnsten Konzeptionen, die überhaupt ein Poet gewagt hat. Aber allerdings stehe ich überall an dem schmalen Rande, welcher genialen Geist vom Unsinn scheidet, und mein Tritt ist nicht sicher genug, Herr Schmidt schwebt in der Furcht, ich werde hinübergleiten. — Diese Furcht von 1847 hat ihn getäuscht, ich bin 1850 nach seiner eigenen Versicherung gerettet, aber nun er mir keine Tränen nachweinen kann, reißt er mir meine Helmzier wieder ab. Eine charakteristische ethische Erscheinung! Mit Übereilung, mit Berufung auf den übermächtigen, unmittelbaren Eindruck muß man dergleichen nicht decken wollen; es wäre ja möglich, daß man sich noch einmal übereilte, daß man jetzt die negativen Eigenschaften, die sich nach der Abstumpfung des ersten Reizes immer geltend machen, zu stark auf sich wirken ließe, wie ehemals die positiven, und das Urteil fiele in dem einen, wie in dem andern Fall in den Brunnen!

Wir wissen nun auch, wie sich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält, und kennen seine Konsequenz. Gehen wir jetzt weiter und prüfen wir, wie es mit seiner „Analyse" der Werke aussieht, durch die er seine neugewonnene, der früheren nachgewiesenermaßen geradezu entgegengesetzte Ansicht zu begründen sucht!

Man kennt Voltaires Charakteristik des Hamlet, wenn auch nur aus dem Gervinus, und wird sich sagen müssen, daß man in diesem perfiden Lapidarstil des boshaften Witzes, der überall die Motive und Übergänge ausläßt, jedes Shakespearesche Stück, ja den ganzen Shakespeare charakterisieren, d. h. parodieren kann. Nun, wie Voltaire mit dem Shakespeare, nur noch plumper, geht Herr Schmidt mit mir um, und ihm stehen nicht, wie diesem, zur Entschuldigung eigne große Leistungen anderer Art zur Seite. Dabei erlaubt er sich sogar, alle Chronologie über den Haufen

zu werfen und nach jugendlichen Skizzen, die nur als Staffeln Bedeutung haben können, den Mann zu messen. Das Studentenstück **Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd** (bei der Herausgabe im Salon ausdrücklich von mir, wie alles ähnliche mit dem Geburtsschein versehen, um Irrtümern entgegenzutreten) beschäftigt ihn länger, als Judith, Genoveva, Maria Magdalena und Diamant zusammengenommen. Recht ehrlich, nicht wahr? Doch Herr Schmidt hängt sich an den Schlägel und ich muß ihm wider Willen folgen; er preßt mich gewaltsam in meine Wiege hinein, und ich bitte den Leser nur, es nicht für eine freiwillige Handlung von mir zu nehmen. Er nennt den Charakter schwarzgallig; das ist er. Er soll aber auch der Jacques aus: „Wie es euch gefällt," sein! Das ist er nicht. Der Neid, der sich innerhalb des armseligsten Kreises abhetzt und zufriedengestellt wäre, wenn er von Hinz den Rock und von Kunz die Beinkleider anziehen dürfte, ist mit einer Melancholie, die sich nicht darein finden kann, daß die Sonne Flecken hat, nicht einmal verwandt. Also eine grobe und absichtliche Entstellung! Es wundert Herrn Schmidt, daß Schlägel den Stoff, sich zu ärgern, immer in den scheinbar am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen antrifft. Als ob darin nicht eben die **Spitze** der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeister entsteht, wenn er Rothschild eine Million abzählen sieht, noch eines Malers bedürfte! Doch so wenig weiß Herr Schmidt vom Spezifischen der Kunst, daß er sie jedesmal auf einem Abwege erblickt, wenn sie ihr Eigentlichstes leistet, daß er den Zweck will, weil dieser ihm von Hörensagen bekannt ist, daß er die Mittel aber verwirft und von widersinnigen Kombinationen radotiert, wenn der Künstler Stahl und Stein zusammenbringt, um den Funken hervorzulocken. Schlägel schreitet durch eine bunte Reihe von mannigfaltigen Situationen hindurch, die freilich, wie es sich für ein kleines Bild geziemt, stark zusammengedrängt, aber nichtsdestoweniger gemalt sind; für Herrn Schmidt sind diese Situationen Einfälle, und er untersteht sich, sie mit den theophrastischen Abstraktionen zu vergleichen. Der Unterschied ist so groß, wie der zwischen dem abgezogenen Blut eines Menschen und dem Menschen selbst, in dem es zirkuliert; Theophrast (und vermutlich auch La Bruyère, den ich nicht kenne, obgleich er nach Herrn Schmidt mein direktes Vorbild sein soll) zerlegt die Leidenschaften und die Temperamente, bei mir sind sie in Handlung gesetzt, und das undefinierbare Etwas, das alles Allgemeine in ein Besonderes auflöst und das Leben erzeugt, hat außer Herrn Schmidt (d. h. dem Herrn Schmidt vom Jahre 1850, denn der Herr Schmidt vom Jahre 1847 fühlte sich, wie der Leser sich

erinnert, auch mächtig davon ergriffen) noch niemand bei mir vermißt. Also eine Absurdität und eine solche, die den Ästhetiker, der sie behauptet, dahin stellt, wohin der Mathematiker gehört, der von der Kongruenz des Dreiecks und des Vierecks spricht. Herr Schmidt meint, diese Situationen, die er Einfälle nennt, hätten sich ins Unendliche fortspinnen lassen. So weit dies von allen Darstellungen dieser Art gilt, fällt es mir nicht ein, es zu bestreiten; selbst der Don Quichotte hätte noch mehr Abenteuer bestehen können, und Shakespeare machte seinen Falstaff auf den Wink der Königin zum Träger eines neuen Stücks, an das er vorher gar nicht gedacht hatte. Wenn aber damit gesagt werden soll, daß es der Skizze an einem Höhepunkte fehle, so ist das nicht wahr; der Charakter gipfelt in dem Zuge, daß Schlägel dahin gelangt, sich selbst wegen seiner früheren Jahre zu beneiden, und die Situationen haben in der häuslichen, womit das Ganze schließt, ihre natürliche Spitze. Herr Schmidt hat daher an diesem singulären Werk entweder eine materielle Eigenschaft, nämlich die Dehnbarkeit des Stoffes, getadelt, und das wäre abermals absurd, oder er hat eine formelle Eigenschaft, die allerdings nicht fehlen darf, die aber auch wirklich nicht fehlt, in Abrede gestellt, und das ist unehrlich. Es ist schrecklich genug, daß ich zu einem harmlosen Jugendstück einen Kommentar geben muß; aber wenn man meinen Stiefel angreift, darf ich meinen Helm nicht verteidigen. So besteht die Kritik des Herrn Schmidt von der letzten meiner Skizzen, die nur derjenige in den Vordergrund schieben konnte, der bei einer von mir einmal neben anderen über das Semikolon veröffentlichten Bemerkung, die wenigstens beweist, wie genau ich mein Handwerkszeug zu prüfen pflege, hämisch verweilt und dafür eine Abhandlung über den Stil des Dramas, ja zwei Bände Gedichte, mit Stillschweigen übergeht.

Die Novelle: Herr Haidvogel und seine Familie, die einer viel späteren Zeit angehört und darum unter meinen Produktionen freilich einen höheren Rang einnimmt, fertigt er mit den Worten ab: sie sei eine Sammlung von Variationen über das Thema: liederlicher Lump! Die Spitze dieser Darstellung besteht nun gerade darin, daß Haidvogel, als er äußerlich in bessere Umstände versetzt wird, seine innere Unverbesserlichkeit noch einmal zeigen muß, damit seine gedrückte Frau, ein Papst Sixtus im Weiberrock, wie Ruge sich ausdrückte, den Mut bekomme, aus dem Winkel hervorzutreten und ihrerseits das Heft in die Hand zu nehmen. Er bringt sich dadurch um seine Zukunft, daß er im ersten Rausch der Freude seine Pläne für die Zukunft zu voreilig aufdeckt, und nur so konnte er diejenige

Züchtigung erhalten, für die er allein empfindlich war, denn Naturen seiner Art haben mit dem jüngsten Gericht und dem Erzengel Michael nichts zu schaffen, für sie ist der Gastwirt, der den Kopf schüttelt, wenn sie borgen wollen, die Nemesis. Herrn Schmidts Bemerkung, die übrigens nicht einmal materiell richtig ist, denn Haidvogel ist keim Lump aus Liederlichkeit, sondern aus Großprahlerei, aus Sucht den vornehmen Herrn zu spielen, trifft also bloß das Substrat, und da nach einem allgemeinen Gesetz jedes Substrat, das in der Form aufgeht, eben hierin seine Rechtfertigung findet, so hat er, wenn es nicht auf eine absichtliche Verleumdung abgesehen war, wiederum einen höchst naiven Beweis gegeben, daß er vom Spezifischen der Kunst nichts versteht. Der Kritiker wird sich nun noch an die Wahl der Gegenstände anklammern und über das Verkehrte einer Jagd auf Mücken und Spinnen in Menschengestalt greinen, denn daß der Maler des Malens wegen malt, und daß seine Schöpferfreude nicht vom Stofflichen seiner Bilder dependiert, kann er nicht wissen, da er so viel anderes über diesen Punkt nicht weiß. Nun, zum Aufhängen in Kirchen und Parlamentshäusern sind die Teniers und Douws nicht bestimmt, sie begnügen sich mit einem bescheidenen Platze in der Bauernschenke, und wenn Herr Schmidt ihnen trotzdem die Existenzberechtigung absprechen will, so erkläre er der ganzen Gattung den Krieg und kehre zu meinen Versuchen in ihr erst zurück, nachdem er diese vernichtet hat! Dasselbe gilt von seinen Einwänden gegen die beiden Nachtstücke Anna und die Kuh; sie stehen und fallen mit der Gattung, und es ist der perfideste Kniff einer Afterkritik, für die in jeder Form der Kunst aufzuzeigenden negativen Seiten das singuläre Produkt zur Verantwortung zu ziehen. Nichts daher über die Schrecken, die hier übermäßig gehäuft sein sollen und über das daran geknüpfte Räsonnement; es trifft nur die Gattung, so weit es in seiner Fadenscheinigkeit überhaupt trifft. Wenn aber Herr Schmidt keck genug ist, einen von mir über das bürgerliche Trauerspiel gefällten Ausspruch gegen diese Stücke zu kehren und also auf die Novelle auszudehnen, so muß ich ihn fragen, ob er nicht weiß, wenn auch nur aus dem Wilhelm Meister, daß die dramatische und epische Poesie verschiedene Gesetze haben, daß das Verhältnis von Charakter und Begebenheit sich in ihnen geradezu umdreht und daß die Novelle von dem Pragmatismus des Zufalls, den er hier wie dort ausschließen will, sogar den Namen trägt. Kann man unwissender sein oder unredlicher zu Werke gehn? Die Kuh ist für ihn eine zweite Auflage der Anna, weil in beiden das Feuer eine Rolle spielt; nach der nämlichen Logik wäre König

Lear eine zweite Auflage des Agamemnon, weil in beiden Blut fließt. Daß dabei der einsam in einem Dorf wohnende Bauer zum Bürger von Wien avanciert, die ganze Atmosphäre also verrückt und obendrein der alles bedingende Ausgangspunkt des Bildes auf den Kopf gestellt wird, kann niemand mehr wundern. Bei mir verbrennt das Kind die Talerscheine aus unschuldiger Lust am Geflacker des Papiers, weil es seinen Vater vorher das Zeitungsblatt, in das sie eingewickelt waren, verbrennen sah und zwischen Inhalt und Umschlag noch nicht unterscheiden kann; Herr Schmidt läßt es einen kleinen Jungen aus Unbedacht, also ganz aus sich selbst tun, und hat schon damit, auch ohne den Wiener Bürgerbrief, den ganzen Organismus zerstört. Vielleicht schüttelt er hierzu den Kopf und spricht von Subtilitäten, vielleicht weiß er nichts davon, daß in einem Kunstwerk die erste Linie die letzte rezensiert und die letzte die erste, das beweist dann aber wiederum aufs Schlagendste, daß er vom Spezifischen der Kunst nicht das Mindeste versteht.

Doch die Krone setzt Herr Schmidt sich erst in seiner Analyse des Trauerspiels in Sizilien auf, welches ihm natürlich die glänzendste Gelegenheit zur Karrikierung darbot, da es ein Grenzprodukt ist, das die Extreme nach beiden Seiten berühren muß und soll. Mit dieser wollen wir schließen. Zunächst erklärt er sich gegen die Gattung, sie soll nicht existieren; denn ein tragisches Geschick soll immer in tragischer Form, der Form der Notwendigkeit, auftreten, sonst hat es kein Interesse und keine Wirkung. Er hätte sagen sollen: „kein rein tragisches Interesse", aber dann hätte er dasselbe gesagt, was ich in meinem Sendschreiben an Rötscher sage, dem er die Ausdrücke entlehnt. So stellt er meinen dort entwickelten Gedanken eine vage Behauptung entgegen, die nichts wiegt und also auch nichts gilt. Freilich zitiert er aus dem Sendschreiben die Stelle: „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist das eben so furchtbar als barock, aber auch eben so barock als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich: man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt!" und fragt dann, ob eine Individualität, die so empfindet, nicht krankhaft zu nennen sei? Ich glaube, ich kann fragen, ob ein Individuum, das nicht so empfindet, das entweder gegen die Materie (das Furchtbare) oder gegen die Form (das Barocke) eines solchen Eindrucks fühllos ist, nicht eben so nüchtern und trivial sein muß, wie der selige Nicolai, der auch nicht begriff, wie ein Mensch von gesunden Sinnen

Ammenstücklein, wie Goethes Heidenröslein, Erlkönig usw. machen könne. Weiter bemerkt Herr Schmidt, daß mir eine wahre Anekdote imponiert habe und meint, die Symbolisierung der gemeinen Empirie sei überhaupt für mich charakteristisch; vier Seiten nachher wirft er mir die Verachtung der Anekdote vor. Auf einen Widerspruch mehr oder weniger kommt es ihm natürlich nicht an; die Wahrheit ist, daß der Künstler die Anekdote, als Substrat, so wenig imponierend finden, als verachten wird, und daß, wer mir das eine oder das andere unterschiebt, meinen Worten im Sendschreiben oder in der Vorrede Gewalt antut. In dem einen erzähle ich, daß eine Masse von Anschauungen mir zum dramatischen Bild zusammengeronnen sei, als ich die Anekdote erfuhr; ein ähnliches berichtet Goethe von sich über die Konzeption des Werther. In der andern verlange ich, daß der Dichter nicht bei der Anekdote stehen bleiben soll; setze ich ihren Wert darum herab? Das sind Fechterstreiche, die kaum einem hölzernen Roland gegenüber ungestraft hingehen. Nun kommt die Inhaltsanzeige des Stücks, ganz im Voltaireschen Sinn, ungefähr so: Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldentaten vorschwadroniert hat. Der Fähndrich Jago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Leutnant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib, und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, teilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Roderich dienen, ein liederlicher Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den übrigen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun hetzt Jago einen auf den andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu tun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Toren, lauter Kegel, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es gibt Eifersucht an allen Ecken, und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter greulichem Renommieren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht miteinander vermischen sollen. — Ich bitte den Leser mit dieser Charakteristik des Othello die Schmidtsche des Trauerspiels in Sizilien zu vergleichen und sich zu überzeugen, daß beide sich so

ähnlich sind, wie ein Ei dem andern. Ebenso werden die Charaktere behandelt. Die edlen, Sebastiano und Angiolina, werden kaum genannt, obgleich die Angiolina zum besten gehört, was mir je gelang, mag mein Bestes sich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will; die andern werden zu Zerrbildern entstellt, und doch bedingt nach dem ersten Grundsatz der Komposition das Licht auf der rechten Seite den Schatten auf der linken, sogar dem Grade nach. Einzelne Reden, aus dem Zusammenhang herausgerissen, werden auf Nadeln gesteckt und nehmen sich nun natürlich aus, wie sich etwa die Zunge des Herrn Schmidt ausnehmen würde, wenn ein Tartar sie ihm ausschnitte und auf den Rücken nagelte. Einer der Banditen sagt z. B. in meinem Stück, als er von einer großmütigen Handlung des Sebastiano hört: Ein frommer Bursch, den untern Tisch zu saufen und dann vor eine Kirchentür zu legen, das müßte eine Götterwollust sein! Dies erklärt Herr Schmidt für — man rate! nun, für Renommage, und doch liegt der Äußerung, wie ein Psycholog auf den ersten Blick erkennen muß, das ganz allgemeine Gefühl zugrunde, welches im Laster immer den Haß gegen die Tugend erweckt, und welches z. B. das gefallene Mädchen so oft zur Verführerin des noch unschuldigen macht, das es durch seine bloße Existenz beschämt. Was würde Herr Schmidt über die Reden des Bastard zum Hubert, als sie sich bei der Leiche des jungen Arthur treffen, gesagt, wie würde er das Ertrinken in einem Löffel Wasser, das Erhängen an einem Spinnwebsfaden verspottet haben, wenn der König Johann im Jahre 1850 erschienen wäre!*) Dennoch wußte Shakespeare sehr gut, was er mit der an sich ungereimten Vorstellung wollte; der Bastard meint, daß die Natur, wenn sie auf der einen Seite so weit aus ihren gewöhnlichen Schranken gewichen sei, um den Mord zuzulassen, auch auf der andern so weit aus diesen Schranken weichen müsse, um ihn zu strafen. Allerdings stammen derartige Züge aus jenem den ganzen Menschen herumdrehenden Wirbel, in dem Pantasien und Gedanken unablässig, wie Wolkenbilder ineinander verlaufen, und darum hat die triviale Nüchternheit es leicht, sie aufs delirium

---

*) Shakespeares König Johann, Vierter Aufzug, Dritte Szene, Bastard zum Hubert:

„Fehlt dir ein Strick, so reicht der dünnste Faden,
Den eine Spinn' aus ihrem Leibe zog,
Dich zu erdrosseln hin; . . . . . .
. . . . willst du dich ertränken,
Tu' etwas Wasser nur in einen Löffel,
Und es wird sein so wie der Ozean,
Genug um solchen Schurken zu ersticken."

tremens zurückzuführen. Herr Schmidt nennt den Greis Gregorio, den des Genusses unfähig gewordenen Repräsentanten der modernen Geldmacht, der sich durch Mißbrauch des Besitzes für die langen Entbehrungen, durch die er zum Besitz gelangte, zu entschädigen sucht, eine zweite Auflage des Nepomuk Schlägel; mit demselben Recht, womit er früher die Kuh eine zweite Auflage der Anna nannte, nämlich weil beide Arme, Beine und Köpfe haben, denn andere Ähnlichkeiten sind nicht vorhanden. Ja, er geht so weit, zu behaupten, daß die Gemüts- und Geisteseigenschaften, die den Gregorio machen, für das Stück unwesentlich seien, zur Entwickelung der Handlung wenig beitrügen und nur ihrer selbst wegen aufgedeckt würden. Dies ist die äußerste Spitze der Keckheit, und hier ist auch gar keine Täuschung mehr denkbar, denn ganz umgekehrt verhält es sich. Ohne den gerade so und nicht anders beschaffenen Gregorio, der dem Anselmo Geld zum Spielen vorschießt, weil er auf seine Tochter spekuliert und ihm dann an Zahlungsstatt die Tochter abfordert, wäre das Stück von Anfang bis Ende nicht möglich; Angiolina würde nicht fliehen, wenn ihr Vater sie nicht zur Zwangsehe nötigte, und Ambrosio und Bartolino würden, anstatt sie zu ermorden, höchstens noch einen zweiten Käfer zertreten; es fällt mit dem Gregorio sogar das Faktum weg. Ich könnte hier von unserem Analytiker Abschied nehmen, denn weiter kann er's nicht treiben, und die Kleinigkeit, daß er den schließlichen Stoßseufzer Gregorios: wie jählings kommt der Tod! diesen letzten Strich am Charakterbild, für die Moral des Stückes ausgibt, fällt neben dem übrigen nicht mehr ins Gewicht. Aber seine totale Unfähigkeit, das Spezifische in der Kunst zu erfassen, tritt noch einmal aufs Grellste hervor, wenn er es bestreitet, daß das Trauerspiel in Sizilien wirklich einen faulen Sumpf von Verhältnissen zur Anschauung bringe, und auf diese will ich noch ein letztes Schlaglicht fallen lassen. Er meint, wir lernten in dem Stücke nicht „die sittliche Grundlage der Zeit", sondern nur einzelne unsittliche Menschen kennen. Nun, wodurch sollen mir „die sittliche Grundlage der Zeit" kennen lernen, als durch einzelne unsittliche Menschen; wodurch ist die Beschaffenheit des Erdreichs zu malen, als durch die Pflanzen, die es treibt! Verlangt Herr Schmidt, daß die gesamte Einwohnerschaft Siziliens im Stücke auftreten soll? Oder will er, wenn er der Kunst auch im allgemeinen die Notwendigkeit der Abbreviatur zugibt, wie er wohl muß, etwa die Richtigkeit meiner Abbreviatur anfechten? Das dürfte nicht glücken, denn Familie und Staat repräsentieren Volk und Land, und Familie und Staat sind im Trauerspiel von Sizilien repräsentiert! Ohne Zweifel kann Herr Schmidt den Rubin und

die Julia, auch den Herodes und was er will, auf ähnliche Weise analysieren. Nichts ist leichter als das, aber die kritische Tat wiegt auch nicht schwerer, wie der Bart, der in Rom den Statuen zuweilen von Talenten, die sich bescheiden der öffentlichen Dankbarkeit entziehen, bei nächtlicher Weile mit Holzkohle gemacht wird. In Griechenland fügten die tragischen Dichter ihren Werken gleich ein Satyrspiel hinzu; da die modernen Poeten das unterlassen, sucht der Rezensent die Lücke durch eine Parodie zu stopfen.

So karrikiert Herr Schmidt meine Praxis; ich mußte ins Detail eingehen, denn nur am Detail läßt sich die Entstellung aufzeigen. Kein Wunder, daß er viel Widerwärtiges, Scheußliches, Wahnwitziges und Unsittliches herausbekommt; wenn er meine Stücke von hinten läse und die Katastrophe für die Exposition nähme, die Exposition für die Katastrophe, könnte das Resultat kaum ausgiebiger sein. Untersuchen wir nun noch, wie er sich zu meiner Theorie verhält; einen Fingerzeig darüber hatten wir schon bei Gelegenheit der Anna und der Kuh, wo er auf die Novelle bezieht, was ich über das bürgerliche Trauerspiel aussprach.

Ich sage in der Vorrede zur Maria Magdalena: das Drama soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur Idee, d. h. hier zu dem alles bedingenden sittlichen Zentrum des Weltorganismus veranschaulichen, und also im höchsten Sinne Geschichtschreibung sein. Das alles wird näher entwickelt und auf Gründe zurückgeführt, die jedermann nur noch die Wahl gestatten, ob er ihnen beistimmen oder mit Hegel annehmen will, daß der Standpunkt der Kunst überwunden sei, daß daher niemand mehr produzieren dürfe, daß folgerecht die Natur aber auch keinen produktiven Geist mehr ins Leben rufen könne, ohne mit ihrer eignen Ökonomie in Widerspruch zu geraten. Dabei wird ausdrücklich gegen die tendenziöse Auffassung meines Gedankenganges Verwahrung eingelegt und der Dichtungs-Prozeß auf eine Weise beleuchtet, die gar keinen Zweifel übrig lassen kann, daß es mir nicht von fern in den Sinn kam, ein Adjektiv, das die reinsten Erscheinungen der Gattung charakterisiert, in einen Imperativ für den hervorbringenden Künstler, der eines solchen nach meiner eigenen Darstellung nicht bedarf, weil die Schöpfung unbewußt und unwillkürlich in ihm vor sich geht und er nur Organ ist, zu verwandeln. Welche Wechselbälge hat nun Herr Schmidt mittelst des gleich auf der ersten Seite der nämlichen Vorrede von mir vorahnend beschriebenen Manövers mit meinem Gedankengange erzeugt?

1. **Läßt er mich behaupten, der moderne Dichter solle sich**

hinsetzen und mit Absicht eine Weltanschauung erschaffen. Ist das nach dem Vorangeschickten nicht selbst im Jahre 1850 unglaublich? Ich reiche dem Schiffer einen Kompaß für die Reise, und Herr Schmidt sagt, ich hätte ihm aufgegeben, des Kompasses wegen zu reisen. Dabei macht er die sehr richtige Bemerkung, daß das Wort Weltanschauung, das durch den Faust in den ästhetischen Katechismus gekommen sei, viel Unheil angerichtet habe. Aber die Bemerkung trifft mich und meine Produktionen nicht im mindesten und ist also übel placiert. Meine Forderung, den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand zu veranschaulichen, verlegt der albernen Jagd auf eine Weltanschauung geradezu den Weg, verweist den Dichter entschieden aufs Endliche und Begrenzte und schneidet alle Abstraktionen ab, erlaubt ihm nicht einmal die unfruchtbare Liebäugelei mit dem reinen Schönen, wenn die Elemente desselben nicht in Welt und Zeit vorhanden sind. Eben so verhält es sich mit meinen Produktionen; sie gehen nie und nirgends, so wenig im ganzen als in einzelnen Figuren, im Sinne des Faust auf eine Weltanschauung aus, sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Erde, nicht mit Himmel und Hölle, soweit die Kunstformen selbst, in denen freilich Endliches und Unendliches zusammen fällt, es nicht verlangen; sie reflektieren nicht einmal über den Welt- und Menschenzustand, den sie abspiegeln, sie geben dem Zuschauer und dem Leser nur Gelegenheit, es zu tun, und das soll geschehen. Übrigens irrt Herr Schmidt, wenn er mich einen Schüler Hegels nennt; ich bin es so wenig im weiteren, wie im engeren Sinn.

2. Versichert er, ich produzierte nicht, oder wenigstens nicht bloß, aus reiner, natürlicher Freude am Schaffen, sondern aus bewußter Reaktion gegen eine verkehrte Richtung der Zeit. Woher weiß er das? In der Vorrede zur Maria Magdalena, die er mein Glaubensbekenntnis nennt, steht das gerade Gegenteil, dort wird der Schöpfungsakt sogar in bezug auf die Wahl des Stoffs dem Willen entrückt, und mit dieser, doch sicher aus meinen innersten Erfahrungen gewonnenen Grundanschauung ist ein bewußtes Reagieren gegen eine verkehrte Richtung der Zeit gerade so vereinbar, wie mit dem, was der Physiolog uns über den Embryozustand des Menschen berichtet, ein Reflektieren der Mutter darüber, ob er blond oder braun zur Welt kommen solle. Heillos! Nie und nirgends wird ein Dichter aus einem anderen Grunde produzieren, als aus Lust am Schaffen; sollte er es etwa tun, um sich von Herrn Schmidt und seinesgleichen rezensieren zu lassen? In Deutschland am wenigsten kann er dem Verdacht ausgesetzt sein, daß ihn nicht die unbedingteste Nötigung seiner Natur treibe; hier winken ihm keine

Nationalbelohnungen, hier ist er nicht einmal gegen das Verhungern geschützt, und wenn der Staat noch einer Rechtfertigung seiner Gleichgültigkeit gegen das Talent bedürfte, so wird der Kritikus sich beeilen, sie ihm durch den Nachweis zu geben, daß die jedesmaligen Repräsentanten desselben gar nicht zu Ansprüchen berechtigt sind.

3. Behauptet er, ich ließe nur Sophokles, Shakespeare und Goethe als dramatische Dichter gelten und spräche von allen übrigen mit der größten Verachtung. Die Wahrheit ist, daß ich in dem Augenblick, wo ich von denjenigen dramatischen Dichtern sprach, die in dem von mir entwickelten höchsten Sinne Epoche gemacht haben, diejenigen nicht mit aufzählte, die in diesem Sinne nicht Epoche gemacht haben. Das ist nun doch sehr einfach; wenn man es nur mit den Zentralsonnen zu tun hat, muß man die Planeten auslassen, und daraus, daß man sie an einem Ort nicht nennt, wo sie nicht genannt werden können, wird kein Vernünftiger folgern, daß man sie überhaupt nicht mit zum Sternenhimmel rechnet. Herr Schmidt, der sich sogar, wie wir sahen, eine kleine Bemerkung über die Unterscheidungszeichen von mir notierte, sollte doch wissen, mit welcher Verehrung und Bewunderung ich, wenn der Anlaß sich dazu ergab, von Schiller, Kleist und anderen sprach, die nicht in die erste Reihe gehören; er sollte doch wissen, mit welcher Anerkennung ich schon jüngere dramatische Autoren bei ihrem Eintritt in die Literatur begrüßte; er sollte doch wissen, daß ich selbst Produktionen, wie z. B. Gutzkows Urbild des Tartüffe, bei ihrem Erscheinen auf der Wiener Bühne wegen ihrer formalen Abrundung und Geschlossenheit mit Wärme willkommen hieß, obgleich sie Richtungen angehören, die der meinigen entgegengesetzt sind. Mit Verachtung spreche ich von den Fabrikarbeitern, von solchen Leuten, die das Konversations-Lexikon nach „pikanten Stoffen“ durchstöbern, um Tantièmen zu gewinnen, und für die wird doch niemand Achtung reklamieren wollen.

4. Gibt er mir Schuld, ich stellte mich als den Propheten einer neuen Zeit hin. Wo tu' ich das? Direkt? Das wagt Herr Schmidt selbst nicht zu behaupten. Indirekt? Dadurch, daß ich, als ich die alten Gesetztafeln im Tempel einmal wieder abgelesen hatte, nicht mit erhobener Stimme hinzufügte, ich machte mich keineswegs anheischig, sie in allen Punkten zu erfüllen? Nach meinem Gefühl wäre gerade das anmaßend gewesen, und man hätte mir erwiedern können: wer erwartet's denn von dir? Zur Antwort auf diese Insinuation diene das Sonett an einen Freund, das sich Seite 114 in meinen neueren Gedichten findet. Es lautet:

Du rühmst mich oft um meine Dichtergaben
Und nennst mich reich, weil vieles, was ich dachte,
Dich mit dem selt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter dir gespendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermöcht' ich alles, was in dir erwachte,
Als sich dein Geist an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefsten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Musen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterscheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht gesellen.

Zwar, mancher trägt noch weniger im Busen,
Der glaubt, die Welt als erster Hirt zu weiden,
Und ist, o Zeit, doch Kork auf deinen Wellen!

Ich lasse einiges andere auf sich beruhen, weil es nur durch den kategorischen Imperativ erledigt werden kann. Dahin gehört die Frage, wo die notwendige Konzentration, auf der alle Kunst beruht, und die viele Natürlichkeitsforderungen, z. B. manche in bezug auf die Diktion, eben so unbedingt vom Drama abweist, wie die Restauration der Helden durch Essen und Trinken, in Übertreibung übergeht. Es läßt sich hierüber im allgemeinen nichts festsetzen, man muß daher im speziellen Fall die Stimmen sammeln und wägen, und solcher Punkte gibt es viele.

Zum Schluß! Die Gesamtausgabe meiner dramatischen Schriften, mit deren Vorbereitung ich beschäftigt bin, wird beweisen, daß die Kritik mir nicht eine einzige begründete Bemerkung gemacht hat, die ich nicht beherzigt hätte; wer wäre nicht dankbar für den Spiegel, in dem er seine Flecken sieht! Hohle Absprecherei, die sich auf Verdrehung meiner Theorie und Karrikierung meiner Praxis stützt, darf ich so lange verachten, bis sie sich in ihr Gegenteil verwandelt. Vielleicht wundert sich der geneigte Leser, daß ich so viel Arbeit an ein offenbares Nichts setzen konnte. Aber wir alle sind Soldaten und müssen unseren Schild rein halten! Deutschland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in einem Punkte bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch nichts über meine Zukunft weiß, dies weiß ich, daß meine Zeit einer späteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt!

Kritische Schriften von Ludwig Tieck.*)

An den Wirren des Jahres 1848 ist ein Werk fast untergegangen, das in einer friedlichen Zeit ohne Zweifel Gegenstand sorgfältiger und ehrenvoller Besprechung geworden wäre. Der alte ehrwürdige Tieck hat seine Kritiken, seine Abhandlungen und Vorreden herausgegeben, aber fast niemand hat von der Gabe Notiz genommen, denn zum Lesen fehlte die Muße und zu Patronen brauchte man noch keine Bücher. Der Sturm hat sich wieder verzogen, die Flut, die alle Dämme zu überschwemmen drohte, ist wieder in ihr Bett zurückgekehrt, und es dürfte Pflicht sein, die Schätze zu sammeln, die sie nicht für immer begraben hat. Zu diesen gehören aber Tiecks kritische Schriften.

Die Wissenschaft der Kunst, die bei uns ein Jahrhundert lang in Windeln lag und von der Philosophie so wenig frei gegeben, als mit mütterlicher Liebe gepflegt wurde, ist seit Solger und Hegel selbständig geworden. Jedermann weiß, wie reich diese beiden Philosophen, vorzüglich der erstere, sie bei ihrer Emanzipation im allgemeinen ausgestattet, und was Männer, wie Vischer, Rötscher, Ulrici usw. später im besonderen für sie getan haben. Niemand, dem es um gründliche ästhetische Bildung zu tun ist, darf ihre großartigen Leistungen ignorieren. Kein Künstler höheren Ranges wird die Mühe scheuen, sich die Resultate derselben anzueignen. Nur die geborenen Kunstschwätzer, die Einfälle für Gedanken halten und die das einer wohlgeordneten Menschennatur innewohnende Bedürfnis, sich in jedem Kreise bis zum Zentrum durchzuarbeiten, nicht kennen, die eben darum aber auch zu ewiger Nullität verdammt sind, werden sich dieser Aufgabe entziehen. Nur die unmittelbar ans Nichts grenzenden kleinen Talente, die instinktartig vor dem Sonnenstrahl der Erkenntnis zittern, weil sie ahnen, daß er sie verzehren würde, wenn sie sich ihm unvorsichtigerweise aussetzen wollten, werden sich zu ihnen schlagen. Jene werden sich mit dem Hochmut der Dummheit wohl gar über Koryphäen, wie Solger oder Vischer, erheben und sich einreden, sie besiegt zu haben, wenn sie ihnen nach Bajazzoart einen Kreidestrich auf dem Rücken beibrachten, oder ihnen die Schellenkappe an den Kopf warfen. Diese werden ihnen den Respekt freilich nicht unbedingt verweigern, aber sie werden sie nur ganz von ferne verehren, wie der Wandsbecker Bote den Kaiser von Japan, weil sie ihre Naivetät nur auf diese Art glauben sichern zu können, und darin

*) Wiener Reichszeitung. 1849.

haben sie auch recht, denn man sündigt nur so lange mit Gemütsruhe gegen ein Gesetz, als man es nicht kennt.

Die Wissenschaft der Kunst hat jedoch, so hoch sie auch bereits steht, eine Seite, nach welcher hin sie erweitert werden kann und muß, und diese Erweiterung wird ihr nur durch den Künstler kommen, der Rechenschaft über sich selbst gibt und seine Erfahrungen über den mysteriösen Prozeß, den man den schöpferischen nennt, mitteilt. Denn wenn derjenige, dem es an der ästhetischen Bildung fehlt, die Poesie gewöhnlich schon in der rohen Vorstellung, in der noch nicht einmal zum Gedanken gesteigerten sinnlichen Hieroglyphe erblickt, und darum das leere, wurzellose Spielen mit Bildern und Gleichnissen, auf dem die klägliche Zelebrität einiger unserer neuern Lyriker fast allein beruht, höchlich bewundert, so kann es demjenigen, der diese Bildung in sich aufnahm, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Theorie noch immer begegnen, daß er den rein intellektuellen Gehalt mit dem spezifisch künstlerischen verwechselt und dem Denker, dem Ideenerzeuger einen Kranz aufsetzt, der nur dem Dichter gebührt. Das erstere geschieht alle Tage, aber auch das letztere ereignet sich nicht eben selten; man braucht sich nur an die Glorifikation zu erinnern, die den „Wanderjahren“ zuteil geworden ist. Der Grund liegt darin, daß die Linien, die das letzte Stadium des schöpferischen Prozesses von den vorhergehenden trennen, noch nicht scharf genug gezogen, und daß eben deshalb die Merkmale, welche die reine Geburt vom Abortus unterscheiden, noch nicht mit hinreichender Klarheit festgestellt sind. Zu diesem Stadium bringt es nämlich mancher, sonst reich begabte Geist niemals, und keiner ist noch da gewesen, der es jedesmal dazu gebracht hätte. Daher rührt das Heer von Miß- und Zwittergebilden, das selbst in den höchsten Sphären sich zwischen die ewigen Typen, die vollendeten Götter- und Heroengestalten, mischt.

Diese Linien aber werden erst gezogen, diese Merkmale erst angegeben werden können, wenn der Philosoph sich für seine abstrakten und darum viel zu weit ausgefallenen Begriffsbestimmungen die Materie vom Künstler borgt. Dazu war er bis jetzt, den Vorwurf kann ich ihm nicht ersparen, zu vornehm; statt den Künstler zu Konfessionen, die ihm wichtig sein mußten, aufzumuntern, wies er ihn vielmehr damit zurück, mußte das aber auch dadurch büßen, daß er ein Netz strickte, in dem der Fisch, der gefangen werden sollte, sich nicht fangen ließ. So wenig die bloße Kenntnis der tellurischen Gesetze genügt, den Prozeß zu erklären, aus welchem der Organismus und sein höchstes Wunder, das individuelle Leben, hervorgeht, ebensowenig genügt die Kenntnis der allgemeinen Kategorien des Geistes, den

Gestaltungsprozeß, der jenem in allen Stadien entspricht und ihn nur wiederholt, zu begreifen. Wer dies Ziel erreichen will, der darf den empirischen Weg nicht verschmähen und muß mit dem Künstler durchaus Hand in Hand gehen. Zwar wird man hier nie zur absoluten, zur mathematischen Bestimmtheit gelangen, aber man kann unendlich viel weiter kommen, als man bis jetzt gekommen ist, man kann so weit kommen, daß nur noch über solche Produkte, die, wie im Physischen die Tierpflanze und das Pflanzentier, ganz an der Grenze stehen, Meinungsverschiedenheiten möglich bleiben.

Wenn dereinst dies Verhältnis zwischen dem Philosophen und dem Künstler eintritt, so wird der letztere auch die Scheu überwinden, die ihn selbst bisher von solchen Konfessionen abhielt, denn diese Scheu geht weit weniger aus der Sache selbst hervor, als sie aus der Furcht vor Mißdeutungen entspringt. Die Genesis eines Kunstwerkes ist die Genesis der Kunst, und wer z. B. wissen möchte, wie der menschliche Geist überhaupt zur Tragödie kam, der würde Belehrung darüber empfangen, wenn Shakespeare uns gesagt hätte, wie er zum Hamlet oder zum Lear kam. Der allgemeine Prozeß spiegelt sich im besonderen ab, er kann jedoch nur erfahren, nicht a priori konstruiert werden. Es hat nun schon Künstler gegeben, die sich wenigstens fragmentarisch über den einen oder den andern der hier in Betracht kommenden Punkte äußerten. Raphaels und Mozarts Bekenntnisse sind jedermann im Gedächtnis, Alfieri, der freilich kein ganz vollgültiger Zeuge ist, gibt in seiner Biographie ebenfalls interessante Fingerzeige, auch Byrons Briefe und Tagebücher sind an Aufschlüssen reich. Das meiste bieten Goethe und Schiller, teils in der Korrespondenz, die sie miteinander und mit Geistesverwandten führten, teils in besonderen Denkblättern und in einzelnen Stellen ihrer Abhandlungen und Aufsätze, die man freilich zu deuten verstehen muß. Schiller allein hat in seinen Briefen über den Don Carlos einen entschiedenen Schritt in das Gebiet hinein getan, das noch fast ganz im Dunkel liegt, weil die Fackel des Philosophen erlischt, sobald er es ohne den Künstler betritt. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob ich glaubte, daß die Ideen und Anschauungen, auf denen der Don Carlos beruht, nicht ohne den Dichter zu entziffern gewesen wären. Ich habe hier vielmehr die Veranschaulichung des Werdeprozesses vor Augen, welche die Entwickelung des Ideengehalts begleitet und sich mit ihr auf eine Weise verkreuzt, die das Dokument wahrhaft unschätzbar macht. Es hätte nicht so lange einzig bleiben sollen.

Jetzt kann ich endlich auf Tieck zurückkommen. Es ver-

steht sich ohne weitere Bemerkung, daß die Sammlung seiner kritischen Schriften jedem, dem er selbst als dichterisches Individuum wichtig ist, interessant sein muß. Das verbürgt ihr denn ohne Zweifel schon ein höchst zahlreiches Publikum, denn die Zahl derer, die wahre, wenn auch zuweilen kränkliche Poesie von schillernder Mache zu unterscheiden wissen, ist noch immer sehr groß. Allein sie hat einen noch viel höheren, von diesem Interesse zwar nicht unabhängigen, aber doch weit über dasselbe hinausgehenden Wert. Sie enthält eben, neben unbedeutenderen, eine ganze Reihe von Beiträgen zur Philosophie der Kunst, und das ist der Grund, warum ich meine obigen Betrachtungen an sie angeknüpft habe. Tieck bespricht freilich nicht seine eigenen Produktionen, aber er führt manche fremde bis auf ihren ersten Keimpunkt zurück, wie namentlich die Kleistschen, und er deckt, wie z. B. in dem Aufsatz über Shakespeares Gebrauch des Wunderbaren, hin und wieder die innersten Geheimnisse der Komposition auf. Darum ist sein Werk nicht bloß ein schätzbares Supplement seiner dichterischen Leistungen, sondern eine wahre Bereicherung der Literatur und verdient von dem Kunstphilosophen wie vom Künstler studiert zu werden.

Zur Anthologien-Literatur.*)

Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker von der frühesten bis zur neuesten Zeit. Von S. H. Mosenthal.
Album hundert ungarischer Dichter in eigenen und fremden Übersetzungen. Von C. M. Kertbeny.

Wir leben in der Zeit der Anthologien. Wie die Folianten längst zu Quartanten zusammenschrumpften und die Quartanten dem Groß- und Kleinoktav wichen, wie das Schweinsleder und der Saffian dem gepreßten Papier Platz machten und die messingenen oder ehernen Krampen, die ehemals so sicher an jedem Thesaurus zu hängen pflegten, wie Schloß und Riegel an der Tür, ganz und gar verschwanden, so hat sich auch das Innere der Bücher vollständig metamorphosiert und manches bloße Register der verschwundenen Periode ist umfangreicher, als jetzt ganze Werke. Aber so winzig die Produkte unserer Presse auch schon an und für sich sind und so gewiß es ist, daß selbst ein anspruchsloser alter Roman, wie z. B. der Amadis, bei seinem Leibesumfang mit einiger Geringschätzung auf unsere modernen Universalgeschichten und Philosophien herabsehen würde, wenn

*) Wiener Zeitung. 854.

irgend ein boshafter Zufall ihn damit zusammenführte: für uns sind sie noch viel zu groß, uns wird das Glas unserer Vorfahren noch wieder zum Faß, das nicht im raschen Zug geleert, nur langsam ausgezapft werden kann, wir vertragen nur noch die Quintessenz der Quintessenz und fragen nach dem Kern des Kerns. Sogar der Mann der Wissenschaft muß darauf gefaßt sein, daß sein Kollege nicht sein Buch, sondern die Rezension desselben liest und der Dichter, so weit er nicht von der Bühne herab unmittelbar zum Volk redet, ist dem Anthologisten mit Haut und Haar verfallen. Ist das ein Unglück? Kein Unbefangener wird die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, denn wer wüßte nicht, daß jene von Gelehrsamkeit strotzenden Folianten und Quartanten, die so ehrwürdig erscheinen, ihr Fleisch zum größten Teil dem Exzerptenkasten abgewonnen und ihr Fett der ungesunden, unfruchtbar mit sich selbst spielenden Scholastik des Mittelalters entsogen haben, oder wer wünschte sich im belletristischen Gebiet Beschreibungen und Dialoge, wie sie z. B. die asiatische Banise aufschwemmen, zurück? Im Gegenteil, es ist nur heilsam, daß Schriftsteller und Dichter sich jetzt kurz fassen und in gesteigertster Konzentration ihr Eigenstes bieten müssen, wenn ihre Leistung nicht auf der Stelle zum bloßen Substrat für eine fremde Geistesoperation herabsinken soll. Ja, es schadet nicht einmal, wenn sie trotzdem rascher wie sonst mit ihrer Gesamttätigkeit einem höheren Ganzen als untergeordnete Glieder einverleibt und in gewissem Sinne wieder zur Materie gemacht werden, denn je schneller man zu den übersichtlichen Punkten und den Endresultaten gelangt, um so größer ist der Gewinn, und wo es sich ums Fleisch und Blut handelt, kann der Federnschmuck des Vogels oder die Mähne des Löwen nicht in Betracht kommen, so farbenschillernd und majestätisch sie an sich auch sein mögen. Nur freilich wird die Aufgabe, die Quintessenz in der einen oder der anderen Gestalt herauszuziehen, den Kern seiner letzten Haut zu entkleiden, auch in demselben Grade schwerer, als die Produktion, sei es nun die wissenschaftliche oder die künstlerische, alles Fremdartige schon von selbst ausstößt und sich fest im wohlabgesteckten Kreise zusammenschließt. Diese Aufgabe ist nur mit der des Malers zu vergleichen, welcher ein Bild im verjüngten Maßstabe wiedergeben soll, ohne daß es in den engeren Dimensionen etwas Wesentliches verliert, und ihr wird so wenig durch das flache, objektivlos in der Luft zerflatternde Räsonnement, das sich jetzt so gern für absolute Kritik verkauft, als durch das Anzeichnen schöner Stellen und das Hervorheben einzelner markanter Züge oder ganzer Gedichte usw. genügt. Es kommt auf vollständige Reproduktion des wissenschaftlichen oder künstlerischen

Organismus an und hierbei ist vor allem nicht aus den Augen zu lassen, daß zwischen beiden ein wichtiger Unterschied besteht, der eine ganz entgegengesetzte Behandlung nötig macht. Warum verzehrt, wie die Geschichte der Philosophie unwidersprechlich lehrt, ein wissenschaftlicher Gedanke immer den andern, so daß auf den tiefen immer ein noch tieferer, auf den weiten ein weiterer, noch mehr umfassender folgt? Nur deshalb, weil dieser Gedanke notwendig aufs allgemeine ausgeht und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil er nun einmal im Individuum erzeugt wird, nie völlig los werden kann, seiner Natur nach in steter Wandlung abzustreifen suchen muß. Warum löst nicht ebenso auch eine poetische Idee die andere auf, warum schlägt nicht eine Gestalt die andere tot, warum behauptet sich Homer neben den Nibelungen und Sophokles neben dem Shakespeare? Offenbar nur, weil hier der ganz umgekehrte Prozeß stattfindet, weil das Verhältnis zwischen Basis und Spitze sich geradezu umdreht. Und so ist's: die wissenschaftliche Tat ist nur so weit vollbracht, als das Individuelle zurücktritt, und die künstlerische nur so weit, als das allgemeine verschwindet. Die Konsequenzen ergeben sich von selbst.

Die beiden Anthologien, die mir vorliegen, machten es notwendig, daß ich diese Betrachtungen vorausschickte; in der Beurteilung derselben kann ich mich nun um so kürzer fassen. Beide sind als zeitgemäße Erscheinungen zu begrüßen, denn beide haben sich augenscheinlich einen Zweck gesetzt, der über das vielbeliebte Kranzwinden und Straußbinden hinausgeht und mit den von mir im Eingang ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt. Mosenthals Museum gibt eine Entwickelung der österreichischen Poesie, soweit es ohne Rücksichtnahme auf das Drama geschehen kann, Kertbenys Album ein Bild der gerade jetzt frisch aufblühenden ungarischen Dichtung, und einer wie der andere hat sich, teils mit Bewußtsein, teils unwillkürlich durch die Natur der Aufgabe dazu gedrängt, auf den historischen Standpunkt gestellt. Indem ich mich zuerst Mosenthal zuwende, kann ich ihm die Anerkennung nicht versagen, daß ihm in hohem Grade gelungen ist, was er unternahm. Er führt uns jene Entwicklung in allen ihren Stadien treu und lebendig vor und findet fast für jedes den rechten Dichter und das rechte Gedicht. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß er sich nicht durch übertriebenen Respekt vor dem Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue verleiten ließ und mit Ruhe manchen Namen überging, bei dem die Sache ihm nicht zu verweilen gebot. Das Gegenteil kommt so oft vor, daß eine flüchtige Untersuchung des in dieser Beziehung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit

bestehenden Verhältnisses sich gewiß der Mühe verlohnt. Es gibt eine doppelte Art von Produktion, eine absolut schöpferische, die, wie Schiller sagt, „in der Natur die Natur vermehrt", weil sie den Weg zu dem Brunnen selbst findet, aus dem die ewigen Bildungen aufsteigen, und eine untergeordnete, auf die Reflexion angewiesene, die aus der zweiten Hand lebt und den Ideengehalt der Zeit, sei dieser nun ein vorzugsweise religiöser, philosophischer oder politischer, verarbeitet. Jene wird nie überwunden, denn sie erzeugt im Einklang mit den geheimnisvollen Gesetzen alles Werdens und alles Seins jedesmal einen rund für sich abgeschlossenen Kristall, den das größte Talent, das im Lauf der Jahrhunderte nachfolgt, nicht wieder auflösen oder gar zerschlagen, dem es höchstens einen gleichen an die Seite stellen kann. Diese wird oft schon durch das nächste Dezennium überholt, denn die Stimmung der Welt, die sie auffing und wiedergab, braucht nur zu wechseln, oder auch nur in eine neue Phase mit neuen Fernsichten auf neue Verhältnisse zu treten, und es ist um sie geschehen. Beide Arten kommen in jeder Form der Poesie vor; man trifft reine Kristalle in der Äsopischen Fabel, es fehlt nicht an Reflexionsdramen in irgendeiner Literatur. Mit Definition wird wenig ausgerichtet, wo die Grenzen oft auf kaum unterscheidbare Weise durcheinanderlaufen, wie hier, aber es gibt ein empirisches Kriterium, welches niemals trügt. Man braucht sich, wenn man im einzelnen Fall wissen will, ob man es mit einem Kristall, oder mit einer Reflexionsspitze zu tun habe, nur einfach zu fragen, ob eine Leiter zu dem Produkt hinauf führt, oder nicht, d. h. ob es die bloße höhere Potenz einer längst vorhandenen Gedankenreihe ist, oder ob es an die Minerva mahnt, die plötzlich aus Jupiters Haupt entsprang. So wird niemand die Genealogie des Goetheschen Erlkönigs, des Uhlandschen Glücks von Edenhall, der Heineschen Meerlilie nachweisen können; so hat das fallende Lindenblatt der Nibelungen, dem Siegfried seine Verwundbarkeit verdankt, und das Homers Achillesferse an Schönheit unendlich übertrifft, weil die in ihrem Recht gekränkte äußere Natur hier motiviert, was dort aus mütterlichem Unverstand hervorgeht, kein Vorher und kein Nachher gehabt; so steht die Mordnacht in Macbeth einzig da. Umgekehrt aber haben Didaktik und Deskription, gleichviel, ob sie mit offenem Visier in ihren eigenen Formen hervortreten oder incognito in fremden erscheinen, immer Ahnen und Enkel. Ich brauche die Untersuchung nicht fortzuführen; für meinen Zweck ist genug festgestellt. Der Anthologist soll einem Kristall der alten Literaturperiode das böhmische Glas der neueren nie vorziehen, wenn es auch noch so gut geschliffen wäre; er soll aber auch ebensowenig

die Reflexionspoesie der neueren Periode gegen die der alten zurücksetzen, denn das Kapital, dessen Erträgnis sie ist, hat sich inzwischen bedeutend vermehrt und die Rente mit ihm. Gerade in diesem Punkt hat Mosenthal die Mittellinie vortrefflich einzuhalten gewußt, und das verbürgt seinem Buch Ausbreitung und praktische Wirkung. Finde ich nun seine Leistung selbst in Zweck und Ausführung nur zu loben, so ist an dem hors d'oeuvre derselben, bestehend in kurzen Dichterbiographien und eingemischten kritischen Entscheidungen, manches zu tadeln. Er tut ganz im Vorbeigehen die wichtigsten wissenschaftlichen Prozesse ab und besetzt die Dichterstühle, wo er einen vakant findet, ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß er dadurch in die allerbedenklichsten Händel, auf der einen Seite mit der altdeutschen Philologie und Archäologie, auf der andern mit der kompetentesten Kritik und der respektabelsten Geschichtschreibung geraten muß. Wie Lachmanns Schüler und Wilhelm Grimm seinen Ausspruch über die Nibelungen, dem übrigens Holtzmanns neueste Untersuchungen zustatten kommen, aufnehmen werden, ist abzuwarten; was Gervinus, um von anderen zu schweigen, zu den von ihm aus eigener Machtvollkommenheit kreierten Großwürdenträgern Apollos sagt, ist in dem großen und auf lange hin entscheidenden Werke des gewiegten Mannes nachzulesen. Ich meines Orts will nur einer einzigen dieser Ernennungen aus dem Stegreif bescheiden entgegentreten und auch dies bloß aus Pietät, denn wenn ich auch für einen Lebenden gegen einen Toten das Wort ergreife, so ist es leider kein Lebender, der sich mit frischen Rosen bekränzt, sondern ein solcher, dem seit lange nur noch sein Lorbeer blieb. Es heißt Seite 348 des Museums: „Nikolaus Lenau war der größte Lyriker der Neuzeit." Hat der Verfasser dabei bloß Österreich im Auge gehabt, so ist nichts einzuwenden; sonst aber muß ich die Krone für Heinrich Heine reklamieren, und das unbedingt. Es sei mir vergönnt, hier eine kurze Charakteristik dieses schwer zu beurteilenden, aber höchst bedeutenden Dichters, dessen einzige Meerlilie den ganzen Savonarola aufwiegt und der an ähnlichen blitzenden Kristallen (ich erinnere nur noch an den Asra im Romanzero) überreich ist, zur Motivierung meines Widerspruchs einzuschalten, wie ich sie neulich an einem anderen Orte gab.*) „In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desperatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den

*) In der Einleitung zu der Ausgabe von Feuchterslebens Werken Bd. 11. S. 61. D. H.

fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sklaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen.“ Kein Einsichtiger wird in Abrede stellen, daß der freie, starke Geist, dem das gelang, den Vorrang vor einem Dichter verdient, der nie über die Passivität hinaus kam und dessen ganze Entwicklung darin bestand, daß er den kleinen Familienfriedhof, auf dem er anfangs als Totenvogel brütete, zuletzt wenigstens mit der ungeheuren Schädelstätte der Geschichte vertauschte, auf der man sich eine Melancholie ohne Ende eher gefallen lassen kann. Lenau stellt sich der Welt mit seiner Lupe so gegenüber, wie etwa der aufs Detail ausgehende Physiolog dem Menschenangesicht; vor seinem krampfhaft festgehaltenen Glase verschwinden die schönen Linien, die jeder Unbefangene erblickt, die Poren aber, die sonst unsichtbar sind, klaffen weit auf, als ob es Klüfte und Abgründe wären, und er setzt die starre Betrachtung so lange fort, bis er die Lupe, die im einzelnen richtig, im ganzen aber betrügerisch reflektiert, für sein Auge hält. Das führt denn freilich nicht zu jener göttlichen Befreiung, von der Goethe meinte, daß sie die erste und letzte Aufgabe aller Poesie sei. Heine läßt die Weltkugel zwar nicht im hellen Sonnenschein auf der Fingerspitze tanzen, wie Goethe, sondern er zerschlägt sie, aber er tut es nur, wie er mir selbst einmal höchst bezeichnend sagte, als er mit mir bei Gelegenheit der Judith über den Unterschied unseres gegenseitigen Produzierens sprach, um den einzelnen Stücken dann den reinsten Schliff zu geben. Dabei kommt noch immer Luft und Leben heraus.

Und nun endlich auch auf Kertbeny in einigen Worten zurückzukommen, so muß ich auch ihm das ausdrückliche Zeugnis geben, daß er eine charakteristische Auswahl getroffen und den Leser in den Stand gesetzt hat, die ungarische Literatur in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen zu überblicken. Seine Übersetzungen leiden freilich noch immer an einer gewissen Schwerfälligkeit, doch läßt sich nicht verkennen, daß sie schon um ein Bedeutendes leichter und freier sind, wie seine früheren Versuche waren, und so darf ich auch ihn aufrichtig willkommen heißen und ihn ermuntern, das übernommene Vermittelungsgeschäft zwischen zwei Nationen mit Ernst und Eifer fortzusetzen.

Ludovico.*)

Eine Tragödie in fünf Akten von Massinger. Bearbeitet von Deinhardstein.

Der Angelpunkt dieser Tragödie wird dem geschichtskundigen Leser aus dem Josephus bekannt sein. Erdichtet im vulgären Sinn des Wortes hat Massinger sie so wenig, wie Deinhardstein. Sie beruht auf einem historischen Faktum und auf einem ungeheuren, das einzig, wie kaum ein zweites, in den Jahrbüchern der Menschheit dasteht. Das müssen wir uns vor allem ins Gedächtnis zurückrufen.

Der jüdische König Herodes, durch den bethlehemitischen Kindermord grauenvoll und düster ins Evangelium eingezeichnet, hat das in Wahrheit und Wirklichkeit getan, was Massinger seinen Herzog von Mailand tun läßt. Aber unter ganz anderen Umständen und auf ganz andere Weise, so daß ein einfacher Auszug aus dem Josephus die beste Kritik des englischen Dichters sein dürfte. Herodes ging blutbespritzt und als Ungeheuer aus der Welt. Sein letzter Befehl war, daß man in dem Augenblicke, wo er ausgeatmet haben würde, die vornehmsten Bewohner Jerusalems, aus jedem Hause einen, niederhauen solle; er wollte beweint werden, und er glaubte, seinen Untertanen nur auf solche Art noch Tränen entlocken zu können. Herodes trat aber nicht als Ungeheuer in die Welt. Groß und edel, mit allen herrlichen Eigenschaften ausgestattet, die den Helden und den Mann machen, erscheint er als Jüngling und bleibt er lange Zeit; siegreich wirft er die ihm heimlich trotzende Gemeinheit darnieder, wie den einen offenen Kampf wagenden Unverstand; wahlverwandtschaftlich schlägt ihm Antonius stolzes Römerherz entgegen; kühn und unerschrocken verfolgt er seine Bahn, sich seiner Feinde, nach ihrem Verdienst und ihrer Würdigkeit, bald mit dem gezogenen Schwert, bald mit der stampfenden Ferse entledigend; das schönste Weib, die leuchtende Blüthe des Makkabäer-Stammes, die weit und breit gepriesene Mariamne, wird ihm als Belohnung zuteil, obgleich ihre Mutter Alexandra den Emporkömmling haßt, ihr hohepriesterlicher Oheim Hyrkan ihn nicht liebt, nur fürchtet; Antonius fügt die Krone hinzu. Wer auch nur so viel vom König Herodes weiß und nun Anfang und Ende miteinander vergleicht, der sagt sich ohne Zweifel: Hier liegt der Stoff zu einer erschütternden Tragödie ersten Ranges vor, zu einer solchen nämlich, die die menschliche Natur an sich in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zu den Schicksalsmächten dar-

*) Wiener Lloyd. 1848.

stellt, die also nicht einen Kreis im Kreise beschreibt, sondern den Kreis selbst, der alle übrigen in sich faßt. Wenn er dann zugleich einigen Kunstverstand besitzt, so wird er augenblicklich hinzusetzen: nur derjenige wird diesen Schatz heben, der das Ende aus dem Anfang mit überzeugender Notwendigkeit hervorgehen zu lassen versteht.

Mariamne hatte einen Bruder, den Aristobolus, welchen Herodes, so wie er heranwuchs, an des verstorbenen Hyrkans Statt zum Hohenpriester ernennen mußte, um seiner Schwiegermutter zu genügen. Er tat es ungern, denn der Jüngling, wie tief er sonst auch unter ihm stehen mochte, besaß alles, was der Masse wohlgefällt und sie hinreißt, er war schön, wie seine Schwester, ein einnehmendes Wesen war ihm angeboren und obendrein rollte in seinen Adern königliches Blut. Herodes' Abneigung vor diesem, seine Machtvollkommenheit und seinen Thron selbst gefährdenden Schritt rechtfertigte sich nur zu bald; als Aristobolus sich am Laubhüttenfest dem wankelmütigen Volk in seiner neuen Würde zeigte, jauchzte es ihm wie betrunken zu, und daß Alexandra ihre längst gehegten ehrgeizigen Pläne durch ihren Sohn durchzusetzen beabsichtigte, war klar. Herodes stand auf einem Platz, den die Natur ihm bestimmt und den er durch ein Leben voll Arbeit und Mühe bezahlt hatte; jetzt, da er im höchsten Sinne erst zu wirken beginnen, da er sein noch immer in den engen mosaischen Anschauungen befangenes und dadurch dem Untergange entgegeneilendes Volk von dem Fluch des Buchstabens und dem Joche der Pharisäer befreien wollte, begann der Boden unter ihm zu wanken. Aber ein rascher Entschluß konnte noch alles retten, und diesen faßte er vielleicht um so eher, je sicherer er sich sagen durfte, daß er etwas Höheres verteidigte als sich selbst. Er lud den Aristobolus ein, sich mit ihm zu baden; der arglose Jüngling tat es und wurde bei dieser Gelegenheit von einigen vertrauten Hofleuten, die anfangs zum Scherz mit ihm rangen, im Wasser erstickt. Es war ein Mord, der wie ein Unglück aussah und nur den Verdacht, nicht die offene Anklage zuließ. Dennoch täuschte Herodes, trotz der Trauerkleider, die er anlegte, und trotz des prachtvollen Leichenbegängnisses, das er seinem Opfer ausrichtete, niemand, und am wenigsten seine Schwiegermutter. Sie verbiß zwar nach dem ersten Verzweiflungsanfall ihren Schmerz und lieh ihrem Argwohn keine Zunge; aber sie wandte sich durch die Königin von Ägypten, mit der sie auf freundschaftlichem Fuße stand, um Hilfe und Gerechtigkeit an Antonius, und dieser, längst ein Sklave Kleopatras und ohnehin auch als Lüstling durch die ihm zugesandten Bildnisse des Aristobolus und der Mariamne geködert, zog Herodes

auf Tod und Leben zur Verantwortung. Herodes liebte Mariamne mit fieberischer Leidenschaftlichkeit, er fürchtete, daß ihre Schönheit auf den Richterspruch des Antonius einen größeren Einfluß ausüben möge, wie der an ihrem Bruder verübte und aus politischen Gründen leicht zu rechtfertigende Mord, und um den Römer für diesen Fall um den Preis zu betrügen, sich selbst aber gegen das zu sichern, was ihm das Entsetzlichste dünkte, gab er einem Verwandten, seinem Oheim Joseph, heimlich den Befehl, Mariamne zu töten, wenn er selbst nicht wiederkehren sollte. Nun reiste er getrosten Mutes ab. Und es geschah, was seine Anklägerin nicht erwartet hatte, und was doch das Natürlichste war. Antonius war nicht klein und Herodes war nicht schlecht. Als sie sich wieder Aug' in Auge sahen, reichten sie sich auch wieder die Hände, und nicht bloß losgesprochen, sondern hochgeehrt, wie jemals, wurde der Judenkönig von dem römischen Duumvir entlassen; der sich schon als unausweichbar ankündigende Kampf um die Welt mit dem zähen und schlauen Oktavian mochte mit dazu beigetragen haben. Herodes flog nach Jerusalem zurück und fand ein versteinertes Weib. Joseph hatte sein Geheimnis verraten, er hatte Mariamnen gesagt, welch ein Befehl ihm in bezug auf sie zuteil geworden sei; er hatte es nach dem jüdischen Geschichtschreiber getan, um ihr zu zeigen, wie unendlich Herodes sie liebe. Das kann nicht wahr sein! Nicht, als ob es nicht einen solchen Schwachkopf in Jerusalem hätte geben können; das wird keiner bestreiten wollen. Aber nimmermehr hätte Herodes sich über diesen Schwachkopf getäuscht und ihm den Befehl anvertraut. Hier ist Josephus schlecht unterrichtet, und wenn der Historiker das auch nicht ohne äußere Beweise einräumen will, der Dichter wird die inneren unbedingt anerkennen und einen anderen Schlüssel suchen müssen. Genug, Mariamne wußte, was sie so wenig wieder vergessen, als verzeihen konnte. Wie kann sie's wissen? fragte sich Herodes, mußte er sich fragen. „Durch meinen Mann, durch Joseph," flüsterte seine Schwester Salome ihm ins Ohr, die, wie die ganze herodianische Familie, auf Mariamne, ihres Makkabäerstolzes wegen, längst aufgebracht gewesen und nun auch noch eifersüchtig auf sie geworden war, vermutlich, weil Joseph um sich die Vollziehung des ihm erteilten Auftrags möglich zu machen, sich in Heuchelei und Verstellung Mariamnen und ihrer Mutter öfter, wie sonst genähert hatte. Herodes glaubte seiner Schwester und ließ seinen Oheim mit der fieberhaften Voreiligkeit, die ihn überhaupt charakterisierte, töten, ohne ihn zuvor auch nur zu hören. Dadurch beraubte er sich jedes Mittels, klar in die Sache zu sehen, und Mariamne wurde ihm ein unheimliches Rätsel; er wagte nicht die

Hand an sie zu legen und konnte sie auch nicht mehr küssen, ohne zu schaudern. Nun brach das Weltungewitter los. Antonius und Oktavian rüsteten sich gegeneinander und jeder scharte seine Freunde um sich herum. Herodes ließ sich nicht säumig finden, er machte sich sogleich auf den Weg, um Antonius bei Aktium zu Hilfe zu kommen. Zuvor jedoch gab er dem Soemus, demjenigen seiner Diener, den er für den treuesten hielt, denselben Befehl, welchen er bei seiner ersten Abreise seinem hingerichteten Oheim Joseph gegeben hatte. Nach Aktium kam er nicht, weil Antonius ihm einen Boten entgegenschickte, der ihm den Auftrag brachte, sich gegen die aufrührerischen Araber zu wenden. Das tat er und bezwang sie. Während dessen verlor Antonius die Schlacht und fiel bald darauf durch Selbstmord; nun hatte die Welt nur einen Herrn mehr. Dadurch war Herodes' Lage in ihr Gegenteil verkehrt worden; was Antonius als Verdienst belohnt hätte, konnte Oktavian nur als Verbrechen strafen. So glaubten alle, so glaubte namentlich Soemus, der jetzt, wie Joseph, sein Geheimnis verriet, aber aus andern Gründen wie dieser. Er erblickte in Mariamne schon die Thronfolgerin und wollte sich für alle Zeiten ihre Gunst erwerben, bis zum Untergang des Antonius hatte er es treu bewahrt.

Doch alle irrten sich. Herodes begab sich stehenden Fußes zu Oktavian und sagte: welch ein Freund ich bin, hast du gesehen; ich war Antonius treu bis in den Tod. Aber Antonius lebt nicht mehr, und da ich nur seinetwegen dein Feind war, so kann ich von jetzt an dein Freund sein! Dabei hatte er die Krone abgelegt, aber nicht das Schwert und nicht das königliche Gewand. Auch Oktavian war Mann genug, um einen Mann schätzen zu können; statt dem Herodes den Kopf zu nehmen, setzte er ihm die Krone wieder auf und gab ihm noch eine neue Provinz. Abermals kehrt Herodes nach Jerusalem zurück, stolz auf sein Glück und trunken von erlaubtem Selbstgefühl. Abermals trifft er ein verwirrtes, ödes Haus und ein versteinertes Weib. Die ganze Welt ist voll Sonnenschein für ihn, aber unter seinem Dach wohnt die Nacht und das Grausen. Auch Soemus! Er erträgt's nicht mehr. Der hätte ihn, was er auch sagen mag, sicher nicht verraten, wenn Mariamne ihm nicht den höchsten Preis gezahlt hätte, und dann hat auch Joseph an seiner Göttertafel geschwelgt! Das steht fest für ihn, uud die Schwester, die der Mariamne seit dem Tode ihres Mannes zwiefach grollende Schwester, hetzt und treibt! Was kann er noch tun als sein Weib töten! Was bleibt ihm, nachdem er sich dazu endlich hinreißen läßt, noch übrig, als die Krone, die kahle Krone, deretwegen er den Aristobolus aus der Welt schaffte! Darum wird er auch immer eifer-

süchtiger auf diese und entschließt sich ihretwegen, wie im Anfange zum Einzelmord, am Ende, als die alten Prophezeiungen in Erfüllung zu gehen drohen, als die Bibel ihm in Jesus Christus den gewaltigsten, unheimlichsten seiner Feinde entgegenstellt, zu der Bethlehemitischen Kindermetzelei. Was weiter folgt, ist für die Kunst von keinem Interesse; sie muß ihr Auge abwenden, wenn der Greuel der Verwesung beginnt.

Das alles liegt im Josephus, zum Teil klar ausgesprochen, zum Teil nur dunkel angedeutet, und freilich nicht, wie hier, zu einer Kette zusammengeschmiedet, sondern abgerissen und zerstreut. Es rundet sich fast von selbst zur Tragödie, wie schon die Reproduktion zeigen wird; ja, wer nicht tief in das Wesen der Kunst geblickt hat, der könnte ausrufen: was will hier noch der Dichter, die Geschichte selbst hat diesmal sein Amt verrichtet. Das wäre nun allerdings ein Irrtum, aber die Geschichte hat hier wirklich getan, was sie überhaupt tun kann und ein ordinärer Anekdotenjäger, der in aller Naivetät ein Drama hervorzubringen glaubt, wenn er irgend ein ihm aufgefallenes historisches Faktum szeniert und dialogisiert, dürfte schmählich wegkommen, wenn er sich an dieses wagen wollte. Es ist schon an und für sich, so wie es da liegt, durch die ihm an- und eingeborene Form über seine Region weit hinausgehoben und bedarf einer Kraft, welche die sonst trotz ihrer dokumentarisch nachzuweisenden Richtigkeit unglaublich und unwahrscheinlich bleibenden speziellen Ereignisse und Handlungen aus den allgemeinen Zuständen der Welt, des Volks und der Zeit hervorgehen zu lassen versteht, die das Fieber des Herodes aus der Atmosphäre, in der er atmete, und diese aus dem dampfenden, vulkanischen Boden, auf dem er stand, zu entwickeln weiß. Hier ergibt sich nun der Übergang auf Massinger ganz von selbst.

Massingers Tragödie spielt in Italien, nicht in Judäa, er führt uns den Herzog Ludwig Sforza vor, nicht den König Herodes, das Zeitalter Karls des Fünften, nicht das des Antonius und des Oktavianus. Das ist schlimm, das ist sehr schlimm, das zeigt uns gleich auf den ersten Blick, daß auch er dem ungeheuren Vorfall, auf den er sein Stück gründet, nur die triviale anekdotische Seite abgewonnen hat. Wo bleibt die untergehende, ihrem Schicksal noch im Erliegen trotzende und krampfhaft zuckende alte Welt, wo die in rührender Hilflosigkeit aufsteigende, noch marklose und ungestaltete neue! Dieser Geschichtsmoment gehörte aber mit eben so großer Notwendigkeit zu diesem Bilde, wie Syriens Sonne zu Syriens Palmen; er war gar nicht zu entbehren und das Stück gleicht jetzt einem fremdartig und traurig dastehenden asiatischen Gewächs unter europäischem Himmel. Es ist dadurch nicht etwa bloß farblos geworden, es hat seine Seele selbst ein-

gebüßt, man begreift es nicht mehr. Doch die Kritik muß diesen Gesichtspunkt und überhaupt jeden höheren aufgeben, es besteht zwischen dem Massingerschen Werk und dem durch den Josephus dargebotenen Stoff gar kein Verhältnis. Der Dichter hat auch nicht die leiseste Ahnung von seiner Aufgabe gehabt und ich habe die letztere nur deswegen in der Einleitung entwickelt, um in jedermann die Überzeugung hervorzurufen, daß der köstliche Schatz noch ganz unberührt daliegt, und daß der Engländer ihm nicht einmal, was unserm deutschen Raupach leider so oft glückte, den anekdotischen Reiz abgestreift hat. Man höre und vergleiche!

Ludovico hat eine Gemahlin, Marcelia, die er liebt, wie Herodes seine Mariamne. Aber er hat daneben treue, aufopfernde Freunde; Herodes steht ganz einsam da und gerade das macht das Übermaß seiner Liebe, das leidenschaftliche Umklammern des ihm allein wahrhaft ergebenen Wesens so begreiflich und natürlich. Ludovico feiert den Geburtstag seiner Gemahlin, während eine über seine ganze Zukunft entscheidende Schlacht zwischen König Franz und Kaiser Karl geschlagen wird, in Saus und Braus. Herodes hätte diesen Geburtstag ohne Zweifel dadurch am besten zu feiern geglaubt, daß er an der Schlacht teilgenommen und durch Aufbietung aller seiner Kräfte das seinem Weibe wie ihm selbst drohende Schicksal abzuwenden gesucht hätte: das wäre für einen Mann, an dessen Heldennatur man glauben soll, sogar unbedingt notwendig gewesen. Die Schlacht geht verloren; Ludovico sieht seinen Untergang vor Augen, aber er findet sich in den Verlust seines Glücks, ja seines Lebens, und nur das ist ihm entsetzlich, daß er, wenn der äußerste Fall eintritt, Marcelia hinter sich zurücklassen muß. Doch, sie schwört ihm zu, daß sie sich töten will, sobald er selbst stirbt, und da er sie als treu und edel kennt, so sollte man denken, daß er beruhigt sein könnte. Jetzt entschließt er sich auf den Rat eines Freundes, zu dem Sieger, zu dem Kaiser Karl, zu gehen, und dessen Großmut, nicht anzuflehen, sondern zu erproben; dieser Entschluß hätte aber aus ihm selbst kommen und die Ausführung ihm von seinem Freunde eher ängstlich abgeraten werden müssen, wenn sein späteres Auftreten dem Kaiser gegenüber, gehörig motiviert erscheinen sollte. Genug, er tut's, zuvor aber gibt er seinem Schwager Francesco, dem Gemahl seiner Schwester Marianne, den Auftrag, die Marcelia zu ermorden, falls er nicht wiederkehrt, und obendrein in höchster Unvorsichtigkeit schriftlich, um diesen nach vollbrachter Tat zu sichern; Marcelias Schwur ist ihm nichts. Dann reist er ab. Kaum ist er fort, als Marianne die auf Marcelia ihres Ranges und Einflusses halber eifersüchtig ist, in den Vordergrund tritt und die letztere dadurch zu ärgern

und zu kränken sucht, daß sie, unbekümmert um ihren Gram und Schmerz, sich lustig etwas vormusizieren läßt, um doch auch einmal „ihren Tag“ zu haben. Marcelia verläßt ihr einsames Gemach und stellt Marianne wegen solcher Frechheit zur Rede; diese trotzt ihr, doch Francesco kommt herzu und läßt sie in enge Haft bringen, als er erfährt, wie sie sich vergangen hat. Darauf gibt er Marcelia zahllose Versicherungen seiner unbedingten Ergebenheit, die aber immer glühender werden und mit einer Liebeserklärung enden. Verächtlich zurückgewiesen und des schnödesten Undanks gegen seinen ihm immer gütig und großmütig gewesenen Herzog in harten Worten geziehen, mißbraucht er den in seinen Händen befindlichen schriftlichen Mordbefehl und zeigt ihn vor. Marcelia wird durch das verhängnisvolle Blatt freilich bis ins Innerste erschüttert, aber Francesco erlangt nichts von ihr, sie bleibt fest, und als er ihr zuletzt mit dem Tode droht, erwidert sie ihm, ihre Kammer werde ihm offen stehen, sobald er als Henker komme. Nun scheinen denn wirklich zwei Menschen tragisch gegeneinander gespannt zu sein, denn Francesco muß das Weib, das er liebt, töten, wenn es ihn nicht töten soll, *und das ist ein Konflikt, der nicht rein gelöst werden kann, ein solcher aber ist ein spezifisch tragischer.* Doch wir irren uns. Francesco liebt Marcelia keineswegs, er hat ihr nur Liebe geheuchelt, er will nicht eine unwiderstehliche Neigung befriedigen, er will, wie wir sehr spät und zu spät erfahren, seine durch Ludovico verführte und wahnsinnig gewordene Schwester rächen. Wir werden daher aus der heißen Region der Leidenschaft auf einmal in die kalte der Berechnung verschlagen, und wir empfinden es bitter, wir gefrieren wieder. Francesco weiß sich durch eine andere Art von Heuchelei wieder bei Marcelia in Gunst zu setzen; er stellt sich, als ob sie ihn bekehrt, ihn von seinem bösen Gelüst geheilt habe, und das schmeichelt ihrer Eitelkeit so sehr, daß sie ihm verspricht, ihn nicht zu verraten. Wie sie das kann, ist schwer zu begreifen, sie muß ja doch fühlen, daß sie nicht mehr imstande ist, ihren Gemahl bei seiner Wiederkehr zu empfangen, wie sonst, und daß er sie mit Notwendigkeit verkennen, ihr Wankelmütigkeit, und mehr, Schuld geben muß, wenn sie ihn über den Grund ihres veränderten Benehmens im unklaren läßt. Zwar droht Francesco ihr, sich selbst zu erstechen, wenn sie ihm das Versprechen verweigert, aber ihre Ehre muß ihr mehr gelten, wie sein Leben. Übrigens sagt er ihr bei dieser Gelegenheit, was er ihr früher verhehlte, daß Ludovico ihren Tod nicht aus Haß, sondern aus übermäßiger Liebe und weil er ihren Besitz keinem andern gönne, befohlen hat; daß er dies tut, ist wieder unerklärlich; der Trieb

der Rache, der ihn beseelt, hätte ihn bestimmen müssen, Marcelia über diesen furchtbaren Punkt im Dunkeln zu lassen. Marcelia faßt die Sache überraschend eigentümlich auf. Statt über den eigenmächtigen Eingriff in ihr Leben empört zu sein, der sie nach dem von ihr freiwillig abgelegten, der ganzen Verwickelung des Dramas freilich von vornherein die Spitze abbrechenden Schwur doppelt schmerzlich berühren mußte, zieht sie aus dem ungeheuren Vorgang den spitzfindigen Schluß, daß sie von Ludovico nur sinnlich geliebt wird und faßt deswegen, wohlgemerkt, ausdrücklich deswegen den Vorsatz, ihn kalt und mit Zurückhaltung zu begrüßen. Ludovico kommt; Kaiser Karl hat seinen Feind großmütig behandelt, weil dieser ihm Großmut zutraute. Die Szene zwischen beiden ist vortrefflich, weil wörtlich aus dem Josephus entlehnt; aber sie nimmt sich in Massingers Stück aus, wie die einem Königspalast geraubte Marmorsäule in einer italienischen Bauernhütte, wo der Fremde zuweilen kopfschüttelnd eine antrifft. Marcelia benimmt sich so gegen ihren Gemahl, daß dieser sich anfangs vor Erstaunen, dann vor Entrüstung nicht zu fassen weiß und sie in gerechtem Zorne von sich jagt. Sie geht und sagt ihm nichts, denn sie darf ihm nichts sagen, sie hat es Francesco ja gelobt, und dies Gelöbnis, wie sehr es auch mit der Natur der Dinge und mit höheren Pflichten in Widerspruch stehe, darf nach der in dieser Art von Trauerspielen einmal beliebten Konvention erst gebrochen werden, wenn es zu spät ist. So kommt's denn auch. Ludovico wird eifersüchtig und, wie es natürlich war, immer eifersüchtiger, Marianne, die aus ihrem Kerker wieder zur rechten Zeit hervorgestiegen, lenkt seine zuerst gegenstandlose Eifersucht auf Francesco, Marcelia selbst bestärkt seinen Verdacht, indem sie Francesco unbegreiflicherweise heimlich bei sich aus- und eingehen läßt, und dieser edle, nur für seine Schwester lebende Francesco ist schamlos genug, demselben, als Ludovico ihn offen und ehrlich fragt, durch die niederträchtigste Lüge das Siegel aufzudrücken. Nun erdolcht Ludovico seine Gemahlin, im Sterben beichtet sie ihm natürlich, und es wird ihm klar, daß und wie er betrogen wurde. Der fünfte Akt bringt darauf noch eine Art von Nachspiel. Ludovico ist wahnsinnig, der entflohene Francesco kommt, als Arzt verkleidet, zurück und macht sich anheischig, den Unglücklichen zu heilen. Das will er dadurch vollbringen, daß er der noch unbegraben daliegenden Marcelia durch eine an der Leiche vorzunehmende geheimnisvolle Prozedur den Schein des Lebens wieder gibt. Die Diener und Freunde des Herzogs lassen ihn gewähren; als er sich allein mit ihm sieht, reicht er ihm, ungerührt von seinem selbst Kannibalen entwaffnenden Zustand, in einem Becher

Gift, statt Arznei und zeigt ihm dann, daß die verschleiert dasitzende Gestalt nicht Marcelia ist, wofür der arme Irre sie bis dahin hielt, sondern die jetzt vollkommen gerächte Schwester. Dann wird er selbst entdeckt und erhält, was ihm gebührt.

Durch diese simple Analyse ist nun wohl erwiesen, was ich behauptete, daß der Dichter auch nicht von fern an seine Aufgabe gereicht, ja nicht einmal die anekdotische Seite des Stoffs ihres frischen Reizes beraubt hat. Hinzufügen muß ich, daß Massingers Originalwerk mir nicht vorliegt und daß ich darum nicht auseinandersetzen kann, wie viel von dem bei uns aufgeführten Stück dem ursprünglichen Verfasser, wie viel dem deutschen Bearbeiter angehört. Jedenfalls steht fest, daß schon Massinger in die allgemeine Heerstraße einlenkte, denn das geht aus der Anlage des ganzen hervor. Derjenige, der den Befehl erhielt, die Mariamne oder Marcelia zu töten, mußte sich in sie verlieben, oder sich doch so stellen, als ob er's wäre. Freilich, wem wäre das nicht eingefallen! Aber eben darum hätte der Dichter sich für diese Trivialität bedanken sollen. Den Sperling, den sich jeder selbst einzufangen vermag, muß er niemand schenken wollen.

Das Stück ließ trotz des ungeheuren Faktums, auf welchem es beruht, das Publikum kalt und teilnahmlos. Ganz natürlich, denn alle *Wirkung* geht von den *Motiven* aus, und diese sind nirgends stichhaltig und ausreichend, ja, sie fehlen oft ganz und gar, und zuweilen deuten sie nach Norden und die Menschen wenden sich gegen Süden. Überall rohe Willkür und flache Lückenhaftigkeit! Man halte aber einmal gegen diesen mit allem, was an ihm baumelt, in der Luft schwebenden, hohlen Ludovico, den zu jedem seiner verhängnisvollen Schritte durch die gebieterische Notwendigkeit fortgestoßenen Herodes! Um den Thron zu retten, muß er den Aristobolus töten; dieser Mord straft sich augenblicklich, denn er gerät durch ihn in die noch größere Gefahr, Leben und Reich miteinander einzubüßen; Antonius zieht ihn zur Rechenschaft. Das Bewußtsein, an Mariamne, die doch immer die Schwester ihres Bruders blieb, furchtbar gefrevelt und ihr die Rache fast zur Pflicht gemacht zu haben, erschüttert in ihm das Vertrauen auf sie; er weiß, daß seine bis aufs äußerste gebrachte Schwiegermutter in seiner Abwesenheit alles aufbieten wird, sie von ihm abzuziehen; er weiß sogar, daß diese dem wüsten Römer schon das Bild ihrer Tochter zugeschickt hat, wodurch seine Furcht und sein Argwohn gleich die so wichtige bestimmte Richtung erhalten, und er liebt sein Weib darum so grenzenlos, weil er so gänzlich allein steht. Aus einer solchen Situation ergibt sich das Fieberhafte seiner Leidenschaft, das Ungeheure seiner Entschlüsse ganz von selbst. Alles, wie

weit es auch das Maß des Gewöhnlichen überschreite, erscheint natürlich und menschlich, weil es tief begründet und unausweichbar ist; wir schaudern vor der dämonischen Kette, die sich bildet, aber wir müssen sie Glied für Glied gelten lassen. Daß Massinger den Brudermord über Bord werfen konnte, ist mir noch unbegreiflicher wie alles übrige; er wollte eine Uhr in den Gang bringen und vergaß das treibende Gewicht daranzuhängen.

Struensee.*)

Eine Betrachtung über den Stoff.

Niemals ist auf dem Welttheater eine furchtbarere Tragödie aufgeführt worden, wie diejenige, die den Namen des Grafen Johann Friedrich v. Struensee trägt. Das kleine, meerumflossene, in Nebel eingehüllte Dänemark scheint dazu bestimmt zu sein, dem tragischen Dichter die ungeheuersten Stoffe zu liefern. Als Shakespeare das erschütterndste, die Abgründe der Menschennatur am tiefsten und unbarmherzigsten aufreißende seiner Gebilde, den „Hamlet", hervorbrachte, da hatte er sich zuvor vom Saxo Grammaticus die Familiengeheimnisse eines uralten, längst verschollenen dänischen Königsgeschlechts erzählen lassen. Und wenn einer seiner Nachfolger dereinst der schaudernden Menschheit an einem erschöpfenden Beispiel wird veranschaulichen wollen, welch ein Äußerstes in der Welt möglich ist, so lange sie unbedingt von der unumschränkten Willkür eines einzelnen, jeder menschlichen Schwäche unterworfenen und nicht einmal gegen Wahn- und Blödsinn geschützten Individuums abhängt, so wird er den Schatten Struensees heraufbeschwören. Am Schlusse der dann entstehenden Tragödie wird sich nicht bloß jedes Volk ausdrücklicher wie jemals an das erste Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" gemahnt fühlen, sondern auch jeder Kronenträger wird demutsvoll ausrufen: „Ich will kein Gott mehr sein!" Geschieht dies nicht, so ist das Werk verfehlt.

Christian der Siebente bestieg als Jüngling von siebzehn Jahren den dänischen Königsthron. Die Natur hatte ihn nicht karg ausgestattet und er wäre in einfachen Verhältnissen ohne Zweifel etwas Tüchtiges geblieben oder geworden. Aber den Lockungen und Verführungen, die sich an den höchsten Platz der Gesellschaft knüpfen, war er nicht gewachsen, und in kürzester Frist bezahlte er seine Erhöhung durch einen physischen und

*) Wiener Reichszeitung. 1849.

moralischen Bankerott, der ihn noch unter das Tier herabstürzte. Ob hiebei ein teuflischer Plan mit im Spiele war, oder ob ihn bloß seine schrankenlose Vergnügungssucht und die damit verbundene Arbeitsscheu so weit brachte, läßt die Geschichte unentschieden. Gewiß ist, daß der absolute Monarch, der über allen Widerspruch erhabene Stellvertreter Gottes auf Erden, sehr bald auf den Punkt zurückglitt, wo er wieder zu seinen Kinderspielen griff, wo er sich täglich mit einem Mohrenknaben und einem Mohrenmädchen balgte und biß, und wo er nur noch die Fensterscheiben des Schlosses, die er zertrümmerte, und die Statuen des Gartens, denen er die Köpfe abschlug, seine Souveränetät empfinden ließ. Gewiß ist nicht weniger, daß sich in seiner eigenen Umgebung eine Person fand, die seinen Stumpfsinn für ihre Zwecke auszubeuten und den Donnerkeil in seiner Hand geschickt zu brauchen verstand. Neben dem entmarkten Christian stand ein junges, feuriges, begehrendes Weib, die Königin Caroline Mathilde, eine Tochter Albions und erst fünfzehn Jahre alt, als sie mit ihm verbunden wurde. Aber sie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit ihm nie einen Eindruck abgewonnen; kaum daß zum Beweis der wirklich vollzogenen Vermählung aus Mathildens Schoß in dem siechen Kronprinzen ein schwächlicher Zeuge hervorging. Im Hintergrunde, die kümmerliche Ehe mit Argusaugen überwachend und die Verhältnisse beobachtend, lauerte die Königin-Mutter Juliane, ihren in jedem Betracht elenden, aber von ihr mit Affenzärtlichkeit geliebten Sohn Friedrich an der Hand und, eine zweite Livia, fest entschlossen, ihm um jeden Preis und, durch welches Mittel es immer sei, die dänische Königskrone zu verschaffen. Dabei ein ausgesogenes, unter der verkehrtesten Verwaltung fast erliegendes und jeglichem Glücksritter preisgegebenes Land, bewohnt von einem zwar gutmütigen, aber doch nach und nach infolge des materiellen Druckes aus seiner Bewußtlosigkeit erwachenden Volke.

In diesen Kreis der schon brütenden Eumeniden trat, vom König selbst bei der Wiederkehr von einer zu seiner Auffrischung unternommenen Reise nach Kopenhagen mitgebracht, der schleswig-holsteinische Superintendentensohn Johann Friedrich Struensee ein, und zwar zunächst als Arzt. Christian stellte ihn seiner Gemahlin vor, und als er bemerkte, daß sie ihn nicht gerne sah, drängte er ihr — ein verhängnisvoller Zug! — ihn hartnäckig selber auf; wenn aber sein damaliger eigentlicher Günstling, der Graf Holk, sich darin gefiel, den Widerwillen, den sie auch gegen ihn hegte, zu steigern und ihren Haß herauszufordern, so benahm sich Struensee so zart und ehrfurchtsvoll gegen sie, daß er sich in nicht gar langer Zeit ihre Hochachtung und ihr Vertrauen

erwarb. Noch rascher wuchs er in der Gnade seines Herrn, den er viel früher beherrschte, als es jemand gewahrte oder auch nur ahnte; es war freilich leicht, zu diesem Ziele zu gelangen — die Gabe, den Blödsinnigen zu amüsieren, reichte dazu hin. Bald teilte die Königin ihm ihre verschwiegenen Wünsche und ihre weitgehenden Zwecke mit; er verband sich mit ihr und gab ihr gleich darauf einen schlagenden Beweis seiner im stillen gewachsenen Macht, indem er Holk zum Falle brachte und ihr ihren Gemahl wieder zuführte.

Jetzt wurden alle Waffen mit Erbitterung gegen ihn gekehrt. Die Minister, die auswärtigen Diplomaten, das Hofgesinde, alles verschwor sich gegen ihn. Aber niemand richtete etwas aus, und die Versuche, ihn zu stürzen, zeigten nur, wie fest er stand. Vom Erzieher des Kronprinzen und dem Lektor des königlichen Paares stieg er mit schwindelerregender Schnelligkeit, einem Nachtwandler nicht unähnlich, der, dem glänzenden Gestirn des Himmels folgend, vom Erdgeschosse aus den Gipfel des Hauses erklimmt, zum Geheimen Kabinettsminister, wurde in den Grafenstand erhoben und fungierte bald mit unumschränkter Machtvollkommenheit als Alter ego des Monarchen. Nun befand er sich auf einer Höhe, auf welcher sich zu behaupten allerdings nicht leicht, aber den Umständen nach doch auch nicht unmöglich, ja nicht einmal zu schwer war. Und was hätte er wirken können, wenn er das verstanden hätte! Manche der notwendigen Vorsichtsmaßregeln ergriff er auch in der Tat. Der König, der Automat in Menschengestalt, ward für jedermann, der nicht zu Struensees Freunden oder Kreaturen gehörte, unzugänglich gemacht und von den Anhängern desselben wie von einer lebendigen Mauer umgeben. An die Stelle Holks, die nicht unbesetzt bleiben durfte, da der Minister doch nicht immer mit der Majestät Karten spielen konnte, trat der Graf Brandt, den Struensee sich unbedingt zugetan wußte. Auch der früher verbannte Graf Ranzau-Aschberg, auf den er eben so fest bauen zu dürfen glaubte, ward zurückberufen. Im Hauptpunkte aber ließ er es durchaus ermangeln, und von dem hing alles ab. Statt mit der Macht selbst zufrieden zu sein, griff er auch mit unkluger Begier nach ihren äußeren Zeichen; statt, wie Richelieu in einem bekannten Fall, dem König wie ein Höfling auf dem Ball die Lichter vorzutragen und sich dafür durch die Diktatur im Kabinett zu entschädigen, stellte er sich bei jeder Gelegenheit prahlerisch in den Vordergrund und zerstörte dadurch mutwilliger- und unnützerweise den letzten Rest eines Scheins, der ihm heilig hätte sein sollen, wenn auch nur aus dem einfachen Grunde der Selbsterhaltung. Ebensowenig konnte er es über sich gewinnen, die

erlangte Macht mit Maß und mit der nötigen Rücksicht auf bestehende Verhältnisse zu gebrauchen. Entschlüsse, die dem römischen Senat Kopfzerbrechen gekostet haben würden, faßte er in einem Augenblick. Anordnungen, bei denen Julius Cäsar gestutzt hätte, wie z. B. die Aufhebung des Staatsrates, setzte er so unbedenklich in Vollzug, als ob von der Realisierung eines unschuldigen Einfalls die Rede gewesen wäre. Und die verletzendste Form war ihm die liebste. Er ging mit dem Donnerkeil in seinen Händen um, wie die Kinder mit einem neuen Spielzeug, das sie gewöhnlich zerbrechen, weil sie unaufhörlich damit klappern. Darum ist es auch unentschieden geblieben, ob er sich aus wahrer Begeisterung, aus unwiderstehlichem inneren Drange, oder aus Eitelkeit und Sucht, zu glänzen, zum Reformator in Dänemark aufwarf. Gerade dies macht ihn aber zum tragischen Charakter, und zwar in dem Sinne, daß er das Rechte allerdings gewollt, daß er jedoch aus zweideutigen Motiven gehandelt und aus diesem Grunde nach dem gerechten Schlusse des Schicksals nur säen, nicht auch ernten durfte.

Auch die Königin ergab sich dem Genusse ihres Triumphes bis zur Trunkenheit und forderte die Scheelsucht heraus, wie Struensee den Haß und die Rache. Ein Fest drängte das andere bei ihr, wie Struensee eine tollkühne Maßregel auf die andere folgen ließ. Dabei wurde die Verbindung beider immer inniger, und die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie gepflogen wurde, erreichte bald einen Grad, welcher der Verleumdung die frechste Zunge lösen mußte. Als die Königin mit einer Prinzessin niederkam, drangen die zweideutigsten Gerüchte, die boshaftesten Bonmots schon bis zu ihrem Bett. Sie fand den verlorenen Schwerpunkt jetzt wieder und setzte dem vertrauten Umgang mit Struensee für eine Zeitlang engere Schranken. Das half auch, die Ehrfurcht vor der Majestät kehrte noch einmal zurück; man glaubte zu weit gegangen zu sein und hatte wohl auch Recht. Aber sie geriet wieder ins Schwanken, als dieses Ziel erreicht war, und setzte sich nun über alles hinaus. Was war begreiflicher? An ein Gespenst gekettet, und im vollen Glanz der Jugend und der Schönheit stehend, unterlag sie nur einer Naturnotwendigkeit, wenn sie sich von ihrem Ekel, ihrem Schauder und Abscheu vor dem Gemahl in den Armen eines Mannes zu erholen suchte, an dem sie damals nur noch edle, hinreißende Seiten kannte. Daß es geschah, ist keinem Zweifel unterworfen: aber niemand braucht sich zu bemühen, sie zu entschuldigen, weil niemand es wagen wird, sie zu verdammen. Doch es hatte furchtbare Folgen, denn nun war den Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie die Königin selbst, die sonst unverletzlich wie unverantwortlich

gewesen wäre, tödlich treffen konnten, und sie wußten sie zu brauchen. Als Ehebrecherin konnte sie vor Gericht gezogen werden, mit ihr aber stand und fiel Struensee. Dieser führte nun gerade in dem gefährlichen Momente, wo nicht bloß einzelne mehr, sondern fast alle Stände des Reiches gegen ihn erbittert waren und wo es nur noch am Mittel zur gemeinschaftlichen Verständigung fehlte, um entweder eine Verschwörung oder eine offene Revolution zustande zu bringen, die Preßfreiheit ein. Nun war das Mittel da. Wie die Preßfreiheit ausgebeutet wurde, zeigte sich dadurch, daß sie unbedingt zurückgenommen werden mußte. Aber wie schnell das auch geschah, es war schon zu spät, das ganze Land war schon mit den niederträchtigsten Pasquillen auf den Kabinettsminister, ja auf König und Königin überschwemmt, und die Saat ging wuchernd auf.

Alles murrte oder fluchte, auch die Bauern, obgleich Struensee sie aus Sklaven zu Menschen gemacht hatte. Sogar nach dem fernen Holstein hinüber hatte der freche Strom der Schmähungen und Verdächtigungen sich ergossen; ich habe selbst als Knabe, sechzig Jahre später, noch vergilbte Exemplare der damals vom Adel ausgestreuten Flugblätter in meinem Vaterlande Dithmarschen in Händen gehabt, die, sorgfältig aufbewahrt, von Geschlecht auf Geschlecht wie ein Evangelium übergegangen waren. Europa jubelte dem kühnen Manne, den es seiner Verwegenheit halber für einen großen hielt, freilich zu. Aber an dem Kranze, den das Ausland ihm aufgesetzt hatte, konnte er sich nicht festhalten, als in Dänemark der Boden unter seinen Füßen wich.

Allerdings hätte er nur in Wahrheit zu sein brauchen, was er zu sein schien, und er würde jeden Sturm bestanden haben. Aber es ergab sich eben ein Bruch in seiner Natur, als es zur Probe, ja als es nur zur Vorprobe kam. Sein Benehmen bei einem an sich höchst unbedeutenden, aus ganz partiellen Ursachen hervorgegangenem Matrosenaufstande ward entscheidend für sein Schicksal. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß ihm der Mut fehlte, und nicht bloß der physische, wohl mehr oder weniger von der Stimmung der Nerven abhängige, sondern auch der höhere, der alles an alles setzt, wenn es gilt, und nicht lange marktet und mäkelt. Man sah, daß er den Donnerkeil, den er so gerne unnütz zu schwingen pflegte, im rechten Moment nicht zu schleudern wagte. Dies Geheimnis ward von den Matrosen am Hafen ausgeschrien, es kam in der Kinder Mund, und nun war seinen Feinden die Parole zum raschen Handeln gegeben und der Weg vorgezeichnet. Man mußte den der Furcht Zugänglichen überrumpeln. Natürlich bildete die Königin-Mutter Juliane den Mittelpunkt, um den herum die

Meisten sich gruppierten. Sie hatte sich bisher mit strenger Konsequenz noch immer im Hintergrunde gehalten und nur schüchtern für den einen oder anderen Fall einige Vorbereitungen getroffen; sie hatte jede offene Feindseligkeit ängstlich vermieden und die Heuchelei so weit getrieben, daß sie bei der neugeborenen Prinzessin zu Gevatter gestanden hatte. Jetzt faßte sie bestimmte Verschwörungspläne und sah sich nach einem Werkzeug um. Zuerst warf sie ihr Auge auf Ranzau-Aschberg, der seit der Auflösung des Staatsrates Struensees entschiedenster Widersacher geworden war. Aber sie brauchte nur einen Arm, und Ranzau hatte auch einen Kopf. Darum ließ sie es einstweilen dabei bewenden, daß sie ihm im allgemeinen schmeichelte, jedoch nicht entschieden gegen ihn herausging. Wie sie sich noch nach einem Ersatzmann für ihn umsah, trug sich der Oberst Köller aus freien Stücken an, der eines der in Kopenhagen liegenden Regimenter kommandierte und Struensee aus kleinlichen Gründen tödlich haßte. Sie griff begierig zu und zog nun auch Ranzau ins Vertrauen, der in einem unwillkürlichen Anflug von alter Teilnahme für Struensee oder in einer Regung von Pflichtgefühl ihn kurz zuvor dringend gewarnt, aber durch seine Vorstellungen bei ihm so wenig ausgerichtet hatte, daß er in doppelt großer Erbitterung von ihm geschieden war und sich deshalb für alles bereit finden ließ. Der Kommandant der Dragoner, Oberst Eichstädt, ein ebenso unbedeutendes als obskures Individuum, wurde bloß dadurch gewonnen, daß eine Königin ihm die Ehre erwies, sich um ihn zu bekümmern; er sollte in Köllers Faust das Schwert vorstellen. Während dies alles geschah, häufte Struensee seine Fehler, war in einem und demselben Augenblicke tollkühn und feige zugleich, löste die aus lauter Norwegern bestehende königliche Leibgarde durch einen unüberlegten Gewaltstreich auf und ließ sich darauf von ihr im offenen Aufstand die ungehörigsten Zugeständnisse abtrotzen; führte, als ob er Mut oder Vertrauen hätte, den Hof von Friedrichsburg in die aufgeregte Residenz zurück und umringte, um den dadurch vielleicht entstandenen günstigen Eindruck doch ja wieder zu vernichten, das Schloß dann mit geladenen Kanonen. Am 16. Jänner 1772 fand ein Ball bei Hofe statt. Die darauffolgende Nacht wurde zum Ausbruch der Verschwörung festgesetzt, weil Köllers Regiment die Wache im Schlosse hatte. Der Ball wurde um 1 Uhr geendigt, die Gäste entfernten sich, die Majestäten zogen sich zurück. Nun umzingelte Eichstädt mit seinen Dragonern den Schloßhof und Köller erklärte seinen Offizieren, er habe vom Könige den Befehl, die Königin Mathilde, den Kabinettsminister und ihre sämtlichen Anhänger zu verhaften. Vom

König! Jeder wußte, wie es mit dem Könige stand; Köller hätte ebenso gut erklären können, er habe diesen Befehl von Karoline Mathilde und von Struensee selbst. Dennoch stieß er auf keinen Widerspruch, auf keine vorwitzige Frage. Nun verfügte er sich stehenden Fußes zu Struensee, den er im Bette traf und der, anstatt ihm Widerstand zu leisten, wodurch er sich, da es an der Königsorder fehlte, hätte retten können, ihm willenlos in das Gefängnis folgte. Ranzau begab sich dagegen, von der Königin Juliane und dem Prinzen Friedrich begleitet, zum König Christian, dem er durch die Vorspiegelung, daß sein Leben in Gefahr stehe, daß das Volk das Schloß stürme und den Verräter Struensee ausgeliefert haben wolle, die Unterschrift der Verhaftsbefehle abdrang, auf die hin bereits gehandelt worden war. Hierauf eilte er zur Königin Karoline Mathilde. Bei dieser fand er aber, was Köller bei Struensee nicht gefunden hatte, Besonnenheit und Widerstand. Nur durch Anwendung der rohesten Gewalt konnte die heldenmütige Engländerin in den Wagen hineingezwungen werden, der sie noch in derselben Nacht nach der Festung Kronenberg abführen sollte. Der absolute Monarch war also durch Anwendung der nichtswürdigsten Mittel dahin gebracht worden, die Menschen, die ihm die liebsten waren, ihren Todfeinden zu überliefern, und die Königin, die Teilnehmerin seiner Macht und Glorie, hatte von Aristokratenhänden eine Behandlung erfahren müssen, wie sie der gemeinsten Verbrecherin nicht ärger von fahndenden Gendarmen zugefügt wird. Der Prozeß, der nun folgte, dürfte das Scheußlichste sein, was die Jahrbücher der Justiz zu berichten haben. Dem zerknirschten und in sich zusammengebrochenen Struensee wurde das Geständnis des Ehebruches mit der Königin durch die schändliche Lüge, daß das Verbrechen von ihr bereits eingestanden sei, abgelistet; der Königin durch das umgekehrte Vorgehen. Bei ihr mußte man sich, aus Furcht vor England, damit begnügen, sie völlig in der öffentlichen Meinung zu vernichten und dann aus dem Lande zu verbannen. Struensee durfte aber, sonst wäre die Rache nicht vollständig gewesen, nicht mit dem Leben davonkommen, ja sogar Brandt mußte die seinem Gönner und Freunde bewiesene Anhänglichkeit und Treue mit seinem Blute bezahlen. Todesurteile, die in ihrer Motivierung der offenkundigen Wahrheit und der gesunden Vernunft auf frechere Weise Hohn sprachen, wie die in diesem Prozeß gefällten, sind nicht denkbar. Brandt hatte zum Beispiel einmal mit Christian ringen müssen, weil dieser durchaus seine Kräfte an ihm prüfen wollte. Das erklärten die Richter für sein todeswürdiges Attentat auf den Monarchen. Struensee hatte als Arzt dem siechen Kronprinzen

eine Lebensweise vorgeschrieben, die freilich hart war, die ihn aber gesund und kräftig gemacht hatte; das war ein Angriff auf den Thronerben. Die Unterschriften des Königs waren leicht zu erlangen. Er las nichts von allem, was ihm vorgelegt wurde. Es wird erzählt, daß er während des Unterschreibens nach Struensee und Brandt, wovon der eine oder der andere ihm während dieser seiner einzigen Regierungsarbeit sonst vielleicht die Feder zu reichen oder die Papiere zu unterbreiten pflegte, mehrmals mit Ungeduld gerufen haben soll. Das hätte denn recht gründlich dargetan, wie viel er davon wußte, daß er sie eben durch einen Federzug ins Grab sendete. Sie wurden gleich darauf enthauptet und ihre Leichname nach dem Tode gevierteilt; der erwartete Jubel des mißbrauchten und methodisch irregeleiteten Volkes blieb jedoch aus. Die Königin Karoline Mathilde wurde nach Celle in die Einsamkeit verbannt, wo sie, getrennt von ihren in den schlimmsten Händen zurückgebliebenen Kindern, wenige Jahre nachher an gebrochenem Herzen starb. Christian vegetierte noch dreißig Jahre fort, und dieselben Menschen, die den unglücklichen Brandt wegen seines unfreiwilligen Ringens mit ihm hatten hinrichten lassen, mißhandelten ihn, wie sie nur konnten, und ehrten in ihm so wenig den Kronenträger, als sie den Wahnsinnigen schonten. Ich hörte in Kopenhagen eine charakteristische Anekdote, die wenig bekannt zu sein scheint. Einmal bei Tische unter dem Hofgesinde sitzend und von allen Seiten wie gewöhnlich verhöhnt und verspottet, erhebt er sich plötzlich, schaut mit Majestät um sich und ruft: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin der König von Dänemark!“ Alle erstarren, jeder fürchtet, einen Lear, dem die Besinnung zurückgekommen ist, vor sich zu sehen und durchliest sein Schuldbuch. Aber der lichte Moment geht so rasch vorüber, wie er kam; Christian setzt sich wieder, dreht Brotkügelchen und wirft sie seinem Nachbarn ins Gesicht.

Hier der Stoff in seiner Gliederung und Gruppierung nach allen Seiten und mit ihm die Tragödie selbst, denn ich bin der Überzeugung, daß nicht ein Element weggelassen, verändert oder abgeschwächt werden darf, wenn der Dichter nicht gegen den heiligen Geist der Kunst wie der Geschichte zugleich sündigen und seinem Werke die Spitze abbrechen will. Nicht als ob nicht auch auf andere Weise etwas in seiner Art Schätzbares und Dankenswertes zustande kommen könnte! Das ist allenfalls schon bewiesen, kann also nicht mehr bestritten werden.*) Aber ich bin

*) Die Aufführung des Dramas von Heinrich Laube gab Hebbel die äußere Veranlassung, seine Auffassung des Stoffes gewissermaßen den Plan zu seinem Struensee vorzutragen, von dem leider nur eine Szene ausgeführt ward.

der Meinung, daß man, wenn ein historisches Ereignis in einem der seltensten Fälle die runde, vollendete Kunstform gleich mit auf die Welt bringt, diese nicht zerschlagen, oder auch nur verletzen kann, ohne ihm unmittelbar ans Leben zu gehen. Das ist ebensowenig möglich, als es möglich ist, einem Menschen den aus seinem eigenen Rumpf hervorgewachsenen Kopf abzuhauen, ihm einen neuen aufzusetzen und ihn doch nicht zu töten. Zu diesem Bilde gehört aber mit gleicher Notwendigkeit der sich selbst zerstörende König und die infolge der sie umgebenden unnatürlichen Verhältnisse den sittlichen Schwerpunkt verlierende Königin, wie der abenteuerliche Arzt und die hinterlistige Aristokratie, die sich gegen ihn verschwört, weil er ihr den Todesstoß versetzt. Denn das Bild, in seiner innersten Bedeutung erfaßt, stellt den Absolutismus dar, der sich selbst durch seine Schrankenlosigkeit vernichtet und noch mehr Weh über sein eigenes Haupt bringt, wie über die Welt. So betrachtet, steht es einzig in der Geschichte da und predigt allen Parteien eine ernste Lehre, die, wie ich im Anfang sagte, von jeglicher, wenn auch zum Teil widerstrebend, beherzigt werden wird. Von dieser Höhe herabgezogen und aus konventionellen oder anderen Gründen verstümmelt und verengert, wird es ein Dutzendstück, wobei man sich fragen muß: Warum ist Struensee hier zu Gevatter gebeten worden? Hans, Peter und Paul hätten ja denselben Dienst getan! Ja, ich behaupte, das Bild wird nur dann verletzend, wenn man es nicht in seiner vollen Totalität hinzustellen wagt. Ein König Christian, der nicht selbst Schuld an seinem moralischen Elend ist, oder dessen Schuld uns verhüllt bleibt, darf im Drama durchaus nicht auftreten; eine Königin, die nur liebelt, die von der Naturmacht nicht unwiderstehlich fortgerissen erscheint, sondern nur mit ihr spielt, darf es ebensowenig. Der eine ist ein unästhetischer, die zweite sogar ein verächtlicher, entschieden widerwärtiger Gegenstand, denn mit einem Unglück, dem der Wille nirgends begegnen konnte, hat die tragische Kunst nichts zu schaffen, und mit Leidenschaften, die keine sind, die sich wie ein Kaminfeuer bei einem gewissen Grad willkürlich auslöschen lassen, hat sie auch nichts zu tun. Dagegen kann die ungeheuerste Wirkung nicht ausbleiben, wenn man sieht, wie die Maßlosigkeit, mit welcher der König sich dem Genusse seiner Allgewalt hingibt, sich zunächst dadurch an ihm rächt, daß er des Genusses unfähig wird; wie sie dann eine unendliche Reihe fremder Maßlosigkeiten hervorruft, die ohne die seinige und ihre unabwendbaren Folgen nicht möglich gewesen wären; wie diese fremden Maßlosigkeiten darin gipfeln, daß die furchtbarsten Justizmorde in seinem Namen an den einzigen Personen, für

die er noch etwas empfindet, begangen werden, und wie er endlich nach blutiger Beseitigung dieser seiner letzten Stützen seinen bittersten Feinden hilf- und widerstandslos in die Hände fällt. In diesem Sinn, in diesem aber auch allein, würde das Stück dann auch für die liberalen Ideen, zu deren eigentlichem Träger man Struensee kaum machen dürfte, kämpfen und vielleicht den letzten Opponenten überwinden. Was nun noch Struensee als Charakter betrifft, so hätte der Dichter Gelegenheit, in ihm, ohne den historischen Überlieferungen den geringsten Zwang anzutun, ein Gegenstück des „Hamlet" hinzustellen. Denn wenn Hamlet vor lauter Denken nicht zum Handeln kam, so kam Struensee vor lauter Handeln nicht zum Denken! Beides liefert aber das gleiche Resultat.

Schiller und Körner.*)

Schillers Briefwechsel mit Körner.
Berlin, Verlag von Veit und Comp., 1847. Vier Teile.

Die Briefwechselliteratur, die früher kaum in den dürftigsten Anfängen vorhandene, häuft sich in Deutschland, und in der letzten Zeit ist neben manchem Bedeutenden auch viel Unbedeutendes erschienen; einiges sogar, was offenbar nur der Adressen und Unterschriften wegen gedruckt worden ist. Die Kritik, die dem Unkraut überall entgegentreten und es auch dann nicht schonen soll, wenn es auf Gräbern wuchert, hat das Recht, diese Literatur einer ernsten Prüfung zu unterziehen, keineswegs aber die Pflicht, die Pietät gegen die Toten auf Kosten der Lebendigen zu üben. Was dem Publikum vorgelegt wird, soll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren selbst ausgeht oder von ihren Testamentsvollstreckern; denn wenn jene schwach genug waren, die wertlosen Schnitzel und Abfälle ihrer geistigen **Tätigkeit zur** Veröffentlichung zu bestimmen, so sollen diese stark genug sein, sie zurückzuhalten, und das eben so sehr im Interesse der Abgeschiedenen als der Welt. Freilich ist aber auch kein Gehalt zu verlangen als der **spezifische**, den die Sphäre mit sich bringt, und worin dieser besteht, haben wir zu untersuchen. Er wird natürlich, je nachdem die Briefe von einem Manne der Tat oder einem des Gedankens, von einem Kriegführer und Staatsmanne oder einem Philosophen und Künstler ausgehen, ein verschiedenartiger sein. Es wird in dem einen Falle eine

*) Wiener Jahrbücher. 1848.

historische, in dem zweiten eine allgemein literarische Ausbeute gewähren, in beiden aber wird seine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältnis der Individuen zu ihren Leistungen und Lebensresultaten tun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held getan, was ein Philosoph gedacht und ein Dichter geschaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgesetzt. Wie viel von diesem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenötigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am besten durch echte Briefe. Diese sind daher nicht nach ihrem anekdotischen oder ihrem Ideenreichtume abzuschätzen, sondern man hat sie darauf anzusehen: ob sie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeschlossene. Darnach bestimmt sich ihr Wert.

Wohl keiner hat die kleine Biographie, die der Apellationsrat Körner aufsetzte und mit der die Cottasche Buchhandlung alle Ausgaben der Schillerschen Werke ausstattete, gelesen, ohne nach den zwischen Schiller und Körner gewechselten und dort hin und wieder zitierten Briefen zu fragen. Die aus diesen Briefen, d. h. aus den Schiller angehörigen, mitgeteilten Fragmente trugen ein so charakteristisches Gepräge und waren in ihrer Einfachheit so bedeutend, daß sie das größte Interesse erwecken und den lebhaftesten Wunsch, sie in ihrer Totalität kennen zu lernen, hervorrufen mußten. Dieser Wunsch hat nun endlich durch die uns jetzt zur Besprechung vorliegende Sammlung seine Befriedigung erhalten, und gewiß sind auch die gespanntesten Erwartungen, die sich an ihn knüpfen mochten, durch dieselbe noch übertroffen worden. Denn wenn man auch vorauswissen konnte, daß der Schillersche Anteil an dieser Korrespondenz die Ansprüche, die Schillers Name überall rege macht, nicht unerfüllt lassen würde, so war doch schwerlich jeder darauf gefaßt, den trotz seiner Horenaufsätze und seines berühmten Sohnes immer im Hintergrunde der Literatur verloren stehen gebliebenen Körner fast ebenso vorteilhaft, wie seinen großen Freund selbst, hervortreten zu sehen. Das ist aber der Fall, und dieser Briefwechsel ist daher in jedem Sinne als eine Bereicherung unserer Literatur zu bezeichnen.

Von den meisten Lesern wird nun wohl zunächst die Frage aufgeworfen werden, warum ein Briefwechsel, den die Kritik so hoch stellen muß, erst jetzt, volle 43 Jahre nach dem Tode Schillers erscheint. Darauf gibt ein dem vierten Bande vorgedrucktes kurzes Vorwort der Verleger die Antwort, die ich hier um so weniger zurückhalten will, als sie mir jede Charakteristik

Körners erspart, da sie selbst eine solche ist. „Körner — heißt es dort — mochte sich nicht entschließen können, zu veröffentlichen, was als der beste Teil seines geistigen Lebens ihm ans Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeschiedenen. So fand sich das Manuskript des Briefwechsels, vollständig geordnet, im Nachlasse Körners vor und ging in den Besitz seines Adoptivsohns, des Gutsbesitzers Ulrich in Steinbeck, über, der in richtiger Würdigung dessen, was der Eigentümer eines solchen Schatzes der Nation schuldig sei, den Abdruck gestattete.“ Man sieht mit Rührung in ein wohlgeordnetes Gemüt hinein, und denkt mit Schaudern an einen modernen Literaten. Dort ein einfacher und dennoch so tief durchgebildeter Mann, der sich keusch mit dem Vermächtnisse des Genius in seine Kammer verschließt, um sich in den Weihestunden heiliger Einsamkeit daran zu erquicken und zu erbauen; hier ein hastiger Buchschreiber, der, wenn ein Schiller ihm eine Reihe von Mitteilungen über sein Innerstes gemacht hätte, sich versucht fühlen könnte, den Heros zu erschlagen, um nur zur Herausgabe zu gelangen. Mancher wird sagen: nun ja, es sind eben verschiedene Zeiten; ich aber bin der Überzeugung, es sind nur verschiedene Menschen. Es gab auch damals einen Böttiger, der Goethen, wenn ihm in der Erregung des Moments ein leidenschaftliches Wort über Herder entfahren war, ohne Zweifel einen Schlagfluß wünschte, um es schnell in Umlauf bringen zu können; es wird auch jetzt an einem Körner, an einer im würdigsten Sinne rezeptiven Natur nicht fehlen. Wenn aber eine solche der Gelegenheit, sich zu entwickeln, ermangeln, wenn es wahr sein sollte, was ein Freund einmal bei Gelegenheit dieses Briefwechsels gegen mich behauptete, daß die Dichter des Tags keine Briefe ähnlicher Art mehr schrieben, weil sie den Briefstoff gleich zu Aufsätzen und Journalartikeln verarbeiteten, so würde dies nur beweisen, daß sie keine Dichter sind. Der Dichter kann der brieflichen Entäußerung seiner selbst durchaus nicht entbehren, er ist mit Notwendigkeit auf sie hingewiesen, denn er befindet sich zu oft in jenem Dämmerzustande des Geistes, der so wenig ein völliges Beisichbehalten der aufsteigenden Gedanken und Bilder verträgt, als ein rückhaltloses Preisgeben derselben an die Welt, und dem nur der Brief, die Mittelstufe zwischen Monolog und Produktion, entspricht. Wer diesen Zustand im Jahre 1848 nicht kennt, der würde ihn auch im Jahre 1789 nicht gekannt haben, und die Nachwelt wird ihn, und wenn er auch zu jeder Saison Dutzende von Trauer- und Lustspielen liefert, nicht als Dichter gelten lassen. Der Briefwechsel, der uns hier beschäftigt, spiegelt jenen Dämmerzustand auf das Treueste ab und entlehnt von

ihm seinen höchsten Reiz. Er führt uns Schillers Hauptwerke als Embryonen vor, seine tiefsten philosophischen Ideen sogar hin und wieder in der Gestalt flüchtiger Aperçus. Wir sehen das werden und entstehen, was nun schon über ein halbes Jahrhundert als Gewordenes so mächtig auf Kunst und Literatur einwirkt. Eine Charakteristik ist bei dem vorhandenen großen Reichtume schwer. Ich werde hauptsächlich die psychologische und die historische Seite hervorzuheben suchen.

Der erste Teil der Sammlung bringt die Briefe von 1784 bis 1788, und also auch die beiden ersten, die zwischen den Freunden ausgetauscht wurden. „In einer Zeit — schreibt Körner 1784 im Juni aus Leipzig — da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohltäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Tränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er ihn auch stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe ob ich Sie verstanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu komponieren versucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigstens drei Melodien, für die erste und dritte, für die zweite und vierte und für die letzte. Aber beides schien mir dem Charakter eines für sich bestehenden Liedes weniger angemessen. Abänderungen in Rücksicht auf Tempo, Takt, Stärke und Schwäche bleiben natürlicherweise bei jeder Strophe notwendig, und die angegebenen sind bloß die unentbehrlichsten. Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen!" Man sieht, es ging keine persönliche Bekanntschaft vorher; als notdürftiges Surrogat schloß Körner sein Porträt bei und fügte das seiner Verlobten und noch zwei andere hinzu. Die Art, wie der verständige junge Mann sich dem Dichter, der seinen Enthusiasmus erregt hatte, nähert, ist eigentlich schwunghafter, als es in seinem Charakter lag; er scheint eben von den Räubern, vom Fiesko und Kabale und Liebe herzu-

kommen; die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind ihm in der Atmosphäre dieser Stücke angeflogen. Schiller antwortet erst am 7. Dezember. „Nimmermehr — läßt er sich vernehmen — können Sie mir's verzeihen, meine Wertesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich atmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröte niederschreibe, welche mich vor mir selbst demütigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtische hangen und in dem Augenblicke zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen."

„Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum ersten Male vors Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug zu wünschen. daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Teuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schönern Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenweise von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmütiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke sein, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte so wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie sich eine Tat reuen lassen, die Sie an den Undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! —

Aber nein. Das letztere bin ich niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage es zu sein. Wenn Sie wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, so fordere ich Sie auf, mein Herz auf die strengsten Proben zu setzen und mich diese bisherige Nachlässigkeit auf alle Arten wieder ersetzen zu lassen.

„Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine so nachteilige Rolle spiele.

„Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dies sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer tut es denn?

„Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieses Jahr noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwischenkunft einiger Umstände macht diesen Vorsatz wenigstens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemesse Leipzig besuchte. Welche süße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch sogar die geringste Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! — Minna und Dora werden es wohl geschehen lassen müssen, wenn sie mich bei meinen neueren poetischen Idealen über einem kleinen Diebstahl an ihren Umrissen ertappen sollten.

„Ich weiß nicht, ob Sie, meine Wertesten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortsetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechsels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu tun. Nur eine engere Bekanntschaft mit mir und meinem Wesen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Ideen zurückgeben, die Sie einst von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

„Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen

immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will; aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit ihrer Vorstellung aus. Überdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben.

„Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, so soll diesem Briefe auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen!"

Gewiß war die Entschuldigung seines allerdings auffallend langen Stillschweigens nicht aus der Luft gegriffen; ein Dichter, wie er, kann nicht heucheln und mag nicht klagen, er bleibt lieber stumm, als daß er sich der Gefahr aussetzte, eine fremde Existenz durch die seinige zu verfinstern, oder die seinige in einem freundlicheren Lichte darzustellen, als sich mit der Wahrheit verträgt. Die Verzeihung wird daher auch unweigerlich gewährt; nun aber schüttelt Körner sogleich alles Phrasenhafte ab und zeigt sich klar und nüchtern, wie er es seinem innersten Wesen nach ist. „Die erste Absicht unserer Briefe an Sie — schreibt er — ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Äußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünschten, und nun könnten wir unseren Briefwechsel schließen. Soll er fortgesetzt werden, so müssen wir Freunde sein, sonst hat er für beide Teile in der Folge mehr Beschwerliches als Anziehendes. Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich, dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis." Dieser rasche Übergang von der respektvollen Verbeugung zum herzhaften Händedruck ist nur wohltuend. Schiller gelingt er nicht ganz so gut; seiner langen Antwort vom 10. Februar 1785 fehlt das Natürliche. „Wenn Sie zuweilen — heißt es unter anderem — mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmut überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können: so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie

gedacht hat — dann hat sich mein Geist bei Ihnen gemeldet.“ Er fühlt das Übertriebene selbst und rezensiert sich. „Dieser Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher sehen als meiner wahren Empfindung, und doch ist er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls!“ Dessenungeachtet fällt er gleich wieder in denselben Ton zurück. Aber dann bringt es sein Herz zu einer Eruption, und es kommt die vortreffliche Stelle: „Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan hat; der bis jetzt nur aus seinen Torheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schiller noch eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird.“ Weiter folgt dann das erschütternde Geständnis: „Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“ Und die naive Erklärung, daß er alle seine Verhältnisse in Mannheim, wo er damals lebte, aufgegeben und sich zur Reise nach Leipzig entschlossen hat, weil er ahnt, daß ihm dort „etwas Großes, etwas Unaussprechlich-Angenehmes“ aufgehoben sein muß. Der Brief ist durch die Form fast noch merkwürdiger als durch den Inhalt. Überall die hohle Geschraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetisch zu werden glaubt, daß sie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfindet. Zwischendurch aber ein Aufblitzen der großen Schillerschen Individualität, das sich immer zur rechten Zeit einstellt, wenn eben der Widerwille aufsteigen will. Man wird an Klopstock und seinen Kreis erinnert; man denkt an Gleims Tafel, die er bei einer Quelle anbringen ließ, weil der Hamburger Barde daraus getrunken hatte; an Metas Jubelbrief über „eine gute Tat“, weil es ihr gelungen war, einen Kupferstecher, der nach England ging, zur Porträtierung Richardsons zu überreden. Man fühlt jedoch zugleich, daß der närrische Purpurmantel des alten Königs

zu Windeln für den neuen verschnitten worden ist, und bleibt guter Dinge.

Ich habe die ersten Briefe, die das ganze Freundschaftsverhältnis begründeten, mit einiger Vollständigkeit mitteilen zu müssen geglaubt; von jetzt an kann ich mich kürzer fassen. Körner schüttet zunächst gegen Schiller sein Herz aus. Er ist glücklich, und weil er glücklich ist, will er Gutes wirken. Das wollten sie zur Zeit des Herderschen Humanismus alle, so wie sie seit Byron alle an der Vernichtung unserer „schlechten" Welt arbeiten, sie in den Grund bohren möchten. Über das Wie ist er aber im unklaren. Die Rechte hat er studiert, weil er die Theologie wegen der ihm frühzeitig eingeimpften philosophischen Zweifel nicht studieren konnte, und die Medizin, wegen des ihn abstoßenden Tuns und Treibens eines praktischen Arztes, nicht studieren mochte. Jurist ist er also geworden, aber freilich nur, weil er doch etwas werden mußte, denn die „willkürlichen" Sätze, die den positiven Schatz der Jurisprudenz ausmachen, widerten ihn an. Philosophiert hat er inzwischen auch, die Naturwissenschaften hat er ebenfalls aufgenommen, er ist sogar gereist und treibt Musik. So weit gleicht er einem unserer modernen jungen Männer bis aufs Haar, ist mit Talenten und Fähigkeiten besetzt, wie ein Tannapfel mit Spitzen. Aber nun kommt der Unterschied. In früher Jugend ist ihm der Gedanke eingeprägt worden, der Künstler arbeite nur für das Vergnügen, und erst später hat er sich zu der Anschauung erhoben, daß „die Kunst nichts anderes sei, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnliche". Nun hätte er sich denn gern der Kunst widmen mögen, aber — „Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie darzustellen. Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspenstigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich sterben würde. Und nachholen läßt sich dies nicht, wenigstens nicht beiläufig!" Darin sind die Modernen nicht so gewissenhaft. Das Leisten ist freilich in Kunst und Wissenschaft um nichts leichter geworden, aber da die Einsicht in das Echte niemals weit verbreitet sein kann, so greifen sie, um ihre Pfuschereien in die Höhe zu bringen, zu

dem Mittel, die Meisterwerke und die strengen Prinzipien, wonach sie gearbeitet werden, herabzusetzen und erreichen natürlich ihren Zweck, da, wenn die neun Musen einmal für Fischweiber gelten, die Fischweiber natürlich als Musen figurieren können. In einem Punkte ist jedoch Körner ihnen gleich, darin, daß er, wie sie es auch gern zu tun pflegen, auf äußere Umstände schiebt, was innere Gründe hat. Wäre er für die Kunst bestimmt gewesen, so hätte ihm die Erziehung nie einen falschen Begriff von der Kunst aufzudringen vermocht, er hätte den wahren mit auf die Welt gebracht. Daran kann man nicht oft genug erinnern. Schiller antwortet dem Schwankenden, dem in der Irre hin und her Taumelnden vortrefflich. „Danken Sie dem Himmel — sagt er — für Ihr Talent zur Begeisterung!" — Damit traf er den Nagel auf den Kopf, das war Körners, das ist aller Menschen, die ihm ähnlich sind, eigentlichster Besitz. Der Begeisterte ist genial im Genießen; er kommt nicht in Gefahr, den Becher mit Wein auszuspülen und dann mit Wasser zu füllen, aus der Poesie das allerdings auch vorhandene, aber hier nicht ins Gewicht fallende Verstandesmoment hervorzuklauben und das übrige höchstens mit in den Kauf zu nehmen. Das fühlte Körner auch, und in seinem nächsten Briefe weiß er auf einmal, was er will. Er denkt an eine Geschichte der ausgearteten Kultur und an eine Simplifizierung der Jurisprudenz. So war's recht. Keine Spur von der heillosen Kleinkinderlogik: weil ich die Sonne nicht von ihren Flecken befreien kann, so bedank' ich mich, Lichter zu putzen! Er entschloß sich kurz und gut, das, was er an allgemeiner Bildung erworben hatte, auf den ihm für seine spezielle Tätigkeit angewiesenen Berufskreis anzuwenden, und er tat wohl daran. Man folgt ihm mit Lust auf seinem Wege, denn man sieht, daß der Weg nicht ins Wüste und Leere führt. Übrigens dringt er in diesem Briefe auch auf das Du zwischen Schiller und ihm; er kann nicht länger Sie sagen. Nun endlich sehen sich die Freunde von Angesicht zu Angesicht, und Schiller schreibt Briefe aus Gohlis, aus jenem Gohlis, wo das Lied an die Freude entstand. Exaltation über Exaltation, aber nicht mehr ohne Wurzel und Kern, also auch nicht ohne Resultat. „Bester Freund — heißt es am 3. Juli 1785 — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein

Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen." Hieher schau', deutsche Jugend, das tu' deinem Lieblingsdichter nach! Es ist gewiß, daß die bedeutendere Kraft sich leichter verirrt, als die geringere, weil sie länger, als diese, mit sich selbst in Zwiespalt bleibt, weil sie der niederen Sphäre, in der sich Tausende mit Behagen bewegen, oft schon entwachsen ist, ohne für die höhere noch völlig reif zu sein. Das ist der Zustand, in welchem jeder den Faust, oder vielmehr den Vater desselben, den Hamlet, auf seine eigene Hand durchspielt, und es hat wirklich nicht so viel zu sagen, als besorgte Mütter glauben, wenn der Sohn monatelang am Hörsaal vorbeischleicht und ins Kaffeehaus hineinschlüpft. Nur muß der junge Mensch sich freilich nicht einbilden, er sei deswegen dem Schöpfer des Hamlet gleich und ein großer Mann geworden, weil er ihm nachfühlen, weil er Sonne, Mond und Sterne allenfalls auch einmal für ein bloßes Feuerwerk halten kann. Er muß den Zustand selbst nicht für eine Tat nehmen, sondern die Tat, wie tief er auch hineingeraten, wie lange er auch darin verharren mag, stets in die Überwinduug desselben setzen, sonst ist er verloren, sonst kann er Gefahr laufen, einen Grabbe und einen Shakespeare mit einander zu verwechseln, den Greuel der Verwesung mit der Welt des Lichts, zu der allerdings auch der Kirchhof gehört. Er arbeite, sei es anfangs auch ohne Freude; die Freude wird schon kommen, denn der Moment wird nicht ausbleiben, wo er sich plötzlich im „wüsten Garten" als gesundes Kraut fühlt und sich imstande sieht, den Prinzen Hamlet und seine ganze Sippschaft in die Kur zu nehmen. — Der nämliche Brief läßt auch einen Einblick tun in die Buchhändlerverhältnisse jener Zeit. „S. und G. haben die Indiskretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu lassen, nachdem die erste Edition vergriffen war — und G. trieb es so weit, daß

ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauche aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, selbst eine neue Auflage meiner Stücke zu veranstalten. Mehrere Gründe sind es, die mich dazu bewegen. Erstlich bin ich es meiner schriftstellerischen Ehre schuldig, die Plümikesche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erschienen sind. Drittens kann ich voraussetzen, daß eine durchgängige korrektere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum interessant und für meinen Namen von wichtigen Folgen sein werde; und dann bin ich viertens gesonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Akte: Räuber Moors letztes Schicksal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen soll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verschönerung haben, und es ist keine Frage, daß die Spekulation einschlagen werde." Das alles hat sich bis auf den heutigen Tag wohl wenig verändert, wird aber jetzt ohne Zweifel eine andere Gestalt gewinnen; seit der Wiener und Berliner Märzrevolution läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen. Der berühmteste Schriftsteller war einmal ein unberühmter und mußte zufrieden sein, unter welchen Bedingungen es auch immer sei, für die Sachen, die ihn berühmt machen sollten, einen Verleger aufzutreiben. Dieser Verleger hätte ihn vielleicht schnöde abgewiesen, wenn er sich durch kontraktliche Stipulationen die Zukunft hätte sichern wollen, und es wäre doch arg, wenn der Mann bloß deswegen, weil nicht geschah, was der Natur der Sache nach nicht geschehen konnte, um einen Spottpreis bleibende Werke der Literatur als ewiges Eigentum an sich gebracht hätte. Es ist rührend, den armen Schiller auch einmal im Buchhändlersinn spekulieren zu sehen: die Not mußte groß sein, die ihm einen solchen Plan und den Gedanken an ein kaufmännisches Ausbeuten der letzten Schicksale Räuber Moors abdringen konnte. Körner dagegen sah den Freund nicht sobald in Verlegenheit, als er sich auch glücklich pries, ihm heraushelfen zu können; er machte augenblicklich den Zahlmeister der deutschen Nation, wie Frau von Wolzogen früher aus ihrem Gütchen Bauerbach ein vorläufiges Prytaneum gemacht hatte, und das Vorschießen war seitdem jahrelang sein gern geübtes Amt. Schiller greift auch sogleich herzhaft zu, und seine Existenz ist denn einstweilen auch nach dieser Seite hin geordnet. Sehr schön sagt er in seiner Antwort: „Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren

Wert in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen: Derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schicksal sein. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab!" Und: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als du?" S. 46, in dem Briefe, den Schiller seinem Freunde an dessen Hochzeitstage schrieb, kommt eine Stelle vor, bei der Gustav Schwab aufgejauchzt haben wird: „An dem Morgen des Tags, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht!" „Seht ihr — wird der Verfasser der populärsten Schiller-Biographie seinen Rezensenten zurufen — seht ihr, wie richtig ich meinen Helden aufgefaßt hatte, als ich mich niedersetzte, ihn zu zeichnen? Ein Christ war er, trotz seiner Götter Griechenlands, ja trotz seiner philosophischen Aufsätze. Diese meinte er eben, wenn er seine schönsten Sünden verfluchte. Er betete, gibt's einen besseren Beweis?" Ich gönne ihm seine Freude, muß aber protestieren und mich überhaupt bei dieser Gelegenheit gegen die Logik, mit der Schwab in seiner Biographie die religiöse Frage in bezug auf Schiller abmacht, entschieden aussprechen; sie hinkt gar zu kläglich auf ihren hölzernen etymologischen Füßen einher und wird durch den flüchtigsten Hinweis auf die Beschaffenheit der unter dem beständigen Einflusse christlicher Institutionen ausgebildeten Sprache entkräftet. Man ist darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott! sagt, wenn der Nachbar niest. Der Grund bedeutet nicht viel mehr, als der S. 67 aus Schillers Solizitation um einen Leipziger Stollen zur Feier der Weihnacht allenfalls zu abstrahierende. S. 72 ist endlich einmal ausdrücklich von Karlos die Rede, der damals entstand; bis dahin wird immer nur im allgemeinen von Arbeiten gesprochen. „Willst Du wissen — heißt es — wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Szene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennst. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag der Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist alles!" Interessanter Ausdruck einer Gemütssituation, in die nur ein Dichter hineingeraten kann, und an der sich schärfer, wie an irgendeiner, die Differenz veranschau-

lichen läßt, die zwischen der Dichterkraft, als solcher, und dem allgemeinen geistigen Vermögen, dessen spezifischer Ausfluß sie ist, wie jede andere, besteht. Der Dichter weiß oft sehr gut, was er machen soll, und kann es doch nicht machen; er hat alle Elemente beisammen, aber sie wollen nicht ineinander aufgehen, und wenn er sich zwingt, d. h. wenn er als Geist auszuführen sucht, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, so wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Gesetz des zureichenden Grundes nicht Widersprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, das kein Herz ergreift und keine Phantasie entflammt. Da nur wenig Dichter streng genug gegen sich selbst sind, um von den ihnen kommenden Ideen diejenigen, die sich entweder überhaupt nicht, oder doch nicht sogleich poetisch gestalten und darstellen lassen wollen, ganz und gar zu unterdrücken, so ist es natürlich, daß uns eben so oft ein poetischer Gehalt in prosaischer Form geboten wird, als uns ein prosaischer Gehalt in poetischer Form, ein Zeitungsartikel z. B. in Reimen, entgegentritt. Goethe in seinen späteren Werken, in den Wanderjahren und im zweiten Teile des Faust, zeigt am besten, was dabei herauskommt. — S. 79, der Kuriosität wegen werde es bemerkt, rühmt Schiller eine Blumauersche Ode an den Nachtstuhl und findet sie ganz charmant. Da muß ein hoher Geist in einer äußerst milden Stimmung gewesen sein; später verdammte er den guten Blumauer, so tief er verdammt werden konnte, und fand sogar an dem in manchem Betracht doch einzigen Thümmel kaum noch eine genießbare Seite heraus. Ein Aufenthalt auf dem Lande bei schlechtem Wetter zwingt den Dichter, sich durch Springen im Zimmer Motion zu machen; das Haus zittert dabei, und der Wirt fragt erschrocken, was er befiehlt. Das ist auch eine überraschende Situation. S. 34, aus einem Briefe von Körner, erfährt man, daß der Verfasser der Räuber und des Fiesko keine Zeitungen liest; Körner teilt ihm dafür einige politische Neuigkeiten mit, sie betreffen Neckers Exil und Calonnes Entlassung, also die nächsten Vorboten der französischen Staatsumwälzung. Ein Brief vom 23. Juli 1787 zeigt uns den Dichter auf einmal, ohne daß vorher auch nur von der Reise die Rede gewesen wäre, in Weimar, und führt uns in sein indefinibles, weil unklar bleibendes Verhältnis zu Charlotte von Kalb ein. Er bezeichnet sie als eine „große, sonderbare weibliche Seele, die einem größeren Geist, als dem seinigen, zu schaffen geben könne“. Dann kommt es zu Besuchen bei Wieland, Herder, der Herzogin Mutter usw., und wir erhalten eine köstliche Galerie von Miniaturbildern, die freilich nicht immer mit den in unsern Literaturgeschichten ausgehängten übereinstimmen. Zu-

erst tritt uns der alte, gute Wieland entgegen, der Schiller schon bei der ersten Zusammenkunft langweilt, der heute warm ist, morgen wieder kalt, und dessen ganzes Leben in raschen und unvermittelten Umsprüngen besteht. Dann erscheint Herder, der von Schiller „nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird"; der einen Tyrannen, den Herzog von Württemberg mit „Tyrannenhaß" haßt; der Goethe mit „Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung" liebt und überhaupt nur hassen oder lieben kann. Ich glaube, Herder ist durch diese wenigen Worte besser charakterisiert, als durch die zweibändige Biographie seiner Frau. Possierlich taucht Vulpius auf; er will das Glück haben, den Herrn Rat Schiller zu sehen und nimmt es, trotz seines weit und breit renommierten Rinaldo Rinaldini, nicht übel, ihm nicht bekannt zu sein. Nun kommt die Herzogin-Mutter an die Reihe, die Schiller durchaus nicht gefällt. Desto mehr ist er während der Vorstellung mit sich selbst zufrieden; man sieht, seine Verbeugungen sind ihm geglückt, er staunt über seinen eigenen Anstand. Das Resultat der ersten Tage seines Aufenthalts in Weimar ist erhöhtes Selbstvertrauen. „Die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarschen Riesen hat meine Meinung von mir selbst verbessert!" So erging es später auch Jean Paul. Freilich war Goethe nicht dort, sondern in Italien, aber er wird gelegentlich von seinen Freunden gemalt, mitunter sogar in effigie von ihnen gehenkt, dermalen mit Ausnahme Herders, desselben Herder, der ihn nachher für eine Wolfsnatur erklärte. Im ganzen hat man einen Eindruck, als ob man mit dem einen Auge den Sonnenuntergang sähe, mit dem andern den Sonnenaufgang. Am 5. August 1787 schreibt Schiller: „Deinen Brief vom 2. August habe ich erhalten, er versetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohltätigste Empfindung seit langer Zeit. Es gibt für mich kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollständige Genuß unserer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Verengung unseres Daseins, unserer Freuden und Leiden. Wir haben dieses Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir sollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einschlagen werde, wird der Gegenstand meiner folgenden Briefe sein. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den anderen erst abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mitteilen darf. Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er sein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch notwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Konsistenz und Zuverlässigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine

Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So versichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen sein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug." Das sind köstliche, gar nicht genug zu beherzigende Worte. Die wenigsten Menschen haben von einem wahren Freundschaftsverhältnis einen Begriff. Sie sehen nicht ein, daß ein solches Verhältnis eine Aufgabe ist, die von beiden Seiten mit Ernst und Anstrengung gelöst sein will, und daß es, statt im Genuß, in gemeinschaftlicher Tätigkeit, im gemeinschaftlichen Streben nach einem gleichen, aber auf doppeltem Wege von zwei, trotz aller Sympathie voneinander verschiedenen Individuen zu erreichenden Ziel eine feste Basis haben muß, wenn es dauern soll. Sie finden sich darum immer in ihren Erwartungen getäuscht und oft am bittersten, wenn sie an den rechten Mann geraten, denn dieser erkennt bald, daß sie nicht das Rechte von ihm wollen; sie aber, stolz auf ihr von Empfindungen strotzendes Herz, begreifen nicht, daß zwischen dem Stehenden und dem Gehenden so wenig ein Bund möglich ist, wie zwischen dem Toten und dem Lebendigen. „Kannst Du mir glauben, lieber Körner — heißt es in demselben Brief dann weiter — daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältnis ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also notwendig alle Epochen des Fanatismus, Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüt ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine

Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch konvulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urteilen, wie mir in dieser Zeit hier zumute war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben!“ Gewiß ein Verhältnis, womit Schillers Biograph sich gründlicher hätte beschäftigen sollen, da es auf Zeiten und Sitten, wie auf die beteiligten Personen ein gleich seltsames Licht wirft. Auch Gotter tritt noch in diesem Briefe auf; er liest den Don Carlos vor, um ihn zu diskreditieren.

Seite 133 kommt das erste Wort über Goethe. „Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann recht haben; aber es ist so viel Verlebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Tor zu sein. Es wurde mir als eine notwendige Rücksicht empfohlen, die Bekanntschaft

dieses Menschen zu machen, teils weil er hier für einen der gescheidesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, teils weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat." Seite 136 heißt es: „Goethe wird von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit." Leider kommt es später ganz anders. Aber schon diese Mitteilungen über Goethe, die doch durchaus wohlwollender Art sind, geben Körner zu herbem Tadel des Mannes, den sie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt dies von der Goetheschen Sekte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Tätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu tun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplizität, Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Tätigkeit, aber sie wird nicht bloß durch Lavatersche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie wieder herzustellen oder zu schaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günstige Stimmung für jede Tätigkeit versetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeisterung, sondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die sie dem besseren Menschen im Zustande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Also nicht die leblose,

die tierische Natur allein. Alle Spuren höherer menschlicher Tätigkeit müssen bei dem, der Sinn dafür hat, dieselbe Wirkung hervorbringen, und warum diesen Sinn ertöten? Verdient der Geist eines Raphael, eines Leibniz, eines Shakespeare, eines Friedrich weniger Aufmerksamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und diese Begeisterung kann bei dem großen Menschen nicht zum untätigen Schwelgen führen. Es ist leicht gesagt, daß unsere Zeiten und Verhältnisse uns zu keiner begeisterungswürdigen Wirksamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Riesen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere heraussuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen!" Es ist dies ein äußerst wichtiger Punkt, wegen dessen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen. Andere glauben, sie dürfen den Baum versäumen, wenn sie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt denn nichts heraus als verkrüppeltes Wesen. Derselbe Körnersche Brief enthält eine vortreffliche Kritik der Herderschen Philosophiemethode. „Sein ganzes System hat, so wie das Spinozasche, einen großen Einwurf wider sich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Prinzip aller Tätigkeit in allen einzelnen existierenden Wesen ist, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypothese, wogegen sich das Selbstgefühl der Persönlichkeit sträubt, als den trostlosen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetste Mensch zu seiner Vervollkommnung getan hat, nach seinem Tode keine Spur zurückläßt? Die unendliche Kraft, die ihn beseelte, ist keines Wachstums fähig. Sie vertauscht nur ihren Wirkungskreis und kann durch diesen Tausch nichts gewinnen. Auch im Kleinsten ist sie unendlich; und ist Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die sich selbst auf unendliche mannigfaltige Weise beschränkt, um durch diese Beschränkungen Individuen hervorzubringen?" Das ist der Knoten, den auch Hegels Ausdruck, der Geist spiele mit sich selbst, der Lösung um nichts näher brachte. Das allgemeine mit seinem Trieb, sich zu individualisieren, das Individualisierte mit seiner Unfähigkeit, sich als solches zu behaupten, wer will diesen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! Nun macht Schiller in Jena Reinholds Bekanntschaft und wird durch diesen zu Kant geführt. „Gegen Reinhold bist Du ein Verächter Kants, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die

Reputation von Jesus Christus besitzen müsse.“ Die Schilderung, die er von Reinhold macht, zeugt von seinem Tiefblick in bezug auf Menschen. „Übrigens — schreibt er — folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientieren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat.“ Die Herdersche Ehestandsidylle, die sich Seite 166 findet, wird niemand ohne Befriedigung lesen. „Von den hiesigen großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrischere Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden geraten sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften rezitiert, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann niemand zürnen“ — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seid!“ Jena wird charakterisiert. Die Studenten wandeln mit Schritten eines Niebesiegten und schreien des Abends fast alle vier Minuten: Kopf weg! Kopf weg! auf die Gasse hinunter, welches Wort den Wanderer vor einem „balsamischen Regen warnt, der über seinen Scheitel loszubrechen droht“. Dafür ist aber die Akademie, weil die Gewalt über sie unter vier sächsische Herzöge gleich verteilt ist, eine Art von Republik, und die Professoren sind Leute, die sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern brauchen. Seite 177

findet sich ein köstliches Exempel, daß es den politischen Propheten oft eben so schlecht ergeht, wie den Wetterpropheten. „Bode hat eine schlechte Idee von Paris zurückgebracht. Die Nation habe alle Energie verloren und nähere sich mit schnellen Schritten ihrem Verfall. Die Einführung der Notables selbst wäre nur ein Kniff der Regierung — sie hätte ihn aber fünf Jahre zu früh gebraucht und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden. Fünf Jahre später hätte sie diesen nicht mehr riskiert. Das Parlament wolle nichts bedeuten. Seine ganze Wirksamkeit bestehe aus Schulexerzitien, die es eingebe und höchlich froh sei, wenn sie gut geraten; just so, wie die Schulknaben in den Gymnasien.“ Der Brief ist datiert vom 10. Sept. 1787. Körner freilich, immer besonnen, antwortet darauf sogleich: „Bode scheint Dir eine ziemlich einseitige Schilderung von Frankreich gemacht zu haben. Er war zu kurze Zeit in Paris, um mehr als eine Partei gehört zu haben; und daß dort alles Partei macht, kannst Du leicht denken!“ Eine Spannung zwischen Schiller und Wieland löst sich wieder, Schiller wird Mitarbeiter am deutschen Merkur, er betrachtet sich schon als präsumtiven Erben desselben und ist nicht einmal ganz abgeneigt, Wielands Schwiegersohn zu werden. „Ich glaube — schreibt er am 19. November 1787 — Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isoliert bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich sage Dir, ich glaube, daß mich ein Geschöpf, wie dieses, glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich bei diesem Falle mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachieren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig

Bedürfnisse und unendlich viel Wirtschaftlichkeit hat!“ Man wird später sehen, wie dieses Sichselbstkonstruieren, das dem höheren Menschen nun einmal eigen ist, Schiller täuschte, und daß er so gut glücklich zu machen verstand, als er glücklich zu werden fähig war. Vortrefflich antwortet ihm Körner. — Ein Ausflug Schillers nach Meiningen gibt ihm zu einem allerliebsten Genrebildchen Gelegenheit, das er so gewandt auffängt, wie ein hurtiger Knabe den Schmetterling, der an ihm vorüberfliegt. „Ich habe in der Gegend einige interessante Familien gefunden. Z. B. da ist auf einem Dorfe Hochheim eine edelmännische Familie von fünf Fräulein, und zusammen von zehn Personen, die die alten Patriarchen- und Ritterzeiten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabriziert, vieles von den Händen der Frauenzimmer, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu tun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung selbst nicht ohne Glanz und Schönheit gefällt dem Auge; von den Fräulein sind einige schön, und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirt, auch ein burschikoser Tabakskompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem anderen Dorfe gerade das Gegenteil. Hier wohnt der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden gesehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Die Frau ein vaporöses, falsches, intrigantes Geschöpf, dabei aber häßlich wie die Falschheit, und übrigens voll guten französischen Tons. Ein Fräulein ist recht hübsch, aber der Teufel regierte die Mutter, daß sie sie nicht mit uns reisen lassen wollte. Herr von S. ist ein imposanter Mensch von sehr viel guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin in hohem Grade. Er ist der Onkel Charlottens und schätzt sie sehr hoch.“ Aus Rudolstadt berichtet er: „ich habe wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr!“ Eins dieser „anziehenden“ Geschöpfe brachte es später bekanntlich weit bei ihm, es wurde seine Frau, trotzdem, daß er noch in demselben Briefe sagt: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nie glücklich, oder ich habe mich nie gekannt!“ Don Karlos führt ihn auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande, und Strada, Grotius,

Reid usw. werden eine Zeitlang seine Vertrauten. „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Produkt werden; und wahrscheinlich wird es viel tun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem, das heißt etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird, mich dabei sehr unterstützt; denn bis hieher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat!" In Weimar hätte man eher Kondolationen erwarten sollen. „Goethes Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von achtzehnhundert Talern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Ein Pröbchen von der Malerei der guten Freunde, auf die ich oben aufmerksam machte. Daß Schillers Verhältnis zu Wieland ein immer intimeres wird, macht Körner nicht eifersüchtig, aber ängstlich. „Deine fast ausschließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Besorgnisse bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünschte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geschickter Künstler, mehr als ein ausgebildeter Mensch ist. Wäre er nur dies, so könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geschmack, Belesenheit, Kunstfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Kultur als Mensch und Künstler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu sich herabzuziehen, da er sich zu Dir nicht aufschwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängstlichen, auf Konvention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen schönsten Sünden zu fluchen". Ich kenne kein Produkt von Wieland, das sich durch Größe auszeichnete, und es sollte mich daher sehr wundern, wenn er für fremde Größe echtes Gefühl hätte. Hast Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Ansehung der Form sind, was er an Dir schätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich ist, wenn sein verfeinerter Geschmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rücksicht auf Zweckmäßigkeit in Anordnung des Ganzen, auf Präzision des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des Gedankens aufmerksam macht, die Dir entwischt sind. Aber es gibt eine

Verzärtelung des Geschmacks, bei der jede Größe Karrikatur scheint, die jede Idee zurückweist, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist. Und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvorteile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael sein kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachlässigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich gegenseitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, so kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger Ihr miteinander kollidiert, desto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt Ihr gegenseitig finden." Alles dies ist nicht allein wahr und wichtig für den vorliegenden Fall, es gilt für alle Fälle. Auch die Beschäftigung Schillers mit der Geschichte ist dem Freunde bedenklich. Hier verfällt er aber, so viel Richtiges er auch über die Geschichte als Wissenschaft ausspricht, in denselben Fehler, in den er verfiel, als er Goethes Versenkung in die Natur anfocht. Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Kommersbüchern und Vergißmeinnichtalmanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu tun, als sich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieser ist es ja, dem er eine neue Form aufdrücken soll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was vor ihm gedichtet wurde, auf sich beruhen läßt, als wenn er sich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeischleicht, in denen die Menschheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu diesen gehört doch wohl auch die Geschichte. Wenn Schillers Gegengründe daher auch nur wenig besagen wollen, da er sie hauptsächlich von der Nützlichkeit und Gründlichkeit der Geschichte und von den Aussichten, die sie fürs bürgerliche Leben eröffnet, hernimmt, so hat er dennoch recht. Er läßt sich auch nicht ablenken und spricht bei dieser Gelegenheit zugleich, ohne sich an seinen früheren Zweifel, ob er ein weibliches Wesen auch wohl werde glücklich machen können, länger zu kehren, seinen festen Entschluß aus, zu heiraten. „Mein Lieber — schreibt er — dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zum Leben und Tätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich er-

frischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armut und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohltätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolierter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war, als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe." Jetzt gibt es zwischen beiden Freunden eine höchst possierliche Kontroverse. Schiller ist so peinlich-solide, daß er im Gefühl, bloß zur Kurzweil anderer Leute zu existieren, nach Körners Ausdruck kaum noch einem Brotbäcker unter die Augen zu treten wagt. Körner, der praktische Jurist, muß sich in Atem setzen, dem Verfasser des Karlos die Dichtkunst, die er in den Winkel geworfen hat, wie eine abgeschabte Weihnachtsnuß, wieder ein wenig zu vergolden, damit er sie nur nicht obendrein mit Füßen tritt. Das war übrigens einer der besten Beweise für Schillers wahren Beruf. Wer immer vor der Muse auf den Knieen liegt, den hat sie nie erhört. — Nun erscheint eine Probe aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande. Körner lobt sie, findet den Stil aber zu sehr überladen mit Schmuck. Schiller räumt das ohne weiteres ein und führt nur zu seiner Entschuldigung an, daß der Übergang vom Dichter zum Geschichtschreiber kein leichter sei. Gleich darauf taucht der Geisterseher auf, von dem es heißt, daß er fortgesetzt werde, von dem der Anfang also in eine frühere Zeit fällt. „Er wird schlecht, schlecht, ich kann nicht helfen!" Vergebens sieht man sich in der ganzen Korrespondenz nach einem Fingerzeig über den

Ursprung dieses merkwürdigen Torsos um, der unter Schillers poetischen Werken wahrlich höher anzuschlagen ist, als der Verfasser hier zu tun scheint. Einen sehr trüben Eindruck macht folgende Stelle: „Falsche Diskretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Kontrakte überhaupt Schaden zu tun, wenn er allenfalls willens gewesen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieses indessen noch sehr zweifelhaft ist, so glaube ich ganz recht getan zu haben, daß ich deinem Rate folgte und mir fünfzig Taler auf Abschlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin also meiner Verlegenheit überhoben, und an der Veit'schen Schuld sind doch hundert Taler abgetragen. Die andern will ich durch Crusius besorgen lassen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalbergschen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft schikanieren kann. Im ganzen genommen ist mir doch jetzt leichter ums Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr als ich seit neunundzwanzig Jahren mich erinnern kann. Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Taler bar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt sie nicht und Crusius hat mir für die zweite Edition vier Taler zugesagt. Da mich Riga bezahlt hat, so kann ich dieses Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen und dann habe ich Aussichten aufs weimarsche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeschlagen, und meines Namens Gedächtnis also dort gestiftet ist. In einigen Jahren verhilft mir eine General-Edition meiner Stücke dann auch zu einer baren Summe. Kleine Aufsätze für den Merkur, die ich in dieser Zeit zustande bringen muß, nebst den schon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermischter Schriften, so wie meine Gedichte sich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das sind also meine Ruhepunkte fürs Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Mut und Freude bei mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, sollen sie, in meiner Seele, angenehm sein, und übertrieben wirst Du sie nicht finden. — Laß mich doch wissen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen bist, oder werden kannst; dies wird mich sehr beruhigen. Es kränkte

mich längst, daß ich Dir bis jetzt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei Deinem Arrangement darauf gerechnet hattest. Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böse zu sein, weiß ich auch — aber dann sehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem schlimmen Schicksale leiden sollst, und warum ich Dich darein verflochten habe? Bist Du aber nicht geniert, so tröste ich mich mit der Aussicht, auch diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird." Das macht so viel begreiflich. Gelegentlich trat zwar das Schicksal ins Mittel, indem es ihm eine Ratsherrnstelle in Schweinfurt mit leidlichem Gehalt und mit einer wohl konditionierten Frau obendrein offerierte. Er stieß sein Glück von sich und „die Götter waren gerettet", sahen also auch geduldig zu, wenn die Mannheimer Buchhändler Auflage nach Auflage von seinen Werken veranstalteten, ohne ihn zu bezahlen. Zu einigem Ersatz wird Schiller Rezensent an der Jenaer Literaturzeitung und erhält unter den ersten Novitäten Goethes Egmont zur Besprechung zugesandt, über den er dann die bekannte Rezension schreibt, die kein Leser des Stückes billigen wird, aber jeder, der es aufführen sieht. Währenddessen erscheint der alte Gleim in Weimar und gewinnt Schillers Interesse in so hohem Grade, wie seine liebevolle Natur es verdiente. Auch Goethes Rückkehr aus Italien naht heran. Wie dieser aber nach Weimar kommt, ist Schiller nicht da, sondern in Volkstädt und verliert sein Herz. Herder wird, wie wir Seite 326 erfahren, im Glauben gestärkt und erlebt ein Wunder, ihm werden von unbekannter Hand 2000 Taler zum Geschenk gemacht. Das kam damals öfter vor, denn es bestand zwischen Publikum und Schriftsteller ein ganz anderes Verhältnis, wie jetzt, man denke an Asmus, an Hamann, an Jean Paul! Schiller, der Verfasser der Götter Griechenlands, erlebte nichts Ähnliches, doch erhielt er auch keine Faustschläge auf den Kopf für seine kontreband'nen Gedanken, wie Shelley, und war also noch immer bevorzugt. Der deutsche Merkur bringt die Briefe über den Don Karlos, die Körner sehr lobt, und mit gutem Grund. Leider sind sie bis jetzt noch einzig in ihrer Art und werden es wohl noch lange bleiben; denn obgleich wir alle wissen, wie vortrefflich unsere Dutzendkritiker sich auf die Zergliederung eines tiefsinnigen Kunstwerkes verstehen, und obgleich bei uns noch nie eins hervorgetreten ist, das nicht im Anfange auf den Kopf gestellt worden wäre, so sind wir doch weit davon entfernt, dem Verfasser auch nur das Recht auf ein den ärgsten Mißverständnissen vorbeugendes Vor-

wort einzuräumen, geschweige auf ähnliche Abhandlungen, die doch eben deswegen, weil sie die allgemeinen Kunstgesetze stets auf einen konkreten Fall beziehen würden, so unendlich fruchtbar sein könnten. Über Goethe heißt es: „Ich bin sehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehre!“ Im Grunde! Warum auch nicht? Man sieht, die alte bekannte Regel, daß immer etwas hängen bleibe, bestätigt sich selbst an einem Schiller. Der Menschenfeind, das nicht fertig gewordene bürgerliche Trauerspiel, wird mehrfach hervorgenommen, aber immer nur, um wieder beiseite gelegt zu werden. Es war, nach den uns erhaltenen Szenen zu urteilen, nicht großartig genug angelegt, um nach dem Karlos noch möglich zu sein. Das bürgerliche Trauerspiel vermag sich nur dann neben dem historischen zu erhalten, wenn es seinen Gehalt aus den Verhältnissen schöpft und sich vor aller überflüssigen Miniaturmalerei hütet. Der Schillersche Menschenfeind aber ging auf Psychologie aus und war schon im Problem ohne Tiefe. Am 12. September 1788 kann Schiller endlich von Goethe erzählen: „Ich habe — schreibt er — vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Er-

werbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir tun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheirateten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht teuer und kaum so teuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich." Körner antwortet darauf: „Freundschaft erwarte ich nicht (zwischen Euch beiden), aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander." Eigentlich war das ein prophetisches Wort. Körner machte ihm bei Gelegenheit einer Lektüre der Histoire de mon temps den wunderlichen und doch von Schiller nicht zurückgewiesenen Vorschlag zu einem epischen Gedicht aus der Geschichte Friedrichs des Großen. Glücklicherweise ist davon nie etwas ausgeführt worden; es wäre noch mehr Zeit- und Kraftverschwendung gewesen, wie Goethes Achilleis. Recht dagegen hat Schiller, wenn er meint, daß er die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Sujets entständen, nicht zu fürchten brauche, denn was gestern geschah, kann schon heute ein Stoff für die Kunst sein, und wenn das Werk mißlingt, so liegt die Schuld am Dichter, dessen unzulängliche Kraft einer Aufgabe aus der Gegenwart gegenüber sich allerdings leichter Blößen gibt, als wenn sie es mit einer in Nebel eingehüllten Vergangenheit zu tun hat, sie liegt nie am Gegenstand. Das Verhältnis mit Charlotte von Kalb geht zu Ende. „Es ist eine Verstimmung unter uns — schreibt Schiller — worüber ich Dir mündlich einmal mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohltätig gewesen!" Ein neues Rätsel am Schluß, statt der Lösung. Körner ist fruchtbar an Vorschlägen; es kommt noch einer zu historischen Romanen, wie Walter von Montbarri und Hermann von Unna. Diesmal akzeptiert Schiller freilich nicht. Auch Huber, der spätere Mann der Therese Forster-Heyne, der bisher immer wie ein blasser Schatten neben den Freunden herlief, tritt hervor, und zwar als Dramatiker mit seinem „Heimlichen Gericht". Bei dieser Gelegenheit spricht Schiller ein köstliches Wort. „Er hat — sagt er — keinen dramatischen Stil, sein

Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ausschüttet, und das soll man nie.“ Am Schluß des Bandes realisiert sich für Schiller endlich eine Aussicht. Er wird Professor extraordinarius ohne Fixum und mit der Verpflichtung, vorher zu disputieren. Körner ist damit sehr unzufrieden und meint, Schiller gewinne nichts durch den Professortitel, wohl aber gewinne die Akademie durch ihn.

Wir müssen hier, wo wir von Schiller, dem Strebenden, Abschied nehmen, eine Pause machen. Die spätern Bände führen uns den Mann vor, der weiß, was er will und soll. Sie bieten uns vielfache Gelegenheit, auf den ersten zurückzukommen.

„Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem Jahre als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.“ So beginnt Schiller seinen Neujahrswunsch an Körner, und er hatte Ursache, den Lebensabschnitt mit einem roten Strich zu bezeichnen, denn die Zeit, wo sich zu seinen inneren Kämpfen auch noch die schmählichen äußeren mit Not und Mangel gesellten, war vorüber. Wir können jedoch die Leidensperiode, die jetzt hinter ihm lag, nicht verlassen, ohne uns noch einen kurzen Rückblick zu erlauben und einige Betrachtungen, die für die Gegenwart wichtig sind, an diesen zu knüpfen. Während des ganzen ersten Bandes, der doch eine beträchtliche Reihe von Jahren umfaßt, sahen wir Schiller nicht aus der Misere herauskommen; dennoch tat er in diesem Zeitraume den Riesenschritt von den Räubern zum Karlos. Dies beweist, daß die innere Entwicklung eines von der Natur hinreichend ausgestatteten Geistes nicht so sehr von der äußeren Lage abhängt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß ein jeder sich irrt, der der Welt seine Meisterstücke nur darum schuldig zu bleiben glaubt, weil die Welt ihm seine Renten schuldig geblieben ist. Jean Paul tat der Armut in seinen lyrisch-idyllischen Romanen sicher zu viel Ehre an, als er sie zu verherrlichen suchte; sie ist ein Fluch unter allen Umständen, und wenn er das enge Schulhaus seines Quintus Fixlein mit holländischer Sorgsamkeit herausputzte und sich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnisfest darin gefeiert werden könne, so ging das eben aus seinem Bedürfnis hervor, sich mit diesem Fluch durch eine poetische Verklärung individuell auszusöhnen, und zeigt nur, wie tief er selbst ihn empfunden hat. Man legt der Armut aber auch umgekehrt zu viel Gewicht bei, wenn man meint, sie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günstigsten Verhältnissen unbedeutend geblieben wären;

das kann sie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente später nehmen; dieser Einfluß ist aber freilich so groß, daß der Mensch, wenn er zum vollen Bewußtsein gelangt, seine ganze sittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beseitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will. Jean Paul gelang das nicht, obgleich er weiter kam, als der bis an sein Ende grollende Herder, er blieb beim Selbstbetrug stehen; Schiller tat seine Vergangenheit vollständig in sich ab, und das war sein glänzendster Sieg. Diese Bemerkungen sollen den Staat nicht etwa in seiner bisherigen kalten Gleichgültigkeit gegen seine besten Kräfte bestärken; sie sollen den Literaturhistoriker nur zur Vorsicht ermahnen, wenn es einmal wieder gilt, einer „Hoffnung" die Grabschrift zu setzen, die ohne Erfüllung blieb, weil ein früher Tod, dem Not und Elend vorhergingen, sie erstickte. Man erblickt zwar jetzt in jeder gespitzten Feder einen Gewinn der Literatur, und in jeder zerknickten einen Verlust; man zählt die Schreiber, statt die Leistungen zu wägen, und ist nahe daran, den Wert des Literaturzustandes nach der Masse derer, die er ernährt und beschäftigt, abzuschätzen. Doch man sage, was man wolle, die Literatur hat es nur mit dem Hervorragenden zu tun, sie besteht nur aus Spitzen, und wenn es völlig gelingen sollte, sie, wie man versucht, in eine Art von Kolonie für das geistige Proletariat umzuwandeln, so ist es mit Kunst und Wissenschaft vorbei. Es ist noch niemals ein so unsinniger Kampf geführt worden, als derjenige ist, den dies Proletariat jetzt gegen das Talent, oder wie es sich auszudrücken beliebt, gegen die „Aristokratie" des Talents zu führen beginnt. Das Vorhandensein dieser „Aristokratie" läßt sich allerdings nicht ableugnen, und ebensowenig kann man es bestreiten, daß sie der Mittelmäßigkeit im Wege steht, d. h. daß sie es ihr erschwert, die Produkte des auf ein Gelüst der Menge spekulierenden Magens, denen mit dem Gehalt jede Existenzberechtigung fehlt, neben den Resultaten eines für Welt und Nachwelt wichtigen, weil sich niemals in gleicher Form wiederholenden geistigen Entwickelungsprozesses geltend zu machen. Doch nur ein mit der größten Gemeinheit der Gesinnung gepaarter Unverstand, nur eine Logik, die dem Affen allenfalls auch das Recht einräumte, den ihn beschämenden Menschen aus der Welt zu schaffen, nur eine vollkommene Vertierung kann den Schluß daraus ziehen, der doch schon hin und wieder gezogen ward, den Schluß, daß der in der Natur der Dinge gegründeten Herrschaft dieser „Aristokratie" ein Ende gemacht werden müsse. Man sei aber nur konsequent, man bleibe nicht stehen, sobald dem

eigenen Egoismus genug geschah, sondern gehe weiter! Dann wird man, nachdem man die Talente der Gegenwart zum Schweigen gebracht und die noch gefährlicheren der Vergangenheit durch Omars Radikalmittel beseitigt, allenfalls auch, der Weißbinder und Steinmetzen wegen, die uns übriggebliebenen Statuen des Altertums zerschlagen und die Gemäldegalerien zerstört hat, nicht umhin können, mit dem Selbstmord aufzuhören. Denn, so wie das Talent abgetan ist, tritt der gewöhnliche Menschenverstand, der ja auch nicht jedermanns Sache zu sein pflegt, an seine Stelle und muß, wenn er nicht sein Prinzip aufgeben will, den Platz räumen; das muß aber so fort und fort gehen, bis der letzte Mensch und die erste Bestie als Thronprätendenten zusammenstoßen, wenn nicht dieses unvermeidlichen Ausgangs halber der Anfang noch einmal in Überlegung gezogen und die Überzeugung gewonnen wird, daß die höchste menschliche Tätigkeit sich nicht zum Handwerk erniedrigen läßt, ohne sich in ihr Gegenteil zu verkehren. Die Literatur ist nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wissen, zu versorgen, und es ist ein besserer Zustand, wenn sie dem Begabtesten das Notwendige versagt, als wenn sie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent ist nicht wie die erworbene Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Besitzer beiseite wirft und mit etwas Ersprießlicherem vertauscht, wenn es nichts einträgt; es ist der gesteigerte Mensch in seiner unzerstörbaren Wesenhaftigkeit, und es steht gar nicht in seiner Macht, von sich selbst abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußeren Akzidentien viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen das Seinige tun und den Hauptzweck der Literatur, der Menschheit durch treue Fixierung jedes symbolischen Lebens- und Entwicklungsprozesses zu einem immer klareren Selbstbewußtsein zu verhelfen, stets im Auge behalten; es wird in der dämmernden Idee, die ihm aufgeht, seine Aufmunterung, in der strahlend hervorbrechenden seinen Lohn erblicken und, des Bedürfnisses wegen, lieber mit Spinoza Brillen schleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliothekenromane und Hoftheaterstücke verfertigen. Das beweist Schiller, das beweist ein jeder vor und nach ihm, der genannt zu werden verdient, und es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern!

Gehen wir jetzt zum zweiten Bande über! Der Schluß des ersten zeigt uns Schiller, wie er sich entschloß, in Jena eine Professur der Geschichte zu übernehmen; aus dem Anfang des zweiten ersehen wir, wie er sich vorbereitet. „Diese Woche — schreibt er — habe ich fast nichts getan, als Schmidts Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütters Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat.

Besonders muß sich sein ganzer Wert alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reiches im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen und solche also im Pütterschen Buche nur rekapituliert. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmählichen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland getan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will in der Folge ganz aus ihren Quellen studieren." Dabei wird die Überarbeitung und Herausgabe der historischen Memoiren unternommen und Körner zur fleißigsten Teilnahme aufgefordert. Trotzdem entsteht eines der bedeutendsten Gedichte: die Künstler! und wird Gegenstand sorgfältigster Erörterung. Der Briefwechsel ist gerade an diesem Punkt wieder höchst interessant und instruktiv. Er wirft zunächst auf Schillers dichterische Individualität helles Licht. Wie später im mündlichen Gespräch mit Goethe, so wird das halb entstandene, halb im Entstehen begriffene Produkt hier in der schriftlichen Unterhaltung mit Körner nach allen Seiten besprochen und infolgedessen beschnitten und ergänzt. Ja, nicht bloß Körner hat Einfluß darauf, auch Wieland und jeder, mit dem Schiller gerade verkehrt. „Nun folgt — heißt es — aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellnng doch nur die Dienerin einer höheren Kultur sei; daß also der Herbst immer weiter gerückt sei, als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demut entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Kultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich

der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen; dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Kultur wieder in die Schönheit auflöse." Das beweist aufs Schlagendste, was die gründliche Analyse seiner Arbeiten denn auch, freilich zu ihrem großen Nachteil, bestätigt, daß der Schöpfungsakt bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zusammenging, sondern weit auseinander fiel. Es tritt natürlich nicht überall so schneidend hervor, wie bei den Künstlern, einem Produkt, das schon seiner Art nach mehr ein Zeugnis für Schillers gründliche Erkenntnis der Kunst sein muß, als eine über allen Zweifel erhabene künstlerische Tat; es verleugnet sich jedoch fast nirgends ganz und gibt seinen Kompositionen, den dramatischen sowohl wie den lyrischen, im ganzen und im einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rousseauschen, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweist. Der Briefwechsel gibt uns hier aber nicht weniger ein Maß für Körners kritische Kapazität und zeigt uns, wie weit wir seine Urteile adoptieren dürfen. „Daß Du die Kunst — schreibt er — der wissenschaftlichen Kultur nachsetztest, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärst, ist etwas ganz anderes, als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral. Ich verstehe darunter das Ideensystem eines vollkommenen Geistes, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden. Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern, so läßt sich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sei. Es gibt etwas Höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere. Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntnis ist ihm sparsam zugemessen, fast nur so viel, als für seine anderen Bedürfnisse zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dies ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifendsten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewähren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es gibt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das

Ideal als ein Geistesprodukt, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel und sucht seine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieses trifft zusammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wissenschaftlichen Kultur. Die Kritik des Schönen nämlich ist noch zurück und sie ist es allein, die die Wissenschaft zum Kunstwerk adeln kann. Ohne sie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantasie nur zerstört, und bei allem Gewinn an zuverlässiger Erkenntnis bleibt der ganze Vorrat von Erfahrungen doch immer ein unabsehbares Chaos. Das neue Glied paßt also sehr gut zu dem übrigen Inhalte Deines Gedichts, und nach dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen schreibst, wird meine Erwartung immer höher gespannt. Es kann Dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern." An diesem auffallenden Ausspruch ist vor allem die Unbedingtheit hervorzuheben, mit welcher er hingestellt wird. Gewiß, so wenig Goethe, der Verfasser des Fischers und des Königs in Thule, als Bürger, der Verfasser der Lenore, Schillers Zeitgenossen, wären imstande gewesen, den Künstlern einen Pendant zu geben. Aber, das spricht nicht für, sondern gegen die Künstler, denn was die anerkannt ersten Meister der lyrischen Poesie nicht machen können, das kann nicht lyrisch sein, das kann höchstens neben anderen auch lyrische Elemente in sich haben. Der Ausspruch war daher jedenfalls zu beschränken, hier auf das Didaktische, und Körner verfiel in den Fehler, die unendliche Kunst mit ihren zahllosen Spielarten der individuellen Richtung seines Freundes zu subsummieren, statt es umgekehrt zu machen. Von diesem Fehler ist er aber nirgends frei; der Kreis in dem Schiller waltet, ist ihm der Kreis der Kunst an sich, woher es denn kommt, daß er manche Erscheinung entweder gar nicht, oder doch nur halb, nur von der Linie seines Erkenntniskreises durchschnitten, erblickt; in diesem Kreise selbst sieht er dagegen sehr scharf, und wenn Schiller einmal nicht leistet, was in ihm geleistet werden kann, so geht es ihm schlecht. Übrigens ist hinzuzufügen, daß dieser Fehler Körners nicht ausschließlich aus seinem speziellen Freundschaftsverhältnis zu Schiller hervorgegangeu ist, sondern ebenso sehr aus seinem deutschen Naturell. Denn dem Deutschen müssen vermöge der Grundzüge seines Nationalcharakters Schillers Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbestimmt-Verschwimmende, das eines sein und doch daneben etwas anderes scheinen will, und darum ist Schiller, der ihm nie etwas ganz Exklusives, etwas durchaus nur Poetisches bietet, sein Lieblingsdichter. Es entsteht hier die interessante Frage, ob ein dichterisches Individuum bei einem

eintretenden Konflikt der Eigentümlichkeit seines Volks, für das es schafft, seine eigene Eigentümlichkeit, aus der und mit der es schafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will sie unentschieden auf sich beruhen lassen, aber so viel ist klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem anderen die Quelle seiner Kraft selbst verstopfen und sich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatischer Dichter, statt seiner bekannten Vorliebe, einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenwesen gehabt und hinreichendes Gestaltungsvermögen besessen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Ökonomie seiner Stücke entstanden wäre, zu decken: was würde, seiner Nation gegenüber, die Folge davon gewesen sein? So gewiß er dann vor dem höchsten Forum der Ästhetik ganz anders bestehen würde, wie jetzt, eben so gewiß würde er drei Vierteile seines großen Publikums verloren haben, denn der Deutsche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Drama nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er sich das Lösungswort selbst zusammensetzen soll; ihm ist eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, sogleich eine rätselhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet sich herausnimmt, die Kunst befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyrischen eben so; ein Bild ohne Unterschrift ist ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deshalb zieht er alles Reflektierende vor, reflektiere es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philosophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies sich nur als echter Deutscher, wenn er in den Künstlern so lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt sicher nicht an Leuten, welche mit Rücksicht auf dieses zweifellos feststehende Faktum geneigt sind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umstände dahin zu beantworten, daß das Individuum sich unbedingt in den Nationalcharakter schicken müsse. Diese mögen jedoch, ehe sie sprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publikum gibt, ein im Raum beisammen lebendes und ein in der Zeit aufeinander folgendes, und daß sich zwischen beiden im Lauf der Jahrhunderte sogar das numerische Verhältnis umkehrt. Heinrich Clauren war in seinen Absichten äußerst faßlich und fand tausende von Lesern; Heinrich Kleist war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern, und der Verfasser des Kohlhaas hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publikum, als der Verfasser der Mimili jemals gehabt hat.

Schiller repliziert auf Körners enthusiastischen Erguß: „Das lyrische Fach, das Du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium

als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Exzellenze darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." Dies Urteil in seiner edlen Strenge erinnert an den bekannten Ausspruch, den Lessing einst über sich selbst tat, als bestochene Freunde den großen Dialektiker, dem als solchem bis auf einen gewissen Grad auch die poetischen Formen zugänglich waren, durchaus zum großen Dichter machen wollten. Es ist ein glänzendes Zeugnis für Schillers durchdringende Selbsterkenntnis sowohl, als für seine sittliche Energie und den Adel seines Charakters. Seine unbedingten Verehrer werden freilich nichts darin sehen, als den Ausdruck einer momentanen Stimmung, aber sie irren sich, es ist vollkommen richtig, daß Schiller sich nach der Beschaffenheit seines Talents ein ganz apartes Drama gebildet und nur dadurch seine außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat. Den dramatischen Dichter macht vor allem, wenigstens in der modernen Welt, die Kunst zu individualisieren, d. h. auf jedem Punkt der Darstellung allgemeines und besonderes so ineinander zu

mischen, daß eins das andere niemals ganz verdeckt, daß das Gesetz, dem alles Lebendige gehorcht, der Faden, der durch alle Erscheinungen hindurch läuft, niemals nackt zum Vorschein kommt und niemals, selbst in den abnormsten Verzerrungen nicht, völlig vermißt wird. Von dieser Kunst besaß Schiller nun allerdings zu wenig, und wenn seine Figuren zwischen den mit Notwendigkeit im Basreliefstil gehaltenen Charakteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faser hinab selbstständig gewordenen Gestalten der Neueren in der Mitte stehen, so war das keineswegs Absicht, ging keineswegs, wie man glauben könnte, aus einem etwa in höheren Prinzipien begründeten Vermittlungsversuch hervor, sondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller den Mangel genau kannte, weil er wußte, daß er im „natürlichen" Drama die Rivalen zu scheuen hatte, gereichte er ihm nicht zum Verderben, denn nun steckte er sich die Sphäre so ab, daß derselbe, wenn auch nicht ganz und gar unbemerkt bleiben, so doch durch den Ersatz, den er dafür bot, hinreichend aufgewogen erscheinen konnte. Er floh zunächst aus der realen Welt in die ideale, aus der Welt der Verworrenheit und des Zickzacks in die der vorherbestimmten Harmonie und der reinen Kreislinie und richtete sich dann dieser Welt gemäß auch die Menschen zu, mit welchen er sie bevölkerte. Das wurde ihm ohne Widerrede, ja mit Jauchzen und Jubeln, gestattet, und nun hatte er schon gewonnen, nun brauchte er von der Individualisierungskunst nicht mehr, als ihm zu Gebote stand; der blaue Hintergrund seiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und eben so leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einseitigen, sich nie verirrenden Pathos hingestellt, die sich in ihr bewegten. Zwar verlor sein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde schwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatischen Kunst schlich es sich doch vorbei. Diese besteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hinein zu hängen und das Bild mit bengalischer Flamme zu beleuchten, sondern darin, diese ideale aus der realen selbst hervor zu arbeiten, und es bedarf wohl nicht erst eines Beweises, daß es leichter sein muß, die letztere zum Rahmen zu erniedrigen, als zum Gemälde zu erhöhen. In dem einen Fall braucht man nur einfach Tabula rasa zu machen, in dem zweiten soll man den Standpunkt so zu nehmen wissen, daß alle Widersprüche sich von selbst und ohne Zutat eines fremden Mittelgliedes in Harmonie auflösen, und sicher läßt sich ein blatternarbiges Gesicht schneller schminken, als an einen Ort stellen, wo es in seiner

natürlichen Beschaffenheit mit zur Schönheit beiträgt, weil es in einer von einem höheren Gesichtskreis aus gezogenen Linie nur noch einen Punkt neben andern Punkten bildet. Schiller hat seiner ganzen Anlage nach mit keinem Dichter weniger Verwandtschaft wie mit Shakespeare, mit dem man ihn früher so oft verglich, und mit keinem mehr als mit Calderon, mit dem man ihn, so weit ich mich erinnere, noch nie parallelisierte; er übertrifft diesen jedoch, noch ganz abgesehen von den nationalen Verschiedenheiten, unendlich durch die hohe Begeisterung, die ihm innewohnt. Freilich ist auch diese Begeisterung nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des vorhergehenden Räsonnements, denn es ist nicht die des Künstlers, die, eben weil sie auf Totalität der Welt geht und alles umfaßt, was in ihr lebt und webt, nicht an die Einzelheiten ihre ganze Glut verschwenden kann; es ist die des Menschen, der sich aus der Welt das, was ihm gefällt, herausnimmt und sich um das übrige nicht kümmert. Aber die Begeisterung ist echt, sie ist die eines großen Individuums, das nur zum Höchsten in wahlverwandtschaftlicher Beziehung steht und das seine Träume beseelt, indem es sie erzählt, darum reißt sie unwiderstehlich fort und leistet Ersatz für das, was dem Dichter mangelt.

Körner antwortet: „Vom lyrischen Fach scheinst Du nicht gerecht zu urteilen, oder ihm zu enge Grenzen zu setzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es ins Lehrgedicht übergeht. Übrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatischen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwischen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast Dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben, und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache. Was Huber mir neulich über ihn schrieb, hat mir sehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künstler zu statten kommt; und in der Tat ist mir sehr begreiflich, wie eine Darstellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man sich mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert. Ein Künstler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild seiner Phantasie in wenigen hingeworfenen Zügen und glaubt, daß es jedem anderen eben so anschaulich sein muß. So entsteht oft eine Skizze statt eines Gemäldes. Der kalte Künstler ist gleichgültig gegen seine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei seinem Publikum. Er fordert alle Kunst der Täuschung auf und ruht nicht eher, als bis sein Werk die höchste Vollendung erreicht hat.“ Hier steht der helle Kopf aus-

nahmsweise einmal als Konfusionär da, und eben aus dem Grunde, den ich vorhin anführte, weil Schillers Kreis ihm für den Kreis der Kunst gilt. Goethes höheren Kunstverstand und sein größeres Kunstvermögen setzt er sich zur Kunstfertigkeit herab und tadelt alles, was zu loben wäre, lobt, was er tadeln sollte. Die Begeisterung, die ein Künstler für seine Ideale hegt, kann er nur dadurch beweisen, daß er sie mit allem ihm und der Kunst zu Gebote stehenden Mitteln zu verleiblichen sucht; dadurch, daß jemand verzückt in die Wolken schaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß er selbst eine sieht, er erobert sie sich erst durchs Malen, er würde in seinem ganzen Leben nicht zum Pinsel greifen, wenn sie vor ihm schon alle ihre Schleier abgelegt hätte. Mit den „wenigen hingeworfenen Zügen" ist es also nichts; sie sind dasselbe, was für den Philosophen eine Notiz im Denkbuch ist. Übrigens kann sich für den nackten schriftstellerischen Ruhm nur ein Narr begeistern, und der wird dann für seine lächerliche Eitelkeit dadurch bestraft, daß er ihn nicht erhält; bei Goethe, dem sie hier imputiert wird, war eine solche Art Begeisterung unmöglich, aber eben, weil er die echte für seine „Ideale" hatte, bot er „alle Kunst der Täuschung" auf, um die Werke, durch die sie auf Welt und Nachwelt wirken sollten, zu vollenden. Eigentlich widerlegt Körner sich selbst gleich im nächsten Brief, wo er die Fortsetzung vom Geisterseher rezensiert. „In Ansehung des Zusammenhangs der Geschichte — sagt er — find' ich es sehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verschwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schlusse des zweiten Stücks verdächtig geworden ist. Indessen wären vielleicht ein paar Worte nicht überflüssig gewesen, den Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil mancher doch wohl sich wundert, daß, nach allem, was vorher sich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sizilianer gar nicht mehr die Rede ist. Im philosophischen Gespräch ist es Dir, glaub' ich, sehr gelungen, den Zweifel an Unsterblichkeit zu veredeln. Menschenwert und Moralität wird freilich bei dem Systeme des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dies System zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen und überhaupt alles, was Du für Verderbnis seines Charakters angibst, wird nicht daraus erklärt. Er konnte dies System haben und übrigens ganz derselbe geblieben sein, der er vorher war: er konnte in der Gegenwart schwelgen, aber auf eine edle Art. Und insofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieses Gespräch kein notwendiges Glied des Ganzen und als Episode zu lang wäre. Käme es

darauf an, das ganze Gespräch streng zu kritisieren, so würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatisch vortrefflich sind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philosophisch richtig und sehr schön gesagt sind, als: vom Virtuosen, von Entstehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo teils die Sophisterei zu sehr überwiegt, teils der Ton zu didaktisch wird. Wie ich mir den dramatisch-philosophischen Dialog denke, muß jeder Trugschluß, jede einseitige und gewagte Äußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Person gegründet sein. Dich scheint manchmal eine einzelne Idee selbst interessiert zu haben, und indem Du Dich ihr überließest, vergaßest Du, daß es hier eigentlich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu schildern." Allerdings, aber das gilt allenthalben, und gerade darum ist im Kreise der Kunst mit dem ganzen Reichtum eines verschwenderisch ausgestatteten Menschengeistes, mit Gedankenfülle und Witz, mit Scharfsinn und Gefühlstiefe noch nichts getan, so schwer das den Tausenden auch begreiflich zu machen sein mag, die im Kunstgebilde nur diese allgemeinen Elemente, so weit sie erkennbar geblieben sind, gewahr werden oder gar nichts erblicken. Es soll eben die Form hinzu kommen, die das alles einschmilzt und durch diesen, in seinen Phasen nicht weiter zu verfolgenden Prozeß etwas hervorbringt, was der physiologischen Faser analog ist, zu der die Natur auch nur durch unendliche Metamorphosen gelangt, die in der Spirallinie aufwärts führen. Bald darauf schreibt Schiller: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahr wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das bessere Gefühl! heißt es im Wallenstein. Rätselhaft ist die Stelle: „Warum müssen wir getrennt voneinander leben?

Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut!" Sie ist vielleicht durch Körners ausnehmend klare Natur zu lösen, mit der Schiller, als er mit sich selbst noch nicht ganz fertig war, sich nicht täglich und stündlich zu berühren vermochte; ich wenigstens wüßte die Degradation des Geistes, die er im Umgang mit seinem Freunde gefühlt haben will, nicht anders zu deuten. Körner war sein Spiegel, aber er mochte sein Bild nur noch selten sehen. Es liegt auch durchaus kein Widerspruch darin, wenn er trotz dieser Erfahrung sich für spätere Jahre aufs Lebhafteste wieder ein beständiges Beisammensein wünscht und Schritte dazu tut. Nachdem er mit sich selbst abgeschlossen hatte, mußte ihm willkommen sein, was ihn früher nur niederschlagen konnte: der reine Reflex seines Ichs, aufgefangen und wiedergegeben durch ein ihm Verwandtes! S. 69 schreibt Schiller: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein!" Wann werden wir Geschichtschreiber erhalten, die konsequent von diesem Prinzip ausgehen! Auch Schlosser ist doch nur ein Anfang. Ein bemerkenswertes Kuriosum findet sich S. 77: „Jemand von hier, der viel Geschmack haben soll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künstler zu lesen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. In den Künstlern, fing er an, habe ihm einiges (er akzentuierte wie ich schreibe) recht wohl gefallen; einiges aber nicht, und besonders wo ein Unterschied zwischen Seele und Körper vorausgesetzt worden sei. (Dieser Jemand ist sehr materiell, mußt Du wissen.) Die Verse, komme ihm vor, seien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Ursache liege in dem Ausdrucke: O Mensch! Dieses Wort habe eine so häßliche Nebenidee usw. Ich wünsche, Du schriebst mir über dieses Urteil, und bezögest Dich namentlich auf das, was ich Dir anführte. Was ich damit will, sollst Du einmal erfahren. NB. Dieser Mensch wollte und sollte gewissermaßen und glaubte, mir etwas Angenehmes zu sagen. Er sagte mir selbst ein

andermal, er habe ein so lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poesie, daß er kaum widerstehen könne, das Buch zu küssen, das ihm gefiele." Man sieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollständig beisammen. Körner läßt sich S. 81 vernehmen: „Goethes achten Teil habe ich gelesen. Ich bewundere sein Talent, die mannigfachsten Arten von Ton zu treffen. Oft ist dies das einzige Verdienst eines Gedichts. Ideen und Verse sind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigste ist wohl das letzte Gedicht: Die Geheimnisse. Ich zerbreche mir sehr den Kopf über dieses Rätsel." Die Geheimnisse, das bedeutendste der Goetheschen Gedichte! Aber in solch' einem Verhältnis stehen selbst durchgebildete Menschen oft zur lyrischen Poesie! Was wird denn durch diese Melodie bewiesen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht, so werden Flöte und Dudelsack miteinander verwechselt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Überhaupt — schreibt er — muß ich Dir gestehen, daß ich dergleichen Zierate in Deinen Arbeiten nicht gern sehe. Du hast einen Hang, Deine Produkte durch Schmuck im einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie bloß im Vorübergehen mitnehmen soll, da sie doch die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Ideen dieser Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht in einem besonderen Kunstwerke als ein einzelnes Ganze in das vorteilhafteste Licht gestellt sind. Interessiert man sich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle diese einzelnen Züge so viel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, um sie ganz zu verstehen. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur notwendig gefesselt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichtum sehr leicht in Üppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieses Fehlers besteht auch, däucht mich, eines der wichtigsten Erfordernisse der Klassizität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pendantischen und konventionellen Kritik, sondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künstlers besteht. Das höchste Ziel ist noch nicht erreicht, so lange man den Künstler nicht über dem Kunstwerke vergißt, und mehr mit dem ganzen Umfange seiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargestellten Idee beschäftigt wird." Im allgemeinen ist das richtig; es kann sich nur noch um die Anwendung in den sich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei ist nun zweierlei zu berücksichtigen. Einmal muß man nicht vergessen, daß es Geister gibt, die so reich an Gold und Perlen sind, wie andere an Kupfer und an

Seemuscheln. Diesen ist nicht zuzumuten, daß sie ihre Schätze wegwerfen und sich nach geringeren Baumaterialien umtun sollen. Sie brauchen was sie haben, verlangen vom Beschauer aber gar keinen Respekt für die Kostbarkeiten, die sie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, sondern fordern im Gegenteil, daß er sie wie gemeine Steine betrachten und nur den zustande gebrachten Bau ins Auge fassen soll. Er soll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen besetzten Tür nur die Tür erblicken. Dann ist nicht zu übersehen, daß das Kunstwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerschöpflich sein muß, in den Einzelheiten wenigstens unendlich und unerschöpflich sein darf. Leuten, die dadurch, daß sie nicht gleich beim erstenmal alles herausnehmen können, in ihrem Genuß gestört werden, ist nicht zu helfen; die müssen aber auch auf einem Spaziergang in Verzweiflung geraten, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landschaftsmaler und als simpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Überladung führen, aber die Überladung geht nie aus der Masse des aufgewendeten Reichtums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwischen der Einzelheit und der Totalität die notwendige Beziehung, so ist sie auf der Stelle da, und fände sich zwischen Millionen von Ziegelsteinen auch nur ein einziger blank gescheuerter Pfennig. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue passieren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Äußerliches verspricht wenig — es ist plan und fast gemein: dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe.“ Man sieht, er kommt nicht am besten dabei weg, dennoch war er der Verfasser der Lenore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und selbst Trivialität der Komposition, wenn man sie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutsche Literatur in solcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal besitzt. Die Natur stattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unsere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der desungeachtet mit manchem poetischen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird. S. 93 schreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückseligkeit hast: und in diesem Fall würde ich ein liebenswürdiges Geschöpf bedauern, das Dich durch inneren Wert reizte, aber doch nicht

auf immer fesseln könnte." Da Schiller gerade damals mit Heiratsgedanken umging, wie sich bald hernach zeigt, so war das so recht à propos gesagt. Rührend heißt es S. 94: „Eine Schreibkommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Karoline kostet. Dies ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtiges Möbel ist und ich mich immer damit habe behelfen müssen." Schiller jubelt, weil er es endlich zum Besitz eines anständigen Schreibtisches gebracht hat. Das ist ein Farbenstrich mit zur vollkommensten Welt. Glänzend war der Beginn seiner Vorlesungen. „Das Reinholdsche Auditorium — schreibt er — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütierte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Mut nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag tun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibts denn? hieß es überall. Da rief man

sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe." O Humor des Weltgeistes! Der Lehrer der Jahrtausende glaubt Spießruten zu laufen, während er sich in sein Auditorium begibt, um neugierigen Studenten einen Vortrag über Geschichte zu halten. Körner gibt S. 110 ein sehr gutes Urteil ab über den „Stolz der Franzosen", über Racine. „Racine zu lesen ist wirklich ein heldenmütiger Entschluß, sobald man eins oder zwei von seinen Stücken kennt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sprache und Versifikation sind auch gewiß vortrefflich; und vorausgesetzt, daß diese Gattung nun einmal von der Mode gestempelt war, so ist Racine immer ein braver Künstler, und seine Werke tragen das Gepräge der Vollendung oder einer konventionellen Klassizität. Aber ein Genie war er nicht, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, die Sphäre der Kunst so eng zu beschränken, und sich mit der unausstehlichen Monotonie auszusöhnen, die seinen Charakteren, Situationen und in der Art des Ausdrucks herrscht." Jawohl! Zwischen dieser konventionellen Klassizität und der echten ist der Unterschied unermeßlich! Die eine ist ganz ein Produkt der Freiheit, die andere ist es nur halb; die eine verlangt nichts, als ein Individuum, das auch im ästhetischen Gebiet ein sittliches ist und sich kultiviert, so weit es kann; die andere setzt mit Notwendigkeit ein großes Individuum voraus. Doch ist auch die konventionelle Klassizität nicht zu verachten, und es wäre namentlich unserer Zeit, die sich in Vernachlässigung derselben ganz besonders gefällt, zu wünschen, daß sie sich davon wieder überzeugte. Wie es nach Böttigers in diesem Punkt glaubwürdigen Memoiren in Weimar eine Periode gab, wo jeder aus Deutschland eintreffende Vagabund, der seine Liederlichkeit durch einen abgetragenen Rock und durch zerrissene Stiefel dokumentieren konnte, sich für ein Genie ausgeben zu dürfen glaubte, so bildet sich jetzt jeder mittelmäßige Kopf ein, er brauche nur schlechte, d. h. holperige Verse zu machen, und eine aller Logik ermangelnde, dafür aber freilich blumen- und phrasenreiche Prosa zu schreiben, um seine Genialität außer Zweifel zu setzen. Man möchte Nikolai und Gottsched mit ihrem reinlichen und ehrlichen Stil, der die Geistesarmut doch wenigstens nicht durch einen künstlich erzeugten Nebel zu verhüllen sucht, zurückrufen, wenn man den Gallimathias, der sich den modernen nennt, verdauen soll. Wir haben jetzt mehr als ein Schock Poeten, deren ganze sogenannte Poesie

auf ihrem Denkunvermögen beruht, auf ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus der rohen Schale der Vorstellung herauszulösen, und aus der daraus für sie entspringenden Notwendigkeit, sich verworren und schief auszudrücken; es gibt vielleicht kein drohenderes Zeichen der einbrechenden Barbarei, als darin liegt, daß einige von diesen sich wirklich eine Art von Zelebrität erworben haben. Was noch nicht einmal ein Gedanke geworden, was Vorstellung geblieben ist, gilt für Anschauung, als ob niemand mehr eine Ahnung davon hätte, daß die Anschauung den Gedanken und die Vorstellung zugleich umfaßt und nur darum schwerer ins Gewicht fällt, als beide einzeln für sich, und dennoch zieht man nicht die sich so ganz von selbst ergebende Konsequenz, dennoch setzt man den Kindern keine Lorbeerkronen auf, die doch auf diesem Standpunkt als die ersten Poeten der Welt erscheinen müssen, als die wahren Repräsentanten der Naivität, die das logische Gesetz in sich nicht einmal erst abzutun brauchen, weil sie es noch gar nicht kennen. Dem allen würde durch ein redliches Streben nach konventioneller Klassizität abgeholfen, da aber die im vorhergehenden von mir charakterisierten Dichter mit ihren Fehlern auch ihre Vorzüge, d. h. diejenigen Eigenschaften, die der Unverstand so zu nennen beliebt und die mit jenen völlig identisch sind, verlieren, also zu existieren aufhören würden, wenn sie sich eines solchen Strebens befleißigten, so werden sie sich wohl hüten, das zu tun. Es ist dann nur zu wünschen, daß das Publikum wieder zur Besinnung komme.

S. 113 schreibt Schiller: „Wegen des Verplemperns kannst Du ganz sicher sein; ich habe hier alles die Musterung passieren lassen und meine ganze Freiheit beisammen behalten." Man sieht, er betrieb alles mit Eifer, auch die Herzensangelegenheiten. Jetzt sehen sich die Freunde seit langer Zeit zum ersten Male wieder, aber, wie es scheint, ohne sich besonders aneinander zu erquicken. „Daß Du Dich — schreibt Körner — unseres letzten Beisammenseins mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber zu lesen, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehen und kannst mir glauben, daß ich auch Dich verstanden habe. Das hat mich manchmal verstimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entschließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deswegen ärgerte es mich, daß Du mich mißverstehen konntest." Schiller verliert nun doch seine Freiheit, welche in Jena auf dem ersten Ball nicht gleich eingebüßt zu haben er kurz zuvor noch so stolz war. „Eine sonderbare Sache, die ich Dir ein andermal schreiben will und

überhaupt ungern schreibe, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rate gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältnis mit L. L.; vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen.“ Körner hat in Weimar Verbindungen angeknüpft, die auf eine dortige Anstellung abzielen. Charakteristisch für die Weimarer Zustände ist, was Schiller ihm bei dieser Gelegenheit schreibt. „Äußere Schwierigkeiten wirst Du schwerlich finden, und Du für Deinen Teil wirst bei dem Tausche offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures Weimarschen Aufenthalts nicht müßig zugesehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anschlag gebracht werden müssen. Für die Frauen wird sich schwerlich ein Zirkel finden: die Bürgerlichen sind gar zu erbärmlich und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte dies letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir sie. Wenigstens bis die beiden das Geheimnis gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus seinem Umgange zu schöpfen, stehe ich nicht für unangenehme Szenen. Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Wert herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liierte. Dein engerer Zirkel wird sich, wie ich voraussehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einschränken.“ Herder tritt zur Abwechslung auch einmal wieder hervor. „Herder — heißt es S. 123 — hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum ersten Male die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über sich selbst und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgeteilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden.“ Überhaupt gibt der Briefwechsel über diesen problematischen Charakter viel Licht. Von höchster Wichtigkeit ist Schillers nachfolgende Äußerung: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, daß kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Be-

gebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden: so hat sie alle Requisiten, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren." Das ist unwiderleglich, wie hart es auch in unseren Tagen bestritten werden mag. S. 130 meldet Körner: „Hier ist ein Stück von Kotzebue: Menschenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig sehr gefallen hat; ein elendes Produkt in Ifflands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Ifflands Talent." So wird der Sternenhimmel endlich voll. An der Universität häufen sich für Schiller die Verdrießlichkeiten; sein Privatkollegium, das ihm Geld einbringen soll, wird so spärlich besucht, wie sein Publikum zahlreich, und seine gelehrten Kollegen benehmen sich niederträchtig gegen ihn. Er hat große Neigung, wieder zurückzutreten, nur die Rücksicht auf seinen alten Vater, der für seinen Sohn alle Hoffnung auf Jena gesetzt hat, hält ihn ab. Er harrt aus; Carl August bewilligt ihm, „verlegen, nicht mehr geben zu können", eine Pension von zweihundert Talern, und nun kommt es zur Heirat mit Lotte Lengefeld. Bei dieser Gelegenheit gibt es wieder eine Verstimmung zwischen den Freunden, über die man nicht klar wird, weil hier ein Brief von Körner zu fehlen scheint. Schiller schreibt: „Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urteile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest.

Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden, aber mir kommt vor, Du konntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht diesmal etwas tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrtum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Teil meiner Glückseligkeit erwarte." Das ist alles richtig, aber man sieht nicht ab, worauf es sich bezieht, denn in keinem der vorhergehenden Körnerschen Briefe kommt der Liebhaber, der zu hoch in den Wolken stand, vor. Körner antwortet eben so schlagend. „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich sein, aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein kompetenter Richter über den Wert deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freuest, nicht aus eigener Überzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Übersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tag sehen sollen, während Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht!" Die Spannung löst sich auf eine Weise, wie es sich unter sittlichen Menschen gebührt. „Ich freue mich — schreibt Körner — Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich be-

greife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter notwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aufregung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“ Und Schiller erwidert: „Du gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältnis genommen, so tust Du mir vielleicht doch unrecht, wenn Du die Ursache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst unrecht tun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt, das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen; sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhäugig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu sein, daß Deine Vorstellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in Deiner Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Tätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien, oder ferner scheinen möchte, können bloß die Äußerungen derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichtum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir selbst in Deinem letzten Briefe sagtest, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch tut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret.“ Damit ist alles getan. Körner macht jetzt sein erstes und letztes Gedicht, von dem im Briefwechsel die Rede ist, und rezensiert es, obgleich Schiller es mit großer Milde aufnimmt, äußerst scharf. Er zweifelt, ob es eins ist, und fragt: „Sollte man nicht sagen können: so lange der Gedanke bloß philosophisch (abstrakt, nicht dramatisch unter besonderen Verhältnissen, sondern im allgemeinen wahr) ist, so entsteht kein Gedicht, auch durch eine noch so dichterische Ein-

kleidung. Der Gedanke selbst muß individualisiert werden, muß das Resultat eines besonderen Charakters, besonderer Umstände sein, muß dies durch Einseitigkeit und Übertreibung verraten." Ohne allen Zweifel, denn das Dichten ist nicht ein unklares Denken, sondern ein gesteigertes Leben. S. 185 schreibt Schiller: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern." Er beweist das auch gleich durch die Tat, denn er bemüht sich in demselben Brief, der diese Äußerung enthält, zugleich eine Prinzessin und Körners Schwägerin an den Mann zu bringen. S. 187 erfahren wir, daß er in Jena im Sommer 1790 auch ein Publicum über die Tragödie, und zwar aus dem Stegreif, gelesen hat; es ist wahrscheinlich eine Vorarbeit für seine Abhandlungen gewesen. Überraschend ist folgendes: „Funk — schreibt Körner — sagt mir, daß Du mit dem Faust nicht zufrieden bist. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß sind die einzelnen Szenen zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, besonders die Hauptidee, daß Faust durch Charakter immer eine höhere Art von Wesen bleibt, als Mephistopheles; wenn gleich dieser ihm an Vorrat von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen ist." Man möchte glauben, Schiller hätte den zweiten Teil des Faust vorausgesehen, dies wunderliche Gefäß, worin Goethe seine geistige Notdurft verrichtet, d. h. sich seiner aufgespeicherten Gedanken und Meinungen über dies und das entledigte, was nur durch einen Spinnwebsfaden mit dem Gedicht zusammenhängt. Der erste Teil hat doch wirklich kaum einen Fehler, als den, daß er den zweiten hervorgerufen hat. Übrigens behagt Goethe den Freunden auch persönlich nicht; doch das ändert sich, sobald er ihnen menschlich näher tritt. „Goethe — schreibt Körner S. 202 — ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mitteilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich erraten. — Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosophiert; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Stil und Klassizität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte." Schiller antwortet hierauf; „Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch

in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." Dann setzt er hinzu: „Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen, und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte." Dergleichen Stadtgeträtsch über einen Goethe, durch einen Schiller wiederholt, ist auch nicht uninteressant. Nicht genug zu beherzigen ist, was Körner S. 210 über Kritik sagt: „Meine Kritik sieht noch zu sehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung gibt, wobei man auf den größten Künstler herabsieht. Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst, er erhält seine Würde von ihr, nicht durch sich selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber selbst etwas schaffen. Aber alle andere Art von Rezension verwüstet den echten Geschmack, anstatt ihn zu bilden." Jawohl, und glücklich ist die Zeit, die einen Kritiker erstehen sieht, wie Körner ihn hier verlangt; einen Geist, in dem die Kunsterkenntnis so spezifisch hervortritt, wie im echten Dichter das Kunstvermögen. Einen solchen besitzen wir in Rötscher. — Schiller gibt jetzt seinen Menschenfeind für immer auf, entschließt sich, der erste Geschichtschreiber der Deutschen zu werden und denkt an einen deutschen Plutarch. Körner zeigt, daß er sich nicht umsonst mit Goethe berührt hat. „Das Objektive in aller Art von Kunst — schreibt er — wird mir

immer werter. In diesem scheint mir die wahre Klassizität enthalten zu sein; dasjenige, was einem Kunstwerke Unsterblichkeit gibt. Das Subjektive ist von der besonderen Denkart oder Stimmung des Künstlers und sein Wert davon abhängig, ob er ein Publikum findet, dessen Denkart und Stimmung mit der seinigen sympathisiert. Das Kunstwerk soll durch sich selbst existieren, wie ein anderes organisches Wesen, nicht durch die Seele, die ihm der Künstler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, so dauert es fort, und wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden ist; und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Produkte eines höheren geistigen Lebens ihren Wert haben, von einem organisierten Ganzen, wo Teil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisierten Naturprodukten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und diese Vervielfältigung des Lebens im einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen unterscheidet Klassizität von Chaos und Leerheit: — dies ist mein neueres ästhetisches Glaubensbekenntnis."

Schiller muß, seiner Brust wegen, die öffentlichen Vorlesungen aufgeben, er hat eine schwere Krankheit zu bestehen und ist von nun an beständig leidend. Doktor Erhard, der durch Varnhagens Biographie bekannte Kantianer, taucht auf und wird von Schiller warm belobt. Bürger, durch Schillers allerdings harte Kritik verletzt, benimmt sich würdelos und bestätigt dadurch wider seinen Willen den schärfsten Ausspruch dieser Kritik, daß er sich als Individuum nicht genügend kultiviert habe. Kotzebues Glück beim Theaterpublikum macht Körner dies Publikum verächtlich; was würde er von den Direktionen gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß sie Menschenhaß und Reue noch nach fünfzig Jahren wieder aufs Repertoir bringen würden, ohne sich auf die Sympathien des Publikums berufen zu können! Schillers Stanzenübersetzung aus dem Virgil entsteht und veranlaßt Körner, von ihm noch einmal lebhaft ein episches Gedicht zu wünschen und ihm als Gegenstand, anstatt des aus seiner und des Dichters eigener Gunst gefallenen Friedrichs des Großen, die Erziehung des Menschengeschlechts vorzuschlagen. Schiller meint, ein philosophisches Thema eigne sich durchaus nicht für die Poesie und bestimmt sich für Gustav Adolph. Körner mißbilligt die Wahl nicht, glaubt jedoch, daß Julian, der Apostat, sich noch besser zum Helden qualifiziere. Da Schillers Geist ein durchaus dramatischer war, so konnte natürlich aus der Sache nichts werden. Übrigens ist es charakteristisch, zu erfahren, warum er den Gedanken an die Friedericiade fahren ließ; er kann Friedrich als Charakter nicht lieb gewinnen! Noch immer plagt er sich mit Schulden

und ist nun kränklich obendrein; da kommt auf einmal Hilfe, und zwar aus Dänemark. Der Prinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann bieten ihm auf drei Jahre jährliche tausend Taler an, ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen. Das werde nimmer vergessen; in Deutschland wäre es keinem Fürsten in den Sinn gekommen. Nun atmet er frei auf, schafft sich eigene Pferde an und wirft sich, nicht länger gezwungen, um Lohn zu arbeiten, in die Kantsche Philosophie; entschlossen, sie zu ergründen, und sollte es auch drei Jahre kosten. Interessant ist seine Ansicht über die Preßfreiheit, die sich S. 301 findet: „Übrigens bin auch ich von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß sie durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für eine ausgezeichnete Kraft, so lange es noch irgend etwas zu schaffen gibt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört. Daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen rc., die einen Keim von Menschenwert enthalten, der einer Entwickelung würdig ist." Die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen und Wallenstein regen sich in ihm; er bestimmt sich, so groß seine Ungeduld auch ist, sich als Poet einmal wieder zu prüfen, doch zunächst für die Ausführung der Briefe, weil er glaubt, daß die größere Klarheit in den Prinzipien, zu der er dadurch gelangen muß, dem Drama zustatten kommen wird. Bei dieser Gelegenheit macht er ein höchst merkwürdiges Selbstgeständnis: „Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite eines Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's beim Karlos selbst." Der historische Taschenkalender, welcher die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges brachte, soll fortgesetzt werden; der Verleger wünscht es. Schiller hat keine Lust dazu und schlägt Körner, der inzwischen um eine Erbschaftshoffnung ärmer geworden ist und die Lücke im Haushaltsetat durch Schriftstellerei decken will, die Arbeit vor; er will sich selbst als Herausgeber nennen und Körner soll eine Biographie Cromwells liefern. Dieser antwortet: „Der Stoff gefällt mir nicht. Ihn als ein warnendes Beispiel zu behandeln, ist ein geistloses Geschäft. Und wird er mit

Begeisterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, so ist er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Öl noch Wasser hineingießen. Was ich über diese Begebenheit denke, darf ich nicht schreiben, und was ich schreiben darf, mag ich nicht denken." So meinte damals auch Kant, er werde über gewisse Dinge nie etwas Falsches sagen, aber manches Wahre zurückbehalten. Da die Wahrheit kein Privateigentum ist, so kann die Richtigkeit dieses Prinzips bestitten werden.

Den dritten und vierten Teil dieses bedeutenden Werkes kann die Kritik etwas kursorischer abtun, als es bei dem ersten und zweiten möglich war. Nicht, als ob sie des Interessanten, des Geistreichen und Tiefsinnigen weniger darböten. Im Gegenteil, die Sammlung bleibt sich bis ans Ende gleich, sie verläuft sich nicht, wie die Schiller-Goethesche Korrespondenz, im Sand. Schiller hat in seinen Briefen an Körner im schönsten Sinne des Wortes Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an diesen Briefe geschrieben; was er an Goethe richtete, waren im Anfang Abhandlungen, später Notizen. Darum hat die Sammlung einen so hohen, einzigen Wert, und ich möchte behaupten, erst jetzt kann Schillers Biographie geschrieben werden, denn sie eröffnet ganz neue und überraschende Einblicke in seine Individualität und seine Tätigkeit. Das gilt jedoch natürlich in einem viel ausgedehnteren Sinn von der ersten Hälfte, die uns den sich entwickelnden Dichter vorführt, wie von der zweiten, die uns den entwickelten zeigt. Die Welt fragt unter allen Umständen freilich nur nach den Resultaten, sie verhält sich gleichgültig gegen den Baum, auf dem die Früchte wuchsen, sie prüft nur die Früchte selbst und verzehrt sie oder wirft sie weg, je nachdem sie ihr schmecken oder nicht. Darin folgt sie auch einem unbedingt richtigen und gesunden Instinkt. Eine ganz andere Methode aber leitet den Naturforscher und muß ihn leiten. Er geht von der Frucht über auf den Baum und von dem Baum auf das Erdreich, in dem er wurzelt. Ihm gilt es gleich, ob die Frucht süß oder sauer ist; er sucht zu ergründen, wie sie das eine oder das andere wurde. Und das tut er nicht, um eine müßige Neugierde zu befriedigen, sondern um sich einen tieferen Einblick in die Natur des Lebens zu verschaffen. Denn diese ist und bleibt trotz Hegels kühner Protestation, die eben nur einem gänzlichen Mißverständnis der zu beantwortenden Frage entsprang, ein Geheimnis. Wir werden die letzten Gesetze nie enträtseln, aus denen die millionenfachen Mischungsverhältnisse hervorgehen, in welchen es sich manifestiert. Aber das

Werden erhellt das Sein. Wer das Werden zum Gegenstand seiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen sich die verschiedenen Modalitäten desselben so oder anders gestalten, erforscht, dem lichtet sich auch der Urprozeß, auf dem das Sein beruht. Diese Beobachtungen werden aber ohne Zweifel mit eben so großer Ersprießlichkeit in der Geisterwelt angestellt, wie in der physischen. Es ist das Nämliche, ob das Schicksal mit einem bedeutenden Menschen experimentiert, oder der Naturforscher mit einem merkwürdigen Tier oder einer seltenen Pflanze. Darum glaube ich den vorliegenden Briefwechsel nicht ohne Grund und Nutzen in allen denjenigen Stellen epitomiert und mit erläuternden Noten begleitet zu haben, wo Schiller gewissermaßen als ein Präparat in den Händen des Schicksals erscheint. Ich wollte anschaulich machen, wie er entstand, und das konnte nur auf diese Weise geschehen. Die Wurzel muß aufgegraben werden, denn die Erde verhüllt sie in ihrem Schoß; die Frucht glänzt im Sonnenschein. Dennoch wird die Frucht in Form und Gehalt durch die Wurzel bestimmt.

Der dritte Teil bringt in seiner ersten Hälfte unter der Form von Briefen eine Reihe von Abhandlungen, die sich mit Aufstellung einer Theorie des Schönen beschäftigen. Die hier entwickelten Ideen sind Embryonen der gar nicht hoch genug zu schätzenden ästhetischen Aufsätze Schillers, über deren Vernachlässigung sich schon Humboldt mit Recht bedauernd ausspricht. So interessant es wäre, neben dem Werdeprozeß des Dichters auch den des Kunstphilosophen in seinen verschiedenen Stadien zu veranschaulichen: es würde für meinen Zweck zu weit führen. Nur darauf will ich im Vorübergehen aufmerksam machen, daß sich Seite 119 eine Lücke gestopft findet, die Humboldt, als er in der seinem Briefwechsel mit Schiller vorgesetzten Einleitung den Bildungsgang seines abgeschiedenen Freundes zu zeichnen versuchte, nicht ohne Grund so schmerzlich beklagte. Hier hat Schiller nämlich in allgemeinen Zügen seine Anschauung von der Sprache niedergelegt und daneben das Verhältnis, worin speziell der Dichter zur Sprache steht, erörtert. Mir sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß ich bereits zwei Jahre vor Erscheinung der Briefsammlung in dem ersten Heft der Rötscherschen Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, und zwar in meiner Abhandlung über den Stil des Dramas, den nämlichen Gesichtspunkt aufgestellt habe. Ich wurde damals von mehreren Seiten bestritten, von den meisten oberflächlich abgefertigt, von einer sogar wegen unnützer Spitzfindigkeiten zurechtgewiesen. Es gereicht mir zur Satisfaktion, daß jetzt einer unserer größten Toten unter meine Ansichten das Siegel drückt. Schiller äußert sich, wie folgt: „Bei zeichnenden und bildenden

Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wie viel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es sein, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will versuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, versteht sich, ist noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, sondern bloß von dem Schönen der Darstellung. Es wird also vorausgesetzt, der Dichter habe die ganze Objektivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Objekt stehe schon idealisiert (d. i. in reine Form verwandelt) vor seiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieses Objekt seines Gemütes von der Natur des Mediums, in welchem es dargestellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters sind Worte: also abstrakte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält. Daß zwischen den Sachen und den Worten keine materielle Ähnlichkeit (Identität) stattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn diese findet sich auch nicht zwischen der Bildsäule und dem Menschen, dessen Darstellung sie ist. Aber auch die bloße formale Ähnlichkeit (Nachahmung) ist zwischen Worten und Sachen so leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck sind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Übereinkunft miteinander verbunden. Indessen würde auch dies nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an sich selbst ist, sondern welche Vorstellung es erweckt. Gäbe es also überhaupt nur Worte oder Wortsätze, welche uns den individuellsten Charakter der Dinge, ihre individuellsten Verhältnisse, und kurz, die ganze objektive Eigentümlichkeit des einzelnen vorstellten: so käme es gar nicht darauf an, ob dies durch Konvenienz oder aus innerer Notwendigkeit geschehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher steht es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelligt wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar sind und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Objekt muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstrakte Gebiet der Begriffe einen

sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um" ist ein solcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt. Die Natur des Mediums, dessen der Dichter sich bedient, besteht also „in einer Tendenz zum Allgemeinen", und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe ist) im Streit. Die Sprache stellt alles vor den Verstand, und der Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache gibt nur Begriffe. Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist. Sie mischt — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich ist, die Natur des Darstellenden, welche abstrakt ist, ein und bringt also Heteronomie in die Darstellung desselben. Der Gegenstand wird also der Einbildungskraft nicht als durch sich bestimmt, also nicht frei vorgestellt, sondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verstand gebracht; und so wird er entweder nicht frei dargestellt, oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben. Soll also eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen" durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Konstruktionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache (eben diese ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen und trotz aller Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache". — Jetzt kommt die Reise nach Schwaben, die aus Liebe zum Vaterlande wie zum alten Vater unternommen wird. In Ludwigsburg macht Schiller eine Erfahrung, die für einen Dichter mit zu den schmerzlichsten des Lebens gehört. „Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, Dr. Hoven, von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe

ich von meinem dreizehnten Jahre bis fast zum einundzwanzigsten alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medizin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medizinische Reminiszenzen hätte. Indessen hat doch die frühe Übung im Stil und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medizin mit herübergebracht, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert." — Wie oft ist das Wiedersehen der eigentliche Leichenstein einer Jugendfreundschaft! Wie mit dem Freunde, geht es Schiller auch mit dem Vaterlande. „Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Mut, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstraktionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behaupten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir gar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspekten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohltätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie mir jetzt Bedürfnis ist! Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Tätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhilfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegenstreben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von den Menschen und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Anteil an meiner Hieherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage

ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es nur? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Wert bei mir behalte!" Weiter heißt es dann: „Laß es Dich also nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Tätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegenteil war, und es tut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeitlang empfindlich auf dich war. Schon lange ist es bloß meine Tätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet sein, daß ich den subjektiven Wert, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objektiv nahm und besser davon dachte, als sie wohl wert sein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufsätzen Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei Dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohltätig gewesen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von Dir habe, konnte ich mir Dein Stillschweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachteile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konntest den Zustand meiner Seele nicht erraten; aber so billig urteilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. — Daß ich Dir diese Entdeckung jetzt mache, beweist, daß ich über diesen Zustand gesiegt und meine Partie genommen habe. Vergiß also alles und laß es auf deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben!" — Diese Stelle sollten sich alle diejenigen merken, die mit bedeutenden Dichtern und Künstlern umgehen. Nur zu oft benehmen sie sich einem Kunstwerk gegenüber, als ob sie es mit einem Verstandeswerk zu tun hätten, und vergessen, daß das eine, wie es auch sei, immer ein Abdruck des ganzen Menschen ist, während das andere nur das variable Verhältnis ausdrückt, das der Mensch sich zu irgendeinem Objekt des Denkens gebildet hat. Seite 167 geschieht des Wallenstein zum erstenmal Erwähnung; doch ist nur noch von den Vorarbeiten die Rede. Seite 171 heißt es: „In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmut und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen

Angriff verteidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte." Allerdings ist die Wechselwirkung zwischen zwei großen Geistern, wenn sie einmal eintritt, nicht bloß für die Welt ein Gewinn, sondern auch für sie selbst der höchste Lohn. Jetzt treten die Horen ins Leben. Das Programm schloß bekanntlich Religion und Politik aus, und Körner meinte beistimmend, man bedürfe in dieser Sphäre der Freimütigkeit nicht, wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weiter gekommen sei. Darin hatte er freilich recht; wie er sich aber überreden konnte, eine solche Periode sei bereits erschienen, ist schwer zu begreifen. Schiller entschließt sich zu derselben Zeit, vermöge der ihm angebornen sittlichen Energie, die ihm das indifferente Ignorieren einer neben ihm wirkenden und in Kunst und Wissenschaft eingreifenden mächtigen Potenz nicht verstattete, den Kant gründlich zu studieren. Die großen Dichter der Gegenwart hätten höchstens den Artikel über Kant im Konversations-Lexikon nachgelesen. Die Horen veranlaßten Schiller, seinem Freunde allerlei Themata zu Aufsätzen und Abhandlungen vorzuschlagen. „Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Kultur sein, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für Dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nötig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen." Diese Aufgabe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst, und sie verdiente wohl, daß ein tüchtiger Kopf sich gründlich mit ihr beschäftigte, wäre es auch nur, um den hie und da wieder auftauchenden, früher von Meyern, dem bekannten Verfasser des Dya Na Sore, mit ganz absonderlicher Ostentation gepflegten Irrtum zu beseitigen, daß geistige Taten keine seien, und daß das Dreinschlagen mit dem Schwert oder dem Prügel hoch über dem Dichten und Schreiben stehe, welches dies Dreinschlagen eben überflüssig machen soll und kann. An die Herausgabe der Horen knüpfte sich für Schiller als nächste und wichtigste Folge die innigere Verbindung mit Goethe. „Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Über-

einstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mitteilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet." Es ist charakteristisch für das ganze Verhältnis, mit welcher Klarheit es von vornherein von Schiller aufgefaßt wird. Gewiß ging aus seiner Berührung mit Goethe auch der lebhafter, wie jemals in ihm erwachende Zweifel an seinem Dichterberuf hervor. „Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich tun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rat zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Mut zu machen, und ein Machwerk wie der Karlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen." Die Stelle ist aus der Körnerschen Biographie bekannt; eben so bekannt verdient Körners Antwort zu werden: „Über Deinen Dichterberuf zu urteilen ist so leicht nicht, und ich stehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber schreibe, in einiger Zeit zufrieden sein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe. In Deinen früheren Produkten war fast bloß Diktion und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Produkt des Verstandes, als der Phantasie. Etwas Ähnliches findest Du in der ältesten

Periode der griechischen Dichtkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Produkt der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Produkte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dies gründete Deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch=Gedachten; und dies ist's, glaub' ich, was Du in Deinen meisten Werken vermissest. In allen kannst Du nicht sagen, sonst wollte ich Dir Beispiele vom Gegenteil anführen. Er fragt sich also: ist das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkst, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umständen? Zur inneren poetischen Form gehört, däucht mich, erstlich: Erscheinung des Stoffes unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Objekt. Die Phantasie muß das Produkt des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Tätigkeit; der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dies ist das zweite Erfordernis der inneren poetischen Form. Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, hast Du zur Genüge bewiesen. Auch Deine historischen und philosophischen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug. Der Stoff, mit dem die Phantasie den Gedanken überkleiden soll, muß zuvor aufgefaßt sein. Zu dieser Auffassung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir schwerlich, aber desto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier ist der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deswegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, Deiner Phantasie vorschweben, alles Abstrakte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken. Also noch einmal; ergib Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art! Laß Deine Phantasie ungestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrat anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt." Nach meiner Meinung sind dies köstliche Aussprüche, aus Gesichtspunkten hervorgegangen, von denen auch die Herren Hinrichs und Hoffmeister in ihren Werken über

Schiller hätten ausgehen sollen. Dann würden sie den allgemein geistigen Gehalt nicht so oft mit dem spezifisch poetischen verwechselt haben. Die Schillersche Korrespondenz mit Goethe beginnt und wird Körner aktenmäßig mitgeteilt; sie kann das, denn sie wird auf Schillers Seite in Entwurf oder Abschrift zurückbehalten, was allein schon zur Genüge beweist, wie wenig sie den reinen Briefcharakter trägt. Vortrefflich ist nachstehendes: „Meine Resultate — schreibt Schiller — über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Übereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten notwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß als eine notwendige Aufgabe für die sinnlichvernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt; und ein Objekt mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjektives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objektiv sollte es so sein!“ Diese Entwicklung kommt in Schillers Abhandlungen kaum so klar vor, und sie löst in der Tat sehr vieles. Schillers Urteil über Wilhelm von Humboldt wird jeder unterschreiben, der sich mit diesem reichen, aber von der Natur zum bloßen Stammeln verdammten Geist etwas näher beschäftigt hat. „Ich fürchte wirklich — lautet es — er hat zum Schriftsteller kein rechtes Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.“ Die Panegyriker Humboldts haben freilich den großen Mangel, auf den Schiller hier zielt und der nicht mit einem bloßen Fehler verwechselt werden muß, zu einem Vorzug zu erheben gesucht, doch das wird niemand täuschen, der tiefer zu schauen vermag. Seine Unfähigkeit, die Gedanken, die ihn beschäftigten, dialektisch zu gliedern, ist etwas ganz anderes, als stilistischer Lakonismus. Schillers erste Äußerung über den

Wilhelm Meister lautet: „Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgeteilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber ebenso wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplizität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlichfeurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, so weit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Produkt gegenwärtig war.“ Körner stimmt folgendermaßen ein: „Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es gibt wenig Kunstwerke, wo das Objektive so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichtum von Charakteren, wie viel Anmutiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet!“ Es ist jetzt lange Zeit hindurch fast nur von den Horen die Rede und die Schriftsteller werden nach ihrem Anteil an denselben geschätzt, das Publikum nach der Aufmerksamkeit und der Aufmunterung, die es dem Journal widerfahren läßt. Man sieht, wie Schiller alle die Bitterkeit einsaugt, die er später in den Xenien wieder von sich gab. Die Schlegel tauchten auf, auch der glatte Matthisson, der Schiller sogar trotz seiner Überbeschäftigung die berühmte Rezension über seine landschaftlichen Gedichte abzulocken weiß. Goethe macht mit seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ kein Glück. „Aber — fragt Körner — was meint er denn damit? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessierte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht! — Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt.“ Allerdings ist das Produkt philisterhaft und leer, aber keineswegs in so hohem Grade, wie manches Spätere, das nichtsdestoweniger gelobhudelt wurde. An Körner ist es erfreulich, daß er das Shakespearesche Lustspiel zu würdigen weiß, und daß er überhaupt die hohe Bedeutung der Komödie kennt, oder doch ahnt; er sucht Schiller, wie Goethe, zu Versuchen zu veranlassen und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Unsere beiden großen Dichter hatten aber keinen Begriff von dem, was hier zu leisten war, und gingen darum auf Körners Vorschläge

Fundament eines fest geregelten gesellschaftlichen Lebens erheben, und verwechselte also die Art mit der Gattung, der andere glaubte gar, das Lustspiel schlösse die Tiefe aus und verkannte demnach die innerste Natur desselben. Das ist bei ihrer Bekanntschaft mit Aristophanes nnd Shakespeare mehr als auffallend. Neben den Horen beginnen jetzt auch die Musenalmanache, die das Gute haben, daß sie Schiller und Goethe manche lyrische Kleinigkeit entlocken, die sonst vielleicht in der Knospe steckengeblieben wäre. Doch macht das gegenseitige Hetzen und Treiben keinen wohlthätigen Eindruck. Körner übernimmt die Rezensentenrolle und führt sie mit großer Einsicht und noch größerer Gewissenhaftigkeit durch. Bei Gelegenheit des Reichs der Schatten fällt er ein sehr tiefes Urteil: „In dieser Gattung, der philosophischen Ode, halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objekts scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjekts im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Übergewicht des Objektiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dies ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltierten Stimmung des Dichters.“ Dies Urteil ergänzt er in einem späteren Briefe so: „Du verlangst mein Glaubensbekenntnis über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigentümliches gegeben; aber noch bin ich ich damit nicht aufs Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, so wie es ist. In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegensetzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Teile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es gibt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Teile unabhängig ist; und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit. Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Übereinstimmung auch in den kleinsten Teilen vorhanden ist; aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Teile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, däucht mich, erkennen wir den

Geist der Antike. Was ich an Dir vorzüglich schätze, ist, daß Du Dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichtum des einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieses Unternehmens und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst. In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues hast Du sehr viel gewonnen. Du liebtest sonst mehr die gereimten Versarten, jetzt hast Du Dich auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart versucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichtum und Geschmeidigkeit, ohne an Korrektheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrschender in Deinen Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt. Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Tätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten durch den Trieb nach abstrakten Untersuchungen von dem Besonderen zum Allgemeinen fortgerissen. Dies ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstrakte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer tätig ist und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist. Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhig zu empfangen, was Dir die Phantasie im reichen Maße darbietet." Schiller gibt das alles zu und führt es auf seinen Bildungsgang zurück. Seite 320 nimmt Körner den Heinseschen Ardinghello gegen Schillers herbe Abfertigung in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Poesie in Schutz; ein schönes Zeichen, daß er immer freier von Einseitigkeit wurde. Die Xenien fangen an vorzuspuken. Wunderbar herrlich erscheint Schillers Natur in seiner Begeisterung über den Schluß des Wilhelm Meister. — „Daß Euch — schreibt er bei dieser Gelegenheit — mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump." Und noch eine volle Woche später meint er, es sei ihm nach einem solchen Kunstgenuß unmöglich, etwas

Eigenes zu stümpern. Körner sucht ihn sich selbst wieder zurückzugeben. „Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst. Begreiflich ist's indessen wohl, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt. Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Euere Talente zu vergleichen, und finde noch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Produkt ist, aber ob sie geistlos sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man zuweilen in Goethes besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effekt des Theaters mehr studiert. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem andern zusammentrifft." Fast auf gleiche Weise äußert Goethe selbst sich in einer bekannten Stelle seiner Werke über den zwischen ihm und Schiller bestehenden Unterschied. Nun kommen die Xenien, wie ein Gewitterhagel, über das literarische Deutschland. Körner beurteilt sie äußerst verständig. Schiller berichtet über Hermann und Dorothea und staunt, daß Goethe neun Tage hintereinander täglich anderthalbhundert Hexameter niederzuschreiben vermochte. Da er den Gegenstand jahrelang mit sich herumgetragen hatte, war es eben kein Wunder. Körner giebt in einem Brief eine Rezension des Wilhelm Meister, die noch jetzt nachgelesen zu werden verdient und die Goethe in hohem Grade befriedigte. Über Schiller wird der Wallenstein so schwer, daß er ihn zu erdrücken droht. Damit schließt der dritte Teil.

Der vierte Band ladet uns nun zur Teilnahme am Erntefest ein. Die reifen Früchte lösen sich von selbst vermöge ihrer eigenen Schwere vom Baume ab; es bedarf nicht des Schüttelns,

kaum eines Windhauchs. Der Roman der Wolzogen, Agnes von Lilien, der die Gebrüder Schlegel trotz ihrer kritischen Unfehlbarkeit verleitete, ihn für ein Goethesches Produkt zu halten, macht auch in der Körnerschen Familie, namentlich beim weiblichen Teil, verzeihlicherweise Aufsehen, wird aber von Körner augenblicklich viel richtiger gewürdigt. Ein simpler Kastellan sieht in manchen Dingen schärfer, wie der Papst. Körner muß Schiller für den Wallenstein mit astrologischen Büchern aushelfen und schickt ihm eine ganze Bibliothek, die dem Seni zustatten gekommen ist. Goethes Hermann und Dorothea regt beide Freunde mächtig auf und veranlaßt namentlich Körner zu mancher einsichtigen Bemerkung; seltsam ist es nur, daß er bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Goetheschen Geist die allgemeinen dichterischen Eigenschaften als spezielle, ihn besonders charakterisierende, vindiziert. „Wie sehr — heißt es z. B. einmal — ist's ihm doch wieder gelungen, den eigentümlichen Ton dieser Gattung zu treffen, und er hatte sich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht!“ Allerdings, aber wenn's nicht gelungen wäre, so würde er nicht allein nicht Goethe, sondern überall kein Poet gewesen sein. Diesen macht ja eben das von vorhergehender Erfahrung unabhängige Vorwegnehmen aller Zustände, und wer den einzelnen Dichter darüber ausdrücklich beloben zu müssen glaubt, daß er dies allgemeine Vermögen besitzt, der könnte mit demselben Fug auch den einzelnen Menschen darüber bekomplimentieren, daß er Augen hat. Ein erschöpfendes, ein wahres Endurteil über Wieland, dessen Vielschreiberei, wie jede Vielschreiberei, aus innerer Armut hervorging, findet sich Seite 24 in einem Körnerschen Briefe. „Göschen hat mir den Wieland geschickt, und dies hat mich veranlaßt, einige seiner Schriften, die mir teils neu, teils nicht mehr in frischem Andenken waren, zu lesen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie sehr ihm die französische Literatur geschadet hat. Überhaupt drückt ihn seine Belesenheit, seine Phantasie kann vor den vielen Erinnerungen, die sich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrat zu schöpfen; auch mag dieser Vorrat nicht groß sein, daher die Armut an Individualität in seinen Gestalten. — Für den Geist der Griechen scheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen ist das Streben nach der Leichtigkeit der Franzosen sehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er schwerfällig und verstößt wider den echten guten Ton! Innigkeit und Kraft sucht man größtenteils vergebens. Sein Pinsel ist flach, seine Farbengebung oft überladen bei Nebensachen und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik gibt seinen Produkten oft einen täuschender

Anstrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armut nicht verbirgt. Ich hatte erst die Idee, einmal nach seinem Tode seine ganzen Werke eine strenge Musterung passieren zu lassen; aber es ist kaum nötig. Er hat in Deutschland zu wenig gewirkt. Seine Manier ist nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß sie ihn, der nichts weniger als ein Deutscher ist, für den Repräsentanten unserer Literatur ansehen." Man halte dagegen Goethes Rede über Wieland in der Freimaurerloge, wie sie in seinen Werken steht, und löse sich den Widerspruch, der sich ergibt, so gut man kann, entweder durch die persönlichen Verhältnisse oder durch ein momentanes Unterdrücken aller höheren Ansprüche. Herders Bild verzerrt sich mehr und mehr. „Herder — schreibt Schiller — ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektiert, das Mittelmäßige zu protegieren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden." So sah Humanus aus, als die deutsche Entwicklung sich unterstand, über ihn hinwegzugehen. Urteilen wir aber nicht zu hart über den außerordentlichen Mann, erinnern wir uns, daß auch Goethe als Greis vor dem neu aufbrechenden Frühling die Augen zukniff, daß auch er an Heinrich Kleist und Uhland nur die negativen Seiten bemerkte, und lösen wir uns die Schwäche des Individuums durch die allgemeine des Geschlechts! Der Mensch scheint den Punkt, den er selbst in irgend einem Kreise erreichen kann, mit demjenigen, den sein Volk oder die Menschheit überhaupt erreichen soll, durchaus verwechseln zu müssen, um für denselben alle Energie seines Wesens aufbieten zu können, und hervorragende Männer schreiten ihrem Jahrhundert auch in den meisten Fällen weit genug voran, um gegen die so bittre Enttäuschung während ihrer Lebensdauer gesichert zu sein. — Schillers Wort über den Aristoteles ist ein Beleg mehr zu dem bekannten Spruch: anders lesen Knaben den Terenz und anders Grotius. „Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles' Poetik, zugleich mit Goethe, gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Ari-

stoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegenteil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es ist alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen." Wenn die in ästhetischen Dingen eingerissene Barbarei einmal wieder verschwindet, so wird sich's auch klar wieder herausstellen, daß der größte Kunstrichter aller Zeiten sogar für diejenigen seiner Forderungen, die nicht unmittelbar aus dem Wesen der Sache hervorgehen, triftige Gründe hatte. Sie gelten nicht unbedingt, sie können zuweilen aufgeopfert werden, weil sie dem Künstler sein Geschäft erleichtern, nicht erschweren sollen; aber wer sie im konkreten Fall unberücksichtigt lassen will, der frage sich wohl, ob er nicht dadurch, daß er dies tut, auf der einen Seite eben so viel und mehr verliert, als er auf der anderen gewinnt. Hieher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte sehr, man hat in Deutschland, als man auf Shakespeares Beispiel hin so geringschätzig mit ihr und mit vielem anderen ein für allemal und ganz im allgemeinen brach, das subjektive Lebensgesetz des ungeheuren Shakespeareschen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte, um sich nach allen Dimensionen hin ausdehnen zu können, mit einem objektiven Kunstgesetz verwechselt. Seien mir über diesen äußerst wichtigen Punkt ein paar Worte vergönnt! Es ist für mich kein Zweifel, daß Shakespeares Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Natur des Dramas nicht verträgt. Vor der höchsten Instanz gilt es gleich, ob in der Kunst ein Fehler auf Königs- oder auf Bettlermanier begangen, ob z. B. ein im ganzen entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüssige und vielleicht sogar obendrein nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz

würde Charakter geworden sein, wenn König und Bettler Reichtum und Armut gegeneinander ausgetauscht hätten. Die Kunst kann sich nicht wie die Natur ins Unermeßliche ausdehnen und die Natur sich nicht, wie die Kunst, ins Enge zusammenziehen; hierin unterscheiden sich beide, und auf diesen Grundunterschied sind alle Gesetze der Kunst, die die wichtigsten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst, zurückzuführen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Notwendigkeit freiwilliger Beschränkung; das singuläre Kunstgebilde muß mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch auch wieder von ihr abgeschnitten, die Adern des Universums müssen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinkt; darum darf nicht jeder Träger desselben selbständig für sich etwas sein wollen, mancher muß sich begnügen, nur etwas zu bedeuten. Hiegegen verstößt Shakespeare; er bringt keine Figur hervor, die nicht so viel Blut im Leibe hätte, daß sie nicht das ganze Drama überschwemmen müßte, wenn sie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber diesem außerordentlichen Individuum verzeiht man das, ja man dankt ihm eine Grenzverwirrung, durch die man im Gebiete der Kunst eine unmittelbare Naturwirkung erfährt. Man tut dies jedoch nur, weil man fühlt, daß er nicht anders kann, und protestiert mit Ernst gegen die Konsequenzen, die der Unverstand aus einer so einzigen Ausnahme in seinem Sinn ziehen möchte. — Wallensteins Lager wird von Körner mit der gebührenden Wärme begrüßt; das Goethesche in der Behandlung, wie er es nennt, das rein Dichterische, das die Objekte in Umriß und Farbe klar und rein Hinstellende, wie er es hätte nennen sollen, überrascht ihn. Schillers Balladen überschätzt er, aber vortrefflich ist, was er bei Gelegenheit des Tauchers bemerkt. „Ein großer Vorteil bei den Balladen ist gewiß auch die Wahl des Stoffes. Ist dieser an sich schon poetisch, so verträgt er eine einfache Behandlung und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu interessieren. Der Geist des Dichters zeigt sich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufassen und darzustellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in diesem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menschlichen Natur herausgeht, desto größer der Künstler. — Und wenn wir den Geist des Künstlers verehren, so lieben wir zugleich seine Seele in dem Tone, der in seiner Darstellung herrscht. Sein Charakter und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Teilnehmung über das Ganze verbreitet ist. — In Sprache und

Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne — die menschliche Gestalt des Geistes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finsternis — habe ich gestutzt, und dies auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darstellung bei und erweckt störende Nebenideen.“ Schillers Rechtfertigung seiner purpurnen Finsternis beweist, daß er damals schon von Goethes Farbenlehre profitiert hatte. Sein Urteil über die Gebrüder Humboldt ist äußerst merkwürdig und zeigt schlagend, wie kaum ein zweites Beispiel, was bedeutenden Menschen gegenüber bei dem Konstruieren ihrer Zukunft nach einigen dürftigen oder doch einseitigen Erfahrungen herauskommt. Trotz Schillers Privatmeinung hat Alexanders Tätigkeit ganz andere Spuren hinterlassen, wie die seines Bruders. Mehr und mehr wird Schiller gegen das Publikum verstimmt. Körner sucht diese Verstimmung dadurch zu heben, daß er ihn auf die stillen Wirkungen seiner Arbeiten aufmerksam macht und ihm darzutun sucht, wie weit die literarischen Schreier, die öffentlich den Ton angeben, davon entfernt sind, das Urteil der Nation auszudrücken. Darin hat er recht, aber der Trost wollte bei Schiller nicht verfangen, und die kalte, tatlose Gleichgültigkeit ist und bleibt auch empörend und niederschlagend, womit in Deutschland die Bessern und Besten den rohen Mißhandlungen zusehen, die der schreibende Pöbel den ersten Schriftstellern und Künstlern fast täglich zufügt. In jener Zeit durfte ein Kotzebue es wagen, den „Herrn von Goethe“ in dem berüchtigten Freimütigen zu bezichtigen, daß er nicht deutsch könne, was jedem, der von der Unbill des Tages ähnliches zu leiden hat, hiedurch in Erinnerung gebracht sei. Daß Kotzebues Frechheit, welche die Gründe für ihre Behauptung aus dem Goetheschen Epilog zu Schillers Glocke hernahm und den Epilog zu diesem Zweck bubenhaft analysierte, ein öffentliches Zeichen der Indignation hervorgerufen hätte, wüßte ich nicht, obgleich ich dadurch nicht bezweifle, daß Hunderte ehrsam den Kopf dazu geschüttelt haben werden. Auch das ist Schiller äußerst schmerzlich, schmerzlicher wie Körner selbst, daß die lange genährte Hoffnung, sich den Freund räumlich näher rücken zu sehen, an den Verhältnissen desselben scheitert. Er kann bei dieser Gelegenheit sogar eine gewisse Bitterkeit nicht unterdrücken, die aber seinem Herzen nur zur Ehre gereicht. „Zur Verbesserung Deiner Aussichten wünsche ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Überwindung kostet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etabliert zu sehen, Abschied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieser letzten Aussicht versprochen: wir wären uns so viel näher,

die Kommunikation so viel leichter, Dein eigener Zustand so viel freier gewesen. Das Schönste, ja das einzige, was der Existenz einen Wert gibt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorstellung, an echtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältnis Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältnis, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mitteilung und im Bedürfnis der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es gibt sogar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicher Weise gefunden, desto näher rücken sollte." Mit Staunen und Schaudern erfährt man Seite 89, daß der Wallenstein ursprünglich in fünf Akte abgeteilt gewesen ist, daß die Pikkolomini und der Tod nur ein einziges Stück ausgemacht haben. Das wäre eine Repräsentation geworden, die den Deutschen vielleicht für ewig das Theater verleidet hätte. Endlich wird das riesenhafte Werk fertig oder doch für fertig erklärt und dem Freunde mitgeteilt. Der Eindruck ist anfangs zu überwältigend, um die Kritik aufkommen zu lassen; doch macht Körner augenblicklich einige Bemerkungen, die Schiller berücksichtigt zu haben scheint, ehe er das Stück in den Druck gab. „Auf Wallensteins Grabe steht ein herrliches Denkmal, aus allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zusammengesetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns selbst auf einen höheren Standpunkt versetzt. Das Schmerzliche des Schicksals verschwindet über dem Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur." Schiller geht gleich wieder an ein neues Werk, an die Maria Stuart, und Körner erbietet sich, ihm für den Hausbedarf eine Menge historischer Stoffe zusammenzusuchen. Tiecks romantische Dichtungen erfahren im Vorübergehen von Schiller ein kurzes Urteil; persönlich ist der Romantiker schon früher in Jena und Weimar, wie in Dresden aufgetaucht. „Tiecks Manier kennst Du aus dem gestiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig." Körner schickt noch einige Betrachtungen über den Wallenstein und knüpft Vorschläge zu Änderungen daran, die von Schiller nicht allein nicht

gut aufgenommen werden, sondern ihn sogar zu der Erklärung veranlassen, daß er in mancher Beziehung über Poesie und besonders über tragische Poesie Grundsätze habe, die denen seines Freundes geradezu entgegengesetzt seien. Das will Körner nicht einleuchten, und ein jeder, der den Wallenstein von der negativen, wie von der positiven Seite kennt, wird es beklagen, daß Schiller die Bedenken des Freundes diesmal so kurz abfertigte; sie waren wohl begründet und hätten sicher Abhilfe finden können. Maria Stuart wird rasch vollendet und Körner charakterisiert das Stück sehr richtig als ein solches, das nach der Weise der Alten nicht auf dem sogenannten Helden, sondern auf der Handlung selbst beruhe. Hierin liegt allerdings sein Hauptvorzug, und dieser Vorzug ist sehr hoch anzuschlagen. Jetzt gerät Schiller über die Geschichte der Jungfrau von Orleans und begeistert sich für sie. Mir ist es immer unerklärlich gewesen, wie er sich diesem Gegenstand gewachsen glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird niemand bestreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein psychologisches werden mußte, und daß es eben darum über Schillers Kreis hinausging, läßt sich ebensowenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über sich selbst reflektieren, sie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geschlossenen Augen ihre Bahn vollenden und sogar mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen, der sich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das französische Mädchen, wie wir aus den Akten ihres Prozesses ersehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerläßlich, und Schiller mußte selbst wissen, daß er ihr diese nicht einzuhauchen vermochte. Seine Heldin schwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Tun und Gebaren setzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und sie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt ist, auf dem aber keine Weintrauben wachsen. Körner meint nichtsdestoweniger, der Dichter habe sich diesmal selbst übertroffen, und auch Goethe erklärt die Jungfrau für sein bestes Werk. Das Urteil über Tieck wird ergänzt, Schiller liest seine Genoveva und meint, er sei eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur, nur mangle es ihm an Kraft und Tiefe und werde ihm ewig daran mangeln. Genoveva sei als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, jedoch nur als Stufe, denn sie sei nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, der Weg zum Vortrefflichen gehe aber nie durch die Leerheit und das Hohle, wenn auch nicht selten durch das Gewaltsame und Rohe. Schiller schwankt jetzt zwischen mehreren tragischen Stoffen und, um während dieser Periode der Unentschiedenheit seine Zeit nicht ganz zu verlieren, bearbeitet er zu

Körners großer Verwunderung die Turandot von Gozzi. Seite 258 kommt ein merkwürdiges Urteil über Goethes Iphigenia; ich glaube es ist abschließend. „Hier wollen wir im nächsten Monat Goethes Iphigenia aufs Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie aufs neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Notwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem echten dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Produkt in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen, und das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." Die Braut von Messina wird begonnen; lange hatte sie mit den Malthesern und dem Warbeck zu kämpfen. Als sie fertig ist und Körner überschickt wird, äußert dieser, er kenne kein modernes Werk, worin man in so hohem Grade den Geist der Antike fände. Das beweist, wie sehr sich selbst die geistreichsten Menschen durch Einzelheiten blenden lassen, wie selten sie sich die Mühe geben, die Tiefe hinab zu steigen und das Fundament eines dramatischen Baues zu untersuchen. Ich habe Schillers Urteil über die Iphigenie mitgeteilt; ich brauche hoffentlich das meinige über die Braut von Messina nicht zurückzuhalten. Mir scheint sie ein völlig ideenloses Produkt. In der Jungfrau von Orleans sieht man doch, was der Dichter will, wenn er auch bei dem schon oben von mir berührten Mangel an Naivetät das Ziel nur halb erreichen konnte. Aber was er mit der Braut von Messina beabsichtigt hat, kann ich nicht herausbringen. Warum geschieht dies alles? Was wird mit diesem Blut abgewaschen? Wo sind die Greuel, die so ungeheurer Sühne bedürfen? Man fragt sich umsonst! Das Schicksal spielt im Stück Blindekuh mit den Menschen. Alle auftretenden Charaktere sind edel und rein und bleiben es bis zu Ende; die Mutter ist ohne Schuld, denn sie sagt:

— — — „Den Rachegeistern überlaß' ich
Dies Haus: ein Frevel führte mich hinein,
Ein Frevel treibt mich aus. — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's.“ —

dennoch wird ihr das Schrecklichste auferlegt. Die Söhne sind es auch, dennoch müssen sie das Schrecklichste aneinander vollziehen. Beatrice, die Tochter, ist ein Engel und mehr, dennoch muß sie durch ihre bloße Existenz das Schrecklichste hervorrufen und das alles, weil —

„Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttelte im Zorne
Grau'nvoller Flüche schrecklichen Samen
Über das sündige Ehebett aus.
Greueltaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.“

und weil —

„Es ist kein Zufall und blindes Los,
Daß die Brüder wütend sich selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutter Schoß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.“

also, weil sie verflucht sind, weil sie nur geboren wurden, um zu zeigen, was es bedeutet, wenn ein Ahnherr, dem die Braut von seinem Sohne geraubt wird, das Ehebett des Paars mit Flüchen belegt. Wir erfahren nicht einmal, wie es mit der Berechtigung des fluchenden Ahnherrn stand: es ist nicht unmöglich, daß er ein Narr und ein Sünder zugleich war, daß die Natur ihn zu derselben Zeit ins Kloster wies, wo sein Gelüst ihn in die zweite Ehekammer trieb, und daß ihn nichts traf, als was er verdient hatte. Doch, wir wissen es längst, daß Schillers Stärke nicht im Motivieren lag, daß seine Bildungen uns höchstens die Hauptstämme der Nerven und Adern aufgedeckt zeigen, daß die so wichtigen Kapillargefäße aber immer unsichtbar bleiben; wir wollen daher das Gegenteil aus freien Stücken annehmen und an die Berechtigung des Ahnherrn glauben. Für das Stück kommt nichts als ein partieller kleiner Gewinn dabei heraus. Wir haben und behalten immer den nackten rohen Fluch vor uns, der ein ganzes, herrliches, in Kraft, Jugend und Schönheit prangendes Geschlecht austilgt, und dies geschieht, um die

Verwirrung vollkommen zu machen, sogar erst nach dem Tode dessen, der dadurch eigentlich gestraft werden sollte, nach dem Tode des Brauträubers, denn —

„Er hemmte zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch Eures wilden Triebes
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß. Der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Wenn er dem Strome mächtig wehren kann."

Es geschieht demnach ohne Zweck, wie ohne Grund und es bleibt nichts übrig, als eine häßliche, Schauder eregende Anekdote, die, weit entfernt, uns die ewigen Gesetze der sittlichen Welt zu vergegenwärtigen, uns weit eher die Angst einflößen könnte, daß sie zuweilen ohnmächtig seien. Man wende mir nicht ein, das sei antik; es ist nicht wahr. Ödipus verflucht seine Söhne, aber sein Fluch wird ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweise, und wenn er sie trifft, so trifft er sie nur, weil sie es verdienten und weil die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch trifft er unmittelbar sie selbst, nicht ihre schuldlosen Kinder und Enkel. So verfährt, um die Spitzen des modernen und des antiken Dramas einander gegenüber zu stellen, auch Shakespeare. Als Lear seine Töchter verflucht, tut sich die Erde nicht auf, um sie zu verschlingen, auch verwandeln sich für sie die Früchte der Bäume nicht in Steine, die Fische des Meers nicht in Schlangen. Sie fallen durch ihre Sünden, wie sie sich nach und nach in enggeschlossener Kette, eine aus der andern, entbinden. Wenn es aber auch antik wäre, so würde das den Handel nicht verbessern. Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunstwerk, kein Kunststück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst sind; die ganz und gar beseitigten, die sich nur durch einen willkürlichen, dem absichtlichen Zudrücken der Augen ähnlichen Verengerungsprozeß des Bewußtseins notdürftig reproduzieren lassen, sind für ihn nicht mehr vorhanden. Dazu gehört aber der Glaube an die magische Kraft des Fluchs. Wir wissen es längst, daß mit jedem Individuum, das in die Welt, tritt, ein neuer, ein unendlicher Lebens- und Tatenkreis beginnt, daß keines dem Rachedurst eines andern Individuums ohne eigene Schuld verfallen, daß ein Fluch, der mit der Vernunft und dem sittlichen Gesetz in Widerspruch steht, durchaus nicht in Erfüllung gehen kann. Auf einem solchen Fluch beruht aber die Tragik in der Braut von Messina, und das sollte unsere Philosophen vom zweiten Rang, die gegen ihre poetischen Zeitgenossen nicht

skrupulös genug sein zu können glauben, abhalten, sie als eine wahre Tragödie zu zitieren. — S. 345 erfährt man, daß Schiller gegen das Ende seines Lebens noch mit Calderon bekannt wurde; er gibt ein kurzes, aber sehr einsichtiges Urteil über ihn ab. Die Stael erscheint in Weimar und macht auch Schiller in seiner Einsamkeit mit ihrem quecksilbernen Wesen zu schaffen. Sie reizt ihn, des Kontrastes wegen, ist aber so antipoetisch, daß er erstaunt, trotz ihrer Gegenwart, produktiv zu sein. Dennoch ist er es und vollendet den Tell, das herrliche Testament, das er seiner Nation hinterließ. Körner entwickelt bei Gelegenheit des Tieckschen Oktavianus vortrefflich die Gefahren, die über die wahre Kunst durch den Romantizismus, der damals noch keinen Namen hatte, hereinbrechen mußten. Er sagt mit Recht, daß das Unwesen um so schwerer zu bekämpfen, weil mißverstandene Sätze von der Freiheit und Selbständigkeit des Dichters dabei zugrunde lägen. Schiller denkt an eine Übersiedelung nach Berlin; er reist hinüber und es wird unterhandelt, aber er muß hohe Forderungen stellen, und ehe man an der Spree zum Entschluß kommt, ist er tot. Seine letzte Arbeit war die Übersetzung und Einrichtung der Racineschen Phädra fürs Theater, sein letzter Brief ist vom 25. April 1805 datiert und berichtet über Goethes Krankheit.

Ludwig Holberg.*)

Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cottascher Verlag. 1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienst gewesen, den alten dänischen Dichter wieder im Gedächtnis der Deutschen aufzufrischen; in unserer Zeit ist dies Verdienst doppelt groß. Denn der Mensch beruht in seiner geistigen, wie in seiner leiblichen Existenz auf dem Antagonismus eines gesunden Stoffwechsels, und bei dem bittern Ernst, der jetzt das Leben beherrscht und die ihm angeborne Freudigkeit des Daseins und Wirkens erstickt oder unterdrückt, muß ihm mehr wie je zuvor die Kunst, und die fröhliche Kunst zu Hilfe kommen, wenn er nicht erstarren oder erliegen soll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geschätzten

*) Wiener Zeitung. 1857.

neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der ersten komischen Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark selbst in die Wette leben und, was die Dichtertaten betrifft, auf dem welthistorischen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchstaben bilden wird. Die bunten Lampen, die einst auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politischen Kannegießer beleuchteten, sind viele zu früh ausgegangen, und wer Homers unauslöschliches Gelächter erschallen hören will, der zünde sie wieder an!

Prutz glaubt, sein Unternehmen werde auf Mißverständnisse und Vorurteile stoßen und es gehöre Mut dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutsche weiß, daß die Schönheitsgesetze sich nicht mit den politischen Konstellationen verändern und daß der Patriotismus unter keinen Umständen darin bestehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Ariost langweilig und den Voltaire geistlos zu finden. Wenn Lessing die französischen Tragiker angriff, so tat er es nicht, weil die Franzosen während des siebenjährigen Krieges ins Reich gefallen waren, sondern weil diese dramatischen Rhetoriker einer ganz konventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und sich den Lorbeer des Sophokles um die Allongenperücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Teil der Nation zu ihm hinübertrat, so geschah es nicht, weil man sich der Kontributionen und Brandsteuern erinnerte, sondern weil sich das Recht auf seiner Seite befand. Wenn Holberg daher bei uns in seiner neuen Gestalt nicht mit einem so freudigen Willkommen begrüßt werden sollte, als ihm gebührt, so wird es aus ästhetischen und sozialen, sicher aber nicht aus Schleswig-Holsteinischen Gründen unterbleiben. Dafür möchte ich stehen. Ob der Däne dem Deutschen in diesem Punkt gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn man erwägt, daß Shakespeares Ansehen bei ihm durch den englischen Flottenraub und das Bombardement von Kopenhagen nicht sonderlich erschüttert worden zu sein scheint, so möchte man auch Schiller und Goethe ein günstiges Prognostikon stellen. Wenn man aber an die Phrasen seiner Redner denkt, an den „Deutschen Knecht" und ähnliches, so könnte man für das skandinavische Schicksal unserer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf es uns völlig gleichgültig sein, selbst wenn die freiwillige literarische Huldigung, die uns hier beschäftigt, jenseits des Belts zu einer Art von Vasallenakt umgedeutet würde. Der Wert der dänischen Literatur wird Europa einstweilen nur noch durch Deutschland garantiert, denn die Franzosen sind bloße Lecker, die

überall einsprechen, um zu naschen. Die Garantie für den Wert der Deutschen hat Europa längst selbst übernommen, und wenn der Däne im Ernst auf den Einfall käme, sich gegen sie abzuschließen, so könnte er fast eben so gut auf die vier Elemente Verzicht leisten, um seine Selbständigkeit zu bewahren.

Nein, Prutz kann ohne Sorge sein; wir werden die Rose nie für eine übelriechende Blume erklären, weil sie im Garten des feindlichen Nachbars gewachsen ist, und die Schlacht bei Idstedt wird Holberg bei uns nicht schaden. Ein anderes ist es, ob man nicht erschrocken vor ihm zurückfährt, wenn er sich in seiner derben Knochenhaftigkeit so plötzlich wieder unangemeldet unter den Molluskenchor der Tageskomödien mischt. Anfangs gewiß, denn der Übergang vom Dosenstück zum Fresko und von der kandierten Zweideutigkeit zum ehrlichen Zynismus ist zu groß, als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. Aber Kraft und Wahrheit werden schon durchdringen, und Prutz, — kein Billiger wird ihm dies Zeugnis versagen, — hat alles getan, um den Sieg rasch herbeizuführen. Zunächst ist ihm die Übersetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er teils die Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg entwickelt, teils Holberg selbst einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, die er in früherer Zeit auf die deutsche Bühne gehabt hat, schließt sich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem Publikum Genuß, dem Historiker Belehrung und dem Ästhetiker reichliche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beistimmend und berichtigend ins einzelne, so weit der Raum es gestattet, damit wir ein Gesamtbild gewinnen.

Es gibt einen wunderlichen Kontrast, wenn man den jungen Holberg mit dem alten vergleicht. Schon vor dem zwanzigsten Jahre durch die ihm und allen Dänen angeborene Reiselust in die Welt getrieben, ist er so knabenhaft zart von Aussehen, daß er überall den seltsamsten Verdacht erregt und in Aachen von einem holländischen Prediger einem förmlichen Examen unterzogen wird, den er freilich dermaßen mit Latein bombardiert, daß Mynherr dem Himmel dankt, dem Scholaren nur selbst mit heiler Haut zu entkommen, und ihn auf dem Rückzug bereitwilligst für einen Theologen erklärt. Als er etwas später, durch sein hartnäckiges Fieber genötigt, ein warmes Bad gebrauchen muß, kann er seinen Wirt nicht bezahlen und sucht mit der Zeche durchzugehen, wird aber wieder eingeholt und muß nicht

allein, vermutlich durch seine letzten Kleider, die Schuld abtragen, sondern das mißglückte kleine Schelmstück auch noch jahrelang im Traume büßen. Hält man gegen diesen Halbvagabunden den nachmaligen Würdenträger der Universität, der bis an sein Lebensende in zierlicher französischer Tracht, den Hut unterm Arm, durch die Straßen ging, der sogar zum Reichsbaron erhoben wurde und durch eine für jene Zeit höchst beträchtliche Schenkung die Ritter-Akademie zu Soroe, in der ihm jetzt ein prächtiges Denkmal gesetzt ist, so gut wie neu gründete, so sind das gewiß zwei Bilder, die niemand, dem der verknüpfende Faden mangelt, von selbst aufeinander beziehen würde. Es lagen aber auch eine Menge Stufen der abenteuerlichsten Art in der Mitte, ja das ganze Leben des Dichters spann sich eigentlich in komischen Antithesen ab. Zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren, war Ludwig Holberg schon in der Wiege Soldat und erhielt als Sohn eines Militärs nach damaliger Sitte eine kleine Löhnung; nie jedoch zog er den Degen. Er wandte sich, durch einen unwiderstehlichen Drang getrieben, den Wissenschaften zu und studierte Theologie, nie jedoch bestieg er die Kanzel, vielmehr wurde er später als Ketzer von der Geistlichkeit verschrien. Er kam, nachdem er seine Reiselust gebüßt und, um sich auf seiner „grand tour" durchzubringen, bald als Hauslehrer, bald als Sprachmeister, bald sogar als Flötist fungiert hatte, nach Kopenhagen zurück und erhielt nach langem Harren und damit verbundenem Nagen am Hungertuch endlich eine Professur, aber die der Metaphysik, einer Wissenschaft, die ihm unter allen am fernsten stand, und die er lieber verspottet, als vorgetragen hätte. Er liebte, um die Charakteristik zu vollenden, den Umgang mit Frauen mehr, wie den mit Männern, und er dachte nie daran, sich zu verheiraten. Er verschwendete, so lange er arm war, denn er setzte sein Alles an seine Reisen, und er wurde geizig, als er über Wohlstand und Reichtum gebot. Er war schon in früher Jugend ein Märtyrer der Poesie; wandte sich dann bis in sein reifes Mannesalter so gründlich von ihr ab, daß das schönste Gedicht ihm kein Vergnügen mehr machte, kehrte darauf zu ihr zurück, schuf in wenigen Jahren alle seine Meisterstücke und sagte ihr nun wieder, in gelehrte Arbeiten vertieft, auch wohl mit bloßer Buchmacherei beschäftigt, für immer Lebewohl. Man könnte noch hinzufügen: er schrieb den Don Ranudo de Colibrados und ließ sich adeln, er war der größte Reisenarr und dichtete den Jean de France. Aber hier ist, wie Prutz unwiderleglich beweist, der Widerspruch, über den seine Zeitgenossen großes Geschrei erhoben, rein äußerer Natur. Dieser Mann, eben so beharrlich

als vielseitig, der lieber einen Umweg machte, als still stand, weil er sein Ziel viel zu fest im Auge hatte, um davon abgelockt werden zu können, hat den Dänen in seinen Komödien den Grund- und Eckstein ihrer Literatur gegeben. Früh schon regte sich die poetische Ader in ihm; schon als Knabe machte er ein Spottgedicht auf einen seiner Verwandten, und sein Vormund, der ihn dafür bestrafen sollte, begnügte sich, ihm in seiner Satire die falschen Redensarten und die unechten Reime zu korrigieren. Dabei hatte er das unschätzbare Glück, in eine Zeit zu fallen, die seiner Gaben bedurfte und der er sie nicht aufzudrängen brauchte. Die Auflösung der Calmarischen Union, das größte politische Unglück Skandinaviens, dessen Folgen sich noch weit über unsere Tage hinaus verbreiten werden, hatte die Nation in ihren eigenen Kern zurückgetrieben und war der Entfaltung ihrer Eigentümlichkeit, der Entwickelung eines selbständigen geistigen Lebens günstig. Die Reformation, rasch in Dänemark eingeführt, störte den Prozeß zwar, indem sie deutschen Einflüssen und Einwirkungen aller Art Tür und Tor öffnete und die ganze geistliche Literatur der Paradiesgärtlein und Himmelsschlüssel hervorrief, die trotz der Verschiedenheit der Materie in Ursprung und Zweck so viel Ähnlichkeit mit unserer heutigen Belletristik hat, indem sie ganz wie diese als Industrie betrieben wurde, um zu dem Kohl, den die magere Pfarrstelle allenfalls abwarf, das Fett herein zu bringen. Aber die „Kämpeviser“, eine Sammlung altskandinavischer Volkslieder, die zu Tor und Odin, zu Frigga und Iduna, zu Nornen und Valkyrien zurückführten, schlugen sich doch auch durch und waren um so unwiderstehlicher, als Völker, wie einzelne, am liebsten von Kindheit und Jugend erzählen hören. „Durch die politische Selbstständigkeit — sagt Prutz — und die geistliche Reformation war dem dänischen Volk die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geistiger Freiheit geöffnet; daß es dieselbe nicht im Fluge durcheilt hat, ist der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten, wie der deutschen Literatur hatte die dänische Literatur teils stofflich, teils zum wenigsten formell erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talent, Dichter aufgetreten, die, wenn sie auch dieses Namens oft sehr unwürdig waren, doch im Herzen des Volkes das Bewußtsein zu erwecken anfingen, daß man etwas wie eine Literatur besitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation sei, auf die Vollendung dieser Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.“ Jetzt trat Holberg ein, und ohne Zweifel war der Moment für ihn geschaffen, wie er für den Moment. Ein Dichter im höchsten

Sinne des Wortes kann derjenige wohl nicht sein, der sich nur so weit und so lange mit den Musen einläßt, als ein bestimmter äußerer Zweck es erheischt, und ihnen dann wieder den Rücken wendet. Aber ein solcher Dichter hätte auch noch keinen Boden gefunden. Dänemark brauchte einen Lessing, keinen Goethe und keinen Schiller, und Holberg wurde dieser Lessing; dem Verfasser des Laokoon im wissenschaftlichen Gebiete allerdings bis zur völligen Unvergleichbarkeit nachstehend, mit dem Schöpfer der Minna aber um die poetische Krone ringend und darin unendlich glücklicher wie er, daß er bis auf den gegenwärtigen Tag unverdunkelt blieb, weil ihm der Genius nicht folgte. Denn wenn die Späteren, wenn Ewald und vor allen Oehlenschläger auch der Art nach über Holberg standen, so blieben sie doch dem Grade nach weit hinter ihm zurück; sie gehörten einer vornehmeren Familie an, aber sie waren sehr arme Mitglieder dieser Familie, während er das Haupt der seinigen war. Sie repräsentieren die Stufe der Reproduktionskraft, wo der geniale Blitz im einzelnen schon zuweilen durchschlägt, der Verstand, der unerläßliche Begleiter, dafür im ganzen aber auch nur um so weiter zurücktritt, er diejenige, wo der Verstand das Genie fast ersetzt und die freie Selbstbestimmung vor ihm voraus hat. Das bewiesen sie schon dadurch, daß sie ihre besten Kräfte auf das absolut Unfruchtbare, wenn nicht Unmögliche verwandten. Wie unser Klopstock die Deutschen durch die Hermannsschlacht zu begeistern suchte, statt, wie später Goethe, in die lebendige Zeit des Götz hineinzugreifen, so bemühten sie sich, in beispiellosester Verkennung dieser mythologischen Figuren, den Baldur oder den Starkodder von den Toten zu erwecken und stellten Holbergs drastischen, wenn auch platten und harten Gestalten eine wüste, wilde Jagd von Nebelbildern gegenüber, die auslöschen mußten, wenn der Bürgermeister Breme nur einmal ordentlich nieste. Der dänische Lessing behauptete daher das Feld und behauptet es noch.

Begleiten wir ihn jetzt in die Schlacht, wo er seine Lorbeeren gewann! Seine gelehrten und populären Schriften können wir übergehen, obgleich sie eine eben so bunte als lange Reihe ausmachen, so daß man neben der für ihre Zeit höchst verdienstvollen dänischen Reichshistorie auf Schulbücher, ja auf offenbare Damenlektüre stößt; sie bahnten ihm den Weg zum Baron und zur königlichen Tafel, indem sie ihm viel Geld eintrugen, aber nicht den zur Unsterblichkeit. Eine charakteristische Anekdote hinsichtlich dieser Arbeiten wird erzählt, die man sich deuten mag, wie man will, zum Vorteil seines Gedächtnisses oder zum Nachteil seines Fleißes; er ersucht, als er an seine Geschichte

der Juden geht, die Bibliothek um Übersendung der Hilfsbücher, und als er den gewissenhaft zusammengeklaubten Korb mit dem „nötigen Vorrat“ erhält, schickt er ihn auf der Stelle zurück, weil er schon fertig sei. Ebensowenig brauchen wir uns bei seinen komischen Heldengeschichten, seinem Peder Paars und Niels Klimm, oder verwandten poetischen Leistungen aufzuhalten; sie machten ihm zwar einen Namen und werden zum Teil noch gelesen, aber die Empfindungen sind fade, die Satire ist flach und der ganze Spaß läuft auf jenes willkürliche Knötchenknüpfen und Lösen hinaus, welches den gebildeten Sinn selbst bei der größten Virtuosität selten reizt und nie befriedigt. Merkwürdig sind diese Produkte nur aus psychologischen Gründen, indem sie, die doch mit Ausnahme des Niels Klimm samt und sonders der Jugend des Poeten angehören, fast noch weniger Spuren vom Gemüt zeigen, wie die in diesem Punkt entsetzlich trockenen Komödien. Dies allein beweist schon, daß wir, was oben behauptet wurde, in Holberg keinen vollen und ganzen Dichter vor uns haben, und also doch wohl auch, daß er nicht zu den ersten komischen Genien aller Zeiten und aller Völker gehören kann, oder sollte die höchste Form des Dramas und vielleicht der Poesie, ja der Kunst überhaupt, nicht auch die universellste Begabung voraussetzen?

Wenden wir uns jetzt zu den Komödien, die, wie sie den Tag befriedigten, zugleich die Jahrhunderte beschäftigen und den Autor unsterblich machen sollten. Prutz gibt eine kurze, aber vortreffliche Geschichte des dänischen Theaters. Französische Truppen amüsierten den Hof, deutsche Banden das Volk, die einheimische Kunst wagte sich lange nicht über das Puppenspiel hinaus. Endlich im Jahre 1744 wurde ein kleines Schauspielhaus gebaut, in welchem die Dänen sich selbst als Dichter und Künstler versuchen sollten, und für dieses schrieb Holberg seine sämtlichen Stücke. Hören wir ihn selbst, wie er dazu kam. „Wie ich mit dieser Arbeit (einer statistischen) beschäftigt war, so geriet ich auf den Gedanken, nach dem Beispiele anderer Völker einige Schauspiele in dänischer Sprache abzufassen. Ich hielt mich selbst nicht ganz ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben, auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlassen und fast verschworen hatte, (die satirisch-poetische) wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich die vornehmsten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorsam sein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeschreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieser Art überhaupt mit sich zu führen

pflegen. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indessen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und schrieb jene Schauspiele, welche späterhin auch gedruckt wurden und nun in jedermanns Händen sind. Ich unterwarf meine Arbeit zuerst der Prüfung einiger Freunde und war noch unentschlossen, ob ich sie überhaupt sollte ans Licht treten lassen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen, mich darum zu bitten, und weil ich außerdem auch noch besorgen mußte, die Stücke möchten verstümmelt und unvollständig veröffentlicht werden, so gab ich endlich einer hiesigen Schauspielertruppe die fünf ersten Stücke zur Aufführung." Dies erinnert, dem rein äußeren Anlasse nach, an Gozzi, der seine Tragikomödien schrieb, um das ihm an einem öffentlichen Orte entfahrene scharfe Wort über Goldoni zu motivieren. Auch der Erfolg war bei beiden gleich. Wie Gozzi sein Publikum augenblicklich durch das dramatisierte Kindermärchen von der grünen Pomeranze hinriß, um es nie wieder los zu lassen, so begeisterte Holberg das seinige durch den politischen Kannegießer und fesselte es für immer an sich. Ebenso stockte bei beiden die bis dahin staunenswerte Produktionskraft, als der äußere Anlaß, der sie hervorgerufen hatte, wieder wegfiel, bei Gozzi, als seine Truppe sich auflöste, bei Holberg, als das Theater Bankerott machte. Die Parallele läßt sich noch weiter führen. Gozzi gewann seine Italiener dadurch, daß er die heißblütigen Naturen von dem Druck des Alltagslebens befreite und ihnen eine phantastische Welt aufbaute, in die sie um so lieber hineinflüchteten, als ihnen die Tragödie fehlte, die dasselbe Bedürfnis in tieferem Sinn befriedigt hätte. Holberg zog seine Dänen dadurch an, daß er ihnen Respekt vor sich selbst einflößte, Achtung vor ihrem täglichen Tun und Treiben, Liebe zu ihrer engen, knappen Existenz. Beide berührten daher, wenn auch auf verschiedene Weise, den innersten Nerv des Volks, wie er sich nach und nach im Lauf der Zeit bloßgelegt hatte, und verdankten dem Instinkt, den sie dadurch bewiesen, ihre mächtigen Wirkungen. Diese Wirkungen hielten sich bei Holberg, um jetzt zu ihm zurückzukehren, vom Anfang bis zu Ende seiner Tätigkeit, mit einzelnen unerheblichen Unterbrechungen freilich, auf derselben Höhe, und ihr entsprach seine Produktivität, die so weit ging, daß er einmal in einem einzigen Jahre neun Stücke auf die Bühne brachte. Allerdings nahm er es mit dem geistigen Eigentumsrecht nicht genau, und wenn man ihn den letzten Seekönig des Nordens nennen wollte, so würde das keineswegs alles Grundes ermangeln. Daß Molière ebenso ungeniert verfuhr und seine Diebstähle mit dem Bonmot: ich nehme meine guten Einfälle

weg, wo ich sie finde! in kecker Franzosenart zu verteidigen suchte, kann ihn nicht rechtfertigen. Noch weniger die Prutzsche Berufung auf den bekannten Schillerschen Ausspruch über die geringe Zahl der tragischen Situationen und Motive. Die ästhetische Tatsache, die Schiller im Auge hatte, ist vollkommen richtig; ebenso unbestreitbar ist es, daß sie sich im Gebiet des Komischen wiederholt. Aber Schiller stieß hier in seiner Sphäre auf dasselbe Phänomen, das Kant in der philosophischen vorschwebte, als er die Kategorien aufstellte, und er sagte nichts anderes und wollte auch gewiß nichts anderes sagen, als daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Kunst und aller ihrer Gattungen und Arten auf ebenso wenige Grundelemente zurückzuführen ist, wie der nach der Breite hin unberechenbare, nach der Tiefe hin aber rasch aufgezählte Reichtum der Welt. Wer dem Dichter, dem tragischen oder dem komischen, die Wiederholung dieser Situationen und Motive zum Vorwurf machen will, der kann auch mit dem Bildhauer darüber hadern, daß er alle seine Statuen aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammensetzt, mit dem Musiker, daß er sich immer auf derselben Tonleiter schaukelt, ja mit dem Jahr, daß es sich beständig aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter aufbaut. Bei Holberg und Molière in ihrem Verhältnis zu Italienern und Spaniern handelt es sich aber um etwas ganz anderes, um das wirkliche, nackte, schreiende Plagiat, welches darin besteht, daß man sich innerhalb der allgemeinen Sphäre, die der letzte wie der erste mit gleichem Fug betritt, das aneignet, was ein anderer bereits vollständig organisiert hat, und dies muß man verurteilen, oder auch das geistige Eigentumsrecht ganz aufheben, alle Denkmäler umstürzen, alle Literaturgeschichten durchstreichen und den König Lear allenfalls zur Besiegelung des großen kommunistischen Aktes nur noch als eine Tragödie **von der** Menschheit **für** die Menschheit aufführen lassen. So hat z. B. Calderons „Leben ein Traum“ und Schillers „Braut von Messina“ das tragische Grundmotiv mit dem Oedipus Rex gemein; die Prophezeiung, welche Menschen in ihrer Angst durch eben die Mittel zur Erfüllung bringen, die sie zur Abwehr und Anwendung der Gefahr ergreifen. Wer jedoch die beiden neueren Dichter deswegen zu Plagiatoren des Sophokles machen wollte, der wüßte nicht, worauf es hier ankommt, und verwechselte die Elemente, die den Besitz ausschließen, mit den Organisationen, die sich immer an ein bestimmtes Individuum knüpfen, weil sie das Resultat eines individuellen Prozesses sind. Diese Organisationen gehen aber in diesen drei Stücken so weit auseinander, als sie nur können, und nur, wenn sie im Knotenpunkt oder in der Lösung, oder

gar in der dramatischen Ökonomie zusammenträfen, wäre ein Plagiat vorhanden.

Ebenso teilt Holbergs Ulysses von Ithacia und Tiecks Prinz Zerbino das komische Grundmotiv mit der uralten Italienischen Volkskomödie, ja eigentlich schon mit dem Aristophanes: auf dem Gipfel der komischen Trunkenheit heben die Stücke sich selbst auf, wie der gärende Wein den Schlauch zersprengt oder das schwellende Blut die Ader. Darin muß man aber ebensowenig ein Plagiat erblicken wollen, denn auf dies Moment würde der schöpferische Geist auch ohne alle Überlieferung bei gehöriger Potenz jederzeit von selbst wieder verfallen; es fließt unmittelbar aus der Natur der Kunst. Anders steht es um die Entlehnung von Situationen und Charakteren, obgleich es auch hier, wie durchaus nicht geleugnet werden soll, ein Frei- und Allgemeingut gibt, bei welchem nach dem Mein und Dein nicht gefragt werden kann, weil das individuelle Gepräge entweder an sich zu flach oder doch längst verwischt ist. Holberg bleibt übrigens auch bei strengster Durchführuug dieses Prinzips noch so viel des Eigentümlichen übrig, daß er die Abrechnung nicht zu scheuen braucht. Auf dem Grunde des durch die „Kämpeviser" wieder erweckten Volksbewußtseins fortbauend, sich aber wohl hütend, zu weit zurückzugreifen und etwa, wie später die Tragiker, die Späße des Thor, sein Ringen mit dem alten Weibe und ähnliches, in Szene zu setzen, hat er in der bürgerlichen Region ein Dutzend Stücke geschaffen, die in ihrer gesunden Mischung von Spaß und Verstand ebenso ergötzlich als echt Dänisch sind und ihm unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang für immer seinen Ehrenplatz sichern. Ich sage im Widerspruch mit Prutz: unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang! und muß zu dem psychologischen Grunde dieser Behauptung, den ich bei der Charakteristik Holbergs schon andeutete, nun auch noch in Kürze den allgemeinen angeben.

Wir wollen nicht mit Faust zu den Müttern am Nabel der Erde hinabsteigen; wir wollen uns gleich an die Töchter halten, denn jene antworten nur durch diese. Wir wollen nicht fragen: Was ist das Komische und das Tragische; aber wir wollen fragen: Was ist die Komödie und die Tragödie? Genau besehen: zwei Formen für ein und dasselbe Verhältnis, das sie an den entgegengesetzten Enden packen. Immer ist es der Mensch in seinem Konflikt mit den ewigen Mächten, mag man diese nun fassen, wie man will, der dem Drama in beiden Gestalten die Aufgabe stellt, und der ganze Unterschied liegt in der Art der Lösung. Das hatte Plato vor Augen, als er den tiefsinnigen Ausspruch tat, es sei die Sache eines und desselben Mannes,

Tragödien und Komödien zu schreiben. Das schwebte Goethe vor, als er die Komödie, in Molières Misanthrop, einmal fast tragisch fand und ein andermal die Tragödie, die Kunstform selbst, für komisch erklärte. Denn wenn beide nicht, wie Plato fordert, aus einem Dichtergeist hervorgehen, der mit gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle, wie in die beleuchtete Hemisphäre der Welt hineinschaut und vermöge dessen im rechten Moment mit den Motiven wechselt, so werden sie, je konsequenter sie sich in ihrer schneidenden Einseitigkeit entwickeln, um so sicherer auch in ihr eigenes Gegenteil umschlagen und zuletzt auf den ästhetischen Sinn wirken, wie Goethe es an sich erfuhr. Ein solcher Dichtergeist ist aber bis jetzt nur einmal, nur in Shakespeare, hervorgetreten, und darum hat nur er in der Komödie, wie in der Tragödie „das Gesetz erfüllt" und das absolut Vortreffliche hervorgebracht. Aristophanes mit seinen immer bittern satirischen Ausläufen kann uns hier um so weniger ein Einwand sein, als er seinem Freunde selbst keiner war, und Calderon, obgleich demselben Grundgesetz mit Shakespeare folgend, hat doch zu wenig Individualisierungskraft und bewegt sich mit zu wenig Freiheit, um neben ihm in Betracht zu kommen; nur Goethe im Faust kann noch genannt werden, doch ist die komische Ader bei ihm zu schwach, als daß die Mischung vollkommen glückte, wovon er selbst auch wahrscheinlich ein Bewußtsein hatte, da er den Kaspar des Volksbuchs wegließ. Bei dieser Andeutung muß ich es bewenden lassen, die Entwickelung, wenn auch äußerst lohnend, würde diesmal zu weit führen. Übrigens hat sich unter den komischen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakespeare so weit genähert, wie eben Holberg in seinem Ulysses von Ithacia, diesem köstlichen Pendant zum Don Quichotte des Cervantes, der, wie letzterer die Rittergeschichten, so die Deutschen Komödien ohne Zusammenhang und Ende persiflieren wollte und fast ohne Ahnung des Verfassers zum köstlichen Kunstkristall gedieh.

Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit.*)

Unsere Residenzstadt sah im Laufe des letztverflossenen Winters einen Gast in ihren Mauern, von dem wenige etwas erfahren haben werden und der doch zu den bedeutendsten gehört, die seit lange bei uns einsprachen. Es war dies Bogumil Goltz

*) Der Wanderer (Wien.) 1852.

aus Thorn in Ostpreußen, der aus Ägypten zurückkam, wohin er eine Reise gemacht hatte, und zwar von dem Honorar für das Buch, auf das ich jetzt die Aufmerksamkeit des Publikums hinzulenken wünsche. Ich verdanke der Frau von Goethe seine Bekanntschaft, die mich bei einem Mittagsessen mit ihm zusammenführte. Er war mir damals, was er den meisten Lesern noch sein wird: ein bloßer Name, den ich noch obendrein erst aus dem Einladungsbrief kennen lernte, aber wie rasch verwandelte sich dieser Name in eine lebendige Gestalt mit den schärfsten, bestimmtesten Zügen, als die persönliche Begegnung eintrat! Ein starkknochiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorspringender Nase und einer Stirn, die Eigensinn und Willenskraft zugleich abzuspiegeln schien, perorierte in einem Kreise von erschrockenen Damen und staunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das schöne Italien; seine Garderobe erinnerte an einen Professor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Lessing, als er tanzen und fechten lernte, sich gegen seinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinauf gebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber seine Gedanken waren nicht alt und bestäubt; in körnigster Sprache entwickelte er eine Reihe der originellsten Ansichten und Ideen; die schlagendsten Ausdrücke, die treffendsten Bilder standen ihm zu Gebot, und das Schneidende seiner Äußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Messen ausschließt, doch wieder gemildert. Es gibt nämlich eine doppelte Art des Gesprächs, die auch eine doppelte Aufnahme bedingt. Bei reflektierenden Menschen ist es ein Gedankenextrakt, in welchem das Unbewußte fast ganz zurücktritt; sie sprechen heute aus, was sie gestern dachten, wählen und mischen mit Überlegung die Farben, zeichnen mit sicherer Hand die Umrisse und s c h r e i b e n eigentlich nur mit der Z u n g e. Diese sind für alles, was sie sagen, verantwortlich, und wissen es auch recht gut. Bei schöpferischen Naturen dagegen ist es ein Prozeß, den der Zuhörer in allen seinen Phasen mit durchmachen muß und dessen Präzipität erst aus der lebendigsten Friktion aller Kräfte hervorgeht. Mit diesen wird nur ein kleinliches Individuum rechten, nur ein solches, das unfähig ist, das Leben im großen Sinn aufzufassen, und das eben darum an Formen Anstoß nimmt, welche der mit sich selbst ringende Geist, der sich ihrer in dieser Minute bedient, in der nächsten aus eigener Bewegung schon wieder zerschlägt. Zu ihnen gehört Goltz; Goethe hätte ihn stundenlang ohne Unterbrechung sprechen lassen; Böttiger hätte ihn beim dritten Wort auf Pistolen gefordert. Mit Italien,

das er zuletzt gesehen hatte, war er ganz besonders unzufrieden; natürlich nicht mit dem Lande, mit dem blauen Himmel und den milden Lüften, sondern mit den Menschen und ihren Zuständen. Ging er so weit, daß man sich eine bescheidene Einwendung erlauben zu müssen glaubte, so lautete seine Erwiderung: er erwarte, daß man subtrahieren könne, und setze die vier Spezies überhaupt bei jedermann voraus. Hatte man an dieser Abfertigung noch nicht genug, kreuzte man ihn noch mit einer zweiten Bemerkung, so war er imstande, die Augen, wie ein Märtyrer, aufzuschlagen und auszurufen: Gott, Gott, es gibt auf Deiner Erde nur einen dummen Kerl, und man kann ihm nicht ausweichen, man trifft ihn vor den Pyramiden, im Kolosseum und überall! Hatte er seinem Ärger auf diese Weise genug getan so trat augenblicklich die Reue ein, und er sagte gutmütig: daß meine Freunde an mir lieben, was liebenswürdig ist, das danke ihnen der Teufel; sie müssen auch das übrige mit in den Kauf nehmen! Als man ihm das von unserem enthusiastischen Juristen Mittermaier selbst an den Facchinis so hoch gestellte naive Wesen der Italiener entgegen hielt, versetzte er: die Naivetät des Rebhuhns ist noch größer und dennoch pflegt man es nicht über den Menschen zu erheben; übrigens ist es mir lieber, wenn derjenige, der mich totschlägt, hinterdrein nach alter deutscher Art, vom Gewissen gejagt, davon läuft, als wenn er sich in gut italienischer Manier aus meinem Leichnam ein Kopfkissen macht und sich niederlegt, um sich von der gehabten Anstrengung zu erholen. Von der Mattherzigkeit unserer Zeit meinte er, wohl nicht ohne Grund, die Menschen hätten heutzutage nur eben so viel Seele, daß das Fleisch nicht faule. Ein weiches, leicht erregbares Gemüt kam aber auch von Zeit zu Zeit in unzweideutigen Spuren zum Vorschein, und ich überzeugte mich bald, daß die anscheinende Härte des Mannes eben nur aus seiner Angst vor dem zu mächtigen Überströmen des tiefen Gefühls, dessen er sich im Innersten bewußt war, hervorgehe. So erzählte er mit großer Bewegung einen Moment seiner Fahrt auf dem Nil, der dies auf rührende Weise dartat. Seine Wäsche war gewaschen und auf dem Schiff zum Trocknen aufgehängt worden, während er sich zum Schlafen niedergelegt hatte. Wie er wieder erwacht, sieht er, daß der Wind, der sich inzwischen erhoben hat, sie links und rechts entführt. Eine ordinäre Geschichte, nicht wahr? — fuhr er fort — der Verlust war in jeder Bude zu ersetzen! Allerdings, bis auf die Erinnerungen! Das alles hatte mein Weib mit emsigen Händen in langen Winterabenden im fernen Norden geschafft, und nun sollten die Krokodile es zerreißen! Zu mir faßte er

bald Vertrauen, weil ich, erfreut, einmal wieder einen Urmenschen vor mir zu sehen, einen Abkömmling des Göttergeschlechts, das von Heuchelei und Verstellung nichts wußte, auf alle seine Eigenheiten willig einging. Aus schnell gewonnenem persönlichen Interesse für mich entschloß er sich denn auch, in ein Stück von mir zu gehen; die „Judith“ wurde abends gerade aufgeführt. Dabei verhehlte er mir nicht, daß er seit vielen Jahren nur selten ein deutsches Drama nicht ganz unerträglich gefunden habe und daß er auch in Wien bereits aus dem Theater gelaufen sei, um eine Widerwärtigkeit, die er mir nannte, nicht beklatschen hören zu müssen. Am nächsten Morgen kam er zu mir, glühenden Gesichts, von Schweiß triefend und tausend Flüche in seinen Gruß mischend. „Wenn man mich in diesem Augenblick totschlägt — rief er aus — so braucht der Apotheker das ganze Jahr kein Gift mehr; Blausäure, Arsenik, alles, was ihm beliebt, habe ich ausgekocht!“ Der Grund seines Ärgers war, daß er meine Wohnung nicht hatte finden können. Jetzt sprach er über die „Judith“, die mächtig auf ihn gewirkt, und deren positive und negative Seiten er im raschesten Überblick vortrefflich erfaßt hatte, so daß der Verfasser aus seinem Munde in einer Viertelstunde mehr wahre Kritik entgegennahm, als seit 1840 aus allen deutschen Zeitungen zusammen. Sein Kriterium war freilich rein empirisch; ich muß — sagte er — wenn ich einem Drama Leben zugestehen soll, mit den Personen fortsprechen können, ich muß den Drang spüren, ihnen hinter die Kulissen zu folgen, sonst habe ich Puppen gesehen und Tiraden gehört, oder, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, es sind Rollen abgespielt worden. Aber er traf den Nagel auf den Kopf, denn das ist allerdings die beste Probe; Schemen und Schatten verschwinden mit dem Schauspieler, der sie repräsentiert, und nur Gestalten lassen sich festhalten. Nun gab er mir sein Buch der Kindheit und ging auf die Post, um nach Thorn zurückzukehren und dort in häuslicher Stille seine Reise nach Ägypten zu beschreiben. Selten machte ein Mensch auf mich einen so ganz eigentümlichen und darum dauernden Eindruck; der erste Gedanke, den er, und nicht bei mir allein, erweckte, war: er müßte in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu schaffen. Sein Buch nahm ich natürlich nicht bloß mit Interesse, sondern auch mit großen Erwartungen zur Hand, und wahrlich, ich fand mich nicht getäuscht. Gleich das Vorwort bestätigte mir, daß ich mir über sein Wesen eine vollkommen richtige Grundanschauung gebildet hatte; die äußere Schroffheit dieses Mannes war das Produkt seiner inneren Weichheit. Das bewies zwar auch schon die

Wahl des Themas, denn nur der aus dem Gemüt heraus lebende Mensch fühlt ein Bedürfnis und ist imstande, sich wieder in seine Kindheit zu vertiefen; ein anderer läßt sich von seinen Bubenjahren nicht hofmeistern, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen. Aber dies Vorwort ist schwach, sehr schwach gegen das übrige, weil es abstrakter Weise im allgemeinen zur Geltung zu bringen sucht, was nur im besonderen und auf dem Wege der konkretesten Veranschaulichung zur Geltung gebracht werden kann, und da es Leute gibt, die nicht ins Haus eintreten, wenn sie über die Schwelle gestolpert sind, so will ich das ausdrücklich bemerken. Von welcher Fülle der echtesten Poesie strotzt dagegen fast jedes Kapitel! Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz. Ich muß freilich meine Schwäche bekennen, die Schwäche, daß ich mich gern in die Zeit versetze, wo jedes Blatt, das ich von einem abgeblühten Rosenkelch herunterblies, für mich ein morgenroter Kahn war, in dem ein Engel zur Erde niederschiffte, und wo ich die Johanniskäfer für kleine, eben geborne Sterne hielt, die schon wachsen und die Straße zum Himmel finden würden. Doch meine Sympathie für den Stoff würde mich nicht blind für die Mangelhaftigkeit der Form machen, und gerade diese ist, einige unerhebliche stilistische Nachlässigkeiten und Schiefheiten in der Satzbildung abgerechnet, vollendet zu nennen. Goltz ist ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Hippel scheint jenen Blick fürs Detail des Stilllebens auf ihn vererbt zu haben, der seinen „Lebensläufen" die klassische Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darstellungstalent, welches von ihm selbst leider an Gespenster und Fratzen verschwendet wurde. Von Hamann hat er einen mystischen Zug, der ihn abhält, die Nacht als die bloße Abwesenheit des Tages aufzufassen, und insoweit gesund ist, als er dies tut; von Kant hat er nichts, und das ist schade, denn das Angebinde des großen Vaters der Kritik hätte ihn ohne Zweifel gegen die sich erst entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Karrikaturengestalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter und gegen die von ihr befehdete alte etwas skrupulöser gemacht, als er zu sein scheint.

Shakespeare und seine Zeitgenossen.*)

Shakespeares Zeitgenossen in Charakteristiken und Übersetzungen von Friedrich Bodenstedt.

I.

Erster Band: John Webster. Berlin 1858. Verlag von R. Decker.

Die Shakespeareliteratur häuft sich auf bedrohliche Weise in Deutschland und mahnt mit jedem Jahre stärker an das schneidende Distichon der Xenien, das durch die Auslegerschar, die einst hinter dem großen Königsberger Philosophen einherzog, wie hungrige Raben hinter dem Pflüger, ins Leben gerufen wurde und das mit dem unartigen Pentameter schloß: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun! Es dürfte eben so belehrend als ergötzlich sein, auf die vielen Stadien, welche diese Literatur bereits durchlaufen hat, einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Welch ein Abstand zwischen dem durch Goethes Rezension in den „Frankfurter Anzeigen" unsterblich gewordenen Rekonvaleszenten, der ein Shakespearesches Drama bearbeitete, d. h. auf den Kopf stellte und verstümmelte, um die Zeit, die zwischen dem Wegsetzen der letzten Medizinflasche und der Wiederaufnahme der Akten verstrich, doch nicht ganz ohne nützliche Beschäftigung hingehen zu lassen, und einem Enthusiasten von heute! Wurde der Dichter ehemals betrachtet und behandelt, wie im Mittelalter ein altrömischer Bau, das Kolosseum z. B., aus dem Fürsten und Bettler ihren Bedarf an Materialien holten und aus dem selbst Michel Angelo die Steine zum Palast Bramante brechen ließ, so erweist man ihm jetzt fast mehr Ehrfurcht, wie einem gotischen Dom, und sucht selbst in den Spinnengeweben, welche die Fenster verdunkeln, ja in den Spatzen- und Schwalbennestern der Gesimse Sinn und Bedeutung. Wie schüchtern führt Wieland ihn ein; wie vorsichtig verwahrt sich der feine Mann, der wohlgeratene Zögling der Franzosen, der sein ganzes Leben lang den Griechen zu opfern glaubte und doch jedes seiner Gebete nach Paris richtete anstatt nach Athen, in seinen breiten Glossen gegen den Verdacht, als ob er die Derbheiten und Exzentrizitäten

*) Wiener Zeitung. 1859. 1861.

des fremdartigen Gastes billige oder gar teile; wie oft schießt er ihm aus seiner unerschöpflichen Kasse, die später auch dem Lucian und dem Horaz zugute kam, etwas gemeinen Menschenverstand vor und setzt einen Orakelspruch dadurch zur Bauernregel herab! War Wielands Auffassung aber bloß eine enge und beschränkte und konnte sie bei dem allgemeinen Stand der ästhetischen Bildung und bei der Größe der Aufgabe auch füglich keine andere sein, so war die der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger, Wagner usw., die sich ihr entgegenstellten und sie verhöhnten und verspotteten, geradezu eine verkehrte und stand nicht allein mit Shakespeare, sondern mit der Kunst selbst in Widerspruch, indem sie, keineswegs zufrieden, der deutschen Muse den beklemmenden Schnürleib abzuziehen, ihr gern auch noch den Brustkasten zerschlagen hätten, um ihr einen freien und vollen Herzschlag zu verschaffen. Nur Lessing war es gegeben, hier, wie überall, keinen Schritt über die Linie hinauszugehen und keinen hinter ihr zurückzubleiben; wären die goldenen Worte, die er bei Gelegenheit des Weißeschen Richard aussprach, beherzigt worden, so würde unser dramatisches Raritätenkabinett um vieles ärmer, unser Theater aber vielleicht um einige brauchbare Stücke zweiten und dritten Ranges reicher sein. „Shakespeare — sagt er — will studiert, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist, er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektiert, aber er borge nichts daraus!“ Seine unmittelbaren Zeitgenossen hörten nicht auf ihn und verpufften ihre Kräfte, doch Schiller und Goethe gingen, nachdem der erste Jugendrausch verflogen war, auf seinen gesunden Gesichtspunkt ein und gaben uns ein nationales Drama, indem sie sich im einzelnen von Shakespeare so fern hielten als möglich, ihn im ganzen aber nie aus den Augen verloren. Das war die rechte Mitte, die eingehalten werden muß, wenn der Segen sich nicht in Fluch verwandeln soll. Die romantische Schule zerstach den Damm aber bald wieder, den unsere beiden größten Dichter im Bunde mit unserem ersten Kritiker weise und besonnen aufgeführt hatten, und seitdem haben wir die Überschwemmung. A. W. Schlegels Vorlesungen, in Wien gehalten, machten Epoche und das mit Recht, obgleich man nicht die letzten Gründe der Dinge bei ihm suchen darf, hinsichtlich deren man sich schon mit ungleich größerem Glück an seinen Bruder wendet. Solgers ausführliche Beurteilung dieser Vorlesungen ist in bezug auf das Verständnis Shakespeares ein wahrer Kanon und wurde weit öfter benützt, als zitiert. Tiecks oft versprochenes großes Werk ist nicht fertig geworden, nicht einmal fragmentarisch, wie

es scheint, und das ist trotz seiner etwas aparten Ansichten über den Charakter der Lady Macbeth und über den berühmten Monolog des Hamlet zu bedauern, denn vor allen Früheren und Späteren war er geeignet, das Kapillarsystem der Shakespeareschen Organismen zu entwickeln, und dadurch allein wird die Einsicht in die Tätigkeit des Dichters lebendig. Doch hat er durch einzelne Abhandlungen viel getan und noch mehr vielleicht durch seine Leseabende. Die Romantiker hatten noch zu kämpfen, aber sie gingen als Sieger aus der Schlacht hervor, und das so vollständig, daß sie ihr eigenes Werk nicht wieder zu zerstören vermochten, was ein Teil von ihnen ein Dezennium nachher durch Einführung des Calderon alles Ernstes versuchte. Nun folgten, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Franz Horn, Ulrici, Rötscher, Vischer, **Gervinus** usw. und auch die Übersetzungen drängten und verdrängten einander in stürmischer Hast, mit einer Lizenz beginnend, die den halben Dichter von vornherein aufgab, und sich zu einer Ängstlichkeit steigernd, die lieber den Genius der eigenen Muttersprache verleugnet, als auf irgend ein Adjektiv Verzicht leistet. Eben so erging es auf der Bühne. Hamlet und Lear wurden von Schröder zu Familienstücken zugeschnitten und fanden auch in dieser Gestalt nur als Paradepferd des Virtuosen Eingang. Schiller und Goethe bemühten sich, das für unser reflektierendes Publikum zu üppige Detail dieser Weltbilder zum Vorteil des Ganzen auf ein faßliches Maß zurückzuführen, und ein so seltsamer Mißgriff Goethes Romeo und Julie auch sein mag: Schillers Macbeth ist ein Meisterstück des deutschen Geistes. Die Romantiker, die ihren Shakespeare lasen, wie die Juden den Talmud, verlangten sogar das altenglische Theatergerüst zurück und hätten mit dem nämlichen Recht auf Talgkerzen bestehen können. Jetzt wird der Dichter überall so unverkürzt gegeben, als die lokalen Verhältnisse es nur irgend gestatten. So hat er sich denn vollständig durchgesetzt, und ohne Zweifel wird ganz Europa im Jahre 1864 sein dreihundertjähriges Jubiläum feiern, die germanischen Völker aus Liebe und Begeisterung, die romanischen aus Respekt. Als eine Art Bärenhäuter trat er in eine Gesellschaft ein, die an das Geschaukel des französischen Alexandriners so gewöhnt war, wie an die grünen Taxuswände von Versailles, und die sich verwunderte, daß er überhaupt nur gehen und stehen konnte. Der Studentenjubel, der durch die Fenster hereindrang und die Ohren betäubte, war mehr geeignet, ihm zu schaden, als ihm zu nützen, und nur die unveränderliche Teilnahme des kühlen Lessing, sowie das ernste Studium des reifenden Goethe schützte ihn vor dem Schicksal, mit rasch veraltendem Modetand in die Rumpel-

kammer zurückgeworfen zu werden, in der er bereits zwei englische Revolutionen verschlafen hatte. Jetzt gibt es bei uns nicht leicht einen Professor der Philosophie, der ihm nicht ein ganzes oder ein halbes Buch widmet, und wenn ein ermüdeter Historiker sich von Geschichte und Politik einmal erholen will, so schreibt er einen vierbändigen Kommentar über ihn.

Wir Deutsche haben nun alle Ursache, uns mit Shakespeare gründlich zu beschäftigen, ja stolz auf ihn zu sein, denn ohne Frage ist er weit mehr aus den germanischen Elementen der englischen Mischnation hervorgegangen, als aus den romanischen, und so lehrt er uns unter anderm auch, was aus uns werden kann, wenn zu dem vielen, was wir besitzen, nur ein weniges von dem, was uns mangelt, hinzukommt. Nichtsdestoweniger schrieb schon Goethe seinen bekannten Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende!“ und wahrlich nicht ohne Grund. Seitdem hat sich die Lage der Dinge aber so verändert, daß fast jedermann, der ein paar neue Bemerkungen über den Dichter zu machen hat, sich berechtigt glaubt, gleich ein dickes Buch über ihn zu bringen, und wenn ich eine Opposition, die „von dem Londoner Theaterdirektor und seinem unordentlichen und wüsten Szenenbau“ zu sprechen anfängt, auch eben nicht billige, so kann ich sie doch vollkommen begreifen und möchte sie, wenn ich das „Kriegsrecht“ mit seinen Konsequenzen in Erwägung ziehe, nicht einmal allzu hart schelten. Jedenfalls wird es Zeit, die Shakespeareliteratur streng zu überwachen, damit sich auf der einen Seite das absolut wertlose, wozu ich z. B. die Vehsesche Expektoration*) rechnen muß, nicht ungebührlich anhäufe und auf der andern wirklich Kernwerke, wie die von Ulrici und Gervinus, nicht durch Luxusarbeiten, die ohne sie gar nicht möglich gewesen wären, überwuchert und in den Hintergrund gedrängt werden.

Über das Buch, das mir zu diesen Betrachtungen den Anlaß gibt und dem wir uns jetzt näher zuwenden wollen, muß ich, da es auf fünf Bände berechnet ist, mein Endurteil natürlich aufsparen. Der Herausgeber will, nach der Vorrede, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakespeares und Übertragungen ihrer eigentümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntnis der altenglischen Bühne liefern. Er glaubt, daß seine Vorgänger Tieck, Baudissin usw. gerade die wertvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben. Er meint endlich, daß junge Dramatiker von diesen Zeitgenossen Shakespeares vielleicht mehr lernen dürften, wie von

*) Shakespeare als Politiker, Psycholog und Dichter. Von Karl Vehse. (1851.)

ihm selbst, denn, „indem wir sähen, was sie von ihm gelernt hätten, würden wir zugleich wahrnehmen, was wir selbst von ihm lernen könnten, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die so viele Neuere charakterisiere". Die Wahrheit seiner ersten Behauptung hat er nun durch den Inhalt der folgenden Bände darzutun, und es ist billig, den Beweis abzuwarten, so auffallend es auch ist, daß ein Kenner des Gegenstandes, wie Tieck, gerade das Beste übersehen haben soll. Was jedoch die zweite betrifft, so ist nach meiner Überzeugung in Lessing, um geradezu den Antipoden zu zitieren, noch mehr von Shakespeare zu finden, wie in seinen Zeitgenossen, von dem nämlich, was Shakespeare zum Shakespeare macht, von dem riesigen, alles umfassenden Verstand, von der festen, nie zitternden Hand, mit der er die Weltrichterwage hält, und von der unbestechlichen Strenge, womit er die menschlichen Lose verteilt. Unter allen seinen Zeitgenossen aber steht John Webster, den uns der Herausgeber in sonderbarer Wahl zuerst vorführt, in diesem Hauptpunkt wohl am allerweitesten von ihm ab. Gehen wir näher auf ihn ein!

Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß ein dramatischer Dichter, der im Bau und Organismus seiner Stücke schwach ist, überhaupt nicht stark sein kann; ein Mensch ohne rote Wangen ist noch immer ein Mensch, aber die roten Wangen können nicht selbständig in der Luft herumfliegen. Wenn er jedoch zu glauben scheint, daß den Plänen John Websters nichts weiter, als Verworrenheit (im ganzen) und Überladung (im einzelnen) vorzuwerfen sei, so muß ich ihm aufs entschiedenste widersprechen; seine Dramen gehören, mit kaum einer Ausnahme, unbedingt zu den „monstres détestables", welche Friedrich dem Zweiten die englische Bühne so verhaßt machten. Der Kunstverstand, der bei Shakespeare das Größte und das Kleinste zusammenknüpft und vom Zentrum aus selbst die Fliege beherrscht, die am äußersten Rande der Peripherie zu Boden fällt, ist gänzlich abwesend; man könnte aus den regellos in der Luft verflatternden Blumen des Feuerwerkers eher einen Kranz winden, als dies rohe Gewühl von Charakteren und Situationen, die innerlich nichts miteinander zu tun haben, auf eine lebendige Einheit zurückführen. Diese Stücke sind wirklich so beschaffen, wie die Shakespeareschen unseren Vorfahren erscheinen mußten, als sie von dem blind laufenden Genie faselten, das allenfalls die Tür des Hauses verfehlen dürfe, weil sich vor dem anrennenden Kopf auch gleich in der Mauer ein bequemer Eingang zu öffnen pflege. Hier brüstet die „Ursprünglichkeit", die dem Kausalgesetz so ängstlich aus dem Wege geht, wie das Lamm den Wolf,

sich im vollsten Glanz und bringt es denn auch zu einer geistigen Schöpfung von so viel Bestand und Gehalt, wie eine physische haben würde, welche, um das Unsinnige und Unmögliche einmal als denkbar zu nehmen, nichts von der Gravitation wissen wollte. Es wird nützlich sein, dies im einzelnen an der „Herzogin von Amalfi“, die uns als das eigentümlichste Werk des Dichters vorgeführt wird, gründlich nachzuweisen.

Die Handlung besteht darin, daß die Herzogin, eine schöne, junge und edle Witwe sich gegen den Willen ihrer Brüder heimlich und unter ihrem Stand wieder verheiratet und daß diese sie und ihren Gemahl dafür töten. Der Einsichtige ersieht schon hieraus, daß sich statt der tragischen Sphäre die konventionelle vor ihm auftut, denn dadurch, daß sich eine Herzogin zum zweitenmal vermählt, wird kein ewiges Gebot verletzt, sondern höchstens ein Familien-Traktat und dadurch, daß sie unter ihren Stand hinabsteigt, erbittert sie nicht die sittlichen Mächte, sondern bloß ihre vornehmen Verwandten. Eine fürstliche Heirat kann allerdings das Motiv zu einer Tragödie abgeben, und Shakespeare hat es im König Johann gezeigt, aber dann muß eben, wie es im König Johann geschieht, ein Staat die Ehe schließen oder bekämpfen, aber unsere Herzogin tritt als reine Privatperson auf und hat mit den Schicksalen der Völker nichts zu schaffen, nicht einmal ihr Sohn aus erster Ehe wird, obwohl genannt, als wirkliches und wirksames Hindernis eingeführt. Wir erfahren daher gleich an der Schwelle, daß wir auf das wesentlichste alles dessen, was uns zur Tragödie hinzieht, Verzicht leisten müssen, denn wer fühlte sich da befriedigt, wo der Mensch nicht geopfert, sondern bloß geschlachtet wird, und wer hätte einen Kriminalfall nicht lieber aus der ersten, als aus der zweiten Hand? Aber auch in dieser untergeordneten Sphäre, die das Vortreffliche ausschließt, ist das Tüchtige noch möglich: lernen wir hier nicht mehr, wie der Mensch zu Gott und Welt steht, so lernen wir doch vielleicht noch, wie er sich unter gegebenen Bedingungen zu seinesgleichen verhält, und auch das verlohnt sich zuweilen der Mühe.

Prüfen wir, wie das Stück sich zu dieser bescheidenen Forderung stellt, und vergegenwärtigen wir uns, daß hier an die Stelle des eigentlichen dramatischen Interesses das psychologische tritt, daß wir also in demselben Maße, als wir der Fabel ihren Gehalt erlassen, auf der vollen Zahlungsfähigkeit der Charaktere bestehen müssen. Ohne Zweifel denkt der Leser, der sich die grause Handlung des Schwester- und Schwagermordes im voraus erklären will, sich die Brüder unwillkürlich als stolze Patrizier, die in römischer Strenge an ihr erlauchtes Blut alles setzen zu müssen glauben, oder auch als habgierige Feudalherren, die das Familien-

gut, die Basis ihrer Macht und ihrer Stellung, durch jedes Mittel, das äußerste nicht ausgeschlossen, zusammenzuhalten suchen. Wie wird er sich verwundern, wenn er vernimmt, daß die Brüder der Herzogin von Amalfi keins von beidem sind, daß sie viel mehr Ähnlichkeit mit den verächtlichen Essig-Aalen und Gallerten der Menschheit haben, die sich von Minute zu Minute auflösen und verwandeln, als mit jenen elementarischen Naturen, in denen sich die eine oder die andere Leidenschaft dämonisch verkörpert, weil der sittliche Kreislauf in ihnen gewissermaßen stockt, und die uns mit dem gemeinen Ziel, das sie verfolgen, durch die edle Energie der Kräfte, die sie dabei entwickeln, halb und halb aussöhnen.

Ich will jetzt einfach erzählen. Antonio Bologna, der Intendant und spätere Gemahl der Herzogin, kommt aus Frankreich zurück und trifft seinen Freund Delio, dem er über die französischen Zustände Bericht abzustatten anfängt. Er wird aber gleich unterbrochen, denn der Kardinal, einer der blutigen Brüder, tritt mit Bosola auf und wird von diesem, der eins in seinem Dienst und Auftrag vollbrachten Mordes wegen sieben Jahre lang auf der Galeere gesessen haben will, um Belohnung und Entschädigung angesprochen. Der Kardinal will nichts von ihm wissen und geht wieder ab. Dies Erscheinen und Wiederverschwinden der Personen, nachdem sie kaum den Mund aufgetan haben, erinnert an die chinesischen Schattenspiele, in denen die Gestalten nur so durcheinauder fliegen, und ist charakteristisch, nicht allein für dies Stück, sondern für die ganze Schule; es wurde auch aufs treueste von unserem Lenz nachgeahmt, der die Szene einmal von Lille nach Straßburg versetzt, um eine Nebenfigur ein Oh! ausstoßen zu lassen und sie dann sogleich nach Lille zurückverlegt. Bosola wütet und ergießt sich gegen Antonio und Delio in einem gezwungenen Humor, der mit dem Shakespeareschen, dem er offenbar nachstrebt, so viel Verwandtschaft hat, wie ein in Schweinsleder gebundenes Vademekum, das ein offizieller Spaßmacher abliest, mit einem unmittelbar aus der Seele fließenden Gespräch, wie es etwa Jean Paul oder Cervantes persönlich führen mochten. Der Herzog Ferdinand, der zweite Bruder, erscheint mit Gefolge, jedoch nicht um die Handlung in Gang zu bringen, denn es werden nur nichtssagende Reden gewechselt, sondern um dem Antonio Gelegenheit zu geben, Delios Neugier zu befriedigen und ihm den ganzen Hof zu schildern. Das geschieht denn auch und ungefähr in der Art, wie der Besitzer einer Menagerie von den Eigenschaften der wilden Tiere Rechenschaft gibt, die in das Gitter ihrer Käfige beißen. Alles ist registermäßig, es zeigt sich keine Spur von jener großen Kunst,

die selbst dann, wenn sie ausschließlich des Publikums wegen spricht, nur der eben auf der Bühne anwesenden Personen wegen zu sprechen scheint. Mittlerweile tritt der Kardinal wieder auf in Begleitung seiner Schwester, der Herzogin, und seiner heimlichen Mätresse Julia, der Gemahlin des Hofherrn Castruccio; Antonio nimmt den Anlaß wahr, seinem Freunde auch das Bild der Herzogin zu zeichnen und verrät durch die glühenden Farben, die er wählt, die stille Leidenschaft seines Herzens. Dies ist ein feiner Zug von echt dramatischer Bedeutung, gegen den das Frühere aber freilich nur um so hölzerner absticht. Der Herzog empfiehlt seiner Schwester den Bosola als Stallmeister; sie akzeptiert ihn unbedingt, obgleich sie weiß, daß er von der Galeere kommt, weil die Empfehlung des Bruders diesen Umstand bei ihr aufwiegt. Ein so rührendes Vertrauen, das nachher so ganz zu ihrem Verderben ausschlägt, würde tragisch sein, wenn es nach allem dem, was sie über ihren Bruder schon weiß und wissen muß, nur natürlich wäre; jetzt verfehlt es die Wirkung. Der Kardinal entfernt sich wieder mit der Herzogin, und der Herzog teilt Bosola seine Ernennung mit, sagt ihm aber zugleich, daß er seine neue Gebieterin auf Schritt und Tritt überwachen und den Spion bloß mit dem Stallmeister decken soll; Bosola gibt wieder etwas aus dem verschluckten Vademecum von sich, ist aber im übrigen zu den geheimen Dienstleistungen bereit. Diese Szene zeigt uns endlich, worum es sich handelt: die begehrungswerte junge Witwe soll nicht wieder freien und sie steht im Verdacht, daß sie daran denkt. Der Kardinal kehrt mit der Herzogin zurück und die Brüder nehmen von der Schwester Abschied; sie ermahnen sie zur Enthaltsamkeit, werfen ihr ihre „Prachtgelage und ihr Maskenwesen" vor, spotten über die guten Vorsätze der Frauen, die den „Mann schon kennen" und ergehen sich zuletzt sogar in dunklen Drohungen mit Blut und Dolch. Die Reden von fleckenreicher Leber und Lampreten ohne Knochen, die hier fallen, gäben Gelegenheit zu einer sehr nötigen Exkursion über den unschuldigen Zynismus, der sich dem Dichter geradezu in den Weg stellt, und über den absichtlich bei den Haaren herbeigezogenen, auf die ich jedoch diesmal verzichten muß; im ganzen sind sie ebenso unsinnig als widerlich, denn wer davon überzeugt ist, daß es keine weibliche Tugend gibt, der soll sich auch die Predigt ersparen. Die Herzogin verspricht, keinen zweiten Mann zu nehmen; ihre Brüder sind aber kaum fort, als sie ihrer Kammerfrau Cariola auch schon erklärt, ihre ganze königliche Sippschaft werde sie von dem beschlossenen gefährlichen Schritt nicht abhalten, und ihrem Intendanten Antonio eine Hand anträgt, die er, wie heiß er sie auch ersehnt haben mag.

doch nicht ohne Zögern und nur mit leisem Schauer erfaßt. Diese Szene, die letzte des ersten Aktes, in der Mann und Weib die Rollen tauschen, ist ebenso zart ausgeführt, als kühn gedacht; sie ist aber auch die einzige im ganzen Stück, die von echter dramatischer Kraft zeugt, und gleicht einer Rakete, die durch ihre bunten Flammensterne zwar nicht das verregnete Feuerwerk, das im Papier stecken bleibt, aber doch die Ehre des Pulvers rettet.

Im zweiten Akt haben wir zunächst wieder eine volle Ladung von Bosolas Humor auszuhalten, in der diesmal Seneka stark vorschmeckt, dann teilt Antonio dem Delio zu dessen größtem Staunen seine heimliche Vermählung mit. Die Herzogin tritt auf, fragt ihren Gemahl in Bosolas Gegenwart, ob sie nicht dick werde, klagt über kurzen Atem und bestellt sich eine Sänfte. Bosola hat schon vorher in einem Monolog Betrachtungen über den Zustand seiner Gebieterin angestellt, deren Naturalismus einem Akkoucheur alle Ehre machen würde; sein Argwohn wächst, und um völlig ins reine zu kommen, bietet er ihr rasch ein paar Aprikosen an, welche er als die ersten des Jahres empfiehlt. Sie greift gierig zu und verschlingt sie auf der Stelle, obgleich er dringend rät, sie zu schälen, da sie „im Pferdemist" gezeitigt seien. Nun weiß er genug, und gleich darauf fühlt sie sich von Wehen ergriffen und wird von ihren Damen abgeführt. Antonio verliert den Kopf, Delio rät ihm aber, rasch auszusprengen, daß sie sich durch Bosolas Aprikosen vergiftet glaube, und die Hebamme zu rufen. Diese ist nämlich längst vorbereitet, und dieser Umstand berechtigt uns zu der Frage, die wir sonst unbedingt den Verehrern von Boz überlassen würden, wie es möglich war, daß die Schwangere noch im neunten Monat die Unvorsichtigkeit begehen konnte, sich aus dem Zimmer zu trauen, denn wer den plumpen Gesetzen eines unberechtigten Realismus in einem Punkte Rede steht, der darf sie in keinem anderen vernachlässigen. Antonio befolgt den Rat, er geht sogar noch weiter, er läßt alle Pforten verschließen und befiehlt allen Dienern, ihre Zimmer zu hüten, weil die Herzogin sich nicht bloß nach dem Genuß der Aprikosen sterbenskrank fühle, sondern weil ihr noch obendrein kostbare Juwelen gestohlen seien. Bosola, zuerst selbst erschreckt, weiß bald, was er von diesen Maßregeln zu halten hat, er schleicht daher, weit entfernt, sich einzusperren und zu Bett zu gehen, im Schloß horchend und lauernd mit einer Blendlaterne umher und stößt in demselben Augenblick auf Antonio, als dieser seinem neugebornen Söhnlein gerade das Horoskop gestellt hatte. Es gibt eine anfangs verlegene, dann heftige Szene zwischen beiden: Bosola wird unverschämt, Antonio wütend, der letztere spricht die Anschuldigung des Giftmordes offen aus und geht mit

Drohungen ab, verliert dabei aber das Papier mit dem Horoskop und gibt dem Spion, dem ohnehin kein Schrei der Wöchnerin entgangen ist, dadurch das Siegel der Bestätigung in die Hand. Daß Briefschaften, die im Drama am unrechten Ort verloren gehen und von dem unrechten Mann gefunden werden, ebenso hoch im Preise stehen, wie Monologe, die ein Engel hält und die ein Teufel aufschnappt, brauche ich dem Leser nicht erst ins Gedächtnis zu rufen. Bosola, der in Antonio jedoch nur noch den Kuppler und keineswegs den Begünstigten selbst erblickt, schickt die Neuigkeit sogleich durch Castruccio nach Rom, wo die Brüder sich befinden; auch Delio eilt in Antonios Auftrag dahin, man weiß nicht warum und erfährt es auch im ganzen Stücke nicht, denn er treibt bloß Privatissima, indem er dem Kardinal seine Mätresse abspenstig zu machen sucht. Die Brüder fluchen grimmig und die heillosesten Tiraden des Titus Andronikus werden womöglich noch übertroffen, aber ihre Wut will nicht viel heißen, denn sie lassen der Schwester, die sie sich in der Phantasie mit „Barkenführern, Holzknechten und Kohlenträgern" zusammen denken, während sie ihren „Bastard in Wasser kochen und seinem Vater die Brühe zu trinken geben", noch Zeit, den Antonio mit zwei neuen Sprößlingen zu erfreuen, wie wir gleich zu Anfang des dritten Aktes erfahren. Das gänzlich Unmotivierte und Unwahre liegt zutage; so phantasiert kein Herzog und kein Kardinal über seine Schwester und solch ein Aufschub verträgt sich mit keiner elementarischen Natur, oder würde ein Othello uns nicht anwidern, der die neun Monate der Physiologie abwartete, um erst zu sehen, ob sein Erbe schwarz, weiß oder gesprenkelt zur Welt käme, und liegt die einzige Rechtfertigung des Affekts nicht in seiner Unwiderstehlichkeit? Nebenbei ist noch zu bemerken, daß die Szene, worin der Kardinal die ihm nachgelaufene Julia empfängt, und worin später der in sie verliebte Delio um ihre Gunst wirbt, zu dem Scheußlichsten gerechnet werden muß, was sich je ans Licht getraute, und zwar aus ästhetischen, nicht aber etwa aus moralischen Gründen; wer sich den Unterschied zwischen dem Genius, der alles adelt, und dem nachahmenden Talent, das alles befleckt, gründlich klar machen will, der vergleiche hier Shakespeares Behandlung so extremer Materien mit Websters Manier!

Zwei Jahre oder wenigstens anderthalb sind verstrichen, und endlich scheint es Ernst zu werden. Der Herzog ist zurückgekehrt und zeigt sich, wie Antonio dem gleichfalls wieder eingetroffenen Delio sagt, „in seiner Weise höchst gefährlich"; Delio fragt nämlich, im Einklang mit allen übrigen, ganz naiv nach Dingen, über die er billigerweise selbst am besten Auskunft geben sollte. Der

Bruder spielt bei Tage gegen die Schwester den Vertrauensvollen, der großmütig jede Rechtfertigung hinsichtlich der umlaufenden schlimmen Gerüchte ablehnt; bei Nacht tritt er aber in ihrem Schlafgemach mit einem Dolch vor sie hin. Diese Szene wimmelt nun förmlich von Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten, wie ein Sumpf von Fröschen. Ermöglicht wird sie zunächst durch einen Nachschlüssel, ein Motiv, das mit verlorengehenden Briefschaften und erhorchten Monologen auf gleicher Höhe steht und sich bei keinem dramatischen Dichter findet, der auch nur halbwegs auf Anstand hält. Ist doch nicht alles bloß deshalb erlaubt, weil Aristoteles es nicht ausdrücklich verboten hat; manche Sünde belegte er nur darum nicht mit dem Bann, weil er sie, wie die Römer den Vatermord, für unmöglich hielt. Es ist weiter absolut nicht abzusehen, warum die Szene nicht auch bei Sonnenschein vor sich gehen konnte, in dem Moment z. B., wo der Herzog seiner Schwester einen Gemahl vorschlägt und wo sie diesen abweist, wenn anders der Mond und die Gespensterstunde nicht des größeren Effekts wegen herbeigezogen werden. Auch das Erlauschen einiger nicht für den ungebetenen Gast gesprochener Redensarten spielt seine Rolle, und bis zu dem Grade, daß er, wenn er nur eine halbe Stunde früher eingetreten wäre, das ganze Geheimnis, den Namen mit eingeschlossen, erschnappt haben würde. Aber das alles sind Kleinigkeiten, obgleich an sich schwer genug wiegend, gegen den Inhalt selbst. Man erwartet eine blutige Tat. Kein Gedanke! Oder doch ein ernstes Verhör. Ebensowenig! Der Herzog ergeht sich in Variationen über den Ausspruch des Brutus hinsichtlich der Tugend; er verwünscht den Verführer seiner Schwester, versichert ihr, daß er bloß gekommen sei, ihn zu entdecken, daß er jetzt aber nicht um alles in der Welt sein Antlitz schauen möge, weil das sie beide ins Verderben stürzen würde, und gibt ihm, überzeugt, unmittelbar von ihm gehört zu werden und fast besorgt, über ihn zu stolpern, den guten Rat, sich auch ferner sorgfältig zu verbergen; er überreicht seiner Schwester den mitgebrachten Dolch und entfernt sich mit dem Gelöbnis, sie niemals wieder sehen zu wollen. Handelt so die Leidenschaft? Gewiß nicht. Oder der Verstand? Noch weniger. Da bleibt denn zur Erklärung nichts übrig, als die Tollheit, und zwar, wohl zu merken, die künstlerisch *nicht intentionierte*, die so unerwartet und so unberechtigt eintritt, wie ein Dieb in der Nacht. So geht's fort. Die Herzogin zittert, wo wir lachen, sie hält für nötig, daß Antonio, den noch gar kein Verdacht trifft und den sie, wie wir gleich sehen werden, später erst selbst verrät, die Flucht ergreife, und statt ihn einfach als ihren Diener fortzuschicken, beschuldigt sie ihn, mit ihm

selbst wegen der „magnanima menzogna“ natürlich im Einverständnis, des schmählichsten Geldbetrugs und jagt ihn davon. Bosola hält ihm eine Lobrede und infolge deren platzt sie gegen den ehemaligen Galeerensträfling mit ihrem Geheimnis heraus, von dem er bis dahin so wenig eine Ahnung hatte, daß er den Herzog ausdrücklich auf die Sterne, in denen alles geschrieben stehe, verwies. Er wünscht Glück zu einem so edlen Gatten, macht sich aber gleich nach Rom mit der Entdeckung oder vielmehr Neuigkeit auf, während sie mit ihren Schätzen nach Ankona eilt, um sich dort wieder mit Antonio zu vereinigen. Die Brüder wüten abermals, obgleich sie, die schon auf Barkenführer, Holzknechte und Kohlenträger gefaßt waren, nach allgemeiner Logik in einem Edelmann, wie Antonio doch ist, einigen Trost erblicken müßten, und der Kardinal fliegt nach Ankona und verbannt seine Schwester, nebst Gemahl und Kinder. Bosola stellt sich bei seiner Gebieterin wieder ein und zwar mit einem Brief des Herzogs, worin dieser sie bittet, ihm Antonio zu senden, weil er dessen Kopf brauche: sie wittert Unheil und dringt in Antonio, mit dem ältesten Knaben nach Mailand zu gehen, um nicht alle Reste ihres gemeinschaftlichen Glücks auf ein einziges Schiff zu setzen. Er befolgt den Rat und ist kaum fort, als Bosola abermals erscheint, jetzt mit Bewaffneten, und sie gefangen nimmt, um sie in ihren Palast zurückzuführen. Dabei verhöhnt er sie, schmäht ihre Kinder und schimpft auf ihren Gatten, ein Zug, den ich den Leser bitte, sich zu merken. Beim Beginn des vierten Aktes schleicht der Herzog abermals um die Schwester, die er nie wieder zu sehen gelobte, auf bedrohliche Weise herum. Er läßt ihr sagen, ihn reue sein Vorsatz, da er ihn aber halten müßte, so bäte er sie, ihn bei Nacht und in völliger Finsternis zu empfangen. Trotz allem, was sie bereits erfahren hat und obgleich Bosola es ist, der die Botschaft ausrichtet, geht sie darauf ein. Sie hat auch recht, ihr geschieht auch wieder kein Leides, er läßt ihr nach einigen Stachelreden über ihre „Brut“ bloß eine Totenhand zurück, die er ihr zur Versöhnung reicht, als ob es die seinige wäre, und Bosola zeigt ihr „hinter einer Lichtwand, künstlich dargestellt“, nämlich in Wachs boussiert, auf seinen Befehl bei greller Beleuchtung Antonio und seine Kinder (er nahm nur eins mit, wie wir uns erinnern) als Leichen.

Es wäre Torheit, wenn wir noch nach dem dramatischen oder psychologischen Grund dieser tragikomischen Posse fragen wollten, aber verwundern dürfen wir uns vielleicht, daß die Herzogin nicht allein nicht fragt, woher die Leichen so plötzlich kommen, was sie billig müßte, da sie die Lebenden so weit von

sich entfernt wußte, sondern daß sie sich nicht einmal auf die teuren Überreste stürzt, um den letzten bittern Abschied zu nehmen, und dadurch den Betrug entdeckt. Sie verflucht bloß Himmel und Erde. Bosola wird es zu arg, er redet dem Herzog ins Gewissen, aber dieser ist kein Freund von Komödien, die nur einen Akt haben, er läßt daher noch einen zweiten folgen, indem er der Verzweifelnden eine Bande Tollhäusler zuschickt, die um sie her tanzen und lärmen müssen. Diese Tollhäusler, an sich betrachtet, denn als Glied in der Kette verdienen sie natürlich nicht die Erwähnung, gäben Gelegenheit zu einer Exkursion über den poetischen Wahnsinn, die ich aber wie die frühere über den Zynismus, unbenutzt lassen muß; sie sind in jenem tiefsinnigen Stil ausgeführt, wonach ein Verrückter dargestellt ist, sobald ein Mensch das Pferd für den Bürgermeister hält, oder zum Ofen guten Tag sagt. Unmittelbar nach den Tollhäuslern erscheint der noch zuvor so mitleidige Bosola, als alter Mann verkleidet, und setzt, von der Herzogin unerkannt, die Marter fort, er quält sie eine gute Weile durch seinen Humor, den wir schon hinreichend kennen, und ruft dann den Henker mit seinen Knechten herbei, die sie samt ihrer Kammerfrau und ihren Kindern (jetzt sind sie wieder bei der Mutter) erdrosseln. Der Herzog tritt auf und Bosola fordert seinen Lohn für den eben geleisteten Dienst, erhält aber die schnöde Antwort, daß er zufrieden sein solle, wenn man ihm den Mord nur verzeihe. Er ist seinerseits wenig geneigt, auf diese Anschauung der Dinge einzugehen, und es gibt eine heftige Szene zwischen ihnen, die seltsam genug damit endigt, daß Bosola von der tiefsten Reue ergriffen wird, der Herzog aber in wirklichen Wahnsinn verfällt. Der Herzog geht mit dem Ausruf ab: „ich will den Dachs im Abendlichte jagen!" und Bosola teilt der Sterbenden, die sich noch einmal regt, wahrscheinlich zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Zerknirschung mit, daß Antonio noch lebe und daß der Papst alles beigelegt habe; beide sind in ihrem ganzen Tun und Gehaben nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß ihnen jede Viertelstunde ein neuer Kopf wächst. Im fünften Akt erscheint Antonio wieder mit seinem Vertrauten Delio. Er weiß so wenig von dem Schicksal der Seinigen, daß von einer Aussöhnung mit den Brüdern die Rede ist, und er entschließt sich, als Delio die Ehrlichkeit der letzteren bezweifelt, in der nächsten Nacht „alles zu wagen" und den Kardinal, zu dem er sich heimlichen Zutritt verschaffen könne, zu schrecken, wie der Herzog einst die Herzogin, um auf diese Weise womöglich „das Gift aus seiner Brust zu ziehen". Delio stimmt bei und verspricht seinen Beistand, anstatt dem Fieberkranken das Unsinnige eines solchen Schrittes deutlich

zu machen und ihn zurückzuhalten. Der Herzog tritt als Toller auf, vom Kardinal, Bosola und einigen Personen, die der letzte Akt dem Drama erst beschert, geleitet und begleitet; er spielt seine neue Rolle ganz wie die alte, mit dem einzigen Unterschied, daß er nicht mehr in der Welt, sondern nur noch im Kopf Häckfel schneidet und es also nicht mehr zu zusammenhangslosen Taten, sondern nur noch zu ungereimten Vorstellungen bringt. Bosola, bei dem die Reue intermittiert, was niemand wundern kann, da die Gewissensbisse ihm nach seinem eigenen Geständnis erst gekommen sind, als die Hoffnung auf Gewinn verschwunden war, macht sich an den Kardinal. Dieser hat keine Lust, seinen Anteil an dem Geschehenen, der uns übrigens auch völlig unbekannt geblieben ist, einzugestehen und empfängt ihn mit der Frage, wie seine Schwester sich befinde, er beauftragt ihn jedoch in demselben Odemzug, Antonio auszuspüren und zu töten. Bosola sagt zu, diesmal aber gleich in der Absicht, ihn hinters Licht zu führen. Julia, die Mätresse, tritt auf, nachdem der Kardinal sich entfernte, und macht Bosola eine Liebeserklärung; sie war vorher schon da, um ihren Patron zum Abendessen zu bitten, und rief aus, als sie den Stallmeister erblickte: „Was der Kerl für eine prächtige Gestalt hat!“ Diese Szene dürfte in der Literatur der Welt ohne Beispiel sein und erlaubt kein Zitat, auch ist sie durchaus nicht dem Jahrhundert, sondern absolut dem verwilderten Gemüt des Dichters anzurechnen; man halte die verschrienste von Shakespeare dagegen und überzeuge sich, daß die reine Muse in bedenklichen Situationen den geradesten Ausdruck nur darum wählt, weil sie in ihrer keuschen Unschuld seine häßlichen Nebenbeziehungen gar nicht kennt und nicht kennen darf, während die trunkene Mänade ausschließlich wegen dieser nach ihm greift! Bosola spielt nicht den Joseph, aber auch nicht den Romeo; er ist bereit zu allem, aber Julia soll den Kardinal erst aushorchen, warum er „so seltsam melancholisch sei“, und sie erbietet sich, es auf der Stelle zu tun und versteckt ihn in ihr Kabinett. Der Kardinal erscheint, und sie versucht ihre Künste. Er warnt sie, in seine Geheimnisse einzudringen, denn es sei gefährlich sie zu kennen, endlich vertraut er ihr, daß er seine Schwester und ihre Kinder habe ermorden lassen, und als sie im Gedanken an den geheimen Zuhörer Bosola, der freilich nichts Neues erfährt und dessen ganzes Manöver man überhaupt nicht begreift, ausruft: „Ihr seid verloren, Herr!“ muß sie ihm Verschwiegenheit schwören und zum Siegel ein Buch küssen. Das Buch ist vergiftet, und sie stirbt; er wollte sie los sein und Bosola, der währenddessen hervortritt, empfängt unter den lockendsten Versprechungen von Vorteilen und Ehren den Auftrag, um

Mitternacht wiederzukommen und die Leiche fortzuschaffen, erhält auch zu diesem Zweck den Hauptschlüssel des Palastes. Hier kommt das Stück wirklicher Mauer im Landschaftsgemälde, das Tieck einmal so störte, wieder zum Vorschein, und ich muß aus demselben Grunde, wie oben bei Gelegenheit der Hebamme, fragen: kann es in einem Hause, wo die vergifteten Bücher herumliegen, wie anderswo die Eßbestecke, an Mitteln fehlen, Leichen zu beseitigen? Wo der Mord so leicht ist, darf das Begräbnis keine Schwierigkeiten verursachen und umgekehrt; wo man durch ein Buch tötet, darf es eher an der nötigsten Bequemlichkeit, als an Falltüren und unterirdischen Gewölben mangeln. Die verhängnisvolle Nacht bricht ein, und wir stoßen zunächst auf Antonio, der sich mit Delio zum Kardinal begibt. Delio führt ihn erst an einem in der Nähe des Palastes liegenden Platz, um ihn mit einem Echo bekannt zu machen, das dort seinen Sitz hat und das sich auch gleich legitimiert, indem es, während die Freunde ein trauriges Zwiegespräch miteinander führen, alle Stichwörter auffängt und wiederholt. Das macht auf Antonio einen so tiefen Eindruck, daß er einen Geist zu sehen und zu hören glaubt, und dies würde in seiner Gemütsstimmung auch ebenso natürlich, als phantastisch schön sein, wenn er von dem Echo nichts wüßte und nur zufällig in den Bereich desselben geraten wäre. Jetzt vermehrt es bloß die Summe der uns zugemuteten Unbegreiflichkeiten und beweist, was aus dem vortrefflichsten Zug wird, wenn er in die unrechte Hand fällt; sie bringt ihn an wie der Wilde den Ring, in der Nase nämlich.

Treten wir in den Palast!

Der Kardinal verbietet allen seinen Dienern, sich in der Nacht um ihn oder seinen Bruder, den Tollen, zu bekümmern; sie sollen nicht einmal kommen, wenn sie ihn um Hilfe schreien hören, denn das werde er nur tun, um sie auf die Probe zu stellen; und als sie ihm endlich geloben, ihm selbst dann nicht beizuspringen, wenn es ihm wirklich an die Kehle ginge, erkennt er es mit Dank an. Das alles geschieht, um Bosola Gelegenheit zu geben, den Leichnam der Julia fortzuschaffen; gleich darauf soll dieser aber durch seine eigene Hand fallen, und da er doch auch nicht bei Glockenklang und Chorgesang feierlich bestattet werden kann, wenn er an kaltem Eisen stirbt, so ist dieselbe Schwierigkeit auf der Stelle wieder da. Er spricht seinen Vorsatz in einem Monolog aus, von dem Bosola nach der von uns schon nach Verdienst gewürdigten und belobten Ökonomie des Stücks gerade so viel hört, als er braucht; dann geht er ab. Antonio kommt, von einem Diener hereingeführt; er hofft den Kardinal (*diesen* Kardinal, von dem er zwar noch nicht so viel

weiß wie wir, aber doch mehr als genug, um ihn kennen zu können) beim Gebet zu treffen und dann seine Verzeihung zu erlangen. Bosola sticht ihn nieder, weil er ihn, wie es scheint, denn man wird nicht klug daraus, für den Kardinal hält und geht nun um so grimmiger auf diesen selbst los, als er seines Irrtums inne wird. Der Kardinal schreit in seiner Bedrängnis nach der Wache, seine Leute erscheinen auch, aber im Einklang mit dem von ihnen gegebenen Versprechen einzig und allein, um ihm durch das Gitter der Tür ein Kompliment über seine ausbündige Meisterschaft in der Verstellung zu machen und sein vortreffliches Spiel zu bewundern. Während beide miteinander ringen, kommt auch der Tolle hinzu; er glaubt im Gefecht zu sein, und da er, seltsam genug, bewaffnet ist, so haut er mit darein und bringt Bosola einen tödlichen Hieb bei. Bosola, der dem Kardinal bereits den nötigen Dolchstoß versetzt hat, ersticht nun unter Zusammenraffung der letzten Kräfte auch noch den Herzog, und alle Drei sterben zugleich. Jetzt stürzt die Dienerschaft des Kardinals, der doch zuletzt etwas unheimlich zumute wird, mit Tumult herbei, und Delio tritt zum Schluß mit dem übrig gebliebenen Sohn Antonios und der Herzogin auf und erklärt, diesen in die Rechte der Toten einsetzen zu wollen. Das erinnert stark an den Ausgang des Hamlet, macht aber freilich, aus guten Gründen, nicht denselben erhebenden und versöhnenden Eindruck.

Dies ist der Inhalt des Stückes. Ich habe ihn aktenmäßig treu wiedergegeben, obgleich die Spinnerin, die aus den zerflatternden Sommerfäden des Herbstes dauerhaftes Garn liefern sollte, bei ihrer Aufgabe nicht übler daran wäre, wie ich bei der meinigen. Ich habe den Dichter nicht nach der bequemen Methode des Tages durch Verrückung der Instanzen, durch hinterlistige Unterschiebung der realistischen oder der idealistischen am unrechten Ort, vexiert, sondern ihn jedesmal nach der beurteilt, unter die er sich selbst gestellt hatte. Nun ziehe der Leser das Resultat und frage sich, ob sich im ganzen oder einzelnen, die wenigen von mir selbst hervorgehobenen Szenen und Züge ausgenommen, auch nur eine Spur von Kunstverstand zeigt und ob ich berechtigt war, dieses „eigentümlichste Werk John Websters“ als ein rohes Gewühl von Charakteren und Situationen zu bezeichnen und in diesen Charakteren selbst, statt lebendiger Menschen, nur ein trauriges Analogon von Essigaalen und Gallerten zu erblicken, die willkürlich und gesetzlos durcheinander kugeln und schnalzen! Nicht besser steht es mit der „Vittoria Accorombona“, deren nähere Analyse ich mir gewiß ersparen darf. Ehebruch, Vergiftung, Mord in allen Gestalten und Abstufungen bilden die Handlung, die Charaktere sind wie in der Herzogin von

Amalfi; die Heldin des Stückes, Vittoria, weiß zum Schluß, im Moment des Unterganges, nichts als ihr heißes Blut für sich anzuführen, und an einem sittlichen Kern gebricht es ganz und gar. Das ist aber nicht etwa künstlerische Intention, welche die Fäulnis und vollkommene Zerfressenheit eines bestimmten historischen Zustandes veranschaulichen will, wozu die Aufgabe hier im Stoff sogar vorlag, sondern absolute Roheit, denn wäre das Gegenteil der Fall, so dürfte neben dem kranken alten Geschlecht, das in wilder Raserei sich selbst zerstört, das gesunde neue nicht fehlen, das an seine Stelle treten und die entweihte Erde wieder heiligen soll. Wenn John Ford dem Leser der Herzogin von Amalfi zurief:

„Krönt ihn als Dichter, dem in Griechenland
Und Rom kein größerer Rival erstand!"

und wenn ein Unbekannter bei Gelegenheit der Vittoria den Dichter selbst ansang:

„Nicht Schwung und Pathos des Euripides,
Noch tragische Gewalt des Sophokles
Sei fort und fort gepriesen und bewundert
Von uns! Fragt ihr warum? Weil dem Jahrhundert
In dir ein neuer Dichterfürst erscheint,
Der jener beiden Wert in sich vereint!"

so beweist das bloß, was wir auch sonst wissen und was keinen Vernünftigen befremdet, daß Shakespeares Zeitgenossen kein Maß für den Genius hatten, der in ihrer Mitte wandelte, nicht aber daß John Webster auch nur eine Faser von ihm besaß; John selbst kannte den unermeßlichen Abstand, der ihn und seine Genossen von dem „Mitstrebenden" trennte, ebensowenig, wie der mehr als komische Schluß zu Vittoria aufs ergötzlichste beweist. „Ich habe — läßt er sich hier gnädig vernehmen — immer eine wahre Freude darin gefunden, meine gute Meinung von den würdigen Arbeiten anderer zu nähren und zu befestigen. Dies gilt besonders von dem vollen und hohen Stil des Meister Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meister Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgend welche Hintansetzung auszudrücken) von der ebenso glücklichen, wie fruchtbringenden Tätigkeit der Meister **Shakespeare**, Dekker und

Heywood." Wer denkt hierbei nicht an Macbeths Wort: „Wie Pudel, Windspiel usw. alle Hunde heißen!" Ungleich höher als die Herzogin von Amalfi und die Vittoria Accorombona ist „Appius und Virginia" zu stellen, und wenn ich Ulricis Ableitung der größeren Gediegenheit dieses Stückes aus der schon durch die Geschichte bis ins einzelste vorgezeichneten Organisierung des Stoffes auch nicht unbedingt zurückweisen darf, so will ich doch zugunsten und Ehren des Dichters an Lessings vortreffliche Entwickelung der Corneilleschen Rodogune erinnern, aus welcher mit Evidenz hervorgeht, daß die Geschichte nur dem wirklichen Poeten, nicht aber dem bloß witzigen Kopf vordichten kann, da jener allerdings schon im Stengelglase die Welt erblickt, dieser aber in der Welt selbst nur ein Stengelglas, das er mit seinen eigenen Einfällen vollstopfen soll. Dieses Stück hätte vor allem übertragen werden müssen, und ich möchte den Herausgeber, der sich ja überhaupt an die chronologische Ordnung nicht bindet, noch jetzt dazu auffordern; es würde in Deutschland wegen seiner Verwandtschaft mit der Emilia Galotti doppelt interessieren und ohne Zweifel die fruchtbarsten Vergleichungen hervorrufen. Den Unterschied, den er in seiner Einleitung zwischen der reinsten und eigentümlichsten Schöpfung des Dichters machen will, kann ich kaum verstehen und noch weniger einräumen. Krankhafte Auswüchse gehören so wenig zur Eigentümlichkeit eines Geistes, als Blattern zum Gesicht; man muß den Menschen malen, wenn er sie noch nicht hat, oder wenn er sie wieder los ist.

So viel über John Webster und den ersten Band dieses Werkes, auf das ich beim zweiten zurückkommen werde; die Ausführlichkeit meiner Anzeige wird dem aufrichtig geschätzten Herausgeber meine Teilnahme verbürgen. Jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen! Ich sagte oben, es finde sich mehr in Lessing vom Shakespeare, als in allen seinen Zeitgenossen, und ich wünschte, daß man sich allmählich von dieser unbestreitbaren Wahrheit überzeugte. Dann würde man aufhören, in Einzelheiten zu suchen, was nur im ganzen liegen kann, und nicht mehr von Shakespeareschen Szenen und Shakespeareschen Schönheiten reden, wenn man nicht überhaupt ein Shakespearesches Drama vor sich hat. Die Größe des Shakespeareschen Dramas wurzelt aber im Bau, und der Bau wieder in den Motiven, denn ein Drama ohne stichhaltige Motive ist ein Palast aus Luftsteinen von Münchhausens Fabrik, und gerade in den Motiven ist Lessing ein Meister. Er hält nichts für schön, was nicht zugleich notwendig ist, und nichts für notwendig, was nicht rein und ungezwungen aus der Natur des Menschen und der Dinge hervorgeht, und ganz so

steht es mit Shakespeare, denn auch dieser bereitet alles aufs sorgfältigste vor und erhebt noch vom kleinsten Zug das letzte Prozent, nur daß sich die künstlerische Ökonomie bei ihm unter dem unendlich viel üppigeren Detail viel tiefer verbirgt, wie man ja auch die tragenden Äste und Zweige an der in Laub und Blüten eingehüllten Banane Ostindiens nicht so leicht entdeckt, wie an der nackten deutschen Fichte. Das verdanken beide aber dem großen Werkmeister der menschlichen Fakultäten, dem in unseren Tagen so hart geschmähten und doch, wie es scheint, nirgends im Übermaß vorhandenen Verstand, denn wie jene böse Fee, die man nicht zur Taufe eingeladen hatte, nur an die Wiege des Prinzen zu treten brauchte, um die ihm von ihren guten Schwestern verliehenen Gaben zu verderben, so braucht der Verstand nur auszubleiben, um alle Göttergeschenke in ihr Gegenteil zu verkehren. Shakespeares Zeitgenossen und diejenigen seiner Nachfolger, auf die er noch einwirkte, standen gerade so zu ihm, wie Goethes Zeitgenossen und Schüler zu diesem, und wer die Marlowe, Green, Webster und so weiter bewundern zu dürfen oder zu müssen glaubt, der wird auch den Lenz, Klinger, Wagner usw., die um nichts hinter den Engländern zurückstehen, oder doch nur so weit, als der Deutsche aus nationalen Gründen immer zu kurz kommt, sein Rauchopfer nicht versagen können. Dies weiter auszuführen, verbietet der Raum. Die Gelegenheit wird sich später ergeben, einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen. Was in England von Shakespeare wieder lebendig geworden ist, das ist in Walter Scott hervorgetreten, und es ist kaum merkwürdiger, daß Shakespeare durch Beaumont und Fletcher verdunkelt werden konnte, als daß Scott dem Bulwer, Cooper und Boz weichen mußte, denn er verband mit dem bewunderungswürdigsten Instinkt für die Grundbedingungen aller historischen Zustände den feinsten psychologischen Blick für jede individuelle Eigentümlichkeit und das klarste Verständnis für den Übergangsmoment, worin die allgemeinen und die besonderen Triebfedern zusammenfallen, und der Vereinigung dieser drei Eigenschaften verdankte Prosperos Zauberstab seine Allmacht und Unwiderstehlichkeit. Die Nachtgeister dagegen, die in den übrigen Tragikern ihr unheimliches Wesen trieben, nicht weil sie über der Welt standen, wie sie sich einbildeten, sondern weil sie für die Harmonie der Welt blind waren, haben in Lord Byron ihre glänzendste und allerdings unsterbliche Auferstehung gefeiert und in ihm, nachdem sie vereinzelt und ohne sonderlichen Erfolg schon in Young, Gray usw. vorgespukt hatten, einen Meister des Fluchens erzeugt, wie selbst die Juden, die nach Hegel von jeher groß in dieser Kunst gewesen sind, und von denen er, so viel

wenigstens bekannt wurde, nicht abstammt, keinen ähnlichen aufzeigen können.

II.

Zweiter Band: John Ford. Dritter Band: John Lilly, Robert Green und Christoph Marlowe. Berlin, Decker 1860.

Ich habe den ersten Band dieses Werkes, John Webster enthaltend, ausführlich beurteilt und würde auf dasselbe, obgleich ich es versprach, ohne einen besonderen Grund schwerlich zurückgekommen sein, wenigstens nicht vor seinem völligen Abschluß, denn was ich augenblicklich dachte, als ich die pomphafte Vorrede las, ist bis jetzt buchstäblich eingetroffen. Allein der Herausgeber hat für gut befunden, meine Beurteilung in der Einleitung zu seinem zweiten Bande, nicht etwa, wie es angemessen und statthaft gewesen wäre, zu widerlegen, sondern sie, was allerdings leichter war, durch plumpe Sophismen, ja durch offenbare Unrichtigkeiten und grobe Unwahrheiten zu verdrehen und zu verleumden; und dies nötigt mich, für mein Wort einzustehen und es mit Beweisen zu unterstützen, die ich ihm sonst erspart haben würde. Ich mußte seine Doktrin, wonach auf einmal von Shakespeares Zeitgenossen mehr zu lernen sein sollte, wie von Shakespeare selbst, zwar bestreiten und seinen übrigen Behauptungen bis zur Verifizierung durch die Tat den bescheidenen Zweifel, den die Pietät für seine Vorgänger mir einflößte, entgegenstellen. Aber ich begnügte mich, aus Achtung vor seinem respektablen Übersetzungstalent, zur Erhärtung meiner Behauptungen den von ihm angepriesenen Dichter einer gewissenhaften Sektion zu unterziehen, anstatt seine eigenen Sätze, so sehr sie auch dazu herausforderten, der Analyse zu unterwerfen oder gar seine wunderliche Reproduktionsmethode zu prüfen. Wenn ich das jetzt nachhole, so bin ich durch die Notwehr dazu gezwungen.

Herr Professor Bodenstedt läßt mich vor seinem Leserkreise, der die „Wiener Zeitung“ gewiß nicht zur Vergleichung bei der Hand hatte, reden, wie es ihm gefällt, ganz in der Manier des seligen Johann Melchior Goeze, der die wörtlichen Anführungen auch nicht liebte und Lessing gern so lange zusammenzog, bis Sinn und Verstand erstickt waren. Ich will ihn buchstäblich zitieren, bitte mir aber im wieder vorkommenden Falle das Gleiche von ihm aus, wenn er das Recht auf Antwort und alles, was sich daran knüpft, nicht verlieren will.

„Zum Schlusse“ — heißt es in der eingangs erwähnten Einleitung — „noch ein Wort zur Verständigung! Ich hatte geglaubt, mich über den Zweck dieses Unternehmens in der Vorrede zum ersten Band deutlich genug ausgedrückt zu haben. In diesem guten Glauben bestärkten mich die freundlichen, ganz in meine Intentionen eingehenden Urteile der geachtetsten deutschen und englischen Blätter. Da erschien plötzlich im Abendblatte der „Wiener Zeitung“ über mein Buch eine Reihe langer Aufsätze so wunderlichen Inhalts, daß ich nicht das geringste Gewicht darauf gelegt haben würde, wenn nicht Friedrich Hebbel als Verfasser darüber und darunter gestanden hätte. Der Name machte mich stutzig und bewog mich, die mir ins Haus geschickten Nummern noch einmal zu lesen und sie einigen Freunden vom Fach mitzuteilen, welche über den Inhalt, der eine vollständig verkehrte Auffassung meiner Intentionen enthielt, ebenso erstaunt waren wie ich. Herr Hebbel geht nämlich in jenen Aufsätzen von der Ansicht aus, ich stelle die von mir in der Übersetzung oder im Auszug mitgeteilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophokles, Shakespeare oder Schiller und wolle sie in diesem Sinne als Musterdramen bei uns einbürgern, zum Verderben des guten Geschmacks und der dramatischen Kunst. Unter dem Eindruck dieser irrigen Vorstellung zieht er dann gegen den armen Webster zu Felde und sein Eifer reißt ihn so weit fort, zu behaupten, die Kenntnis Shakespeares mache das Studium seiner Vorläufer und Zeitgenossen vollkommen überflüssig, da er sie alle und in jedem Punkte überrage. Um sich von ihnen einen Begriff zu machen, sei es ganz genügend, zu lesen, was Tieck und Ulrici über sie geschrieben &c. &c. Wenn nun ein so talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter wie Herr Hebbel mein Unternehmen so völlig mißverstehen und in bezug auf die altenglische Bühne zu so irrigen Auffassungen gelangen konnte, muß ich nicht fürchten, bei gewöhnlichen Lesern noch größeren Mißverständnissen zu begegnen? Nur um diesen vorzubeugen, bin ich hier noch einmal auf die Sache zurückgekommen. Was würde man von einem Kenner der Skulptur sagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollständig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Altertums den seinigen nicht gleichkämen, so sei es auch völlig überflüssig oder gar schädlich, sie zu studieren und sich den Geschmack daran zu verderben? Wer von der Erhabenheit, der Harmonie und dem lebendigen Hauch hellenischer Kunst einen Begriff haben wolle, der brauche nur bei Winkelmann darüber nachzulesen; die Betrachtung der Kunstwerke selbst sei vom Übel &c. Oder was würde man von einem Kenner der Malerei sagen,

welcher mit wichtiger Miene einige althergebrachte Phrasen zum Ruhme Raphaels wiederholte, um zu beweisen, daß in Raphael die Kunst ihren Höhepunkt erreicht habe, und daß es deshalb völlig unnütz sei, sich um seine Vorläufer und Zeitgenossen, von Cimabue und Giotto bis auf Michel Angelo und Leonardo da Vinci, zu bekümmern? Man wird mir zugeben, daß, was von der einen Kunst gilt, auch von der anderen gelten muß. Wenn es daher zur richtigen Würdigung Raphaels nötig ist, nicht bloß seine eigenen Werke zu kennen, sondern auch diejenigen seiner Zeitgenossen, Vorläufer und Nachfolger, weil man nur so ermessen kann, was ihm überliefert wurde und was ihm eigentümlich ist, was er mit anderen gemein hat und was ihn von allen unterscheidet, so ist es aus ganz gleichen Gründen nicht minder nötig, beim Studium Shakespeares auf seine Vorläufer und Zeitgenossen gebührende Rücksicht zu nehmen."

Soweit der Herr Professor, und wenn von all dem Wahnwitz, den er hier vorträgt, auch nur ein Jota auf meine Rechnung käme, so verdiente ich, trotzdem, daß ich nach seiner Versicherung ein „talentvoller Dichter" bin, dem Büttel der Literatur überantwortet und mit Hohn vom Markte gepeitscht zu werden. Dann wäre er auch zu dem „fürnehmen" Ton, den er anschlägt, vollkommen berechtigt, während dieser dem Verfasser des „Demetrius" und der „Brautfahrt des Königs Autharis" in Sachen des Dramas sonst um nichts besser anstehen dürfte, wie dem edlen Don Ranudo de Colibrados, dem Besitzer der beiden zerbrochenen Stühle, die ihm der erste bürgerliche Gläubiger zuschanden saß, der seinige. Dann wäre es ganz in der Ordnung, daß er der Lesewelt in plastischer Ausführlichkeit den allmählichen Übergang von seinem bloßen Durchfliegen der „Wiener Zeitung" (wo? im Kasino? hier fehlt's an Klarheit) bis zum wirklichen Lesen im Hause so gewissenhaft schildert, wie Cäsar den Römern sein welthistorisches Überschreiten des Rubikon. Dann hätte er sogar mit Ruhe noch weiter gehen und sein Gesicht mit dem gewiß malerisch interessanten Kampf zwischen der trotzig ablehnenden Stirnrunzel und dem humanen Lächeln, das in der wichtigen Angelegenheit endlich den Sieg davongetragen haben muß, als Beigabe photographieren lassen können, denn es ist keine Kleinigkeit, einem Narren zu antworten, und der Vernünftige kann nur aus einem Übermaß von Menschenliebe, das er auch dem mitleidigsten Herzen nicht ohne ein Pump- und Druckwerk abringt und das nur langsam, wie die großen Wasser von Versailles, ins Steigen und Fließen kommt, seine Würde soweit beiseite setzen. Aber leider ist dieser Narr, der nicht einmal die vier Spezies der Ästhetik kennt, ein bloßes Phantasiestück des Herrn Professors

in Don Quichottes freiester Manier, und ich fürchte, er wird die Verschwendung der schöpferischen Kraft, aus der derselbe hervorgegangen ist, schmerzlich spüren, wenn er seine neueste Tragödie „für die nächste Preisbewerbung" in Angriff nimmt. Denn ich habe das, was er mir in den Mund legt, so wenig gesagt, als er selbst von alledem, was er mich leugnen und bestreiten läßt, nicht das Geringste gesagt hat, so daß ich es beim besten Willen und der größten Versuchung des Teufels gar nicht sagen konnte, da mir von seiner Seite dazu kein Anlaß dargeboten war und nur Meister Philadelphia, wenn ihm der kleine Schmeichler Lichtenberg anders nicht zu viel Ehre erwies, die Kunst verstand, seinen Knäuel in die Luft zu werfen und daran in die Höhe zu klettern. Das ist so unerhört und unglaublich, daß ich ihn durchaus wieder selbst reden lassen muß, wenn ich nicht den Verdacht erregen will, ob ihm nicht vielleicht von mir noch übler mitgespielt wurde, wie mir von ihm. Die Vorrede zum ersten Bande lautet im wesentlichen, wie folgt:

„Ich biete hier den Kennern und Liebhabern dramatischer Poesie den ersten Band eines größeren Werkes, welches bestimmt ist, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakespeares und Übertragungen ihrer eigentümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntnis der altenglischen Bühne zu liefern." Nun kommt der Prospektus. „Diejenigen Stücke, in welchen die Eigentümlichkeit ihrer Dichter sich am schärfsten ausprägt, sind in vollständigen Übersetzungen mitgeteilt; von den übrigen werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung mehr oder minder umfangreiche Auszüge gegeben. Dabei wurde überall auf den Plan und die szenische Gliederung Rücksicht genommen und in den meisten Fällen das ganze Szenar angeführt, denn ein dramatischer Dichter ist zunächst und hauptsächlich nach dem Bau, nach dem Organismus seiner Stücke zu beurteilen; zeigt er sich darin schwach, so ist er überhaupt nicht stark als dramatischer Dichter." Nun ein Kompliment, ein übrigens wohlverdientes, für A. F. v. Schack, das ich bereitwillig unterschreibe. „Mit Ausnahme des Marlowschen Faust, der in einem Werk wie das vorliegende nicht wohl fehlen durfte, ist von allen hier mitgeteilten Stücken früher keines in deutscher Übersetzung erschienen, und ein eigenes Geschick hat gewollt, daß meine Vorgänger Tieck, Graf Baudissin, Kannegießer, v. Bülow u. a., deren Leistungen ich im Schlußbande nach Verdienst würdigen werde, mit wenigen Ausnahmen gerade die wertvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben, so daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, in diesen neuesten Beiträgen aus den Fundgruben altenglischer Bühnendichtung das Beste zu bieten,

was sie neben Shakespeare aufzuweisen hat." Nun eine Tirade zu Ehren Shakespeares, aus der ich später Nutzen ziehen werde! „Allein, wie hoch er auch alle Vorgänger und Zeitgenossen überragt, so läßt sich doch nachweisen, daß jene auf ihn von nicht unerheblichem Einfluß gewesen, wie er denn seinerseits auf diese den mächtigsten Einfluß geübt. Indem wir sehen, was sie von ihm gelernt haben, werden wir zugleich wahrnehmen, was wir selbst von ihm lernen können, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die so viele Stücke der Neuzeit kennzeichnet." Nun das bekannte Wort Lessings über den Gebrauch, der von Shakespeare zu machen sei. „Vielleicht werden junge Dramatiker finden, daß sie in mancher Beziehung von den Zeitgenossen Shakespeares mehr lernen können, als von ihm selbst, denn die Inspirationen des Genies lassen sich nicht nachahmen, nur bewundern, während es von großem Nutzen ist, zu beobachten, durch welche Mittel und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen erzeugen, die denen des Genies fast gleich kommen, sie nach dem Urteil der Menge wohl gar übertreffen." Nun die Bemerkung, daß Shakespeare in England nie vergessen war, daß ihn aber einige seiner Zeitgenossen zeitweise verdunkelt haben und daß man deshalb nicht schlecht über den Geschmack des damaligen Publikums urteilen darf. „Denn das völlige Verständnis eines so riesigen Geistes ist eben nicht jedermanns Sache und das Urteil der Menschen über ihre lebenden Größen nie ein unbefangenes. Dazu kommt, daß unter den Zeitgenossen Shakespeares wirklich schöpferische Geister sich befinden, welche neben dem größten Dichter aller Zeiten noch immer auf den Namen großer Dichter Anspruch machen dürfen und deren Schöpfungen zu studieren nicht nur eine Quelle hohen Genusses, sondern auch zur richtigen Würdigung des Dichterkönigs selbst unentbehrlich ist." Nun Phrasen über die poetische Sonne Englands, die ihre Morgen- und ihre Abenddämmerung gehabt habe, und dann dieselben in neuer Drapierung noch einmal. „Ein breiter Strom dramatischer Poesie floß vor Shakespeare durch Altengland, ein Strom, aus welchem er, wie seine Zeitgenossen, ein jeglicher nach seiner Natur, geschöpft hat." Zum Schluß Ergänzung des Prospekts.

Jetzt vergleiche man! Die Vorrede zum 1. Bande spricht nur von den Zeitgenossen des Shakespeare, das ganze Buch nach Titel, Prospekt und Inhalt ist ausschließlich diesen gewidmet, die Vorgänger werden kaum im untergeordnetsten historischen Sinn ganz nebenher erwähnt, kein Stück wird von ihnen übersetzt oder charakerisiert, keine Zeile zitiert. Die Einleitung zum zweiten dagegen läßt durch eine Tapetentür, die

früher gar nicht sichtbar war, die Vorgänger mit ein, stellt sie fast in den Vordergrund und dehnt mein über die Zeitgenossen abgegebenes Urteil nicht allein auf diese, deren ich mit keinem Worte gedachte oder nach dem Sinn meiner Rede und dem Stand der Aufgabe auch nur gedenken konnte, mit aus, sondern schiebt mir, mit einer so krassen Verdrehung noch nicht zufrieden, Albernheiten unter, die geradezu (ich könnte mich hier manches Ausdrucks bedienen und will den mildesten wählen) aus der Luft gegriffen sind. Dieses Manöver war nun allerdings nötig genug, wenn ich mit den Narren in ein und dasselbe Tollhaus gesperrt werden sollte, die behaupten, daß man sich um gar keinen Maler und Bildhauer zu bekümmern brauche, als um Raphael und Phidias, und um gar keinen Kunstrichter, als um Winkelmann. Ich weiß nicht, ob es solche Narren gibt und bezweifle es stark, wahrscheinlich existieren auch sie nur in der camera obscura des Herrn Professors, und er vergleicht ein Ding, das nicht vorhanden ist, zur Verdeutlichung mit einem anderen Ding, das gleichfalls nicht vorhanden ist. Jedenfalls aber lasse ich mich nicht ins Tollhaus von einem Manne sperren, der die verrückten Streiche für mich erfindet, so unbequem ich ihm auch sein mag, wenn ich auf freiem Fuße bleibe Ich kann meine Kritik hier natürlich nicht einschalten, sie ist den Lesern der Zeitung bekannt und sie wird dem größeren Publikum durch die Sammlung meiner vermischten Schriften bekannt werden. Aber ich fordere den Herrn Professor alles Ernstes auf, die mir angeschuldigten Tollheiten in dieser Kritik entweder gründlich nachzuweisen, oder in seiner nächsten Vorrede ehrlich und unumwunden zu erklären, daß sie sich nicht darin finden. Damit ihm das nicht zu schwer falle, will ich ihm einen Ausspruch Lessings ins Gedächtnis rufen, der ihm zeigen wird, wenn es ihm noch unbekannt sein sollte, was in solchen Fällen zuweilen auf dem Spiele steht. Er heißt: „Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besseres Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem anderen fähig, kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Tatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.“ Freilich enthält dieser Ausspruch eine kleine Hintertür, auf die ich den Herrn Professor selbst aufmerksam machen will; er trifft nur diejenigen Verdreher, die es wider besseres Wissen und Gewissen sind. Nun habe ich zwar der Vorgänger des Shakespeare mit keiner Silbe gedacht und kann also schon

deshalb nicht gesagt haben, daß die Kenntnis Shakespeares das Studium derselben vollkommen überflüssig mache; ich habe weiter nicht gesagt oder auch nur angedeutet, daß der Herr Professor die von ihm mitgeteilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophokles, Shakespeare und Schiller stelle und sie als Musterdramen einbürgern wolle; ich habe noch weniger und am allerwenigsten gesagt, daß es genügend sei, Tieck und Ulrici über sie nachzulesen, um sie kennen zu lernen, denn das hieße im buchstäblichsten Sinn den Liebhaber von wilden Bienen statt auf die Maiwiese auf Raffs Naturgeschichte verweisen, die bekanntlich keinen Honig gibt. Diese Absurditäten kann der Herr Professor aus meinen Worten nicht herausklauben, und wenn ihm die ganze ars Lolliana zu Gebote stände: ich habe bloß die Zeitgenossen beurteilt, ich habe dargetan, daß sie von Shakespeare nicht gelernt haben, was er sie gelernt haben läßt, und ich habe in bezug auf die grenzenlos anwachsende Shakespeare-Literatur eine Warnung, die Goethe schon vor vierzig Jahren notwendig fand, wiederholt und eingeschärft, ohne dem Unternehmen des Herrn Professors dadurch in den Weg zu treten. Damit scheint sich nun einige Kenntnis der altenglischen Bühne und des Dramas überhaupt ganz wohl zu vertragen, eine Kenntnis übrigens, die man auch mit Fug und Recht von jemand verlangen kann, der den Gegenstand ein volles Vierteljahrhundert studiert, und dem Herrn Professor bleibt nichts als die geforderte Erklärung übrig, wenn er sich den furchtbaren Konsequenzen des Lessingschen Ausspruchs, soweit sie ihn treffen, entziehen will, denn nicht bloß die Verdrehung, auch die Unrichtigkeit und die Unwahrheit sind evident. Aber vielleicht (hier kommt die Hintertür) läßt er mich zwischen den Vorgängen Shakespeares und seinen Zeitgenossen nur darum nicht unterscheiden, weil er selbst nicht so scharf unterscheidet, und hat also wenigstens im Hauptpunkt nicht wider besseres Wissen und Gewissen geredet. Für diesen Fall, der bei seinen dramatischen Prinzipien nicht einmal ganz unwahrscheinlich ist und der seine Lage moralisch um ebensoviel verbessert, als er sie ästhetisch verschlimmert, will ich ihm den Unterschied deutlich machen. Wenn ich die komischen Apostrophierungen liebte, wie der Herr Professor, so würde ich fragen: muß ich den Ur- und Erzvater Adam seiner Barfüßigkeit wegen verachten, weil ich von seinem Enkel verlange, daß er Stiefel anziehe? Könnte ich Evas Feigenblatt, wenn es in irgendeiner Kunstkammer vorkäme, nicht mit Ehrfurcht betrachten, weil ich ihrer jüngsten Tochter die Schürze nicht erlasse? Doch, damit geriete ich in den Ton hinein, in dem der Herr Professor mir die Polterpredigt über

Raphael und Phidias hielt, und ich will mich nicht rächen. Also im Ernst: Es ist nicht bloß die Pietät, die den Menschen bei allem Uranfänglichen mit Rührung verweilen läßt, nicht das wunderliche, subjektive Gefühl, das sich wohl gar an der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit selbst entzündet, sondern es ist die innere Bedeutung und der hohe Wert der Objekte. Das gilt von der Sphäre der Kunst fast noch mehr wie von jeder anderen. Als Thespis seinen Karren aufschlug, da regte sich der dramatische Geist im griechischen Volke und vielleicht in der Menschheit zum erstenmal, denn über die Sakontala, das hohe Lied Salomonis usw. werden abweichende Ansichten erlaubt sein. Er regte sich zwar nur noch so dumpf und lange nicht so geschickt, wie der architektonische Instinkt in Bibern, Ameisen und Bienen, er rang noch nicht ums Kunstwerk, sondern um die Kunstgesetze, aber er erkämpfte mit jedem Schritt eine der Grundbedingungen, von denen die spätere Ausübung des Kunstvermögens, selbst durch das größte Individuum, so sicher abhing, wie das Denken auch des tiefsinnigsten Philosophen von dem Vorhandensein der Sprache und der Ausbildung ihrer Formen. Jedoch, wohl verstanden, auch nur so und durchaus nicht anders, und wer sich einen Universal-Dichter, wie z. B. Shakespeare, mit der Schöpferkraft für alles, nur nicht für den Blankvers, vorstellen kann, der klebt an leeren Äußerlichkeiten und hat von der Natur des Prozesses auch nicht die leiseste Ahnung. Von diesem Punkte aus ist auch, um es gleich im Vorübergehen zu bemerken, die wichtige und so selten auch nur richtig gefaßte Naivetätsfrage zu erledigen, an die so vieles und namentlich die letzte Entscheidung in dem zwischen Philologen und Ästhetikern schwebenden Streit über den Ursprung der Ilias und der Nibelungen geknüpft ist. Man sieht also, wenn man auf die Uranfänge zurückblickt, nicht ein einzelnes Kunstwerk, man sieht die Kunst selbst entstehen, und dieses Schauspiel, an dem alle Völker der Erde, früher oder später aus dem Stumpfsinne erwachend, nach Art und Eigentümlichkeit mehr oder weniger lebendig sich beteiligen, ist unendlich viel großartiger, als wenn wir Sophokles und Shakespeare zugleich um den Kranz ringen sehen könnten. Darum funkelt jeder Randnagel am Thespiskarren bis auf den gegenwärtigen Tag, darum kriechen wir den unscheinbarsten Spuren der Mysterien und Moralitäten im Staube der Bibliotheken nach, darum sind dem Engländer seine Interludes von Heywood usw., dem Deutschen seine Fastenspiele von Hans Rosenblut und Hans Sachs so heilig. Auch noch die späteren eigentlichen Vorgänger des Genius partizipieren an dieser Pietät, aber freilich nur in dem Grade, als sie der

großen naiven Periode noch näher oder ferner stehen, denn diese beschränkt sich, wie bei der Sprache und ganz nach Analogie derselben, auf die Erzeugung der Formen, die aber natürlich nicht nackt, sondern nur in den ersten schwachen Ansätzen zu Halb- und Scheinorganismen hervortreten können, wie denn ja auch die Sprache selbst auf keiner ihrer Stufen ohne Inhalt ist; hierbei ist der Volksgeist unzersplittert, und ohne daß das Mein und Dein sich unterscheiden ließe, wie ein aus Millionen Köpfen zusammengeflossenes ungeheures Gehirn tätig, was man aber jenseits dieser Grenze Naivetät nennt, ist zwar im Grunde nichts anderes, im Gegenteil ganz das nämliche, aber auf das streng abgesteckte individuelle Gebiet mit seinen spezifischen Gesetzen verlegt und bildet dort (siehe meine Abhandlung über Kraft und Erkenntnis in Rötschers Jahrbüchern, oder demnächst in meinen vermischten Schriften) nicht etwa eine zufällige Nebeneigenschaft des Dichters und Künstlers, sondern die innerste Wurzel seines Wesens. So verhalten sich die Vorgänger zum Genius überhaupt und also auch zum Shakespeare; man kann sie sich, wenn man ein Bild aus der Chemie gestatten will, wie eine Reihe von Retorten vorstellen, in denen die Natur kocht und mischt, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Aber was resultiert daraus für die *Zeitgenossen*? Hat ein Bienen-, Ameisen- und Biberbau auch noch Wert, wenn schon der gotische Dom in seiner ganzen Herrlichkeit dasteht? Darf wohl gar ein Storchnest als zweiter Turm darauf gesetzt werden? Die Lächerlichkeit springt von selbst in die Augen; es leuchtet ein, daß das Verhältnis sich geradezu umkehrt. Allerdings erhielt Shakespeare sein großes dramatisches Erbteil, die Formen, zum Teil von denjenigen seiner Zeitgenossen überliefert, die ihm um wenige Jahre voraus waren, wie von Marlowe und Green, auch bediente er sich im Anfang sehr stark ihrer Theatersprache. Aber in der Hauptsache empfing er doch nur von ihnen, was sie selbst von den Vorgängern empfangen hatten, und je weiter er sich entwickelte, um so mehr machte er sich von allem, was ihnen individuell eigentümlich ist, wieder frei. Wenn er auch noch später etwas von ihnen entlehnt oder zu entlehnen scheint, so wird er ihnen gerade so viel Dank schuldig, wie Christus dem Brunnen, aus dem er Wasser holte, um es in Wein zu verwandeln; er nimmt ihnen einfach den Ton aus der Hand, mit dem sie nichts anzufangen wissen, und der Ton gehört so lange der Welt, als ihm der Genius seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Der Herr Professor meint freilich, der Jude Barabas (im Juden von Malta) erinnere an den Juden Shylock, und der Marlow'sche Vers:

„Doch halt! Was für ein Stern scheint dort im Osten,
Wenn Abigail, der Leitstern meines Lebens!“

müsse jedem die berühmte Stelle aus Romeo und Julia:

„Doch still, was für ein Licht scheint dort durchs Fenster?
Es ist der Ost und Julia ist die Sonne!“

ins Gedächtnis rufen. Auch hat er im Sinne des Lessingschen Patriarchen recht, denn „Jud ist Jud“, aber gewiß in keinem anderen, und was die inkriminierten Verse anlangt, so könnten „Ach und Oh“, die auch wohl bei beiden vorkommen, ebenso gut für Marlowsches Privateigentum erklärt werden. Wer solche Posten mit ansetzt, der kann die Rechnung allerdings in die Höhe treiben, wer aber das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht, dem beweisen sie bloß, daß Shakespeare, wie alle wahrhaft tiefen Geister, in Komma und Punkt und in Dingen, die kaum über die Umgangsphrasen hinausgehen, nicht originell sein wollte. Doch, ich lasse mich weiter ein, als ich nötig habe; wo in aller Welt, außer in dem Kopf des Herrn Professors, wäre es mir denn begegnet, dem Genius seine Fundamentaleigenschaft abzusprechen? Es ist ja gerade sein Privilegium, daß er nichts umsonst berührt, daß er von allem lernt. Man soll nur gehörig Buch führen und den Anregungen, die er empfängt, die Produkte, die er dafür liefert, gegenüberstellen; dann wird man ein unendlich Kleines auf der einen Seite, ein unendlich Großes auf der anderen erblicken und sich nicht mehr mit einem geistreichen älteren Schriftsteller unserer Literatur*) bei der Lektüre des Horaz nach seinem Umgang mit August und Mäcenas sehnen, um die schuldige Reverenz zwischen dem Dichter und seinen erlauchten Zechgenossen zu teilen, denn man wird erkennen, daß es sich hier nicht um die methodische Einkleidung eines erborgten Gehalts in Reim und Rhythmus handelt, sondern um denselben Prozeß, der das rohe Element in Pflanzen, Blumen und Tiere umschafft. Was z. B. Shakespeare und seine sog. Quellen anlangt, so wird doch ohne Zweifel jedem ästhetisch Gebildeten, wenn er an das Verhältnis denkt, die Mühle einfallen, von welcher der Sohn des Lügners in dem Goldonischen Lustspiel erzählt: Hörner, Hufe und Klauen werden hineingeworfen und Hirsche, Rehe und Pferde springen davon. Hier wäre in bezug auf alte und neue Fragen sehr viel zu sagen,

---

*) Gemeint ist Lichtenberg.

aber ich komme des Weges wohl noch einmal mit dem Herrn Professor, da er, wenn er auf meine Entwickelungen auch wieder nicht das „geringste Gewicht" legen sollte, doch hoffentlich nicht auch Lessing alle Höflichkeit verweigern wird, und ich darf mir das Weitere bis dahin ersparen. Denn ich habe in meiner Kritik nur untersucht und nur zu untersuchen gehabt, wie viel Shakespeares Zeitgenossen von ihm gelernt haben; nicht aber, wie weit er ihnen verschuldet ist. Zu dieser Untersuchung war ich, wie jeder, der in Sachen des Dramas mitzureden hat, durch den Herrn Professor selbst gezwungen; er wollte ja die jungen Dramatiker zu den Zeitgenossen in die Schule schicken, anstatt zu dem Altmeister selbst, dem Schiller und Goethe ihre Erziehung verdanken, und ein Lehrerwechsel von solcher Bedeutung ist keine Kleinigkeit. Ich hielt mich bei meiner Untersuchung streng an die Richtschnur, die er selbst mir in die Hand gab, er behauptete, diesmal im schönsten Einklang mit Aristoteles, daß bei dramatischen Werken der Organismus die Hauptsache sei, und ich zerlegte den Organismus. Ich führte die Untersuchung um keinen Schritt weiter als es nötig war; ich brach sie bei einem höchst interessanten Punkt ab: weil ich bewiesen hatte oder doch bewiesen zu haben glaubte, was zu beweisen stand. Worüber hat der Herr Professor sich also zu beschweren? Er findet meine Abhandlung lang. Das muß ich einräumen, eine gründliche Sektion nimmt Zeit weg, wie **Tieck**, **Börne** usw. zeigen, und mit dem Schlächterbeil, dessen er sich in seinem sogenannten Reproduktionen bedient, wird man rascher fertig, als mit dem Messer, zerstört aber auch die Gefäße, die man bloßlegen soll. Er nennt sie wunderlich. Das wird sie sein, wenn er ihr Resultat widerlegen kann. Er erlaubt sich sogar, zwar nicht in direkter Anwendung auf mich, aber doch in sehr zweideutigem Ton, von „althergebrachten Phrasen, die mit wichtiger Miene wiederholt würden!" zu sprechen. Kennt er solche Phrasen? Ich will ihm der Vergleichung wegen eine hersetzen; sie ist Selbsterzeugnis, aber nicht das meinige, sondern das seinige. „Shakespeare" — lautete die oben ausgelassene Stelle in seiner Vorrede zum ersten Bande — „ist in keinem Stück von seinen Vorgängern und Zeitgenossen erreicht. Kein anderer Dichter kommt ihm gleich an sittlicher Hoheit, Kraft der Charakteristik, Reichtum der Gedanken, Umfang und Klarheit des Blicks, der im **besonderen zugleich das** Allgemeine und Ewige sieht." Bis hierher klingelt sie nicht einmal, sondern schnarrt bloß im langweiligen Nasenton ab, was tausendmal gesagt ist und nicht ein einziges Mal hätte gesagt werden sollen. Aber nun wird die Glocke angehängt. **„Man könnte von ihm behaupten",** — geht es fort — **„um die Macht seines Genies zu veran-**

schaulichen, daß, wenn seine Helden weiter nichts getan hätten, als das aus ihrem eigenen Geist geschöpft, was er sie sagen läßt, dies allein genügen würde, sie groß zu machen." Alle Wetter! Macbeth und Richard wären dann eines natürlichen Todes gestorben, das ist gewiß, und Desdemona hätte ihren Mohren vielleicht gar überlebt. Im Ernst, mit wichtigerer Miene ist eine Verkehrtheit handgreiflicherer Art wohl noch nie vorgetragen worden. Die dramatischen Reden haben nur so weit Wert, als sie das notwendige Produkt, die klingenden Seelen der Organismen sind, und der größte Tiefsinn wird dramatisch zur größten Abgeschmacktheit, wenn er für sich allein etwas gelten will. Täten es die Worte ohne die bedingende Wurzel im Gehirn und im Herzen, so brauchte man einen Bauer bloß Kants Kritik der reinen Vernunft memorieren zu lassen und hätte einen Philosophen geschaffen. Das ist eine Phrase, und wenn der Herr Professor mir in meiner Kritik eine ähnliche aufzeigen kann, so will ich zur Strafe statt der zehn Gebote, die man den Kindern aufgibt, wenn sie etwas verbrachen, den „Demetrius" und die „Brautfahrt des Königs Autharis" auswendig lernen. Wir haben darin aber offenbar auch schon ein Prachtstück seiner Theorie vor uns, eben der Theorie, die ich aus Schonung stillschweigend passieren ließ. Wickeln wir den Knäuel denn gleich vollständig ab! Der Herr Professor weiß sehr wohl, warum er die jungen Dramatiker an die Zeitgenossen Shakespeares und nicht an ihn selbst adressiert; man lernt nach seiner Versicherung nur vom Talent, nicht vom Genie. Das ist nun wieder neu, und so neu, daß einem die Augen übergehen könnten. Aber das Umgekehrte ist leider wahr. Das Genie spricht das allgemeine Gesetz aus, denn es repräsentiert die Gattung; das Talent nur ein besonderes, denn es repräsentiert bloß ein Individuum. Dem Genie kann man nun freilich nicht das Genie abgucken, so wenig wie der Schönheit die Schönheit, aber wahrlich auch nicht dem Talent das Talent, denn von den Inspirationen leben sie alle beide, und es handelt sich nur darum, ob ihnen im erhöhten Zustande das Ganze der Welt phosphoresziert oder nur ein Teil. Doch die ganze Wissenschaft der Kunst ist aus den Schöpfungen des Genies abstrahiert, und was sich aus denen des Talents ableiten läßt, verhält sich dagegen, wie zur allgemeinen Gesundheitsregel die diätetische Vorschrift im einzelnen Fall, oder um ein nahe liegendes und entscheidendes Beispiel zu wählen, wie zu der Ästhetik von Solger die von Jean Paul, die man mit vollkommenem Recht eine Sammlung von Rezepten zur Abfassung Jean Paulscher Romane genannt hat. Darum erklärte Lessing, wie der Herr Professor selbst anführt, den Shakespeare, nicht den Marlowe oder

den Webster für die camera obscura des Dramatikers, und er wird es bleiben, vorausgesetzt, daß man auf Kunstwerke und nicht auf Kunststücke ausgeht.

Endlich muß ich mich aber auch noch gegen den albernen Schluß verwahren, als ob ich den Zeitgenossen dadurch alles Verdienst und alle Bedeutung abgesprochen hätte, weil ich bewies, daß sie von Shakespeare nicht soviel gelernt haben, um ihn vertreten zu können. Ob man die Dichter, wie der Herr Professor tut, in große und größte einteilen darf, wie die königl. preußischen Geheimräte in nominelle und wirkliche, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum, denn ich fühle mich nicht versucht, literarische Würden, Titel und Orden zu verleihen. Aber ich verglich Shakespeares Zeitgenossen mit Lenz und Klinger, ich ließ sie gipfeln in Byron; brauche ich mehr zu sagen? Vielleicht sollte ich auch noch ausdrücklich versichern, daß ich der Shakespeare-Literatur nicht abhold bin, weil ich der Plusmacherei entgegentrete. Ich will statt dessen die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen der schätzbarsten Beiträge hinlenken, womit sie seit langer Zeit bereichert worden ist. Es sind das die tiefsinnigen und höchsteigentümlichen Untersuchungen Storffrichs über den Hamlet.*)

III.

Ich habe nachgewiesen, daß ich nicht Shakespeare darum die Eltern absprach, weil ich behauptete und nach Kräften darzutun suchte, daß er keine Brüder oder auch nur Halbbrüder habe, die ihm in „Gang, Gesicht und Gebärde" ähnlich seien. Ich habe gleichfalls nachgewiesen, daß ich mich keines anderen Maßstabes bediente als dessen, den der Herausgeber selbst neben sein Werk für alle seine Beurteiler hingelegt hat. Ich gehe aber ruhig weiter und knüpfe, als ob inzwischen gar nichts vorgefallen wäre, an meinen ersten Artikel wieder an. Delius, der gewissenhafte und geistreiche Editor eines englischen Shakespeare in Deutschland, war Tycho Mommsen für die Kritik seines großartigen, auf dem umfassendsten Quellenstudium beruhenden und nicht auf feuilletonartige Verwertung unverdauter Lesefrüchte berechneten Unternehmens sehr dankbar, wiewohl sie sich von einem Rauchopfer merklich unterschied. Er zog, als sie ihm vor

*) Psychologische Aufschlüsse über Shakespeares Hamlet. Von D. W. Storffrich.

die Augen kam, keine Jupitermiene, er schüttelte nicht die ambrosischen Locken oder das Surrogat, was der Friseur zu liefern pflegt, wenn sie fehlen, er sagte nicht zu seinem Gegner: Du bist ein schlechter Fechter, aber ein guter Tänzer, und gab ihm, statt den Degen mit ihm zu kreuzen, von hinten, wie ein russischer Großfürst, einen Schlag mit der Scheide auf den Rücken. Er las sie und widerlegte sie, wo er konnte, erkannte sie dankbar an und richtete sich nach ihr, wo er mußte. Mir ist es nicht so gut geworden, obgleich die Berichtigung ästhetischer Grundbegriffe ebenso hoch anzuschlagen sein dürfte, als die Herstellung zweifelhafter Lesearten, aber ich habe die erfreulichen Beweise in Händen, daß das Publikum eine Selbstenthaltsamkeit vollkommen zu würdigen versteht, die alles, was sie seit Dezennien über den „Homer des Dramas," auf dem Herzen hat, in der bescheidenen Form einer Rezension vorbringt, ohne eine Reihe von überflüssigen Bänden die sich ja unendlich leicht aufschwellen lassen, wenn man nur stopfen mag, damit zu würzen. Ich darf mir also schmeicheln, nicht überall in den Wind zu reden.

Der zweite Band beschäftigt sich mit John Ford, der dritte bringt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. Zunächst muß ich mich nun der Dichter gegen den Herausgeber annehmen. Was ich über seine Reproduktionsmethode denke, ist dem Leser schon bekannt, und so hart der Ausdruck auch klingt, den ich infolge des von ihm gegen mich angeschlagenen Tons wählen mußte, so wahr ist es, und so klar wird es sich im weiteren Verlauf zeigen, daß er sich der Axt anstatt des Messers bedient. Sein schönes Übersetzertalent hat er auch hier bewährt; er ist im besten Sinne des Wortes ein Mann mit sieben Zungen, der seine Vorgänger, selbst Tieck nicht immer ausgeschlossen, in den meisten Fällen übertrifft. Aber wie kann man glauben, die Einsicht in ein Drama dadurch zu vermitteln, daß man das Szenarium mitteilt! Das ist dem Journalisten, der über die Erstlingsvorstellung eines Stückes zu berichten hat und auf den der Druckerjunge schon am Ausgang des Theaters mit Ungeduld wartet, ohne Widerrede gestattet; er tut genug, wenn er Kopf-, Brust- und Bauchhöhle mit dem ersten besten Instrument öffnet und eine flüchtige Ansicht über den Befund abgibt. Aber der Kritiker oder gar der Historiker, und es handelt sich ja um eine „Geschichte der altenglischen Bühne", muß sich etwas mehr in Kosten setzen.

Es gibt eine alt-talmudische Sage, wonach der Magikus jeden beliebigen Menschen erschlagen und zu Stücken zerhacken darf, wenn er die Teile nachher nur gleich in einen Topf tut und diesen für eine bestimmte Zeit, ohne sich auch nur um eine

Sekunde zu verzählen, ans Feuer schiebt, denn der Mensch springt nach Ablauf der geheimnisvollen Frist frisch und gesund wieder aus dem Topf hervor, und in einer Gestalt, die seinem innersten Wesen aufs treueste entspricht, und oft ganz anders wie die frühere. Er kann dabei gewinnen, denn er kann mit einem Buckel hineingehen und ohne Buckel wieder herauskommen, wenn die Natur ihm den lächerlichen Appendix ohne Grund angehängt hat; er kann dabei auch verlieren, denn wenn er voll von Tücken und Ränken steckt, kann ihm anstatt des verscherzten geraden Rückens der krumme des Gezeichneten aufgehangen werden, den der Volksmund so unhöflich kommentiert. Immer aber hat die Welt einen Vorteil davon, denn sie weiß fortan, wofür sie ihn halten und was sie von ihm erwarten muß. Diesem Magikus nun soll der Kunstrichter gleichen; er darf nur töten, um wieder zu beleben. Ihm fällt es nicht zur Last, wenn die Metamorphose zum Schaden des Dichters ausschlägt; er kann nicht dafür, wenn der tragische Held sich in einen Affen verwandelt und der Bajazzo in einen Leichenbitter. Immer jedoch muß er sich dem Kunstwerk gegenüber, selbst wenn es schwach und mißlungen wäre, als Künstler erweisen, der mit der einen Hand zwar auftrennt, aber mit der andern den rohen Stoff auch gleich wieder verwebt. Welche Meisterstücke hat Lessing geliefert, als er Corneille und Voltaire zergliederte; wo gibt es komische Novellen, die sich mit Tiecks Analysen des Oehlenschlägerschen Correggio und des Houwaldschen Leuchtturms vergleichen ließen, und welchen Genuß gewährt, um doch auch aus dem positiven Gebiet etwas anzuführen, eine Rötschersche Abhandlung über ein Shakespearesches Werk! Wer das aber nicht vermag, der soll ganz davon bleiben, denn das Dekomponieren beruht auf denselben Gesetzen wie das Komponieren, wenn das eine auch ein bewußter Akt des Verstandes ist, das andere ein unbewußter der Phantasie, und es ist gar kein Wunder, daß gerade Goethe, der große Dichter, nicht aber irgend ein Philosoph, durch seine Entwicklung des Hamlet für die ganze Shakespearekritik epochemachend wurde. Dagegen halte man nun das Verfahren des Herausgebers! Er zerstückelt die Organismen freilich wie der Talmudsche Magikus und noch ärger; nicht bloß die Akte, auch die einzelnen Szenen werden auseinandergerissen, so daß es kaum in der Fleischbank grauslicher hergehen kann, aber wo ist der Topf und wo das Feuer? Allerdings ist es eine schwere Arbeit, ein Drama wochenlang in allen seinen Teilen zu durchdenken, die Atmosphäre, in der es sich bewegt, abzugrenzen, die Instanz, unter die es seiner Natur nach fällt, zu ermitteln, damit nicht plumper Realismus gesucht werde, wo das ideale oder gar das phantastische Moment vorherrscht,

und umgekehrt, die so unendlich wichtigen unausgesprochenen Motive, die unmittelbar aus den Charakteren resultieren, wie die ausgesprochenen aus ihren Interessen, bis zur Wurzel aufzugraben, und alle diese mühsam gewonnenen Elemente auf den Mittelpunkt, auf den der Dichter sie bezogen wissen will, zurückzuführen, sei dieses nun eine gemeine Stecknadel, die er willkürlich dafür erklärt hat, um seine verworrenen Fäden nur überall befestigen zu können, oder sei es in Wahrheit einer der ewigen Pole, um die sich das menschliche Handeln und Leiden in bestimmten Kreisen wirklich dreht. Ein Szenarium dagegen ist leicht zusammengeschrieben, es verhält sich aber auch zur eigentlichen Aufgabe wie das Häckselschneiden zum Garbenbinden, und gibt ein Bild vom Gedicht, wie der fliegende Häckerling vom Ährenfeld. Durch den Herausgeber lernt man die altenglischen Dichter also nur so weit kennen, als er ganze Stücke von ihnen übersetzt; seine Reproduktionen stehen nicht viel höher, wie die weitgestrickten Programme zu Balletten und Pantomimen, die auch ziemlich getreu angeben, welche Person eben auftritt und wozu sie kommt, und sich im übrigen wenig darum kümmern, ob der Ring zusammengeht oder nicht. Man vergleiche mit den Mustern von Lessing, Tieck, Rötscher, Börne u. a.!

Der zweite Band bringt vollständig die „Hexe von Edmonton", an der Rowley und Dekker mitgearbeitet haben; dagegen wird „Perkin Warbek", aus dem nur Fragmente mitgeteilt werden, für das beste Werk von Ford erklärt. Warum wurde denn gerade dieser verstümmelt, um jener, die dem Dichter nicht einmal ganz angehört, Platz zu machen? Man sollte doch denken, daß das Beste den Vorrang verdiene. Ich stelle mit den Engländern das „Gebrochene Herz" über beide, denn die Hexe von Edmonton ist zu bunt zusammengewürfelt, obgleich der Charakter der Susanna, des himmlisch milden Weibes mit ihrer stillen Resignation in voller Jugendblüte, hohen Preises würdig ist, und Perkin Warbek war über Ford, wie unter Schiller; der eine konnte das Thema nicht bewältigen und der andere ließ es, nachdem er jahrelang damit gespielt hatte, wieder fallen, um es gegen das verwandte, aber unendlich viel tiefere des Demetrius zu vertauschen. Von Shakespeare hat der Dichter freilich nicht mehr gelernt, wie Webster, nämlich gar nichts; auch er legt alles Gewicht aufs Detail, und davon macht das „Gebrochene Herz" natürlich keine Ausnahme, denn kein Kind kann seinen Vater verleugnen. Aber das Stück ist, trotz seiner Seltsamkeiten und Unmöglichkeiten, trotz der lächerlichen Verkleidung des Orgilus, die an die ähnliche des Schillerschen Hermann in den Räubern erinnert, und trotz des geheimnisvollen Stuhls, der die

Niedersitzenden fesselt und wehrlos macht, reich an erschütternden Situationen, und es genügt namentlich dem dramatischen Gesetze der Steigerung bis zum Schluß in einem an Shakespeares Zeitgenossen ganz ungewöhnlichem Grade, auch ist es verhältnismäßig sittlich rein und die vielbewunderte unheimliche Tanzszene der Kalantha, deren starrer Trotz sich später so schön im Tode löst, verdient in vollem Maße ihren Ruhm. Wie der Herausgeber es liefert, kann es freilich keinen Eindruck machen; seine Methode ist geradezu paralysierend. „Ithokles zeigt sich dem Armostes ganz umgewandelt. Er weicht neugierigen Fragen aus, bekennt aber reuig, dem Orgilus und besonders seiner eignen Schwester Penthea großes Unrecht zugefügt zu haben. (Zu ihm kommen Kalantha, geführt von Nearchus, Amelus, Christalla, Philema.) Nearchus bittet Kalantha, ihm ihren Ring zu schenken als Zeichen ihrer Gunst. Sie sträubt sich dagegen unter allerlei Ausflüchten, und wie er ihr den Ring vom Finger abstreifen will, wirft sie das Kleinod vor Ithokles Füße, der es schnell aufnimmt. Ithokles will ihr knieend den Ring wieder überreichen, allein sie sagt freundlich, da er ihn gefunden habe, möge er ihn auch behalten. Er sei des Fundes wert. Nearchus macht Einwendungen, aber sie läßt sich dadurch nicht beirren. (Nearchus, Kalantha, Christalla und Philema ab.) Ithokles zwingt den Amelus, ebenfalls das Gemach zu verlassen." So beginnt, um doch eine Probe zu geben, der vierte Akt; darauf kommt der Dichter zu Wort, um gleich wieder durch ein ebenso nüchternes, aller charakterisierenden Züge, ja sogar aller spiegelnden Adjektive entbehrendes Referat unterbrochen zu werden. Erst ein Stück Programm, dann einige Takte wirklicher Musik, dann die Fortsetzung des Programms; denkt euch gefällig hier die Geige und dort die Flöte hinzu! Es ist um das „Gebrochene Herz" besonders schade, da John Ford sich in diesem Drama von seiner vorteilhaftesten Seite zeigt, ich muß daher auf die alte Übersetzung verweisen.

Was der Band noch sonst enthält, zeugt wie bei Webster von einer inneren Verwilderung und einem Mangel an sittlichem Regime, welche man nicht auf eine Zeit schieben zu suchen muß, die doch auch den Shakespeare und neben ihm den Baco hervorbrachte, oder gar auf das „naive Publikum", das uns weiter unten bei Gelegenheit Marlowes noch näher beschäftigen wird. So z. B. behandelt das Stück, das der Herausgeber unter dem Titel „Giovanni und Annabella" mitteilt, die greuelvolle von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende Geschichte, die schon im Hause Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes, spielt. Auch Calderon, der streng orthodoxe Katholik, ist nicht spröde

daran vorbeigegangen, als er sie auf seinem Wege fand, aber wie hat er sich damit abgefunden!*) Amnon verfolgt seine Schwester Thamar, wie Giovanni die Annabella, bis sie ihm erliegt; dann aber verwandelt sich seine glühende Liebe in einen noch glühenderen Haß, seine unwiderstehliche Begier in den heftigsten Abscheu, und dadurch sind wir mit einem Ruck in eine philosophische Region versetzt, die der physiologischen der Kalkverschlinger und Raupenesser genau entspricht, und die nur noch das Gefühl des von Staunen und Grauen gedämpften Widerwillens, nicht aber das der Empörung in uns aufkommen läßt. Giovanni und Annabella dagegen durchschwelgen ihre Sünde, so lange der Widerstand der Welt es nur irgend gestattet, und nicht wie edle Verbrecher, die nun einmal infolge eines furchtbaren Verhängnisses nicht anders können, die aber selbst im Rausch die Schauer des Todes und das Entsetzen vor sich selbst nicht loswerden, sondern wie kluge Menschen, die über alle Vorurteile hinaus sind, die sich (man sehe die scheußliche zweite Szene des dritten Aktes) in ekelhaften Späßen und Zweideutigkeiten gefallen und die nicht aus einem endlich ausbrechenden sittlichen Zwiespalt in der eignen Brust, sondern an den äußeren Folgen einer entdeckten Schwangerschaft zugrunde gehen. Der Kontrast kann nicht größer sein und ist typisch; Calderon berührt das unreine Element nur widerstrebend mit den äußersten Fingerspitzen, weil sein Zweck ihn dazu nötigt, und wäscht sich dann über den ganzen Leib, Ford wühlt sich mit Behagen hinein, so weit er kann, und legt sich schlafen. Ich gehe nicht tiefer ein und lasse sogar die Katastrophe, die darin besteht, daß Giovanni Annabella ersticht, um den bestellten Mördern zuvorzukommen und ihr dann, ohne wahnsinnig geworden zu sein, das Herz aus dem Leibe schneidet und es auf einem Dolch vor sich herträgt, stillschweigend passieren, bin aber jederzeit erbötig, die Sektion nachzuliefern, wenn es verlangt werden sollte. Trauerspiele, wie dieses Fordsche, oder wie Websters Herzogin von Amalfi, verhalten sich zum Shakespeare und zum Schönen überhaupt wie der neue Pitaval zum neuen Testament und zur Tugendlehre.

Der dritte Band gibt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. An Lilly und seinen Hofkomödien gehen wir vorüber; er hat eine genügende Entschuldigung dafür, daß er von Shakespeare nichts gelernt hat, denn er hat ihn nicht gekannt, da er einer seiner Vorgänger war, obgleich er hier plötzlich wie ein Gespenst unter den Zeitgenossen erscheint. Zur Ehre des Herausgebers nur die Bemerkung, daß er Lillys Stücke besser und zusammen-

*) Calderon „Die Locken Absalons."

hängender erzählt, wie die frühern; bei ihrer großen Dürftigkeit war es freilich auch leichter. Robert Green wird in seinen beiden vorzüglichsten Arbeiten, im „Pater Baco" und im „Flurschützen von Wakefield" vorgeführt; beide sind aber auch längst in Deutschland eingebürgert. Bei dem Pater Baco begegnet dem Herausgeber eine Unbegreiflichkeit sondergleichen. Die fabelhafte Sage von dem ehernen Kopf des gelehrten alten Mönchs, der für alle Zeiten zum ersten und letzten Male zu sprechen anfängt, ohne daß einer auf ihn achtet und ihm Fragen vorlegt, gehört zu den wunderbarsten und tiefsinnigsten Erfindungen der menschlichen Phantasie. Sie bildet den Mittelpunkt des Dramas, ist zwar ganz roh und unverarbeitet hineingestellt, wirkt aber dennoch wie eines der geflügelten Rosse von Ninive im assyrischen Museum zu Paris, die nicht mehr an die Hand des Bildners mahnen, sondern unmittelbar wie das erste Glied einer ganz neuen Schöpfungskette aus dem Kern des Erdballes emporgestiegen scheinen. Darüber sagt der Herausgeber: „Zwischen diese spannend angelegten und reizend durchgeführten Liebesgeschichten (wie sie tausendmal vorkommen, erlaube ich mir hinzuzufügen) spielen nun allerlei wunderbare Zauberkünste hindurch, wie das so im Geschmacke der Zeit lag." Das klingt doch nicht viel anders für einen Ästhetiker, als wenn ein Anthropolog den Menschen als ein Wesen schilderte, das aus Hut, Rock und Beinkleid und nebenbei aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammengesetzt sei. Was sonst noch von Green mitgeteilt wird, ist unbedeutend, also überflüssig. Der „rasende Roland" gibt jedoch der modernen Schauspielkunst ein Rätsel auf, das ich ihr nicht unterschlagen will, weil sich hier oder dort vielleicht ein leidenschaftlicher Regisseur mit Vergnügen an der Lösung versucht. Der Held reißt nämlich einem Diener im Wahnsinn eines seiner Beine aus, und es fragt sich, wie das auf der „realen" Bühne zu machen wäre. Vom „Spiegel von London und England" bemerkt der Herausgeber selbst, daß dies Drama nichts als ein moralisierendes Tendenzstück sei, eine Kapuzinerpredigt mit verteilten Rollen. Warum bringt er es denn? Green gehört doch wahrlich nicht zu den Dichtern, die verdienen, daß man sie durch alle ihre Entwickelungsstufen begleitet.

Anders, ganz anders steht es mit Christoph Marlowe, und nicht bloß deswegen, weil er ein stumpfer Kegel ist, dem bei seinem frühen Tode die Spitze fehlt. Marlowe kommt zwar nicht Shakespeare, denn mit dem ist er nur scheinbar verwandt, wohl aber Byron, den ich in meinem ersten Artikel als den letzten und mächtigsten Ausläufer dieser ganzen dunklen Reihe von

dämonischen Nachtgeistern bezeichnet und charakterisiert habe, bei weitem am nächsten, und hat nicht bloß gedichtet, sondern leider auch, so gut die Verhältnisse es gestatten wollten, gerast und gelebt wie er. Mit Marlowe treten wir, was wenigstens sein Hauptwerk anlangt, in eine ästhetisch reinere Sphäre ein, in diejenige, wo die Einzelschönheit, die drastische Situation, der geniale Zug nicht mehr ihrer selbst wegen gebracht und wo die funkelnde Perle in künstlerischer Weisheit ruhig mit der grauen Erbse vertauscht wird, wenn jene stören könnte und diese genügt. Die sittlichen Schwaden dagegen wollen noch nicht sinken, und da wir das bei einem so bedeutenden, fest in sich selbst gegründeten Geist nicht auf äußere Einflüsse zurückführen dürfen, so sei eine allgemeine Bemerkung über den Gegenstand erlaubt, wenn sie auch, wie ich dem Herausgeber bereitwillig einräume, über das gewöhnliche Geschäft des literarischen Marktrufers ein wenig hinausgeht, was ihn vielleicht verdrießt. Man hat die Ausschweifungen der späteren Lustspieldichter, der Wycherley, Congreve, Farquhar usw. immer ausschließlich auf Rechnung der Restauration und Karls des Zweiten gesetzt. Mir scheint, mit Unrecht; sie strömten größtenteils aus derselben Ader, die sich schon sehr reichlich, wenn auch in anderer Form, bei Ford, Webster, Marlowe usw. ergoß, und die in neuester Zeit wieder auch Shelleys Cenci, dieses merkwürdigste dramatische Produkt des modernen England, mit Blut und Kot versehen hat. Ich möchte die ganze Erscheinung, der wir wohl nicht bloß in der Literatur begegnen, aus dem heuchlerischen Puritanismus mit seiner strengen Sonntagsfeier und seinen zügellosen sechs blauen Montagen erklären, aus diesem plumpen Mischmasch von Jerusalem und Babylon, worin die Nation sich gefällt, und sie die zweite englische Krankheit nennen; sie erinnert an die maßlosen Unflätereien jener Wahnsinnigen, die trotz ihrer verdorbenen Phantasie prüde und überzüchtig taten, so lange sie bei Vernunft waren, und hat den nämlichen Grund.

Von Marlowe bringt der Herausgeber den Tamerlan, den Juden von Malta und Eduard den Zweiten, samt einigen ganz untergeordneten Piecen, im Auszuge, den Doktor Faust vollständig; der Jude von Malta, Eduard der Zweite und Doktor Faust sind längst durch gute Übersetzungen in Deutschland bekannt. Von dem Juden von Malta meint der Herausgeber, er sei in seiner ersten Hälfte ein wahres Meisterstück; ich lasse das, wenigstens einstweilen, dahin gestellt und will nur in Erinnerung bringen, daß nicht bloß das bekannte Shakespearesche Werk den Titel: „Ende gut, alles gut“ an der Stirn trägt, sondern, daß er wie ein Motto auf jedes Drama paßt und jedes

richtet. **Eduard den Zweiten** rechnet er im Widerspruch mit den entscheidendsten Stimmen der englischen und der deutschen Kritik zu Marlowes schwächeren Stücken: mit demselben Recht, womit auch Goethes „Iphigenie" und Schillers „Wallenstein" bei ihrem ersten Erscheinen von den Verehrern des „Götz" und der „Räuber" so genannt wurden, denn in der Läuterung der Produkte erblicken die meisten Ermattung des Talents. Er ist weitaus sein bestes und der einzige entscheidende Beweis seiner Entwicklungsfähigkeit; den Herausgeber hat bei diesem Urteil wahrscheinlich seine feine Unterscheidung zwischen der „eigentümlichsten und der reinsten" Schöpfung eines Dichters bestimmt, die ihn auch bewog, Websters „Herzogin von Amalfi" der „Virginia" vorzuziehen, und der ich in meinem ersten Artikel schon flüchtig meine Reverenz gemacht habe. Den „Doktor Faust" stellt er, wie zu erwarten war, an die Spitze aller Marloweschen Dramen, kann aber auf einen „ausführlichen Vergleich" mit dem Goetheschen nicht eingehen. Ich fühle mich zur Ausführlichkeit auch nicht versucht, obwohl ich mich dem Vergleich nicht ganz entziehen darf, da es noch immer Leute gibt, die Goethes Gedicht bald an das bunte Marlowesche Theaterstück, bald sogar an Calderons hohlen wundertätigen Magus anknüpfen möchten, statt ihn aus Shakespeares „Hamlet" abzuleiten. In diesem wurzelt er allerdings, die Grundstimmung ist die nämliche, wenn sie auch bei „Hamlet" aus dem Schauder vor der Schlechtigkeit der Welt entspringt und bei Faust aus der Angst vor ihrer Nichtigkeit, und selbst die liebreizende Ophelia, über deren Virginität wohl noch mancher possierliche Kampf unter Kommentatoren und Kritikern entbrennen wird, ist wenigstens geistig einmal in die Wochen gekommen und kann das deutsche Gretchen nicht als Tochter verleugnen. Was Goethe dagegen mit Marlowe zu schaffen haben sollte, ist schwer zu sagen. Der Engländer Lewes charakterisiert das Marlowesche Drama sehr hart. „Doktor Faustus — sagt er — hat viele glänzende Stellen, doch im ganzen ist es ein ermüdendes, sehr gewöhnliches und schlecht angelegtes Stück. Die niedrigste Possenreißerei ohne jeden Witz nimmt einen großen Teil der Szenen ein und die ernsten Partien ermangeln der dramatischen Entwickelung. Kein Charakter ist gut gezeichnet usw. Ganz möchte ich mich ihm nicht anschließen, aber im Hauptpunkt hat er recht. Marlowe hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Problem, was zu lösen war, und deshalb, nicht aber etwa, weil sein Publikum „andere Forderungen an ihn stellte und sich für psychologische Vorgänge und Wandlungen nicht interessierte", kam er nicht weiter. Der Herausgeber bemerkt, der englische Faust werde im Gegensatz zu dem

deutschen weniger aus Durst nach höherer Erkenntnis, als aus Begierde nach Macht zu dem Bündnis mit der Hölle getrieben. Das ist sehr richtig, aber darin liegt's auch eben, daß der tiefsinnige Mythos sich in ein ordinäres Hexenmeisterabenteuer umsetzt. Vom Teufel darf der Mensch nur das annehmen, was allein durch den Teufel zu erlangen ist; zu Herrschaft und Gewalt, zu Geld und Besitz führen viele Wege, zur Erkenntnis des Guten und Bösen nur der eine, den die Schlange zeigt. Wer diesen einschlägt und unerschrocken bis zu Ende wandelt, der erreicht sein Ziel und wird auch wieder frei von ihr, denn er findet das Mittel in sich selbst, ihr den Kopf zu zertreten, wer sich aber für Dinge verkauft, die er durch eigene Kraft erringen oder die der Zufall ihm bringen kann, dem wird mit Recht der Hals umgedreht, und er ist zeitlich und ewiglich verloren, wenigstens ästhetisch. Darum hat Faust bei Goethe die Welt hinter sich, als er den Pakt mit Mephistopheles schließt, und ruft aus:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde geh'n!"

bei Marlowe aber hat er sie vor sich und sagt:

„— Schaff' mir ein Mädchen,
Die schönste Jungfrau in den deutschen Landen,
Denn ich bin von höchst üppiger Natur."

Ganz, wie zum Mythos selbst, verhält er sich auch zu den einzelnen genialen Zügen, die ihm aufblitzen. So ist es gewiß eigentümlich gedacht, daß dem Faust in seinem geritzten Arm das Blut stockt (gefriert, wie er sich ausdrückt), als er unterzeichnen soll, so daß er nicht kann. Aber Mephistopheles weiß auf der Stelle Rat, er holt ein Feuerbecken und bringt den störrigen roten Saft dadurch wieder zum Fließen. Wenn es so materiell hergehen sollte, wäre ein Pokal mit spanischem Wein, wie er in den altenglischen Stücken eine so große Rolle spielt, oder ein stolzes Weib mit Feuerkohlen unter den Augenwimpern immer noch vorzuziehen gewesen. Man sieht, ein „ausführlicher Vergleich" zwischen Marlowe und Goethe wäre eine Art von Blasphemie gegen den letzteren. Goethe hat allerdings auf manches zu hören und zu achten, namentlich auf den Einwand Franz von Baaders, daß das Böse noch viel tiefer gefaßt werden könne, als in seinem Mephistopheles geschieht, obgleich ich mit aller Ehrfurcht vor dem großen Denker glaube, daß diese

Tiefe, die ihm an sich unbedingt eingeräumt werden muß, einen höheren Gegensatz als Faust verlangt und ästhetisch nur Christus gegenüber in der Versuchungsparabel zur Geltung kommen kann. Aber um Marlowe braucht er sich ebenso wenig zu bekümmern, wie um Calderon.

Ungern verzichte ich auf die Zergliederung Eduards des Zweiten, aber der Raum ist beschränkt und ich habe noch manches zu sagen. Dem Urteil des Herausgebers über Tamerlan den Großen stimme ich im wesentlichen bei; es ist für einen Jüngling eine höchst merkwürdige Komposition. Wollte er nur nicht die Fehler des Gedichts und die Schwächen des Dichters auf das sogenannte naive Publikum des Jahrhunderts schieben! Aber das ist ein Kardinalpunkt, bei dem ich leider wieder verweilen muß. Wie denkt er sich denn das „naive" Publikum? Die Königin Elisabeth und ihr Nachfolger Jakob gingen ins Theater; sollte also nicht ein guter Bruchteil des „gebildeten" mit darunter gewesen sein? Und wie stellt er sich das „gebildete" der späteren Zeiten, die unsrige nicht ausgeschlossen, vor? Sollte sich nicht immer ein guter Bruchteil des naiven mit darunter befunden haben, oder befinden? Ich dächte doch. Blieb daher dem Dichter etwas anderes übrig, als entweder beide Gattungen von Publikum im Auge zu behalten und Abend für Abend dem ewig wechselnden plus und minus gegenüber Mathematik zu treiben, oder sich um gar keine zu bekümmern und ruhig der inneren Stimme zu folgen? Wahrscheinlich hat er das letztere gewählt, denn es gehört nicht viel dazu, um sich davon zu überzeugen, daß das dramatische Kunstwerk unter allen Umständen das Schicksal eines türkischen Selam teilt: Tausende erfreuen sich an der Farbe und dem Geruch der Blumen, Hunderte bewundern den Strauß, und einer enträtselt den Sinn, für diesen einen ist er aber auch eben gewunden! Ich habe vor vielen Jahren einmal einen Musterrepräsentanten des naiven Publikums kennen gelernt, einen so vollwichtigen, daß ihn die Londoner Bärenhetzen nicht besser hätten erziehen können. Ein reisender Ungar setzte sich eines Abends in einer römischen Osteria zu mir und einigen befreundeten Künstlern und tat nach den paar Wechselreden, womit eine Wirtshausbekanntschaft angeknüpft wird, ohne weiteren Übergang und ohne zu ahnen, daß sich „ein talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter" in der Gesellschaft befinde, gegen uns zu unserm größten Erstaunen den Ausspruch, daß er die „Theaterstückschreiber" für die niederträchtigsten aller Menschen halte. Als wir ihn, nachdem wir von der ersten Überraschung zurückgekommen waren, mit aller Höflichkeit um seine Gründe baten, erzählte er uns mit Entrüstung den Inhalt des Königs

Lear, den er in Wien gesehen hatte, ohne sich den Titel zu merken und den Verfasser zu kennen, und schloß in wahrer Berserkerwut mit der Beteuerung, so nichtswürdige Frauenzimmer, wie diese Töchter des alten braven Mannes, gebe es nicht, der schlechte Kerl habe sie der Menschheit auf den Hals gelogen und er sehne sich darnach, ihn zu treffen und ihn tüchtig dafür durchzuwalken. Wir erblickten in dieser Szene einem der höchsten Triumphe des Dichterkönigs, und wahrscheinlich würde er selbst manchen zu seiner Verherrlichung geschriebenen vielbändigen Kommentar dafür hingeben. Der Natursohn war offenbar getroffen, stark getroffen, stärker vielleicht als alle Gebildeten, die mit weißen Handschuhen und Lorgnetten um ihn her saßen, zusammengenommen. Aber er hielt den elektrischen Schlag für einen Stockstreich und hätte sich an dem Blitz gern durch eine Ohrfeige gerächt, und so wird das Verhältnis wohl ewig gewesen sein und 'wohl ewig bleiben.

Nun, zum Abschluß, noch eine Frage an den Herausgeber! Glaubt er, daß Shakespeare eben diesen König Lear anders, etwa in der Manier, die der Schauspieler Schröder bei der ersten Inszenierung auf der deutschen Bühne nötig fand, ausgeführt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß das ganze nächste Dezennium, ja Säkulum hindurch im Theater auf tausend „Naive", von der Art meines Ungarn immer nur „Ein Gebildeter", wie der Lord Southhampton käme? Ja? Da kennt er die Autonomie des schöpferischen Gedankens und die tyrannische Gewalt, die ihm über den eigenen Erzeuger ohne Rücksicht auf dessen Wohl und Wehe verliehen ist, sehr schlecht und verwechselt den Kreationsakt mit der Uhrmacherkunst; nicht einmal der Witz läßt sich ersticken. Nein? Dann zerfällt sein ganzes Räsonnement in nichts. Er wird sich aber wohl zum Nein entschließen müssen, denn die Naivetät der Dichter soll doch gewiß nicht durch die Naivetät des Publikums aufgehoben werden, und man kann doch nicht so naiv sein, daß man kaum weiß, worin man sich von der sprechenden Eselin Bileams unterscheidet, und zugleich so reflektierend und kalkulierend, daß man seine Atemzüge nach dem Perpendikel der Stadtuhr abmißt und dem Herrn Nachbar, samt der Frau Nachbarin, die Direktion seines innersten Denkens und Empfindens überträgt, um nur ja ihr hohes Wohlgefallen nicht zu verfehlen.

Ich habe noch vieles auf dem Herzen und leiste namentlich sehr ungern auf die Charakteristik des einzigen Zeitgenossen Shakespeares Verzicht, der wirklich etwas von ihm gelernt hat und dessen der Herausgeber bis jetzt mit keiner Silbe gedenkt. Aber ich breche ab, um meine Leser nicht zu ermüden und erspare mir das, sowie alles übrige, auf den vierten Artikel,

zu dem der vierte Band mir hoffentlich bald die Gelegenheit bieten wird. Nur eine vorläufige Bemerkung muß ich mir noch gestatten.

In dem Programm dieses Werkes wurden lauter neue Stücke versprochen, und zwar solche, welche die von Tieck, Baudissin, Kannegießer, Bülow 2c. 2c. längst mitgeteilten an Vortrefflichkeit und Wert „mit wenigen Ausnahmen" weit überwiegen sollten, sodaß man unwillkürlich an die Diamantenhöhle der Tausend-undeinen Nacht mit ihrem „Sesam, öffne dich" erinnert wurde, an der die Weisen des Morgenlandes ahnungslos vorüberzogen, und die einer, der kein Weiser war, plötzlich durch einen Zufall entdeckte. Die vorliegenden drei Bände enthalten aber bereits sechs, wenn nicht sieben (über die Hexe von Edmonton bin ich im Zweifel) von jenen alten, nicht bloß dem Kenner, sondern jedem Gebildeten aus dem Publikum hinreichend bekannten Stücken, und sie werden der Mehrzahl nach vom Herausgeber selbst ausdrücklich als die vorzüglichsten hervorgehoben. Durch diese Tatsache dürfte mein im ersten Artikel auf die allerbescheidenste Weise vorgebrachter Zweifel, ob einem Manne, wie Tieck, denn wirklich das Beste entgangen sein könne, doch wohl einigen Grund erhalten! Ich darf den von der nüchternen Realistenschule des Tages so hart geschmähten großen Dichter doch nennen und als Autorität zitieren? Auch von Shakespeare hieß es in England einmal, daß jeder Affe sich besser auf die Natur verstehe und jeder Pavian mehr Geschmack besitze, wie er, und daß in dem Wiehern eines Pferdes mehr Verstand, in dem Murren eines Kettenhundes mehr lebendiger Ausdruck und Menschlichkeit zu finden sei, als in seinem tragischen Pathos.

Feuchtersleben.*)

„Man wird zu allem geboren; warum nicht auch zum Rein-Menschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt!" So äußert sich Feuchtersleben in den Reflexionen, und wenn diese Bemerkung irgend bestritten werden könnte, so brauchte man sich nur auf ihn selbst zu berufen, und ihre Wahrheit wäre erwiesen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Mensch, und wer sich sein

*) Ernst Freiherrn von Feuchterslebens sämtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medizinischen. Herausgegeben von Friedrich Hebbel. 7 Bände. Wien 1853. Carl Gerold und Sohn. Bd. 7.

Wesen klar machen will, der muß ihn aus diesem Gesichtspunkt betrachten. In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält sich des Individualisierens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt, und muß es auch tun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der eine ganz im Bilden und Darstellen, der andere im energischen Handeln aufgeht. Ja zuweilen nötigen ihre Zwecke ihr Erscheinungen ab, von denen man sagen möchte, daß sie, insoferne der Begriff des Individuums auf der harmonischen Verbindung aller Gesamtkräfte der menschlichen Natur zu einer neuen Form der Existenz beruht, gar keine Individuen sind, sondern, wie z. B. unser Zeitgenosse, der Rechenkünstler Zacharias Dose, schroffe Manifestationen der einen oder der andern in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, der den Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß notwendig aufs Empfangen und Wiederspiegeln beschränkt sein und jener Krystallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf und gibt es treu zurück, fügt ihr aber nichts hinzu als die Verklärung. Ein Mensch und ein Begriff können sich nie vollständig decken; es wird daher niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben passen soll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in seiner Psychiatrie, deren wissenschaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlassen muß, um viel oder wenig überschreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen; im ganzen und großen paßt sie gewiß.

(Hebbel stellt nun aus den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Feuchterlebens sein Bild musivisch zusammen und schließt die Skizze mit einer Charakteristik des Schriftstellers, wie er sich ihm als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philosoph darstellt:)

Der Dichter hat sich nur im Lyrischen versucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Konfessionen einfassen, sind dem Tieckschen Phantasus so ängstlich nachgebildet und dabei so völlig farblos geblieben, daß sie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können. Aber auch auf den Lyriker läßt sich das Wort:

„Diese Stunde tut mir kund:
Alles muß dir heut gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund,
Und ich kann nur eben singen.“

womit ein ausgesprochenes Talent unseres Vaterlandes den schöpferischen Moment des Gemüts ebenso schön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie sie uns jetzt gesammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, so findet man freilich alles beisammen, was man sonst beisammen zu finden pflegt; von der Ballade an bis zum Epigramm herunter ist jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitschichtiges Fragment lenkt sogar ins Drama ein. Aber diese äußere Mannigfaltigkeit ist keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern und bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an sich reichlich genug zuströmende Gefühls- und Gedankenelement geht nicht von selbst in diesen Formen auf, es wird mehr nur versuchsweise in sie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnisvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erst seines verborgensten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe fast immer mit Glück gewählt sind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und selbst die Epigramme sind in der Regel nur zusammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Gestalt vor sich sähe. Nichtsdestoweniger wird im einzelnen, besonders wo es sich um Natureindrücke handelt, die Grenze des Poetischen zuweilen gestreift oder gar überschritten, wie ich denn unsere Anthologisten auf die Stücke: Hölltal, Ergebnisse, einige Sonette, ein Spaziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellerophon, vorzugsweise aber auf die Distichen und Resultate aufmerksam machen zu dürfen glaube. Im ganzen aber sind die Gedichte nur als ethische Denk- und Merkzeichen eines rastlos fort, strebenden Geistes schätzbar und gleichen den Baumeinschnitten- womit ein Wanderer, der sich durch einen dunklen, vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen sucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetischen Produktion gelangte, so lag es nicht, wie er in seiner Lebensskizze ausspricht, an der Wahl seines Berufes, an äußeren Ereignissen oder gar an dem Widerspruch der herrschenden Geschmacksrichtung zu seiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünstigt die Entwickelung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereignisse, seien sie auch noch so schmerzlich, verwandeln sich dem Auserwählten von selbst in Poesie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geschmacksrichtung nichts taugt, so ist es die nächste

Aufgabe des Talents, sie umzustimmen, und es beweist seine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dies gelingt. Der Grund ist hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu suchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was schwanger ist, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit steht.

Viel höher, wie der Dichter, ist schon der **Kritiker** zu stellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erst zu seiner besten Geltung, indem die Kraft, die für das selbständige schöpferische Bilden nicht ausreicht, das Reproduktionsvermögen natürlich steigert und ergänzt und daneben nicht selten in reinster Eigentümlichkeit hervortritt. Doch zeigt sich auch hier eine Schranke, auf die hingewiesen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerspruch unaufgelöst bleiben soll. Der Begriff der **Form** wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigstens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden sich allerlei Aussprüche, welche dieser Behauptung schroff entgegenzustehen scheinen, z. B. Seite 252 (Band VI.) in der Biographie Friedrich Schlegels. Aber ich verweise auf die Randglossen zu Eckermanns Gesprächen mit Goethe in den „Beiträgen zur Literatur" und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchstbedeutenden Wortes des deutschen Dichterfürsten abgelegte nackte Bekenntnis. „Sie haben recht — äußert Goethe gegen seinen Zuhörer — es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." Und Feuchtersleben kommentiert: „Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuten wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts." Die Stelle überwiegt aus psychologischen Gründen alle übrigen, und sie selbst ist gewiß keiner Doppeldeutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor sich, den Mann, der ihm über alles ging, und Goethe sprach über ein Mysterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art voraussetzt, besser kennen mußte, wie irgendeiner; dennoch opponiert er seinem Herrn und Meister und dies bis zu einem Grade, daß er ihm ins Gesicht ganz entschieden das Gegenteil behauptet. Der Zug gereicht ihm ethisch zur Ehre, denn er beweist, daß er seine Selbständigkeit auch in der größten Versuchung nicht aufgab, er ist aber eben darum nur um so entscheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine

Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinste Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt, und daß eben deshalb die eine mit der andern nie vertauscht werden kann Hieraus geht nun von selbst hervor, daß seine Urteile überall mit Vorsicht aufzunehmen sind, wo die Form entscheidet, also im ganzen ästhetischen Gebiet. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, wird man sich alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächst erklärlich finden, daß er in Goethe selbst zwischen der Jugend- oder vielmehr Mannes- und der Altersperiode nicht unterschied, oder doch, wenn er es tat, eher zum Vorteil als zum Nachteil der letzteren: er ging ja nicht auf den spezifisch-dichterischen, sondern nur auf den intellektuellen, allgemein menschlichen Gehalt aus, und dieser fiel ihm aus den weitgestrickten allegorischen Netzen der frostigen Altersproduktionen ganz von selbst in die Hände, während er den Jugendwerken so mühsam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Wasser, die einfachen Elemente, dem organisierten Menschenleibe. Man wird sich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe auch Wieland und Herder aller Zukunft vindizieren zu dürfen glaubte, ohne sich an das Verdikt zu kehren, das schon die letzten Zeitgenossen dieser um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, zum Teil Goethe selbst mit eingeschlossen, über sie aussprachen; auf seinem Standpunkt standen sie ja nur dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Faust zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Gesetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen aufs treffendste ausspricht und es gleich darauf durch Erscheinungen zu erläutern sucht, z. B. durch Johann Mayrhofer, die dazu wenig tauglich scheinen, so wie, daß er Autoren, die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen miteinander teilen, wie den gar nicht genug zu schätzenden, von strotzender Lebensfülle überströmenden Walter Scott und den schattenhaften Salvandy, nah zusammenrückt. Man kann daher von Feuchtersleben sagen, was noch von manchen andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits gestempeltes Objekt vor sich, das nicht erst in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, so wird er ihm jedesmal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anstellen, die oft zu den wichtigsten Aufschlüssen führen; soll er aber selbst über die Existenzfrage entscheiden, so ist er nicht gegen Irrtümer geschützt. Doch fehlen natürlich auch hier die Abstufungen und Uebergänge nicht.

So ist sein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter,

wo es sich um die bildende Kunst handelt, als im rein poetischen Kreise; seine Reproduktionen von Gemälden und Bildwerken gehören teilweise zum Besten, was wir besitzen, und seine praktischen Vorschläge sind so wohl erwogen und bezeichnen die zwischen einem stumpfen Realismus und einem ungebändigten Idealismus zu haltende Mittellinie so haarscharf, daß ich sie für maßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es ihm in dieser Beziehung nicht wenig zur Ehre, eines der eigentümlichsten und markigsten Talente, welche seit lange aus Österreich, ja aus Deutschland hervorgingen, gleich in seinen ersten Versuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den jetzt allgemein gewürdigten Historienmaler Rahl, den Schöpfer der großartigen Christenverfolgung und der noch großartigeren, wegen Mangels eines deutschen Pantheon wahrscheinlich unausgeführt bleibenden Zimbernschlacht, über den auch der strenge Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendste Urteil fällte. Noch reiner wird sein Blick, wenn er literatur- und kunst-historische Zustände aus der Vogelperspektive beleuchtet und charakterisiert, wie dies in den Beiträgen mehrmals geschieht; hier, wo das Detail von selbst zurücktritt und es nur auf die scharfe Zeichnung der Umrisse ankommt, liefert er oft das wahrhaft Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung ist, daß alles Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Tuns, des nach innen oder nach außen gewandten, sein soll und dieser Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünschen, denn die Verderbnis, über die man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß so wenige sie erkennen wollen. Auffallen kann die konsequente Herbheit, mit der er sich, im Drama wie in der Lyrik und im Roman einen willkürlichen Grenzstein setzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn sogar verführt, ihre mitunter unleugbare Ungeheuerlichkeit nicht selten durch eine noch unleugbarere Trivialität balancieren zu wollen. Aber das hat einfach darin seinen Grund, daß er sie nicht kannte, daß er sie, zuerst durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeschreckt, dann durch seine anderweitige vielfache Tätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was sie bewegt und treibt, fehlte es ihm so wenig wie an treuer Hingabe; das beweisen seine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über diese Literatur hier um so eher am Ort sein, als einige bittere Aussprüche über ein paar Hauptrepräsentanten derselben mitgeteilt werden mußten, die ein Gegengewicht erheischen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Überlegung zwischen der Gegenwart

und der jüngsten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunkt, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urteil möglich ist. Wenn man einmal vergleichen will, so vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopstocks und Lessings, denn es handelt sich jetzt, wie damals, um die Bewältigung ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Turm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst sich um die Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakespeares Ausspruch über das Drama im Hamlet, der durch die ganze, überall auf „den Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit" ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Mut dazu fehlt, der mache sich den von mir hervorgehobenen Unterschied recht deutlich und frage sich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch manches schon gelang, als darüber, daß so vieles mißlang. Fast jedes der hervorragenderen Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerem oder kürzerem Läuterungsprozeß, zu einer wirklichen und nicht selten zu einer bleibenden Leistung gebracht.

In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die disparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sklaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen. Freiligrath malte Wüstenbilder, die frisch und energisch genug sind, um ihm für sein unreifes und ideenloses „Glaubensbekenntnis" selbst dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteste seiner Gedichte: „Der Blumen Rache" nicht geschrieben hätte. Und Dingelstedt vollbrachte eine wahre Midastat, indem er in seinem „Nachtwächter" die dürre Prosa der einst so stark grassierenden politischen Liederdichterei in das reine Gold echter Poesie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuspitzte und keine rhetorische Pointen ausschliff, sondern mit jener Kraft, die später in dem erschütternden „Nachtstück" und im ersten Akt seines „Barneveldt" noch siegreicher hervortrat, dramatisch in die Zustände hineingriff und das allgemeine und das besondere, kernhaft in sich Zusammengeschlossene, anschaulich zu machen verstand. Im Drama lieferte

Immermann sein „Trauerspiel in Tirol“, Gutzkow sein „Urbild des Tartuffe“ und Laube seine „Karlsschüler“; Stücke, von denen das erste, trotz der verunglückten sentimentalen Brandstifterin, so urdeutsch ist, das zweite der mehr und mehr zusammenschrumpfenden Komödie eine so weite Perspektive eröffnet, und das dritte unser kränkelndes Künstlerdrama so glücklich ins gesunde kultur-historische auflöst, daß jedes in seiner Art doch wohl Achtung gebietend dasteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingestellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen sind. Der „Münchhausen“, ungenießbar, schemen- und schattenhaft, mitunter läppisch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der westfälischen Hofschulzen-Wirtschaft und ihrer Dorfpoesie, einen wahren neuen Weltteil in die Literatur geschleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerikas, nicht den Namen des Entdeckers, sondern den des ersten Ansiedlers, des behenden, übrigens wacker talentierten, Berthold Auerbach trägt. Die Untersuchung, wie Immermann sich gegen seine Vorgänger, Pestalozzi, Jung Stilling und den vor allen respektablen Ulrich Hegner verhält, und wie seine Nachfolger, die in der Regel freilich, mit fast alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur seinen Urwald ausholzen, zu ihm stehen, ist interessant, und werde auf einen anderen Ort verspart! „Die Ritter vom Geist“, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen innern Selbständigkeit und betätigen Gutzkows bewunderungswürdigen Instinkt für das geheime Walten und Weben der zukunft-schwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Produktion nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in buntester und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammengehen zu sehen. Ich habe hier kein Literaturgemälde zu geben, sondern nur den Beweis zu liefern, daß auch die letzte Bewegung auf diesem Gebiete, so wild und ungebändigt sie anhob, nicht ohne Resultat geblieben ist, und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben persönlich angriff (z. B. in den Gedichten, Bd. II. Seite 213), in reichlichem Maß das ihrige dazu beitrugen. Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Prozeß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Kristallkugel in den nordischen Gärten zurückkommen: Feuchtersleben hielt sich an das, was teils mit ihm selbst jung gewesen, teils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war und

stellte, indem er dieses mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Vandalenkritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt. Übrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerierung der deutschen Literatur von Österreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und daß selbst die hier so häufige Rassenkreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagschale wirft, leuchtet von selbst ein. Aber es hat sich bei dem Ernst und der mehr und mehr aufs Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielversprechender Talente angekündigt, die hauptsächlich deswegen große Hoffnungen in mir erregen, weil sie schon in ihren ersten Proben, seien diese nun lyrischer, dramatischer oder novellistischer Art, ganz frei von dem bisherigen überflüssigen Bilderluxus erscheinen, der so oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erstickte. Wer weiß, wie bald diese über Deutschland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchsten steht der Populärphilosoph. Dieser legte auch gleich in der so früh erschienenen Diätetik der Seele sein Meisterstück ab. Es ist nicht, wie der Verfasser bescheiden meint, ein Zufall, daß dieses Buch, welches schon zehn Auflagen erlebte, so allgemeinen Beifall fand; es ist die notwendige Folge seiner Vortrefflichkeit. Nirgends ist der Weg, den der Mensch durchs Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, so sicher und zugleich so gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die so mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um sich Ansehen zu verschaffen, deutet der freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein ausgestreckter Finger genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen Schwindel hervorrufen, an den sich so oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüstert und das Gemüt mit hoffnungsloser Verzweiflung erfüllt; er will nur jenen heilsamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Brust höchstens noch das Atmen ein wenig erschwert. Das gelingt ihm auch jedesmal, und kaum ist die Gefahr überstanden, so pflückt er rasch die erste Blume, die sich seinem Blick bietet, um uns durch die Farben, in denen sie glüht, und den Duft, der ihr geheimnisvoll entströmt, an all das Schöne, das sich zwischen Himmel und Erde findet und wegen dessen es sich der Selbsterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele ist kein moralisches Rezeptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und

dies oder das in ihm herstellen, sie behält fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das einzelne siegreichen Widerstand leisten kann. Das ist, wie weich und geschmeidig es auch ausgedrückt sein mag, wahrhaft antik gedacht, und in einer Eisenquelle dieser Art wird die sieche Menschheit sich baden müssen, wenn sie es dereinst wieder zu einer Achilleshaut bringen will. Neben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anstand nehme, dem Vorzüglichsten beizuzählen, welches aus der österreichischen Literatur jemals in die deutsche überging, ragen vor allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publikationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen beschäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten, und die es ebensowenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm nieder. Ebenso ist es Feuchtersleben ergangen, und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.

Friedrich Gentz.*)

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829.

Stuttgart, J. G. Cottascher Verlag, 1857.

Ich bin kein Freund des literarischen Reliquientrödels unserer Tage und öffne eine Korrespondenz unserer Heroen und Halb-

*) Allgemeine Zeitung. (Augsburg.) 1857.

heroen fast nie ohne Beklommenheit. Stößt man doch nur zu oft, wenn man die fromme Gold- und Perlenstickerei der Einleitung hinter sich hat, auf das traurige Analogon des zweifelhaften morschen Knochens, den selbst die Andacht nur mit Schaudern verehrt, und ist das Umschlagen einer Glorifikation in ihr klägliches Gegenteil doch ein zu fatales Schauspiel, wo es wirkliche Verdienste gilt! Ich nahm deshalb auch das Buch, an das ich diesmal einige Betrachtungen knüpfen will, nicht ohne alle Besorgnis in die Hand, aber ich merkte schon beim flüchtigen Durchblättern, daß kein Grund dazu vorhanden sei, und ich überzeugte mich bei ernsterer Beschäftigung mit demselben sehr bald, daß es der gebildeten Welt eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung eröffnet. Goethe sagt irgendwo, er halte ein Drama in Briefen für möglich; ob er recht hat, oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls ist das Drama bis jetzt nicht geschrieben. Daß aber jeder wirklich lebendige Briefwechsel eine Art Duodram sein muß, steht fest, denn woher käme ihm der eigentümliche Reiz, der für die durch die Grenzen des Briefs gebotene flüchtige Behandlung der Menschen und der Dinge allein entschädigen kann, wenn nicht aus dem gemeinsamen Ringen verwandter Geister um die höchsten Resultate des inneren Lebens, und ist ein solches Ringen nicht immer ein Gedankentrauerspiel, mit der vollen Qual der Unauflösbarkeit des letzten, aus den Individuen selbst hervorgehenden Widerspruchs? *Dramatisch* ist nun der Briefwechsel zwischen Gentz und Müller durch und durch; er beruht auf dem Gegensatz zweier Naturen, die viel zu viel miteinander gemein hatten, um sich jemals aufgeben zu können, und die doch wieder zu verschieden waren, um ganz ineinander aufzugehen, und wenn das Verhältnis auch keine so reife und volle Frucht abwirft, wie das zwischen Schiller und Goethe, in welchem die beiden Hälften der Menschheit gewissermaßen nach hartem Kampf zur ursprünglichen Einheit zusammengingen, so wiegt das Produkt, und bestände es auch nur in der moralischen Rehabilitierung eines verschrienen Charakters, doch immer noch schwer genug. In diesem dramatischen Kern ist nach meiner Meinung aber auch die eigentliche Bedeutung des Buches zu suchen. Daß sich ein reicher Schatz von Urteilen und Aussprüchen gemeingültiger Art den psychologisch interessanten hinzugesellt, wird darum nicht verkannt, und daß der Geschichtschreiber ebensowenig leer ausgeht, versteht sich von selbst.

Wer Friedrich v. Gentz und Adam Müller nur vom Hörensagen oder aus politischen Parteimanifesten kennt, wird spöttisch ausrufen: was konnte den immer fertigen Protokollführer aller Kongresse und den Staatstheosophen, der sein Leben lang über

einer Konstitution für Wolkenkuckucksheim brütete, wohl zusammenknüpfen, als das äußere Bedürfnis; der eine brauchte von Zeit zu Zeit einen Propheten, und der andere hatte Geld nötig! Ist es doch von Gentz bekannt genug, daß er sich selbst in behaglicher Schamlosigkeit für blasiert erklärte, ja daß er nach eigener Versicherung eine satanische Freude über das Mißlingen alles Großen und Edlen empfand und sich zuletzt nur noch für die frische Butter seines Frühstücks begeisterte. Und daß Müller nur ein Träumer oder Heuchler sein konnte, steht doch gewiß fest; ist er doch als Protestant geboren und als Katholik gestorben! Freilich! auch der Briefwechsel ist nicht arm an ähnlichen naiven Bekenntnissen, um sie einstweilen so zu nennen. Gentz ersucht Müller einmal um ein englisches Werk über die Finanzen, aber er verbittet sich die Zusendung, wenn von Mißbräuchen der Finanzverwaltung darin die Rede sei, denn er liebe diese Mißbräuche. Ein andermal erschrickt er ordentlich, daß es so göttliche und rührende Dinge in ihm geben sollte, als Müller entdeckt hat, und da er, wie man gelegentlich erfährt, an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubt, so liegt manchem Leser das Warum gewiß nahe genug. Müller dagegen schwärmte eine Zeitlang bis zum Übermaß für das protestantische England; er möchte in der englischen Miliz gegen die Landung (Bonapartes und seiner Franzosen) dienen, und meint, daß er nur auf dieser herrlichen Insel einen Boden für alle seine Hoffnungen finden könne. Zwei Jahre darauf hat er schon nicht ohne Geräusch konvertiert und erklärt in selbsttrunkener Rückschau den Übertritt für den glücklichsten Schritt seines Lebens. Alle beide gebärden sich kindisch, wo es sich um das Wetter handelt. Ein starkes Gewitter, ein heftiger Regen, der einige Tage anhält, erfüllt sie mit Entsetzen, ein Erdbeben ruft alles Ernstes Gedanken an den jüngsten Tag hervor. Ein Zimmer, worin man den Sturm nicht hört, wird wie eine besondere Gnade Gottes gepriesen, und Doppelfenster mit verschließbaren Läden sind die erste Bedingung jeder Schlafkammer. Dabei werden Mars und Venus als äußerst zweideutige Wächter am Himmel hart gescholten, und sogar der Vollmond wird verdächtig genannt.

Zwar gastiert in diesem nämlichen Briefwechsel auch unser deutscher Tacitus, Johannes v. Müller, und versichert mit Emphase, er werde „vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kleinheit schuf“, nie die Kniee beugen; er habe auf alle Fälle gedacht und für andere Sitze von Kultur — Amerika, Südrußland und Mittelasien sind gemeint — Pläne entworfen. Wenige Jahre verstreichen, und Napoleon, jener verächtliche Abgott, lächelt den Grimm des Gelehrten in einer Viertelstunde so

gründlich weg, daß dieser, noch bevor er die Antichambre wieder hinter sich hat, ein fast göttliches Recht des Eroberers entdeckt, zum Abschied in Berlin eine Rede auf Friedrich den Großen hält, worin er kaum Anstand nimmt, dessen Vorliebe für die Franzosen und das Franzosentum offen für den höchsten Vorzug des deutschen Königs, für eine Art Inspiration der Zukunft zu erklären, und dann, noch rauchend von seinen früheren Katilinarien, ins Königreich Westfalen abreist, um sich mit französischen Orden behängen zu lassen. Als Friedrich v. Gentz den preußischen Staatsdienst verließ, war es der preußischen Monarchie sehr gleichgültig, ob sie einen kleinen Beamten mehr oder weniger zählte, denn sie stand scheinbar noch auf ehernen Füßen und glaubte an sich selbst, wie das alte Rom. Als Johannes v. Müller seine Professur aufgab, lag das Reich in Trümmern, und alle seine Hoffnungen ruhten auf der Beharrlichkeit der einzelnen, auf der gegenseitigen Anziehungskraft der Atome. Gentz ging aus einem deutschen Staat in den anderen über, Johannes v. Müller warf sich geradezu dem Erzfeind in die Arme, und dennoch hat man auf den einen nicht Schmach genug häufen zu können geglaubt, während der zweite entschuldigt, wohl gar beklagt und bedauert wird. Eine eigentümliche Erscheinung! Woher rührt sie? Auf das Sendschreiben des jugendlichen Gentz an den König von Preußen bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung wird man sie doch nicht zurückführen wollen, denn wenn man diesem auch, alle Mittelstufen überspringend, den ganzen Österreichischen Beobachter entgegensetzen wollte, so wäre die Kluft noch immer nicht so groß, wie zwischen Johannes v. Müllers Philippika und seiner Vergötterung Napoleons. Auch die Verdienste um die Literatur wird man schwerlich bei Johannes v. Müller im Gegensatz zu Gentz so durchaus überwiegend finden, daß dem einen alles, dem anderen nichts verziehen werden dürfte. Am allerwenigsten aber wird der deutsche Patriot Ursache dazu haben, denn es ist nicht ohne guten Grund behauptet worden, daß erst Johannes v. Müller durch seine Geschichte der Eidgenossenschaft die Schweiz geistig vom deutschen Reich getrennt hat. Woher also der Groll, der unerbittliche Haß gegen den einen und die Milde gegen den andern?

Gentz hatte für immer gewählt, und wenn er auch nach und nach — was keiner zu vertuschen suchen muß — durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, vom General zum bloßen Soldaten herabsank, er war und blieb ein Mann der Überzeugung. Einer seiner ersten Verteidiger meint freilich: er sei allerdings aus dem einen Heerlager in das andere übergegangen, aber er habe fürstliche Bedingungen gestellt und bewilligt erhalten. Das

könnte ihm in meinen Augen wenig helfen, denn Fieskos glänzender Sophismus über das Abnehmen der Schande mit dem Wachsen des Preises ist vortrefflich im Drama, taugt aber ganz und gar nichts auf dem Markt des Lebens. Glücklicherweise bedarf er einer Verteidigung nicht, die aus dem Champagnerkeller ihre besten Gründe schöpft, und wenn sie früher, trotz des allbekannten herrlichen Briefs, worin er Johannes v. Müller für seinen schnöden Abfall züchtigte, vielleicht noch statthaft scheinen mochte: der Briefwechsel, welcher uns hier beschäftigt, läßt keinen Zweifel über die Beschaffenheit seiner Gesinnungen mehr übrig. Ein Hund findet den Weg, den er einmal gemacht hat, immer wieder zurück, und eine Überläufernatur kann nie um die Brücke verlegen sein; wäre Gentz eine solche gewesen, was hätten ihn gesprengte Koalitionen, verlorne Schlachten, gestürzte Throne und zerrissene Reiche gekümmert! Als Wetterhahn hätte er ganz gemütlich beizeiten den einen Turm mit dem andern vertauscht und sich eine Talleyrandsche Reputation erworben, denn er wäre sicher der Feinste gewesen. Man lese aber die Briefe 36 und 42 nach den ungeheuren Schlägen von Ulm und Austerlitz und frage sich, ob der erbärmliche Kummer eines Egoisten um eine bedrohte Pension, oder der heilige Schmerz eines Mannes, der die Welt zusammenbrechen sieht, sie eingegeben hat. „Wir sind geschlagen," schreibt er im November 1805, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert; diesmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum erstenmal, so in einer öffentlichen Sache persönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen, Bonaparte uns nach Astrachan treiben usf., ein größerer Schmerz, als ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Wert des Lebens am Sieg hing — nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemütigt, dies leider ist das höchste; dagegen sind alle sogenannten positiven Übel nur wahre Lumperei." Und Müller antwortet: „Wo richten sich denn Ihre Hoffnungen hin, und welche innere Quellen hat diese Reihe von Unglücksfällen wieder in Ihnen eröffnet! Es sind die ersten Ihres Lebens, die ersten Ihnen angemessenen; denn über Wandel und Mißgeschick des Privatlebens sind Sie doch gewiß weit erhaben, nur der Gram ganzer Völker kann Sie ergreifen. Ihre Briefe und die durchpassierenden Fremden bezeugen es, daß man Ihre Abreise, Ihren Schmerz habe sehen müssen, um den großen tragischen Moment in seinem ganzen Umfang zu erkennen." Niemand wird leugnen können, daß dies

die Sprache des Herzens ist, und der Befangenste wird einräumen müssen, daß der ganze Briefwechsel den gleichen Geist der Wahrheit atmet. Er macht den Eindruck eines Zwiegesprächs, das, ohne Hinterhalt und Rücksichtnahme, unter vier Augen geführt wird; man kann die Resultate bedingt oder unbedingt verwerfen, aber man muß den Ernst und die Redlichkeit der Untersuchung anerkennen.

Gilt es nun noch den Briefwechsel, dessen dramatisch psychologische Bedeutung hiermit dargetan scheint, näher zu charakterisieren, so ist sein Eigentümliches darin zu suchen, daß sich Realismus und Idealismus hier gegenüberstehen, wie nirgends sonst. Mit dem Unterschied jedoch, daß der Realismus, den Gentz vertritt, sich seiner Ergänzungsfähigkeit und -bedürftigkeit immer bewußt bleibt, während der Idealismus, der in Adam Müller exzelliert, die ganze Klimax der Abstraktion erst hinter sich haben muß, bevor er sich zu einem Kompromiß entschließen kann, dann aber die Konsequenzmacherei nach der praktischen Seite hin wo möglich noch weiter treibt, als vorher nach der andern, und seinem neuen Bundesgenossen nicht allein mehr schadet als nützt, sondern ihn sogar nicht selten durch seine prinzipiellen Übertreibungen und seine phantastischen Vorschläge erschreckt und entsetzt. Wenn Gentz an die Rahel schrieb, er empfinde eine satanische Freude den Untergang alles Großen und Edlen und dabei die prächtige Butter seines Frühstücks herausstrich, so ist das ein Ausdruck derselben Stimmung, in welcher Swift ausrief: vive la bagatelle! und nur derjenige wird sich dabei aufhalten, welcher allenfalls auch den Hamlet wegen der Sünden, deren er sich gegen Ophelia anklagt, vor Gericht ziehen möchte. Wenn Müllers Enthusiasmus für England sich aber in den grimmigsten Haß umsetzt und wenn er stolz darauf ist, die Folter an der Tafel des Prinzen von Hessen verteidigt zu haben, so hat das mehr zu bedeuten. Überhaupt ist das Verhältnis der beiden Männer zueinander höchst merkwürdig: Gentz, der bei weitem Überlegene, glaubt zu empfangen, und Müller empfängt; Gentz überträgt seinen Respekt für das Element, worin Müller waltet, auf die Person, und Müller streicht ihn ruhig ein. „Mir kann — schreibt Gentz, Brief 14 — von allen jetzt lebenden Menschen keiner so zusagen wie Sie. Denn die wenigen Reinen, welche ich außer Ihnen noch finde, sind mir nicht genialisch genug, und die übrigen Genialischen sind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in sich, und in Ihnen wohnt nun überdies diese ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasiertheit allein imstande ist, nur eine immerwährende Jugend

anzuwehen. Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu wirken, miteinander leben müssen. Sie allein sind bei aller Ihrer eigentümlichen Größe den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen, und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll." Dieses Wort gereicht Gentz zur Ehre; trotz seiner „faulen Morgengedanken" vergaß er es keinen Moment, daß man die Sterne im Auge behalten muß, wenn man sich nur auf der Erde gehörig orientieren will, und begleitete Wissenschaft und Kunst bis zur letzten frischen Blüte der Poesie herab, obgleich ihm seine Arbeiten und Geschäfte oft kaum vier Stunden zur Nachtruhe übrig ließen. Dies Selbstporträt von Gentz vervollständigt Müller, Brief 408, und verdient um so eher unbedingten Glauben, als er für den Arzt schreibt, der konsultiert werden soll. „Das ganz Charakteristische — heißt es hier — mußte herausgehoben werden: bei der höchsten geistigen Reizbarkeit eine sonderbare Gleichgültigkeit gegen alle physischen Gewohnheitsreize, die wohl nur in einem ungewöhnlichen Vorherrschen der Seelenkraft ihren Grund hat. Eigentliche Leidenschaften, ausgenommen etwa für den Ruhm oder gegen das im gewöhnlichen Sinne des Wortes Gemeine, hatten Sie meines Wissens seit dreißig Jahren nie." In gleichem Sinn und Ton, wie oben, äußert Gentz sich noch oft über Müller; so empfiehlt er ihn z. B. der Stael-Holstein als den ersten Kopf Deutschlands; das hält ihn jedoch nicht ab, ihm gelegentlich und je später um so herber, die Wahrheit zu sagen, sich mit bitterem Hohn darüber auszulassen, daß nach Müllers Lehre der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten und die Verbesserung der Gesellschaft einzig und allein von einer lebendigen Erkenntnis der Menschwerdung Gottes abhänge, und ihn zuletzt offen und derb aufzufordern, nicht mehr Allotria zu treiben, sondern zuzugreifen, wo Arbeit sei. Müller dagegen, obgleich er am Ende notgedrungen aus seiner Montgolfiere auf die Erde herabsteigt und sich in den Kampf begibt, kann sich durchaus nicht entschließen, sich der Mittel zu bedienen, die allein zu helfen vermögen. Er ficht zwar nicht gegen Windmühlen, sondern gegen wirkliche Riesen, da sie ihm gar zu deutlich mit Fingern gezeigt werden, aber er verschmähte das Schwert, vermutlich weil es auch der Troßknecht schwingt, und macht lieber magnetische Striche; und wie er es früher gemein fand, sich ein Erdbeben mit der Geologie durch Steinkohlenflötze zu erklären, so steht er dem Fürsten Metternich jetzt, zu dessen nicht geringem Ärger, in der großen Krisis mit einem droit chrétien bei, das er im Gegensatz zum droit des gens apart für ihn erfindet, und schleudert

theologische Abhandlungen in einer „Concordia", die niemand liest. Er träumt so schön von der heiligen Allianz, daß Gentz es für notwendig hält, ihn unsanft zu wecken; er schwärmt so kindlich für das Prinzip der Legitimität, daß Gentz ihn an das Höhere, wodurch es selbst auf seinem Standpunkte wieder bedingt und aufgehoben wird, aufmerksam machen muß; er ist ein solcher Antirevolutionär, daß er Gentz durch seine ungesunde Hitze ein außerordentlich wichtiges politisches Ultimatum entlockt, welches um so eher hier stehen mag, als es bis zur Evidenz beweist, wie wenig dieser Mann über die Aufgabe des Tags, mochte er sie nun richtig auffassen oder nicht, die Aufgabe des Jahrhunderts vergaß.

„Ein Schriftsteller — schreibt Gentz Brief 156 — den Sie nicht verleugnen werden, Schlosser, sagt: „„Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung erfordert."" Dies ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen, und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht — ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung aussprechen kann, den ich aber faktisch und historisch deduzieren zu können glaube. Wenn ich nun in dieser Stimmung lese, was Sie schreiben, wie wäre es bei aller meiner Liebe zu Ihnen, und bei aller meiner Freude an Ihrem Geist, möglich, daß ich mit Ihren Lehren harmonierte? Ich habe in dem revolutionären Gang der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Prinzip, die Welt von Frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Produkte dieser Zeit mit

bitterm Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung und Lehnsverfassung und Dienstverfassung und Geldverfassung und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurückfordern: wie sollte ich meinen eigenen Ideen solche Gewalt antun, die Ihrigen zu billigen?"

Wer wird nicht einstimmen müssen, besonders wenn er erwägt, daß das Traditionelle, das Resultat vergangener und vergessener Urzustände, auch einmal rationell gewesen ist? Müller läßt sich jedoch nicht abschrecken; unbekümmert um die Ermahnung des Freundes, daß die innern Krankheiten nicht von heute auf morgen töten würden und daß man vor allen Dingen leben, sich also der äußern Feinde entledigen müsse, fährt er fort, seine Theologie zu treiben und sich zu einem umgekehrten Jakobiner auszubilden. Subjektiv gereicht diese Konsequenz ihm nur zur Ehre und ist ein Beweis mehr für die Wahrheit des Verhältnisses und die Zuverlässigkeit der Korrespondenz; aber im allgemeinen kommt nichts dabei heraus.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen übrigens die Briefe in Anspruch, die zwischen ihm und Gentz über das große religiöse Problem gewechselt werden: Müllers Forderungen sind die gewöhnlichen und bedürfen keiner Charakteristik; aber die Art, wie Gentz sie zurückweist, ohne ihnen in ihrer zarten Natur zu nahe zu treten, ist ein Muster der gediegensten Menschenbildung, und der Brief 154 mit seiner wunderbaren Mischung von Simplizität des Ausdrucks und Tiefsinn der Ideenentwickelung scheint mir ein unübertrefflicher Kanon der Vernunft. Später läßt er sich freilich durch den Sandschen Mord einschüchtern und zu dem Ausruf bewegen: „Sie haben vollkommen recht, alles ist verloren, wenn nicht Religion, pas seulement comme *foi,* mais comme *loi,* wieder hergestellt wird!" Das ist allerdings, das rein äußere Motiv gebührend ins Auge gefaßt, eine traurige Sonnenfinsternis, und eine um so traurigere, als sie die unheilvollen Karlsbader Beschlüsse im unmittelbaren Gefolge hat, diesen bereits von der Geschichte verurteilten Versuch, den deutschen Geist in Belagerungszustand zu versetzen, statt dem erhaltenden und dem schöpferisch vorwärts strebenden Prinzip, die im Staat zueinander stehen, wie Mann und Weib im Hause, freien Spielraum für einen unblutigen Kampf zu gewähren. Aber das ursprüngliche Licht wird nur vorübergehend davon verdunkelt.

Ich darf nicht weiter ins Detail eingehen, so verlockend es auch ist. Mir gefällt Lessing nirgends besser als in seinen Rettungen; der Schweiß, den er vergießt, während er Gräber von Disteln und Dornen säubert, steht ihm am schönsten. Das-

selbe Gefühl, das ihn trieb, selbst gegen einen Luther für einen Lemnius aufzutreten, hat mir diesmal die Hand geführt; mein Zweck ist erreicht, wenn ich durch meine Beleuchtung des neuen Aktenstücks bei dem Freund der Wahrheit einige Zweifel erregt habe, ob der Prozeß gegen unser vielleicht größtes politisches Talent wirklich unparteiisch entschieden sei. Ein Berufenerer nehme die Revision selbst auf; hat Deutschland einen Macaulay, einen Publizisten, der sich auf mehr versteht, als aufs Fluchen und Segnen, hier kann er sich zeigen.

Ein Selbstportrait von Karl Gutzkow.*)

Für den psychologischen Kriminalisten ist bekanntlich die Form eines Bekenntnisses in den meisten Fällen weit wichtiger, als die Materie. Das Verbrechen ist bei dem ungeheuren Apparat, welcher der Justiz im modernen Staate zu Gebote steht, in der Regel leicht herausgebracht, und mit Ausnahme sehr weniger Länder reicht der vollständig gegliederte Indizienbeweis auch ohne das ausdrückliche Geständnis des Inkulpaten zur Verurteilung hin. Aber wenn es sich nicht bloß darum handelt, das Verhältnis einer Tat zum Gesetz zu ermitteln, sondern wenn das viel wichtigere Verhältnis des Menschen zu seiner eigenen Tat festgestellt werden soll, so braucht man ihn selbst, das Wort seines Mundes, den Blick seines Auges, das Mienenspiel seines Gesichts. Dann ist es, wenn die Legislatur es anders nicht aus zu weit getriebener Humanität in sein eignes Belieben gesetzt hat, ob er gehängt werden will oder nicht, vollkommen gleichgültig, ob er leugnet oder bekennt, denn der Mensch kann leugnen wie Desdemona und bekennen wie Jago. Man will eben nur den stillen Grund der Seele erforschen, der alles bindet und bedingt, und es gibt Momente der Leidenschaft und der Aufregung, in welchen dieser, wie der Meeresboden bei Erderschütterungen, mit einer gewissen Naivetät ganz nackt und unverhüllt hervortritt. Auf solche Momente ist der juristische Psycholog besonders gespannt, denn sie bieten auch für das verschlungenste Rätsel den Schlüssel dar, und nicht selten spricht er los, wo das Gesetz verdammt, und umgekehrt, sobald er ihn hat.

*) Kolatscheks „Stimmen der Zeit". 1860.

Einer ähnlichen Erscheinung begegnet man zuweilen bei Künstlern und Schriftstellern, ähnlich natürlich nur im psychologischen, nicht etwa auch, wenn es erst bemerkt zu werden braucht, im moralischen Sinne. Jahrelang beschäftigt man sich mit dem einen oder dem anderen und wird nicht mit ihm fertig. Plötzlich nimmt er selbst sein Eingeweide in die Hand, und nun begreift man, warum er so schlecht oder so gut verdaut. Davon hat Karl Gutzkow kürzlich in seiner Besprechung der von dem Prinz-Regenten von Preußen zur Ermunterung des deutschen Dramas errichteten Schillerstiftung ein schlagendes Beispiel gegeben. Wem wäre dieser vielseitige und unermüdliche Autor, von Sympathie und Antipathie ganz abgesehen, nicht in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig gewesen? Wen hätten seine Romane und Schauspiele, wie seine Abhandlungen und Kritiken nicht oft in Erstaunen gesetzt, wenn auch nicht immer in dem Sinne, den er selbst beabsichtigt haben mochte? Von der „Wally“ an, in welcher der schönste Zug eines altdeutschen Gedichts durch die Übertragung in den modernen Salon zum scheußlichsten Raffinement degradiert wird, bis zu den „Rittern vom Geist“, in denen ein fallender Schrank die endliche Entscheidung herbeiführt: wie oft muß man den Kopf schütteln, ehe man einmal zum Nicken kommt! Wer fühlt sich nicht durch dramatische Ideen, wie die des „weißen Blatts“ oder des „dreizehnten November“ in die Region entrückt, wo der Mensch anfängt, sich für ein Gerstenkorn zu halten und die Henne ängstlicher zu fliehen, wie den Tiger? Und wem sind Urteile, in denen sich der schärfste Blick für das einzelne nicht selten mit der absolutesten Blindheit für das Ganze verbindet, nicht peinlicher, wie das Gewäsch der stumpfesten Trivialität? Dazwischen dann die höchst vortrefflichen Daguerreotypen in den „Rittern vom Geist“ und „das Urbild des Tartuffe“, ein satirisches Lustspiel, das in seiner Art vollendet genannt werden kann, so wie manche von dem richtigsten Instinkt zeugende Charakteristik gesellschaftlicher Zustände in den „Zeitgenossen“ usw. Man erzählt von einem Proteus, der verdammt sein soll, sich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwischendurch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menschengestalt auf der Bühne erscheinen und ein vernünftiges Wort sprechen darf. Auf drei Metamorphosen eine Menschwerdung, aber eine bucklichte, auf drei bucklichte eine regelmäßige, aber eine schwächliche, auf drei schwächliche eine normale. An diesen Proteus fühlt man sich zuweilen durch unseren Autor erinnert. Wer hatte das Geheimnis seiner Natur? Niemand als er selbst, und er hat es jetzt verraten. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organisation,

in der das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten ist, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt alles; wir aber haben es jetzt nachzuweisen, und zwar aus dem eigenen Bekenntnis.

Der Prinz-Regent von Preußen hat einen Preis von tausend Talern ausgesetzt, der zu Ehren Schillers alle drei Jahre für das innerhalb dieser Frist erschienene beste Drama durch ein aus neun Notabilitäten gebildetes Gericht zuerkannt und dem eine Medaille hinzugefügt werden soll. Nach unserer Meinung hat die Literatur alle Ursache, sich dazu Glück zu wünschen, denn es ist das erstemal, daß der Staat, der sie früher, wie einige unvergeßliche Bundesbeschlüsse beweisen, nicht bloß schutzlos, sondern auch rechtlos ließ, indem er gar kein geistiges Eigentum anerkannte und nur hie und da für Bücher, Musikalien und Bilder ein dürftiges Privilegium erteilte, ihr gegenüber feierlich eine Verpflichtung übernimmt. Es ist ganz gleichgültig, ob der Staat für diesen hochwichtigen Akt augenblicklich die beste Form gefunden hat oder nicht; genug, man hat es nicht mit einem jener unproduktiven Einfälle zu tun, aus denen die bisherigen Theater-Preisausschreibungen hervorgingen und denen noch ganz zuletzt in Österreich die Rückerstreckung des Tantièmensegens auf die älteren Landeskinder poetischen Schlags entsprang, sondern es handelt sich um eine Institution für alle Zeiten, die sich trotz aller möglichen Mißgriffe auf dem Wege der Erfahrung, wie alles Menschliche, nach und nach entwickeln kann und wird. Der Künstler, der Dichter, existiert jetzt für den Staat, wie der Soldat und der Beamte, er existiert auch dann, wenn er nicht Vorleser bei Hofe ist, und das hat Schiller ihm erkämpft, derselbe Schiller, wohl gemerkt, dessen Tell, wie verlautet, von einem Vorgänger des Prinz-Regenten aus dem Theaterrepertoire der Metropole eigenhändig gestrichen wurde, und das einer Stelle wegen, die bedeutend zu der unwiderstehlichen Volkserhebung mit beigetragen haben dürfte, welcher er selbst Thron und Krone verdankte. Kein Unbefangener wird leugnen, daß dies im ganzen und allgemeinen ein großer Fortschritt ist, so viel er auch im einzelnen gegen die Zusammensetzung des Preisgerichts und gegen die Statuten desselben einzuwenden haben mag; Karl Gutzkow glaubt dagegen, die deutsche Literatur müsse gegen diese Institution den allerentschiedensten Protest einlegen, denn ihr inneres Wesen sei die Ungerechtigkeit und ihre unausbleibliche Folge die gänzliche Überlieferung der deutschen Bühne an Übersetzer und Lohnarbeiter, ja, sie führe geradewegs nach Rußland! Bei einer so schreienden Meinungsverschiedenheit wird der Leser auf die Gründe begierig sein, die uns und dem Prinz-Regenten — denn dieser wird

förmlich apostrophiert und um Zurücknahme seiner Entschließung angegangen — entgegengesetzt werden. Sie sind alle aus einem der Logik und dem gemeinen Manne ziemlich unzugänglichen Gebiet, nämlich aus „dem stillen Walten der Dichterseele“ hergenommen, werden aber zu unserem Glück durch Zeugenzitationen historisch illustriert und dadurch dem ordinären Tageslichte, in dem wir uns bewegen, etwas näher gebracht. Was ist denn nun für dies „stille Walten“ von einer so wohlgemeinten Maßregel Gefährliches zu besorgen? Die „Dichterseele“, die im Namen aller anderen das Wort ergriffen hat, erwartet das Äußerste, denn sie spricht geradezu von einem Damoklesschwert, das über ihr aufgehängt sei, und dieser Ausdruck beweist, daß „wir in höchsten Nöten sein“. Woher kommt aber diesem Schwert seine bedrohliche Schärfe und sein tödliches Blinken? Daher, daß nur einer gekrönt werden, d. h. den Preis und die Medaille erhalten kann, und daß das letzte Dezennium allein uns Deutsche mit mehr Dramatikern beschenkt hat, als die Literaturen aller gebildeten Völker Europas zusammen besitzen, selbst wenn wir, wie hier beim Ablesen der Regimentsliste geschieht, die Birch-Pfeiffer, die fruchtbare Mutter und Großmutter so vieler gelehrigen Kinder und Enkel, undankbarerweise nicht mitzählen, als ob sie bereits zu den Klassikern eingegangen wäre, statt noch rüstig mitzuringen. Wie? — wird der Leser ausrufen — das ist ja auch das Schicksal der meisten Prinzen, nur einer wird König, und doch erschießen die übrigen sich nicht oder gehen auch nur als Anachoreten in die Wüste, obgleich sie keineswegs, wie die Sonnensöhne Apolls, alle drei Jahre auf einen Thronwechsel rechnen dürfen! Wir ließen „die Dichterseele“ nicht ausreden. Das Krönen selbst würde so entsetzliche Folgen nicht haben, wenn man sich nur von der Konkurrenz ausschließen könnte, aber daß man konkurrieren muß, d. h. daß nicht bloß die heimlich und anonym einlaufenden und manuskriptlichen Geburten, sondern auch die im Druck und auf der Bühne erscheinenden legitimen Sprößlinge Berücksichtigung finden sollen und sogar ausschließlich und allein, das muß Schriftsteller von Ehrgefühl bewegen, dem Theater den Rücken zuzuwenden. Man sollte allerdings glauben, gerade diese Bestimmung, welche den Spruch des Preisgerichts doch großenteils von der öffentlichen Meinung abhängig macht, sei ganz vortrefflich; doch dabei dürfen wir nicht verweilen, wir haben es nur mit dem Fluch, der in der Konkurrenz liegen soll, zu tun. Dieser Fluch ist nun ein allgemeiner und wird dadurch fast so erträglich, wie der Tod, gegen den niemand die Waffen erhebt, weil ihm niemand entgehen kann; wir konkurrieren im Garten als Kinder, wenn wir spielen, und im Ballsaal als Männer,

wenn wir freien, und wer am besten gefällt, der trägt als Flachsköpfchen die beste und saftigste Birne und als Tituskopf die reichste Braut davon. Aber vielleicht ist nur die „Dichterseele" gegen den Fluch der Konkurrenz so überaus empfindlich, und sie lernt ihn, was den auffallenden Mangel an Abhärtung denn vollkommen erklären würde, erst durch den Prinz-Regenten kennen, sie war ihm bis dahin, wie die unter eine Glasglocke gestellte Mimosa der rauhen Luft, völlig entzogen und begegnet ihm zum ersten Male in der neuen Arena, wo der Tausendtaler-Preis so schrecklich blinkt und so verlockend winkt. Das verhält sich jedoch gerade umgekehrt. Der Dichter konkurriert, wenn er Stücke drucken läßt und wenn er Stücke spielen läßt; er konkurriert, wenn er einen Almanach mit einer Ballade bevölkert und wenn er eine Zeitung mit einer Novelle versorgt, und nach dem Maßstab, den die Konkurrenz an die Hand gibt, wird ihm der Ehrenpreis durch das lesende oder schauende Publikum, der metallene durch den Theaterdirektor oder den Verleger verabreicht. Die Konkurrenz als solche kann es also wieder nicht sein, was die dramatische Literatur mit dem Untergange bedroht, und ebenso wenig die Unmöglichkeit, sich von ihr auszuschließen, denn an beides ist die Dichterseele trotz ihres stillen Waltens gewöhnt, und beidem kann sie sich nur entziehen, wenn sie nicht bloß dem Theater, sondern auch der Presse den Rücken zukehrt und ihre Werke ganz für sich behält, entweder in einem feuerfesten Schranke oder, noch besser, im eignen Kopf, den kein Dietrich öffnet und den selbst die Axt nur zu spalten, nicht aber auch auszurauben vermag. Das tut sie jedoch nicht: die Dichter bringen ihre Produkte zu Markte, so wie sie fertig sind, ohne sich darum zu kümmern, wer gerade Marktvogt ist und ob er die Kresse oder die grüne Petersilie protegiert, und wenn Uhland seit seinem „Ludwig der Bayer" schweigt, so haben die Erfolge des jungen Deutschlands gewiß so wenig Anteil daran, als der Umstand, daß der König von Preußen ein Schiff auf den Namen der Birch-Pfeifferschen „Grille" getauft hat. Es bleibt daher nur noch das Preisgericht übrig, denn dies ist allerdings neu, und schüchterne Gemüter können es sich als eine einstweilen noch unbekannte und unbestimmbare Größe so furchtbar vorstellen, wie sie wollen. Aber unsere „Dichterseele" stellt es sich eben *nicht* furchtbar vor; sie weiß zum voraus, daß es sich nur um „eine akademische Zensur" handelt, um eine „Rüge" von inkompetenter Hand, die man sich so unverständig denken darf, wie man mag, um einen Fußtritt von Caligulas Roß, der wehe tun, aber doch die Ehre nicht verletzen kann, und dennoch soll die gewiegteste Zelebrität (als Beispiel wird ausdrücklich der ehrwürdige Uhland

zitiert) durch ein solches Preisgericht urplötzlich ihren bewährten Ruf verlieren können. Eine vollkommenere Zwickmühle kann doch gewiß nicht gebaut werden; der höllische Drache wird nur heraufbeschworen, um ihm alle Zähne auszuziehen, und dann wird ein Zeter-Mordio erhoben und vor seinem Biß gewarnt. Der Leser sieht: das Räsonnement zerfällt in sich selbst, sobald man es auch nur mit dem kleinen Finger berührt, und nichts bleibt übrig als ein unauflöslicher Widerspruch. Wir könnten also ruhig unseren Schluß ziehen und die Feder niederlegen, aber wir haben es hier mit dem kapriziösesten und verschriensten noli me tangere von der Welt, nämlich mit der Dichterseele, zu tun, und diese könnte uns mitten in unserem kleinen Triumph garstig stören. „Was kümmert mich" — könnte sie rufen — „dein Satz des zureichenden Grundes? Mein stilles Walten besteht eben darin, daß ich nichts von ihm weiß, und damit erkläre dir's, daß mich die vielen Auflagen wertloser Bücher und die vielen Aufführungen schlechter Stücke nicht genieren, wohl aber das Urteil eines Preisgerichts, das ich selbst verachte!" Das klingt nun freilich verwunderlich, aber wir erinnern uns all der seltsamen Gerüchte von heiligem und unheiligem Wahnsinn, die seit den Tagen des Plato über Dichter im Schwange sind, und lauschen andächtig weiter. Nun vernehmen wir denn von unserer „Dichterseele," daß sie mit Freuden auf der Stirn jedes Talents den Kranz erblicken und einem neuen Messias seinen Sieg mit innigstem Herzen gönnen, daß sie aber keine Herabsetzung der eigenen Tätigkeit dulden und daß sie diese Herabsetzung in der Berliner Krönung finden würde. Das ist auffallend und so auffallend, daß uns zum erstenmal ein Zweifel beschleicht, ob sie auch wohl berufen ist, im Namen aller ihrer Schwestern zu sprechen. Wie? Die Sternenkrone tritt sie willig ab und die goldpapierne will sie festhalten, weil diese den „Bühnenlenkern und Darstellern" vielleicht selbst dann imponiert, wenn acht Akademiker sie winden und der Geheimrat Rötscher sie bindet, während jene bloß in die Nachwelt hinein funkelt und blitzt? Es handelt sich für sie also nur um das Zeichen, nicht um die Sache, nur um das äußere Sichdurchsetzen, nicht um die innere Berechtigung? Da müssen wir doch um das Mandat bitten und untersuchen, ob sie wirklich im Namen der ganzen Literatur ihren Protest erhebt, denn hier sind wir an dem Markstein angelangt, wo die Menschheit selbst sich in sehr ungleiche Hälften scheidet, und es sollte uns leid tun, wenn wir den Dichter nicht auf der Seite fänden, wo wir ihn bisher erwarten zu dürfen glaubten. Unsere „Dichterseele" spricht ihr aufrichtigstes Gefühl und ihre innerste Überzeugung aus, dessen würden wir uns auch ohne ihre bündige Versicherung gewiß halten. Dafür bürgt die naive Form, in der

ihr Geständnis hervortritt, und die Unbefangenheit, womit sie unseren größten dramatischen Dichter als Eideshelfer nach altgermanischem Brauch zur Deckung heranzieht. „Würde Schiller" — heißt es buchstäblich —, „dessen Andenken der Prinz-Regent mit diesem ministeriellen Gesetz ehren will, noch ferner für die Bühne gearbeitet haben, wenn er hätte erleben müssen, daß man seinen plötzlich einer Konkurrenz unterworfenen Dramen Kleists „Käthchen von Heilbronn" oder Werners „Weihe der Kraft" vorzog? Er hätte gewiß aus innigstem Herzen Kleist und Werner die glänzendsten Erfolge gegönnt, aber auf Kosten seines eigenen Dichterschicksals, seines eigenen Zusammenlebens mit der Nation, auf Kosten des Vertrauens der Darsteller, der Bühnenlenker auf seine Schöpfungen dies tun zu müssen, würde ihn bestimmt haben, einer Dichtgattung zu entsagen, der die Harmlosigkeit genommen war." Schiller, als guter Kantianer, hätte diese neue Art von Konkurrenz wahrscheinlich ganz so betrachtet, wie wir, und sie viel weniger unbequem gefunden, wie die von Kotzebue und Iffland, die er mit Ruhe ertrug und mit Gerechtigkeit würdigte. Doch, das nebenbei; da der große Zeuge einmal gerufen ist, so wollen wir ihn nicht mit Lappalien verdrießlich machen, sondern ihn gleich über den Hauptpunkt vernehmen. War wirklich Gefahr? Wir schaudern und zögern, wie es dem Menschen unmittelbar vor einer wichtigen Entscheidung geziemt, die Frage direkt zu stellen, denn wenn die Antwort bejahend ausfiele, so wäre es aus mit der poetischen Literatur, sobald es einen neuen Karlsbader Kongreß beliebte. Der Kongreß würde sich wohl hüten, die Zensur wieder einzuführen, er würde, gewitzigt, wie er jetzt ist, ganz einfach Tausendtaler-Preise für jede „Dichtgattung" aussetzen und so die „Harmlosigkeit" daraus verbannen. Denn der nämliche Grund, der einem Schiller das Drama zuwider machte, müßte ihm doch auch Epos und Roman verleiden, und wenn er am Ende immer durch dasselbe Mittel auch aus dem letzten kleinen Bollwerk, dem Epigramm, herausgeschlagen wäre, bliebe ihm nichts übrig, als Schuster oder Hofrat zu werden. Wie hätten sich dann zu den Zeiten des heiligen römischen Reichs Kaiser und Kurfürsten auf das „stille Walten der Dichterseele" verstanden; wie müßte die Nation sie im Grabe segnen, daß sie sich so großmütig der Mäzenatenrolle enthielten! Etwas Ermunterung von oben, so viele Preise als Regenten, und wir wären nicht bloß um Schiller und Goethe, um Lessing, Wieland und Klopstock, sondern auch um Uz und Göckingk gekommen und müßten noch immer am Reinecke Fuchs käuen. Aber Schiller unterbricht uns, er wirft entrüstet seine „Künstler" auf den Tisch und deutet auf seine Briefe über die ästhetische Erziehung

des Menschen, die sie kommentieren. In diesen lautet es Brief 9: „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." Das ist nun freilich eine Antwort, die uns aller Sorge enthebt; wir sehen, unsere „Dichterseele" hätte wohlgetan, den Eideshelfer nicht zu laden, denn wer dem Künstler es zur heiligen Pflicht macht, das Urteil der „Zeit" zu verachten, den hätte das Urteil eines „Preisgerichts" sicher nicht gedrückt und beirrt, da es nur einen höchst unansehnlichen Bruchteil im Gesamturteil der Zeit bildet. Doch, wir erinnern uns: „nur durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund", und befragen den zweiten, den Freund des vorigen, Goethe, der sich glücklicherweise gleichfalls vor den Schranken befindet, um darüber verhört zu werden, ob er, wenn Lessings „Emilia Galotti" durch neun Mitglieder der Berliner Akademie seinem „Götz von Berlichingen" vorgezogen worden wäre, nicht auf der Stelle wie Leisewitz das Drama verflucht und auf „Faust" und „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" Verzicht geleistet hätte, um der Unannehmlichkeit einer solchen „öffentlichen Rüge" zu entgehen. Der Zeuge zitiert lächelnd ein Wort seines Tasso über den Seidenwurm, fügt ironisch hinzu, er glaube nicht, daß das arme Tier zu spinnen aufhöre, wenn die Wolle besser im Preise stehe, wie die Seide, murmelt etwas von einer „unzugänglichen Burg, in der man sicher wohne, wenn es einem bloß um die Sache zu tun sei", und geht mit einem langen Blick auf unsere „Dichterseele" und ihr „stilles Walten" stolz und vornehm ab. Nun können wir endlich ruhig sein. Durch Zeugen, die wir nicht luden und also auch nicht bestachen, sondern die wir im Gerichtssaale als gegnerische antrafen, haben wir bis zur Evidenz dargetan, daß es mit dem Dichter und dem Künstler im allgemeinen ganz so steht, wie wir dachten. „Seine Neigung ist die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." Ihn berührt nur

eine Konkurrenz, die ideale durch höhere Geister. „Und dem Großen gegenüber gibt es auch noch eine Rettung, aber freilich auch nur eine: die Liebe!" Das hat sich auch zu allen Zeiten bestätigt. Beethoven, um ein Beispiel aus der Vergangenheit anzuführen, schuf ruhig an seinen Symphonien fort, obgleich alle Musiker ihn für verrückt erklärten und ihm gern den Flügel zerschlagen, ja das Notenpapier zerrissen hätten. Und Cornelius, der noch unter uns wandelt, hat auf seine apokalyptischen Rosse noch immer nicht den Wrangel oder den Radetzky gesetzt, obgleich sie dadurch bedeutend leichter in Mode kommen würden. Der eine dachte an die Ohren derer, die erst geboren werden sollten; der andere denkt an ihre Augen, keinem von beiden aber kam es in den Sinn, mit dem Geschäft zu wechseln, weil sie den Beifall der Tauben und der Blinden nicht davontrugen. Leisewitz ist schon aus dem Grunde kein Einwand, weil er nach dem Julius von Tarent, diesem blassen Pendant der Lessingschen Musterstücke, gar nichts mehr hervorgebracht hat, gar nichts in irgend einer Form, bis auf ein paar Fidibusschnitzel. Das beweist, daß er sich gleich vollständig ausgegeben hatte. Nie hat ein echter Künstler aus „Ehrgeiz" gedichtet, gemalt oder komponiert; nie ist er daher durch „Zurücksetzung" stumm gemacht oder aus seiner Bahn gedrängt worden, nie aber freilich auch durch das „Gottesurteil des Erfolges" übermütig und vermessen. Das Tragische seines Schicksals liegt eben darin, daß er als Mensch zur Befriedigung seiner menschlichen Bedürfnisse so gut, wie ein anderer, der Erreichung äußerer Zwecke bedarf, als Künstler aber diesen Zwecken nichts opfern kann, ohne einen Selbstmord zu begehen. Die Poeten, die durch Preisgerichte zerschmettert werden können, sind alle aus den Satiren des Horaz ausgebrochen. Man muß sie wieder einzufangen suchen, denn sie werden sämtlich Journale gründen, die das Vortreffliche herunterreißen und das Niederträchtige loben, und sie sind genial im Organisieren von Cliquen und unerreichbar im Stiften von Kameraderien, die das „stille Walten" der Dichterseele ganz anders stören, als ein Fehlgriff der Akademiker. Doch sie wird auch das aushalten, wenn sie nur die rechte ist.

Unser Leser hat sich überzeugt, daß Karl Gutzkow seinen Protest nicht im Namen der deutschen Literatur erhoben hat, da er sich mit ihren höchsten Repräsentanten im schneidendsten Widerspruche befindet. Er hat daher nur ein Selbstporträt geliefert, aber allerdings eins vom ersten Rang, das jeden Kommentar zu seinen Werken überflüssig macht. Es ist so, wie wir sagten: in dieser Organisation ist das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten, die kleine beiläufige Triebfeder, der nie-

mand ihr relatives Recht bestreitet, an die Stelle der großen. Der Ehrgeiz setzt sie in Bewegung, nicht der Schöpferdrang, denn dieser hält nach eigenem Bekenntnis nicht Stand, wenn jener verletzt wird, er spielt also eingestandenermaßen die untergeordnete Rolle. Das ist nun die Art des witzigen Kopfs, dem der Tiefsinn abgeht; es ist nicht die Art Lessings, des unsterblichen Lessing, der seinen „Nathan" schuf und mit den herrlichsten Eigenschaften seiner reichen Natur ausstattete, obgleich er glaubte, daß er erst spät oder nie seinen Weg aufs Theater finden würde; aber es ist die Art Voltaires, der sich durch Stafetten von Akt zu Akt über den Ausfall seiner „Merope" in Kenntnis setzen ließ und der als höchster Typus aller dieser Mischgeister auch gerade in den Mischgattungen, im Zeitbild, im satirischen Drama usw. exzelliert. Was kann dabei herauskommen, als verworrenes Denken und Empfinden und gewaltsames Abtreiben der unausgetragenen Geistesfrüchte, damit für den vergötterten „Erfolg" nur ja der Moment nicht versäumt werde? Hier ist unsere Aufgabe gelöst, die letzten Gründe einer solchen Erscheinung sind bei Solger und Vischer nachzusehen, die unser Autor mit so viel Widerwillen in den Händen der Preisrichter erblickt, wir haben sie nicht zu entwickeln. Übrigens wollten wir nur nachweisen, daß die Schillerstiftung des Prinzregenten von Preußen die Literatur nicht mit Schmach und das „stille Walten der Dichterseele" nicht mit Unheil bedroht. Auch wir bezweifeln es stark, daß die Nachwelt ein neues goldenes Zeitalter der deutschen Poesie von ihr datieren wird, und auch wir hätten manche Einwendung gegen die Statuten auf dem Herzen. Wir würden z. B. vorschlagen, dem Ganzen zunächst eine historische Basis zu geben. Das würde dadurch geschehen, daß das Preisgericht sich im ersten Jahre einfach darauf beschränkte, die Aussprüche zur Vollziehung zu bringen, welche die Nation selbst bereits seit dem Auftreten Uhlands, als des ältesten unserer jetzt lebenden dramatischen Dichter und Theaterschriftsteller, über diese gefällt hat. Die Kandidaten, unter denen sich kein einziger „Sophoklide" oder „Aristophanide" befinden würde, unter die wir aber, wie wir ausdrücklich zur Verhütung aller Mißdeutungen erklären wollen, Karl Gutzkow wegen seines „Urbilds" unbedingt mitrechnen, dürften die Zahl Zehn kaum erreichen und gewiß nicht überschreiten; der Kostenpunkt wäre also für den preußischen Staat ganz unerheblich, die moralische Wirkung würde jedoch ohne allen Zweifel groß sein. Wie es damit aber auch werden möge, ein unvollkommener Segen ist noch nicht gleich ein Fluch und verdient keinen unmotivierten Protest, sondern einen aufrichtigen Dank.

Gervinus.*)

Von einer materiellen Kritik kann diesem kolossalen Werke gegenüber nicht die Rede sein. Eine solche könnte nur von demjenigen geliefert werden, der sich selbst vorbereitet hätte, es zu schreiben. Denn das Material, aus welchem es hervorgeht, liegt nicht offen und frei für jedermann auf dem allgemeinen wissenschaftlichen Wege da, es ist größtenteils Privateigentum des Verfassers, mit unendlicher Mühe aus versteckten Ecken und Winkeln zusammengetragen und schwer oder gar nicht kontrollierbar. Eine Revision ist aber auch durchaus nicht nötig, da sie bei der Unvollständigkeit und Unsicherheit aller bis dahin zugänglichen Quellen ohnehin kein absolutes Resultat abgeben könnte. Gervinus hat seinen historischen Blick gerade dadurch bewiesen, daß er nach eigenem Geständnis in der Vorrede zum ersten Bande den Schwerpunkt seiner Aufgabe nicht in die makellose Treue der tatsächlichen Relation setzte, sondern in die gründliche Erfassung und die lebendige Veranschaulichung der das Jahrhundert bewegenden Ideen. Damit hat er denn auch seinem Beurteiler Ziel und Grenze gesteckt; die Geschichtsklitterung muß in diesem Falle ausschließlich der Zeit anheimgestellt werden, und nur der Höhepunkt, von dem aus das Bild aufgenommen wurde, ist nachzumessen, nicht aber dieses selbst in seinem Detail ängstlich auf die richtige Verteilung von Schatten und Licht unter die Lupe zu nehmen.

Man nennt die Geschichte die einzige Lehrerin, die keine Schüler habe. Das trifft aber doch wohl nur darum zu, weil sie in der Regel Märchen erzählt. Märchen ist aber für den handelnden Menschen alles, was er in seinen Bedingungen nicht mehr begreift, mag es im übrigen so fest verbrieft und besiegelt sein, wie es nur will. Was ist ihm Katos Tugend ohne Katos Rom? Nicht mehr als die Frau ohne Kopf, die doch reden kann! Allein die Geschichte braucht nur an Interessen anzuknüpfen, die sie schon vorfindet und nicht erst künstlich erregen soll, wie die Poesie, die das eher wagen darf, so wird es ihr an aufmerksamen und gelehrigen Hörern nicht fehlen. Mit welcher Begeisterung ist das Werk Macaulays in ganz Europa aufgenommen worden! Kein Wunder, denn ganz Europa kämpft jetzt den Kampf, aus dem das gegenwärtige England glorreich hervorgegangen ist. Wenn Macaulay bei der Eroberung des alten Britanniens durch

---

*) Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus 1.—6. Band. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1855—1862. Leipziger „Illustrierte Zeitung“ 1862.

die Römer stehen geblieben wäre, so hätte er immer noch ein Meisterstück der Forschung und der Darstellung liefern können, aber der Erfolg, die schlagende Wirkung würde ausgeblieben sein. Daher das oft zitierte Lessingsche Wort, daß nur derjenige den Namen eines Geschichtsschreibers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe. Das ist nun freilich schwer, aber nicht deswegen, weil das Material nicht überall zugänglich ist, denn wann wäre die Welt trotz der schweigenden Archive und der redenden Diplomaten über den Gang der Dinge je im unklaren gewesen, sondern deswegen, weil hier auf den einzelnen Mann eine Arbeit kommt, in die sich sonst Hunderte und Tausende teilen. Es gehört aber nur Fleiß und etwas Geist dazu, aus dem aufgeschwemmten Haufen von Memoiren, Charakteristiken, Skizzen und Anekdotensammlungen, wie sie eine abgelaufene Geschichtsperiode immer zu hinterlassen pflegt, ein notdürftig zutreffendes Mosaikbild, sei es eines Charakters, sei es einer Situation, zusammenzustellen, besonders wenn man es mit der Psychologie nicht so genau nimmt und das Widersprechendste, wie z. B. Sueton, ruhig durcheinander wirft, sobald man sich nur auf irgendeinen Gewährsmann berufen kann, ohne nach der letzten Wurzel der Erscheinungen viel zu fragen. Etwas ganz anderes aber ist es, mitten im Strom der Ereignisse zu schwimmen und, unbestochen durch persönliche Sympathien und Antipathien, wie sie zur Natur des Menschen gehören, sowohl dem Prozeß selbst wie seinen einzelnen Faktoren gerecht zu werden, ohne sich darum in jene vornehme Gleichgültigkeit zu verlieren, welche der Geschichtsbewegung aus der Vogelperspektive ungefähr so zusieht, wie einem interessanten Stiergefecht. Das ist ausschließlich Sache der Intuition, auf der die Tat des echten Historikers ebenso gut beruht, wie die des Dramatikers, weil beide eng miteinander verwandt sind.

Von dem dramatischen Dichter ist es bekannt, daß er um so weniger taugt, je mehr Bösewichter er braucht. Wie schwarz ist der Teufel bei den kleinen Talenten, wie oft wird er zitiert, und wie weiß Shakespeare selbst seine furchtbarsten Charaktere auf Naturbedingungen zurückzuführen, die ihnen die Existenzberechtigung sichern! Dasselbe gilt aber auch von dem Geschichtsschreiber. Denn das Drama ist nur darum die höchste Form der Kunst und die Tragödie wieder die höchste Form des Dramas, weil das Gesetz des Dramas dem Weltlauf selbst zugrunde liegt, und weil die Geschichte sich in allen großen Krisen immer zur Tragödie zuspitzt. Daß in Romeo und Julia die Alten so gut ein relatives Recht haben, wie die Jungen, daß im König Lear die grausamen Töchter in dem unnahbaren Jähzorn des Vaters wenigstens ihre halbe Entschuldigung finden, daß ein Zauderer, wie Hamlet, einem Usur-

pator, wie Claudius, nicht rein wie ein Engel des Lichts gegenübersteht, das leuchtet auch dem Kurzsichtigen ein. Daß aber, um mich nur auf die beiden letzten Wendepunkte der europäischen Menschheit zu berufen, in der Reformation und der Revolution sich das gleiche Gesetz vollzieht, daß Katholizismus und Protestantismus, Konservatismus und Liberalismus auf gleiche Weise und unter gleichen Bedingungen miteinander kämpfen, und daß es auch hier keinen Moment gibt, wo irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein, daß es sich also immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprozesse handelt, das wird schwerer erkannt und ist doch ebenso wahr. Was nun ein Dramatiker wert ist, der für diesen Dualismus des Rechts keinen Sinn hat, weiß jeder, aber der Historiker, dem er fehlt, sollte nicht höher im Preise stehen; wer nur schwarz und weiß kennt, der kennt gar nichts, wer mir nicht Ignaz von Loyola und den La Roche Jacquelin zeichnen kann, dem erlasse ich auch den Luther und den Mirabeau.

Diesen Sinn für den Dualismus des Rechts besitzt Gervinus nun in hohem Grade, in weit höherem als sein Lehrer Schlosser, der doch sehr oft die Schalen seines Zornes ausgoß, bevor der jüngste Tag hereingebrochen war, und den Theologen nie ganz zu verleugnen vermochte. Er bewährt ihn, wie der Dramatiker ihn auch bewährt, durch beständiges Zurückgehen auf das Ursprüngliche, ein- für allemal in dem geheimnisvollen Naturakt mit dem Individuum gesetzte, was keine Modifikation zuläßt und, scheinbar ausgetrieben, in immer neuer Verlarvung immer wiederkehrt, und durch unermüdliche Ausbreitung des Zuständlichen, von dem alle Entwickelung abhängt, und das im Gegensatz zu dem ersten Element ewig wechselt und gleichsam auf der Flucht festgehalten werden will. Gerade dadurch, daß er dies tat, wurde seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" epochemachend für die Nation, wie für die Wissenschaft überhaupt; man war ein totes Register gewohnt, in welchem die Literaturerscheinungen wie ebenso viele vom Himmel herabgefallene Meteorsteine aufgezählt wurden, und erhielt eine lebendige Genesis mit dem fruchtbarsten Einblick ins Quellen und Werden. Es wäre töricht, wenn man hier bei der Fülle von Säkularbildern und Charakteristiken verweilen wollte, von denen sie strotzt, aber es dürfte nicht überflüssig sein, den scharfen Satz, mit welchem sie schließt, und welcher der Schrecken aller deutschen Reimer geworden ist, ein wenig ins Auge zu fassen. Als Gervinus daran erinnerte, daß der Fernhintreffer Apollo nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen führe, und die eine immer

zur rechten Stunde mit dem andern vertausche, wußte er gar wohl, daß dies nur in die Macht des Gottes, nicht aber auch in die seiner Priester gegeben sei; er wußte auch, daß die Natur keine Art ausgehen läßt und sich nicht darum kümmert, ob sie gerade gedeiht oder nicht, so wie die Nachtigall sich nicht darum zu töten braucht, weil der Falke gerade die erste Rolle spielt. Noch weniger war er versucht, dem brutalen Unteroffizier-Kultus beizutreten, der das Handeln mit Verachtung der künstlerischen und wissenschaftlichen Taten ausschließlich ins plumpe Dreinschlagen und allenfalls ins Ränkespinnen setzt, und der bei uns seit dem Bankbruch der abstrakten Philosophie viele Anhänger zählt; er hatte es nicht vergessen, daß Griechenland nur in seinen Schriftstellern und Künstlern fortlebt, und daß auch Englands Ruhm weit mehr auf den Entdeckungen Newtons und den Tragödien Shakespeares als auf den Eroberungen der Ostindischen Kompagnie beruht, weil diese wieder verloren gehen können und werden, jene aber nicht. Doch als er mit freier Hand die reife Spätfrucht einer abgeblühten Kulturperiode gepflückt hatte, mußte er sich gedrungen fühlen, auf die notwendigen und ganz unerläßlichen Vorbedingungen einer neuen und größern hinzuweisen, und diese sind allerdings nur in einer gründlichen Aufrichtung, zunächst unseres Nationallebens, dann aber auch der europäischen Verhältnisse im ganzen und großen zu suchen, die schwerlich ganz friedlich kommt. Ja, es war natürlich, daß er nach gründlicher Vertiefung in die höchste Erscheinung der alten Kulturperiode, in den Shakespeare, den Kampf um diese Vorbedingungen der neuen zum Gegenstand eines zweiten noch kolossaleren Werkes machte, und dies haben wir in der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, die uns jetzt beschäftigt, vor uns.

Selten oder nie haben sich Aufgabe und Mann besser zusammengefunden, wie hier. Man hat Gervinus oft eine gewisse nüchterne Betrachtungsweise der Dinge vorgeworfen und leugnen läßt es sich nicht, daß der Verstand mächtiger in ihm ist, wie die Phantasie, und daß er, dem entsprechend, einen Lessing leichter ergreift und schärfer umschreibt, wie einen Goethe oder gar einen Hamann. Nun aber ist die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen ihrer Natur nach vorzugsweise Kritik. Das Reich der Dämonen liegt hinter uns, das der Götter und Heroen hoffentlich vor uns, aber die Mitte füllen Diplomaten, Minister und Konspiranten, die an Kurzsichtigkeit und Verblendung mit einander wetteifern; der Walfisch, der die Gewässer so lange unsicher machte, ist endlich harpuniert und blutet ab, die Kleinen hocken auf seinem Rücken, braten seinen Speck aus und suchen sich gegenseitig durch listig beigebrachte Püffe und

Stöße in den Abgrund zu drängen, um die Portionen zu vergrößern. Das ist das Schauspiel, welche Eigenschaften braucht der Maler? Gewiß ist der Enthusiasmus die letzte! Dennoch hat Gervinus seinem Gegenstand bei aller Erbärmlichkeit des Details, welches nur die Satire herausfordert, Größe einzuhauchen gewußt, und das dadurch, daß er nicht bei der deutschen Episode stehen blieb, sondern das ganze Weltdrama in seinen Kreis zog und gleichsam den politischen Blutumlauf der Menschheit aufdeckte. Das hat er dem dramatischen Dichter zu danken, der in ihm wie in jedem echten Geschichtschreiber steckt. Von dem Kabinett der Bourbonen aus führt er uns über Österreich, Italien, Spanien, Rußland &c. nach Amerika und Griechenland und zeigt, daß es ein und derselbe Funke ist, der alle Völker trotz ihrer grellen Verschiedenheit in Religion, Sitte und Kultur elektrisch durchzuckt. Das ist erhebend, wenn auch ein Sankts-Veitstanz der Exaltierten, dem die Gichtbrüchigen mit ihren Krücken ein Ende zu machen suchten, die erste Folge war; denn eine so beispiellose Übereinstimmung in Gesinnung und Willen verbürgt den Wert der Sache und die Zweifellosigkeit des Siegs. Dabei werden wir nicht durch moralische Polterpredigten gestört, in denen sich Schlosser so oft gefällt. Könige, wie Ferdinand VII. von Spanien und Karl IV. von Neapel, werden in ihrer ganzen Treulosigkeit und Wankelmütigkeit hingestellt, aber der Verfasser erläßt ihnen den Fluch, denn er sagt sich als Psycholog, daß man sich von einer Krone, wie von einem Weibe, leichter ganz scheidet, als halb, und daß der Weg vom Despotismus zum Konstitutionalismus an erlauchten Beinbrüchen reich sein muß. Auch unterdrückt er nicht das Gegenstück; sein Bolivar beweist, wie rasch republikanische Generäle im Schlachtenfeuer zu Imperatoren heranreifen. Es bedürfte nicht erst der Bemerkung, daß das Werk an meisterhaften Charakterbildern ebenso reich ist, wie die Literaturgeschichte, wenn es nicht gerade nach dieser Seite hin mehrfach angefochten worden wäre. Das ist wahrscheinlich im Hinblick auf eine rasch berühmt gewordene moderne Verarbeitung der römischen Geschichte geschehen, deren Verdienstliches ich trotz des koketten Tons, der sich fast auf keiner Seite verleugnet, nicht verkenne, mit der aber doch offenbar nicht die historische Charakteristik, sondern nur die Antithese in eine neue allerdings blendende und bestechende Phase trat. Oder sollte man nicht von jedem Tertianer, dem man Mommsens Julius Cäsar vorlas, ohne Unbilligkeit verlangen dürfen, daß er nun seinerseits im Sinn und Stil des Autors den Cnejus oder, da es einmal durchaus sein muß, den Gnäus Pompejus aus eigenen Mitteln liefere? Bei Gervinus wäre das nicht zu wagen, und

das ist gut, denn die Natur bringt diese scharfen Gegensätze in Menschengestalt nicht hervor und der Dramatiker ebensowenig, sie sind nur Spiele des Witzes, der die Elemente übermütig durcheinander wirft. Gervinus liebt das Buntschedige in der Geschichte nicht, aber welch ein Meisterstück ist sein Kaiser Franz und, wenn man ihm hier vielleicht die Hormayrsche Vorarbeit zu hoch anrechnen wollte, sein Friedrich Wilhelm III., bei dem er doch gewiß, im Vergleich mit der Eylers ꝛc., ganz aus Eigenem schöpfen mußte. Sei es übrigens gestattet, in bezug auf diese Fürstenbilder ein paar höchst markante Züge hinzuzufugen, deren Wahrheit verbürgt ist, die aber nirgends aufgezeichnet scheinen. Der Kaiser Franz dankte den größten Teil seiner Popularität bekanntlich dem Umstand, daß er jedermann zugänglich war. Seine Tür stand auch wirklich immer offen, er mußte sich aber dennoch vor Überlauf zu schützen; er empfing nämlich hohe Aristokraten und vornehme Herren ganz in der Frühe, arme Leute dagegen in der Mittagsstunde, damit die einen den süßen Morgenschlummer, die andern aber den schwer entbehrlichen Tagelohn an die Audienz setzen mußten und sich's also wohl überlegten, ob sie gehen sollten. Der König Friedrich Wilhelm III. sprach mehr in Infinitiven, wie irgend ein Sterblicher vor, mit und nach ihm; der Grund war dieser: Er fiel in eine Zeit, wo das Er, dessen Friedrich der Große sich noch gegen die ersten Gelehrten, wie z. B. Gellert bediente, aus dem Kurs kam und das Sie Allgemeingut wurde; nun wagte er das Er in seinen Anreden nicht mehr zu brauchen und wollte das Sie, in dem ihm eine gewisse Nobilitierung zu liegen schien, doch nicht an alle Welt verschwenden, darum verfiel er auf den Infinitiv. Steckt nicht der ganze Charakter in diesen beiden Zügen?

Fallmerayer.*)

Fallmerayer gehört ins goldene Buch der Literatur; auch handelt es sich nicht mehr darum, seinen Namen einzutragen, sondern es sind nur noch die Gründe zu entwickeln, warum es geschehen ist, und die Linien zu ziehen, innerhalb deren diese höchst bedeutende Persönlichkeit sich in schöner Sicherheit bewegt.

*) Gesammelte Schriften von Jakob Philipp Fallmerayer. Herausgegeben von Georg Martin Thomas. Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1861. Leipziger Illustrierte Zeitung.

Es wird nun jedem Leser der „Fragmente aus dem Orient“ und der jetzt erschienenen „Gesammelten Werke“ etwas ganz Eigentümliches begegnen, wenn er sich auch nur einigermaßen in seinen Autor versenkt. Das sind nicht Schriften, wie sie gut oder schlecht zu Tausenden in den Bücherschränken umherstehen und Belehrung und Unterhaltung bieten; das sind geheimnisvolle Blätter, wie man sie im Mittelalter mit größter Sorgfalt in verborgenen Fächern einzusperren und unter dreifachem Verschluß zu halten pflegte, um sie nur bei ganz besonderen Gelegenheiten in mitternächtlicher Stunde hervorzuziehen. Wer den Höllenzwang auch nur aufschlug, gleichgültig, ob es zu irgendeinem Zwecke oder aus bloßer Neugier und in gänzlicher Unwissenheit geschah, dem guckte der Teufel augenblicklich über die Schultern, und er wurde ihn so bald nicht wieder los. Wer von Fallmerayer auch nur einen Artikel liest, ganz einerlei welchen und worüber, der hat es mit ihm selbst zu tun, mit seinem ganzen, kernhaften, geharnischten Ich, das sogleich, wie ein angerührter Polyp, tausend elastische Arme ausstreckt, und sein Opfer festhält, nicht aber bloß, wie gewöhnlich, mit seinen Gedanken, Meinungen oder Grillen. Ja, wenn alle seine Gedanken verkehrt wären, und alle Meinungen schief und alle seine Grillen töricht, so würde er dadurch seine Bedeutung keineswegs verlieren, wie die meisten anderen, die mit dem, was sie entdecken und ergrübeln, stehen und erliegen und mit ihren Wahrheiten sobald sie trivial geworden sind, und ihre Hypothesen, sobald sie platzen, für immer schlafen gehen. Denn er ist eine der wenigen echt dramatischen Personen der Literatur, er gehört, so groß die Unterschiede der Naturen und Richtungen sonst auch sein mögen, in diesem Hauptpunkt mit Luther, Hamann und Lessing in dieser Reihe und kann darum ebensowenig wie diese einem gemeinen Gelehrten-Schicksale verfallen. Das will heißen, daß Fallmerayer, wenn er sich überhaupt regt, immer seinen ganzen Menschen einsetzt und daß also dieser ganze Mensch auch immer übrig bleibt, mag er nun im einzelnen Fall recht oder unrecht haben, viel oder wenig erbeuten und im Schnappsack nach Hause bringen.

Seit die Schopenhauersche Philosophie etwas mehr in den Hintergrund tritt, kommt die Weisheit des dramatischen Dichters wieder zu Ehren, die das Ursprüngliche, Angeborene, ein für allemal mit dem Individuum selbst Gegebene zu allen Zeiten für die Hauptsache hielt und die Wunder des Pfropfens und Okulierens nicht kannte. Der schöne Traum, den unser Herder aus seinem weichen Gemüt und nicht allzustarken Gehirn hervorspann, den unsere Fichte und Pestalozzi, Pflügern nicht un-

ähnlich, die sich an einer goldenen Morgenwolke versuchen wollten, in ein System brachten, und der in den Tollhäuslereien der Franzosen gipfelte, beginnt zu erbleichen, und die nüchterne Wahrheit findet wieder einige Gläubige. Shakespeare, der die ganze Welt und das ganze menschliche Geschlecht mit allen seinen Abstufungen und Verzweigungen umfaßt, hat nicht einen einzigen Charakter in seinen sämtlichen Stücken, bei dem die Pädagogik eine Rolle spielte: nicht einmal der Junker Slenders, der die Anna Page auf der Stelle heiraten will, wenn er seinem Onkel dadurch einen Gefallen erweisen kann, weiß etwas von Schulmeistereinflüssen. Dagegen meint Fourier, Talent und Genie würden auch in der sozialen Republik Vorrang und Auszeichnung verdienen, wenn es bei gleicher Erziehung noch Talent und Genie geben könne, und treibt damit das Herdersche Perfektibilitätsprinzip auf eine Spitze, wo es von selbst umschlägt, weil es nicht bloß mit den moralischen, sondern auch mit den intellektuellen Eigenschaften der menschlichen Natur in den schneidendsten Widerspruch tritt. Es hängt aber für ein Jahrhundert geradezu alles davon ab, wie es sich den Menschen denkt, denn dieser Grundbegriff ist bestimmend für alle übrigen und drückt den sozialen und politischen Doktrinen, vor allem aber auch der Rechtswissenschaft, sein Gepräge auf, welche letztere ihn immer am klarsten in der Lehre von der Zurechnung abspiegelt und bei uns in neuerer Zeit dem Punkte schon ziemlich nahe war, wo das Verurteilen ganz aufhört und wo man wenigstens nicht mehr den Nero, der Rom in Brand gesteckt, sondern höchstens noch den Seneka, der die Untat durch Saumseligkeit im Lektionengeben verschuldet hat, zur Verantwortung zieht.

Doch, wie gesagt, der Philosoph hat sich einmal wieder das Verdienst erworben, den Dichter, der immer zwischen ihm und der Natur vermittelt, zu erklären, und die alte Anschauung, wonach der Mensch sich trotz aller Hindernisse und Förderniſſe wie jedes andere Naturprodukt, „nach dem Gesetz, wonach er angetreten“, entwickeln muß, wird über die neue, wonach aus nichts etwas und aus jedem alles werden kann, wenn er nur das rechte Gymnasium nicht verfehlt und sich im Professor nicht versieht, wohl endlich wieder den Sieg davontragen. Fallmerayer ist jedenfalls ein glänzender Beweis für sie. Aus den kümmerlichsten Anfängen hat er sich zu einem imponierenden Klassiker der deutschen Nation emporgearbeitet, und zu einem solchen, dessen Existenz nicht davon abhängt, ob er in die Schulbücher als Stilmuster Eingang findet oder nicht, und ob man ihn in „Gotha und New-York“ mit in den Goldfischteich setzt oder ihn ausschließt. Und er war nicht bloß ein Bauerknabe, er war noch obendrein

ein Bauerknabe in Tirol, in demselben Tirol, wo man 1805, als er in sein fünfzehntes Jahr trat, nach Perthes so viele Priester zählte, daß auf 150 Seelen einer kam, und wo ein elender Pfaff noch heutzutage von der Kanzel herab erklären darf, daß, wenn es unter den Protestanten wirklich ehrliche Leute geben sollte, wenigstens er nicht daran glaube. Diesen fiel er auch gleich in die Hände, sobald er den ersten geistigen Atemzug getan hatte, und wenn nicht eben die ursprüngliche Mitgift, der „eingeborene Keim" des Individuums etwas Unzerstörbares wäre, durch das die Welt sich zu allen Zeiten ergänzt und erneuert und das die Natur darum unter ihren unmittelbaren Schutz stellt, so hätte er das blindeste Werkzeug oder doch mindestens der treueste Verbündete desselben Vibius Egnatius Tartuffius werden müssen, den er sein ganzes Leben hindurch in Hohn und Spott wie in bitterem Ernst so ritterlich und erfolgreich bekämpft hat. Aber er verstand die Kunst, Pfirsiche zu essen, ohne an Blausäure zu sterben; er ward in der Jesuitenschule ein vortrefflicher Grieche und Lateiner und lief davon, als er ein noch besserer Katholik werden sollte. Nun trat er die mühevolle Pilgerfahrt an, die vorzugsweise das Schicksal des Deutschen ist, der sich nicht darauf beschränkt, sich für irgend ein Fach auszubilden. das unter der Protektion des Staates steht und seinen Mann ernährt und mit Titeln und Würden versieht, sondern der der Wissenschaft oder der Kunst als solcher zu leben und Talent und Charakter als eine untrennbare Einheit zu betrachten und demgemäß zu handeln wagt. Er war nacheinander Soldat, Universitätslehrer, Reisegesellschafter, genug alles mögliche, ohne für doppelte Arbeit und Anstrengung auch nur den halben Preis davonzutragen, und das aus demselben Grunde, der ihn zu einem außerordentlichen Schriftsteller macht, nämlich deshalb, weil er sich nicht auf die geistige Höferei verstand und weil man, wo man bloß den kleinen Finger brauchte, entweder den ganzen Menschen mit in den Kauf nehmen oder auch auf diesen Verzicht leisten mußte. Es ist sehr zu beklagen, daß der Tod ihn überrascht hat, bevor er die beabsichtigte und nach der Versicherung des Herausgebers im Kopf bereits vollständig entworfene Selbstbiographie niedergeschrieben hatte.

Handelt es sich hier nun um eine kurze Charakteristik seiner Leistungen, so sind seine Naturschilderungen wohl unbedingt an die Spitze zu stellen. Mit dieser Allgemeinheit ist nun freilich noch nichts gesagt, denn keine literarische Krone ist öfter gewandert wie die des Naturmalers, von Brockes an bis auf Freiligrath herab, und jeder König erhielt einmal seinen Tribut. Aber bei Fallmerayer liegt die Kunst nicht, wie bei den meisten

seiner Vorgänger, in gebundener oder ungebundener Rede, in der Neuheit und dem Glanz der Farbenmischung, sondern in der Schärfe und Richtigkeit der Zeichnung, und darum ist sie auch noch im Reflex zu fixieren, da die Linie Stand hält, nicht aber das Lichterspiel. Bewunderungswürdig vor allem nämlich und vielleicht beispiellos und einzig ist sein Blick für die Physiognomie der Erde und für das Autochthonische der Völker, welche ihre verschiedenen Striche bewohnen; er stellt den Menschen und die Natur, wie sie sich gegenseitig bedingen, mit fast dramatischer Energie hin und mußte schon wegen dieses Instinkts für das Zusammengehörige den verkappten Slaven in dem prahlerischen Neu-Hellenen entdecken, wie der Naturforscher die fremde Raupe auf dem Baum, der keine Nahrung für sie hat. Die Fragmente aus dem Orient bedürfen keines Anpreisens mehr, aber die in dieser Sammlung gebotenen und früher nie erschienenen Nachträge stehen auf ganz gleicher Höhe. Mit den Geschichtswerken brauchen wir uns ebensowenig zu beschäftigen; die Urteile von Hase, Niebuhr usw. sind bekannt und haben ebensowenig eine Besiegelung als eine Revision nötig, da die neue Doktrin, wonach ein Geschichtsschreiber eigentlich kein warmblütiger Mensch, sondern ein kaltblütiges Insekt sein muß, sich schwerlich lange halten wird. Wohl aber wollen wir auf das köstliche Kaleidoskop aufmerksam machen, das sich in den politischen und kulturhistorischen Aufsätzen und den kritischen Versuchen in einem wahren Kolibriglanze eröffnet. Nicht zwar, als ob wir überall mit den darin vorgetragenen Ansichten und Meinungen übereinstimmten; im Gegenteil, wir weichen oft bedeutend ab. Wir sind z. B. sehr weit davon entfernt, in Joseph v. Hammer-Purgstall einen geistigen Heroen zu erblicken, wie Fallmerayer; er war nach unserer Überzeugung, und wir kannten den Mann, nicht viel mehr als ein verspäteter Polyhistor, der sich mit derselben Verbissenheit um einen steierischen Käse wie um die Weltkugel schlug, weil ihm das Maß für groß und klein völlig fehlte. Aber wir denken auch über die französischen Dramatiker etwas anders wie Lessing, und wir haben schon oben im Eingang entwickelt, warum das solchen Erscheinungen gegenüber gleichgültig ist. Und diese Blätter strotzen von Geist und Humor, sind daneben aber auch so voll von den tiefsten Gedanken und den erschöpfendsten Bemerkungen, daß sie zu dem Anregendsten gehören, was unsere ganze neuere Literatur zu bieten hat. Möge der Herausgeber uns bald auch die zweite Hälfte dieses Nachlasses, denn er hat uns diesmal nur die erste vorgelegt, zugänglich machen!

Beim Tode Ludwig Tiecks.

1853.

Ludwig Tieck ist gestorben. Der König der Romantik hat das Zepter niedergelegt und ist in jene geheimnisvolle Welt zurückgekehrt, die er ein Menschenleben hindurch zu entschleiern suchte. Seinen Sarg umschweben die wunderbarsten Phantasiegebilde; der blonde Eckbert, der gaukelnde Fortunat, die luftigen Elfen, der gestiefelte Kater möchten mit ihrem Schöpfer begraben werden, um mit einer Zeit, die sie nicht mehr versteht und nicht mehr an sie glaubt, nicht länger den unfruchtbaren und ermüdenden Kampf führen zu müssen. Dem schwarzumflorten Leichenwagen folgt eine Reihe der seltsamsten Gestalten: der träumerische Novalis mit der blauen Blume aus dem Osterdingen, Achim v. Arnim mit dem Zauberspiegel, der Himmel und Erde, freilich verkehrt, darstellt, Clemens Brentano mit dem Daumen der Prager Hexe, Theodor Hoffmann mit dem krausen Lehrbrief des wahnsinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantastisch zugestutztem Schnurrbart und altertümlichen Sporen, die Barbarossa verloren zu haben scheint, Zacharias Werner endlich mit dem Templerkreuz.

Kein Deutscher wird den Tod des greisen Dichters ohne Wehmut erfahren, wenn das Ereignis auch längst zu erwarten stand. Man sieht einem flackernden Licht, das jede Minute auszugehen droht und sich doch immer wieder eine Minute erobert, nicht ohne Teilnahme zu, und es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn es dann plötzlich erlischt und die Dunkelheit hereinbricht. Wer könnte nun wohl einen „Stern in Menschengestalt" verlöschen sehen, ohne davon ergriffen zu werden und mit Trauer auf die entstandene klaffende Lücke hinzublicken? Und ein solcher Stern war Tieck! Seine letzten Lebensjahre sind ihm nicht zu freundlich verstrichen, denn ein neues Geschlecht, neuen Aufgaben in neuen Formen und Gestaltungen nachjagend, trat ihm feindlich gegenüber und er hatte keine Achilleshaut, er fühlte jeden Hieb und jeden Stich, der ihm versetzt wurde. Aber gewiß werden an seinem Grabe auch seine Feinde erscheinen und dem Manne die Ehrfurcht bezeigen, die sie seiner Richtung versagen zu müssen glaubten. Denn der Krieg gegen die Romantik war an und für sich zwar ein vollkommen berechtigter, jedoch nur so weit, als aus einer reich begabten, aber nicht, wie Shakespeare und

Goethe, normalen Individualität allgemein gültige Gesetze abgeleitet werden sollten. Das ist vorüber, das Gleichgewicht zwischen dem wirklichen Leben und der Phantasiewelt, das eine Zeitlang verrückt zu werden drohte, ist längst wieder hergestellt, und wenn noch irgendwo einige Kugeln in den Büchsen sitzen geblieben sind, so feure man sie zu Ehren des edlen Abgestorbenen in die Luft ab!

Die Fußstapfen des wahren Poeten sind leuchtend, wie die des Propheten. So ist auch der Weg, den Tieck zurücklegte, mit Perlen und Edelsteinen übersät. Und nicht bloß in der Jugend war er reich, wie mancher Gegner behauptet hat, bis ins späteste Alter hinein hat er blitzende Kleinodien verstreut. Wohl liegt auf jenen Märchen, durch die er sich zuerst als den Sohn der Götter ankündigte, ein so zauberischer Duft, daß man's begreift, wenn viele den blonden Eckbert, den Runenberg, den Liebeszauber usw. allen übrigen seiner Produktionen vorziehen. Aber nicht weniger reizend sind die meisten seiner Novellen, ja einige seiner Dramen, nur daß man freilich vom blendend hellen Mittag und vom eindämmernden Abend nicht verlangen muß, was nur der tauige Morgen gewährt. Ein kaum geschlossenes, vielleicht noch offenes Grab, auf dem die erste Blume erst gepflanzt werden soll, regt nicht zu Untersuchungen an über die Mängel des Entschlafenen. Aber braucht man die Nation wirklich erst wieder zu erinnern an den mit Shakespearischer Genialität gezeichneten Eulenböckh in den Gemälden, an den jungen Tischlermeister, diesen Vorläufer des so berühmt gewordenen französischen Handwerkerromans der Sand, an die großartigen Schilderungen des mystischen Seelenlebens in dem Aufruhr in den Cevennen, an die herrlichen Charaktere des Marlow und des Robert Green im Dichterleben, oder gar an die unheimliche, mit allem Grauen der Hölle umkleidete Mechtildis im Blaubart und an die Fülle der lebenswahrsten Gestalten im Fortunat? Gewiß nicht, ein Dichter ist nicht darum vergessen, weil er schon bei Lebzeiten unter die Heroen versetzt wurde und die ihm gebührende Nische im Nationalpantheon erhielt, anstatt noch Tag für Tag durch Trommeln und Pfeifen eingeladen zu werden, mit auf dem Fechtboden oder dem Exerzierplatz zu erscheinen. Und wenn Ruge auch nicht recht zu wissen schien, daß ein kranker Mensch unter allen Umständen mehr ist, als eine gesunde Puppe und deshalb einen Dichter wie Tieck durch reimende Pointen- und Tendenzjäger seiner eigenen Schule beseitigen zu können glaubte: die Bildung hat immer nur dazu gelacht.

Und haben seine Gegner auch vergessen, was Tieck für das Verständnis Shakespeares in Deutschland geleistet und welch ein Verdienst er sich um den großen Heinrich von Kleist durch liebevolles und beharrliches Hinweisen erworben hat, so daß der Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ und des „Michel Kohlhaas“ früher, als es ohne Tieck vielleicht geschehen wäre, der deutschen Nation näher gerückt wurde, die Bildung hat es nicht vergessen und flicht deshalb ein Blättlein mehr noch in seinen Lorbeerkranz.



